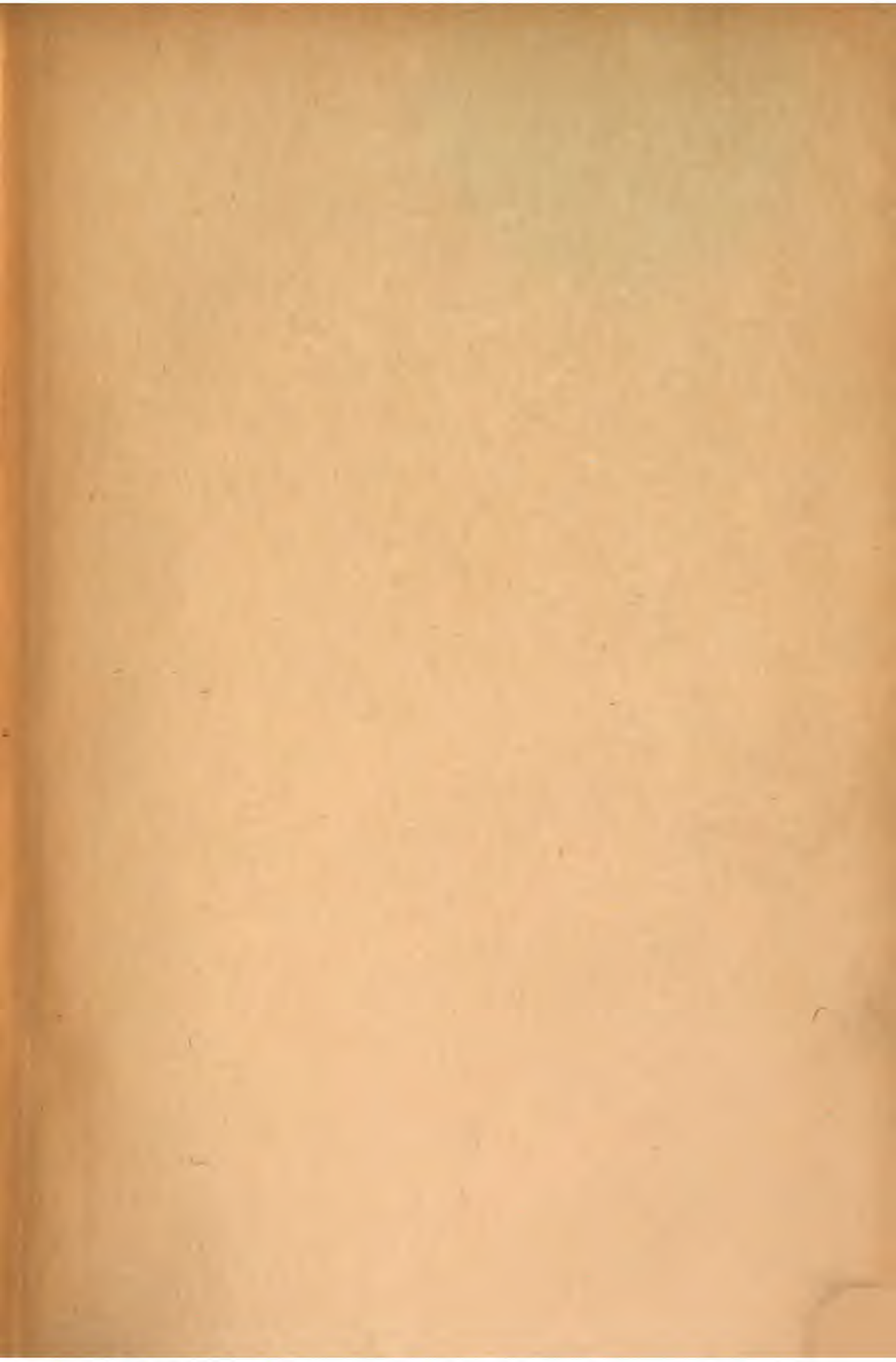
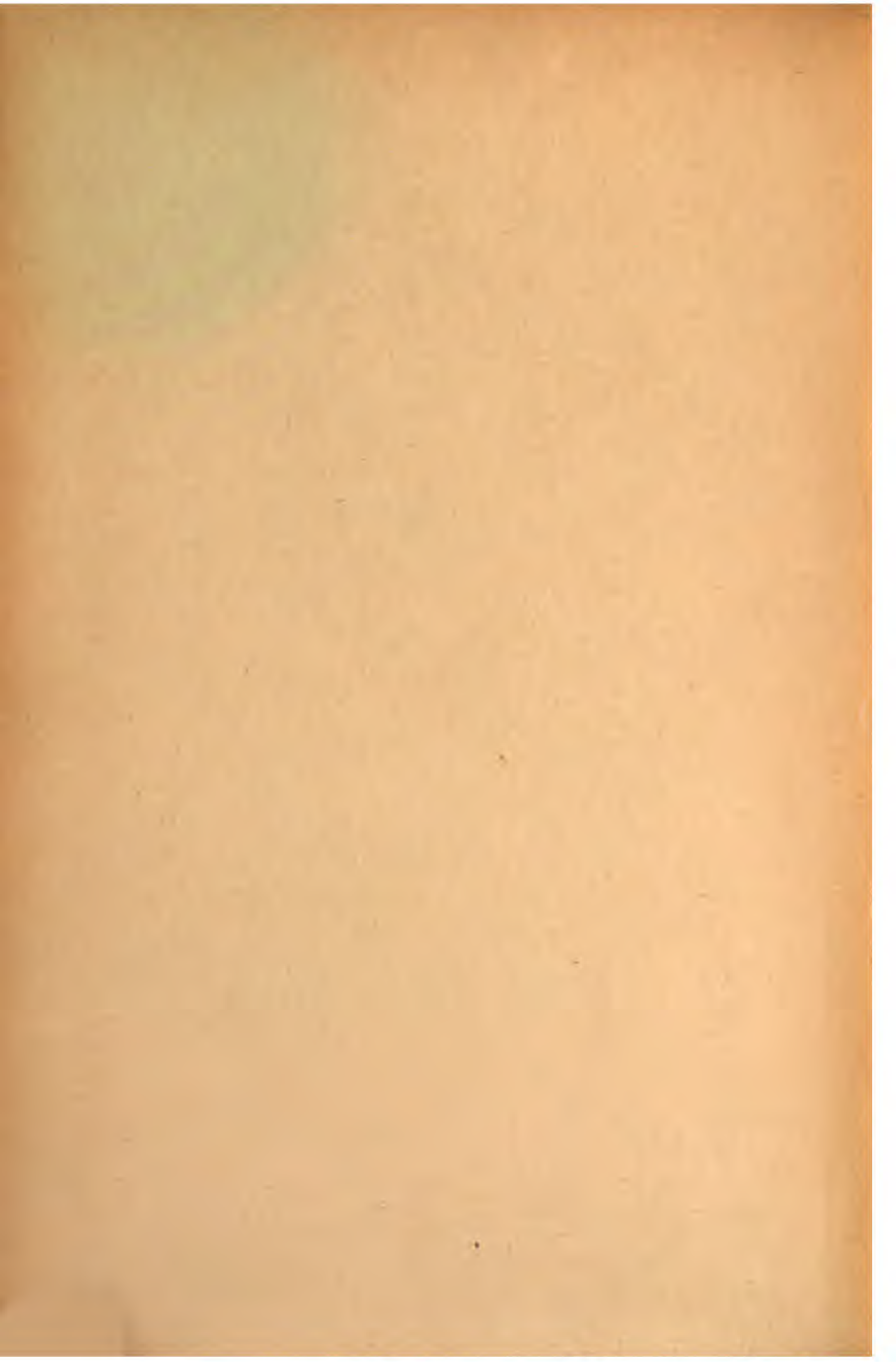
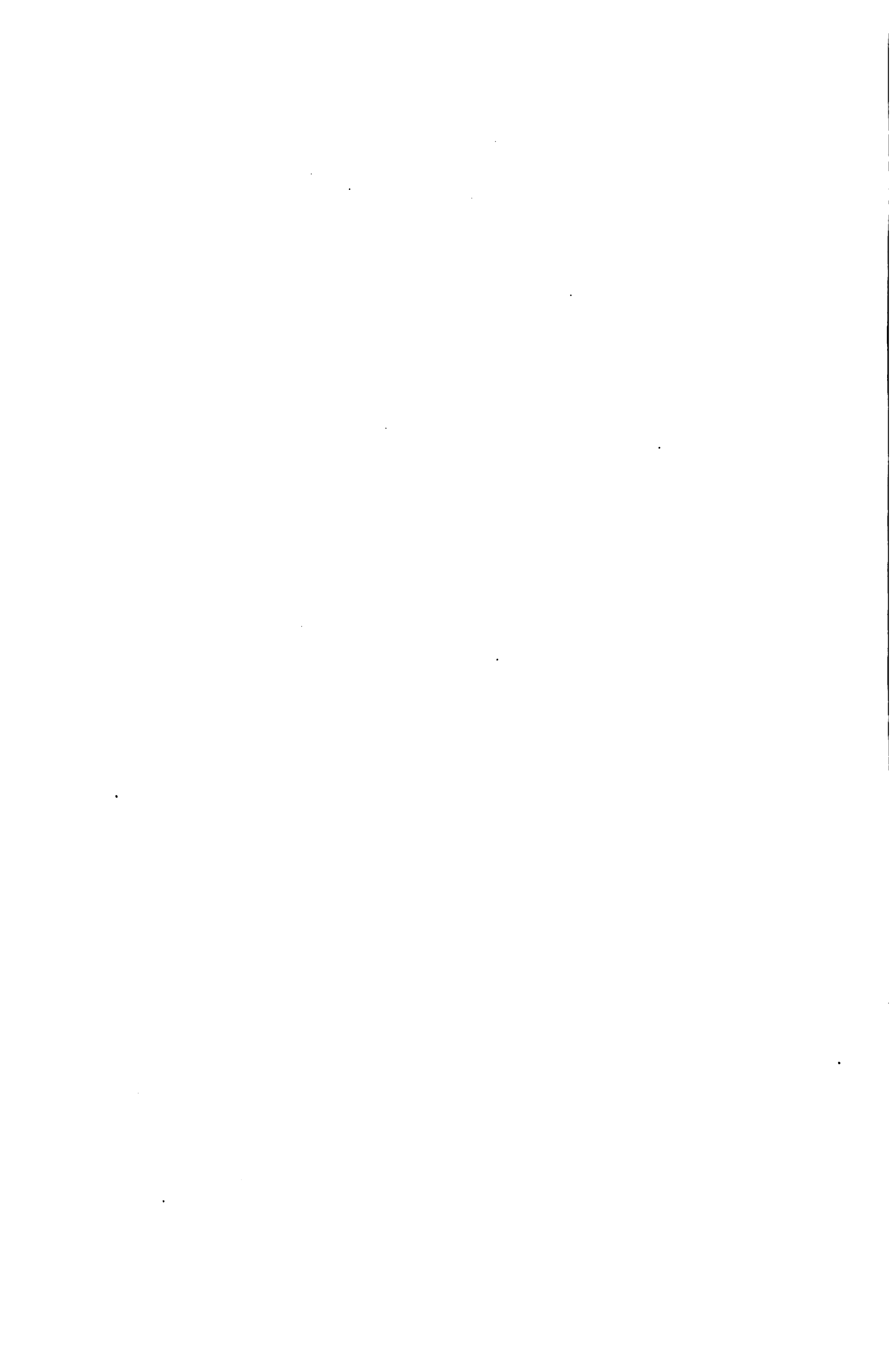






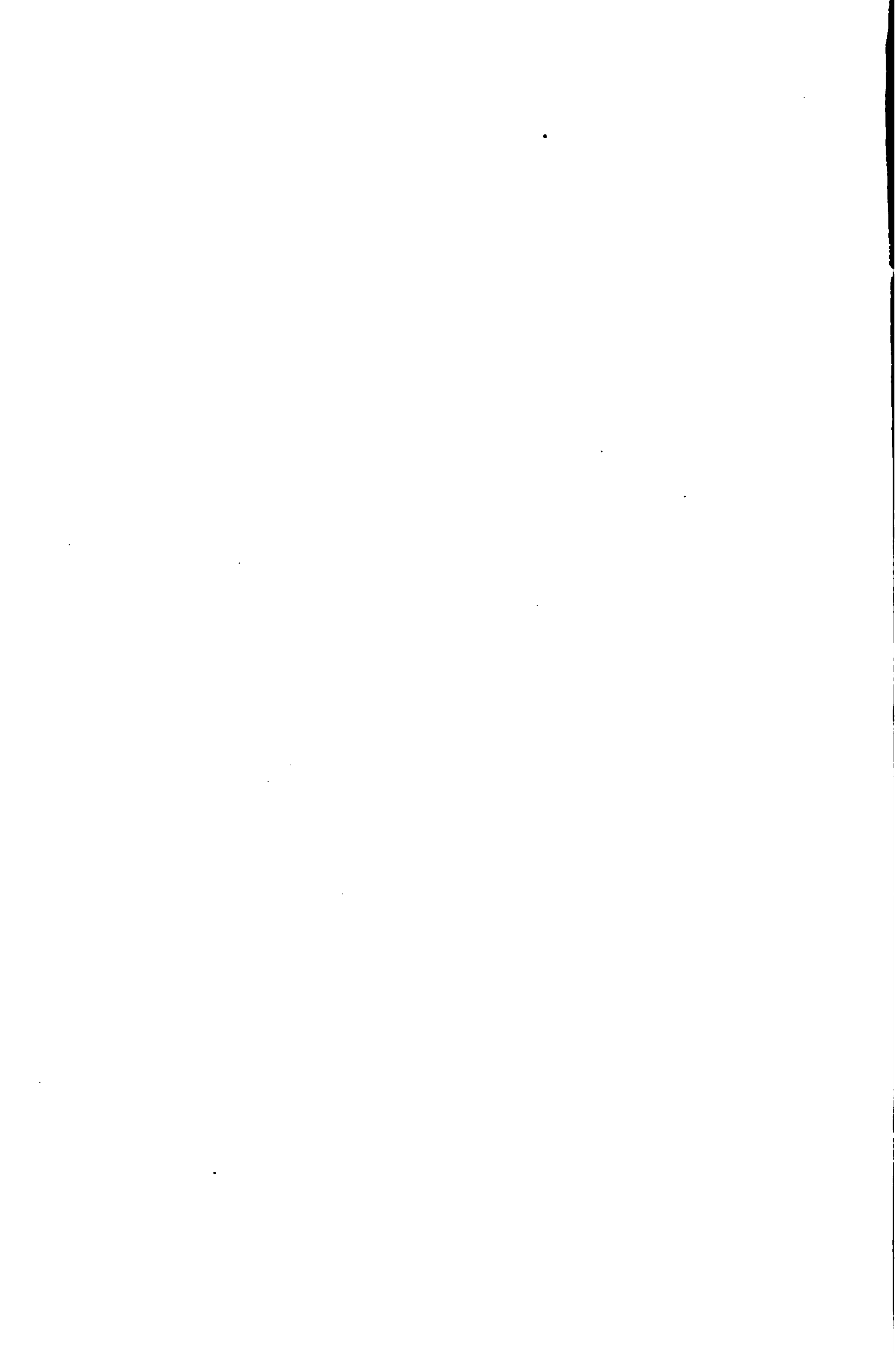


ZENTRALBLATT

FÜR

ANTHROPOLOGIE

IX. JAHRGANG 1904



ZENTRALBLATT

FÜR

ANTHROPOLOGIE

IN VERBINDUNG MIT

F. v. LUSCHAN * H. SEGER * G. THILENIUS

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG BUSCHAN

IX. JAHRGANG 1904

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN

1904

Zentralblatt für Anthropologie

in Verbindung mit

F. v. Luschan, H. Seger, G. Thilenius

herausgegeben von

Georg Buschan.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

9. Jahrgang. Heft 1. 1904.

A. Referate.

I. Allgemeines, Methoden.

1. **Charles S. Myers: The Future of Anthropometry.** Journ. of the Anthr. Inst. of Gr. Brit. a. Irel., 1903, Vol. XXXIII, p. 36—40.

Verfasser schildert, wie seit den früheren scheinbar erfolgreichen anthropometrischen Untersuchungen der jetzige seiner Meinung nach trostlose Zustand der Anthropometrie sich herausbildete; er erinnert daran, wie man anfangs große Verschiedenheiten bei den verschiedenen Völkern fand, bis man nach Vermehrung der Beobachtungen immer und immer wieder erkannte, daß die Variationsbreite so groß ist, daß es unmöglich ist, Knochen mittels Messungen zu identifizieren. Es werden dann die Versuche der Abhilfe kurz gestreift: wie man die Schuld auf die Methoden schob, wie Sergi dann seine bekannten Vorschläge machte, u. a. Indem Verfasser letztere verwirft und als letzte Aufgabe die mathematische Beschreibung der Körperformen bezeichnet, schiebt er die Schuld an der augenblicklichen Verwirrung (wie Referent meint und an anderem begründet zu haben glaubt) mit Recht auf den herrschenden Gebrauch, ihre Zusammensetzung nach ganz ungleichwertigen Reihen zu vergleichen; besonders erklärt er es für einen großen Mißbrauch, ein einzelnes Maß mit Durchschnitten ganzer Reihen anderer in Vergleich zu stellen. Er glaubt, daß die Kurven, je nachdem sie nur eine oder mehrere Spitzen zeigen, einen Schluß auf die Beschaffenheit ihrer Zusammensetzung (ob homogen oder nicht homogen?) zulassen, und hält gerade diese Beurteilung für etwas sehr Wichtiges, da sich gezeigt habe, daß heutzutage keine einzige reine Rasse existiert; er bestreitet aber auch, daß die uns bekannten früheren Rassen „rein" gewesen sind, da die Variationsbreite sich nicht geändert habe. Er erhofft wesentliche Förderung der Anthropometrie von drei Seiten: erstens von der „Anthropoidometrie", zweitens vom Studium der Korrelationen, und drittens von der die beiden genannten mit in sich fassenden „Biometrie". Unter letzterem Namen, der etwa die Messung der Lebenserscheinungen im weitesten Sinne des Wortes bedeuten soll, ist in England im vorigen Jahre bekanntlich eine Richtung der Forschung mit eigener Zeitschrift „Biometrika" in die Erscheinung getreten. Die

vorliegende Arbeit ist wesentlich bestimmt, für diese Richtung und die Aufgaben, die der Anthropometrie in ihr erwachsen, Interesse zu erwecken.

P. Bartels-Berlin.

2. Anton Brosch: Ein neues Leichen-Konservierungsverfahren. Zeitschrift für Heilkunde 1903, Bd. XXIV (N. F. IV), Heft 4. (19 S. u. 2 Taf.)

Auf der Suche nach einem einfachen, raschen und dabei unbedingt zuverlässigen Leichen-Konservierungsverfahren gelangte Verfasser an der Hand von zahlreichen Versuchsreihen, die sich über mehrere Jahre erstreckten, zu einer neuen Methode, die in einer fäulnisfesten Imprägnierung der Leichen unter hohem Druck besteht. Er hat zu diesem Zwecke zwei Konservierungsflüssigkeiten ausfindig gemacht, welche den Anforderungen am besten zu entsprechen scheinen. Für den Kopf, wo es um eine möglichst rasche Härtung der Gesichtszüge ankommt, wendet er eine Lösung an, die sich aus 1000 g Formalin (= 40 Proz. Formaldehyd), 50 g Chlornatrium und 50 ccm Acid. carbolicum liquefactum zusammensetzt, für den übrigen Körper, wo die Desinfektion die Hauptsache ist, eine Flüssigkeit, welche aus einer 5 proz. Formaldehydlösung besteht, welcher 10 Proz. Chlornatrium und 5 Proz. Acid. carbol. liquef. zugesetzt werden. — Die erforderlichen Instrumente sind zwei Hohlnadeln von 15 cm Länge (für den Kopf) und drei Kanülen für den Rumpf und die Extremitäten. Die Dimensionen der letzteren sind: I. 125 cm Länge und 6 mm Dicke, II. 100 cm Länge und 4 mm Dicke und III. 60 cm Länge und 6 mm Dicke; I und II dienen zur Konservierung der Extremitäten, II zu der des Rumpfes. Dazu kommen noch eine Spritze von 400 ccm Inhalt, die mit einer Vorrichtung zur Anwendung eines hohen Druckes ausgestattet ist, eine Pravazspritze (für die Bulbi), eine Glasflasche mit Karbolsäureglyzerin, Pinsel, Watte, Gipsmehl und andere Kleinigkeiten mehr. Das erforderliche Instrumentarium liefert in einem Etui die Firma Hermann Dümler, Mechaniker in Wien IX, Schwarzspanierstraße 4, für den Preis von 130 Kr.

Für die Technik, die sich hier in ihren Einzelheiten nicht wiedergeben läßt, kommen folgende Gesichtspunkte in Betracht. Nachdem die Bulbi mittels der Pravazspritze injiziert worden sind, wird mittels der Hohlnadel, von dem Nasenloche hochsteigend, das Siebbein durchstoßen und die Kanüle bis an die innere Fläche der Scheitelbeine weitergeführt; hier ist nämlich der geeignetste Punkt, wo man den höchsten Druck anwenden kann, ohne Entstellungen der Gesichtszüge oder Schwellungen der Augenlider befürchten zu müssen. Als zweiter Akt folgt die Konservierung der Extremitäten. Dieses geschieht von der Harnröhre aus. Wie ein Katheter wird eine der langen Kanülen eingeführt und unter Führung des Mandrins bis zur Achselhöhle, und sodann bei (in der bisherigen Richtung) gestrecktem Arm bis an das Handgelenk weitergeschoben. Liegt die Kanüle so weit richtig, dann wird der Mandrin herausgezogen, die Spritze aufgeschraubt und unter allmählichem Entleeren der Spritze das Kanülenende langsam zurückgezogen. Nachdem beide Oberextremitäten auf solche Weise behandelt sind, schreitet man zur Konservierung der Unterextremitäten. Man bringt zu diesem Zwecke die Beine in eine gestreckte Abduktionsstellung und sucht unter Führung des Mandrins bis zur Knöchelgegend mit der Kanüle vorzudringen. Das Injizieren geschieht nach denselben Grundsätzen wie bei den oberen Extremitäten. Die Konservierung der Brusthöhle findet in der Weise statt, daß man von derselben Ausgangspforte aus mit der Kanüle die beiden Brustfellräume, den

Herzbeutel und das Herz zu erreichen sucht, die der Bauchhöhle, indem man die Kanülen in die Nabelgegend, die linke und rechte Bauchhöhle einführt und dann natürlich an den angegebenen Stellen injiziert. Schließlich kann man noch durch das Foramen ischiadicum majus die Glutaei mit Konservierungsflüssigkeit versorgen. Zum Zwecke einer langsameren Verdunstung der im Innern der Leiche enthaltenen Flüssigkeit empfiehlt es sich, die Hautdecken noch mit einer Lösung von Karbolglyzerin einzupinseln. Eine Bindeneinwickelung ist überflüssig.

Nach den beigefügten photographischen Aufnahmen zu schließen, scheinen die Resultate geradezu wunderbare zu sein. Natürlich gehört eine große Übung und die Kenntnis von allerhand kleinen Kunstkniffen dazu, die der Verfasser ausführlich uns mitteilt. Er selbst berichtet über den Erfolg folgendes: Die Leichen lagen vier bis fünf Monate offen aufgebahrt ohne jeglichen Schutz vor Luft und Licht da; die Veränderungen innerhalb dieser Zeit waren so unbedeutende, daß noch nach fünf Monaten gute Porträtaufnahmen möglich waren. In weiterer Folge begannen langsam Mumifikationserscheinungen aufzutreten. Am Körper selbst waren nach einundeinhalb Jahren einer offenen Aufbahrung solche noch nicht wahrzunehmen, sondern nur an der Gesichtshaut, den Fingern und Zehen. Die fernere unversehrte Erhaltung der konservierten Leichen ist daher lediglich eine von der Verdunstung abhängige Frage. Aufbewahrung in einem luftdicht verschlossenen Sarge oder in laugenartigen Lösungen, Einpinseln mit Glyzerin, Salbung mit konsistenten Fetten oder Einwickelung mit Binden aus dünnem, reinem, entschwefeltem Paragummi dürften hierfür geeignete Mittel sein. *Buschan-Stettin.*

3. Hans Virchow: Die Verwendung von Abgüssen bei der Herstellung von Skelettpräparaten. Zeitschrift für Ethnologie 1903. Bd. XXXV, S. 793 bis 795.

Verfasser warnt aufs neue vor voreiliger Zusammensetzung von Skeletten, da „vieles von dem, was man an den einzelnen Knochen feststellen kann, an Deutlichkeit verliert, sobald die Knochen zum Skelett zusammengefügt sind“. Er empfiehlt deshalb, unter Vorlegung entsprechender Beispiele, Abformung einzelner Knochen und Vereinigung der Abgüsse untereinander bzw. mit den anderen Skelettknochen. *P. Bartels-Berlin.*

II. Anthropologie.

4. J. Sobotta: Atlas und Grundriß der deskriptiven Anatomie des Menschen. I. Abteilung: Knochen, Bänder, Gelenke und Muskeln des menschlichen Körpers. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1902. (Preis 20 Mark.)

Nachdem die Nomenklaturkommission der anatomischen Gesellschaft eine einheitliche Terminologie geschaffen, wäre es äußerst wünschenswert, wenn auch in anthropolopischen Arbeiten, wo außerdem das Verständnis noch durch die zahlreichen Synonyme für Varietäten, Abnormitäten, pathologische Bildungen u. a. oft erschwert wird, eine einheitliche Anwendung der Bezeichnungen Sitte würde. Wer mit einem Blick sich schnell über die jetzt Gesetz gewordene Namengebung belehren oder wer sich oder anderen schwierigere osteologische Verhältnisse an Hand von guten Abbildungen illustrieren will, dem sei der vorstehend bezeichnete Atlas bestens empfohlen. Besonders aber

mögen diejenigen Fachgenossen, welche Vorlesungen über Anthropologie vor nicht anatomisch vorgebildeten Zuhörern halten, und welche diesen ein auf der Höhe der Zeit stehendes, wohlfeiles und übersichtliches Werk zu empfehlen wünschen, auf diesen Atlas von Sobotta hingewiesen sein.

P. Bartels-Berlin.

5. Arthur Thomson: A consideration of some of the more important factors concerned in the production of man's cranial form. Journ. of the Anthr. Inst. of Gr. Brit. a. Irel., 1903, Vol. XXXIII, p. 135—166; 1 Taf.

Aus der eine Fülle von Anregungen bergenden Arbeit des bekannten Oxforder Anatomen kann nur folgendes kurz hervorgehoben werden. Zweierlei Arten von Einflüssen bewirken die Form des Kopfes: äußere und innere. Die äußeren, mechanischen Einflüsse werden untersucht, indem die Wirkung der Kaumuskeln auf die Kieferform und dann die Form des Kiefers und des Schädels verglichen werden. Von den zahlreichen Wegen der Untersuchung schaltet Verfasser die große Zahl derer, die nicht oder nicht sicher zum Ziele führen, nach Besprechung derselben aus und schlägt selbst folgende ein. An „über 50“ Unterkiefern bestimmte er den von ihm so bezeichneten „Mandibularindex“ $\left(\frac{\text{Condylo-symphysial length} \times 100}{\text{Intercondylic width}}\right)$; er fand, daß derselbe schwankte zwischen 74 und 100, und es zeigte sich, daß 13 brachykephale Schädel einen Index von 84,8, 11 mesokephale einen Index von 88,8, und 20 dolichokephale einen Index von 90,6 aufzuweisen, also eine ausgesprochene Korrelation zwischen Kieferlänge und Kopflänge. Da von den Kaumuskeln hauptsächlich nur der Temporalis als formgestaltender Faktor in Betracht kommen konnte, so war es von großer Wichtigkeit, die Lage seines Ansatzes, des Proc. coronoideus, zu messen; diese Aufgabe erfüllt der Coronoid-Index $\left(\frac{\text{Condylo-coron. width} \times 100}{\text{Condylo-symphysial lenght}}\right)$. Derselbe schwankt zwischen 43 und 31. Es scheint eine Beziehung zwischen Coronoid- und Kopfindex zu bestehen, denn die höheren Werte des ersteren finden sich gewöhnlich zusammen mit Dolichokephalie, die niederen mit Brachykephalie. Es wurde ferner die Kraft bestimmt, welche nötig ist, um am Proc. coronoideus angreifend den am Condylus fixierten Unterkiefer zu bewegen (bei Belastung der Bissebene im Mittelpunkt zwischen den Schneidezähnen mit 100 g); die Variabilität war hier bedeutend, zwischen 320 und 448 g. Durch Vergleichung dieser Resultate mit dem Mandibularindex zeigt sich, daß die kürzeren Kiefer eine geringere Kraft beanspruchten, um denselben Effekt zu erzielen wie die längeren, während für diese der Aufwand einer bedeutenderen Kraft nötig war. Ähnliches ergibt sich aus der Vergleichung der Gewichte mit dem Coronoidindex: derjenige Kiefer, bei dem der Angriffspunkt der Kraft weiter von der Basis entfernt ist, erfordert eine geringere Muskelkraft wie der, bei dem der Angriffspunkt näher liegt. — Es werden dann weitere Korrelationen erwähnt (z. B. zwischen Körpergröße und Kopfform), worüber im Original nachzulesen ist. Virchows Gesetz der Kompensation (daß unter Schädeln des gleichen Typus diejenigen, die eine den Durchschnitt übertreffende Breite besitzen, dafür eine geringere Höhe und Länge aufweisen) wird angenommen. Der Einfluß des Alters, ferner pathologische Einflüsse (Hydrocephalus u. a.) auf die Form des Kopfes werden ausführlich erörtert, der Unterschied in der Anlage der Knochen der Basis und der Schädelkapsel (Hautknochen) als formgestaltendes Moment wird ausführlich gewürdigt. Zum Schluß werden

interessante Experimente angeführt, die das Wirken der Natur gewissermaßen nachmachen sollen. In einen horizontal durchgesägten, mit Klebestoff innen an der Basis bestrichenen Schädel wird ein Gummiballon eingeführt und derselbe mit einer Radfahrerpumpe vom For. magnum aus aufgeblasen. Dann wird die Kalotte abgenommen und nun durch Einblasen oder Ablassen von Luft die jeweilige Form des nachgemachten „häutigen Primordialcraniums“ studiert. Auch die Wirkung des Temporalis wird durch Anbringen von Fäden, an denen gezogen werden kann, nachgemacht und gezeigt, wie die Form der Kapsel entsprechend der verschiedenen Ausdehnung des Temporalis und der verschiedenen Zugrichtung sich ändert. Verfasser faßt seine Resultate dahin zusammen, daß die Kopfform bestimmt wird durch physikalische und intellektuelle Einflüsse, und daß, wenn auch durch erbliche Einflüsse sich Rassentypen gebildet haben, diese nicht notwendig stabil sein müssen, sondern daß ganz gut sich eine rundköpfige Rasse aus einer langköpfigen entwickelt haben kann, wenn die nötigen Bedingungen erfüllt waren, wenn auch zweifellos tausende von Jahren zu einer solchen Umwandlung nötig gewesen sind. *P. Bartels-Berlin.*

6. H. Pfister: Die Kapazität des Schädels beim Säugling und älteren Kinde. Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie 1903, S. 577 bis 589.

Die Kapazität sowohl des skelettierten Schädels, als auch der frisch eröffneten Kopfhöhle an der Leiche ermittelt Pfister mit Wasser und Zuhilfenahme von Glaserkitt. Um Vergleiche zwischen skelettierten und nicht skelettierten Schädeln anstellen zu können, addiert er bei der frisch eröffneten kindlichen Kopfhöhle $6^1/_2$ bis 7 Proz. ihrer Kapazität zu, welcher Prozentsatz etwa auf die Rechnung der Gewichte der Dura mater und der gefüllten Blutleiter kommt.

Nach dieser Methode führte er an dem Sektionsmaterial des Kaiser und Kaiserin Friedrich-Krankenhauses 154 Einzelmessungen aus. Er fand, daß die Kapazität der Kopfhöhle auf sämtlichen Altersstufen bei den Knaben größer sei als bei den Mädchen. In den ersten Lebenstagen ist dieser Unterschied ein geringer (ungefähr 20 ccm), dann wächst er rascher, um später immer langsamer zu werden.

Der durchschnittliche Rauminhalt der Kopfhöhle wächst so, daß schon vor dem neunten Monate das erste Drittel der Gesamtzunahme, mit $2^1/_2$ Jahren das zweite Drittel erreicht wird; von diesem Zeitpunkte bis zum dritten Drittel wird das Tempo immer langsamer.

Die Kapazität zeigt bei beiden Geschlechtern auf derselben Altersstufe oft eine bedeutende Variationsbreite, welche wir als den Ausdruck einer individuellen Anlage anzusehen haben. *Dr. Oskar v. Hovorka-Wien.*

7. M. Trabold: Schädelraum und Gaumenhöhe. Inaug.-Dissert. (med.). Freiburg 1903.

Verfasser berichtet nach kurzer Erörterung der betreffenden Literatur über die Messungen, die in der Freiburger Ohrenklinik (Prof. Bloch) an etwa 800 Individuen vorgenommen wurden, um die Verhältnisse der Gaumenform (Zusammenhang mit dem Atemtypus usw.) zu studieren (vergl. den Bericht, Jahrg. VIII, Nr. 363), und zwar untersucht Verfasser, ob sich Beziehungen zwischen Schädel- und Gaumenform zeigen lassen. Es ergibt sich, daß bei Erwachsenen mit zunehmendem Kopfindex der Gaumenindex abnimmt, daß also langer schmaler Schädel meist mit engem, hohem Gaumen, breiter kurzer

Schädel mit weitem, niedrigem Gaumen zusammentrifft. Für die dolichokephalen Köpfe, ebenso für einzelne Kategorien von Kindern (in der II. Dentition usw.) ist das Material noch nicht groß genug, so daß noch nicht alle Details berücksichtigt werden konnten. *Dr. E. Fischer-Freiburg i. B.*

8. Seggel: Abhängigkeit des Astigmatismus corneae von der Schädelbildung. Archiv für Augenheilkunde 1903, Bd. XLV, S. 161 bis 164.

Bei einem orthokephalen und leptoprosopen Wehrpflichtigen, dessen linke Gesichtshälfte schmäler und länger war als die rechte, fand Seggel einen hochgradigen beiderseitigen Astigmatismus, jedoch in entgegengesetztem Sinne, links 5,6 Dioptr. nach der Regel, rechts 5,1 Dioptr., aber invers, links breit queroval, rechts längsoval. Aus diesem, sowie aus zwei anderen ähnlichen Fällen zieht Seggel den Schluß, daß der Astigmatismus mit der Schädelbildung, und zwar mit der des Gesichtes im Zusammenhange steht. *Dr. Oskar v. Hovorka-Wien.*

9. Otto Sturmhöfel: Über die Eminentia cruciata des Hinterhauptbeines. Diss. Königsberg, 1903. 42 Seiten, 1 Taf.

Vom rein morphologischen Standpunkte aus werden die Formen der Eminentia cruciata an 400 Objekten der Königsberger anatomischen Sammlung betrachtet. Verfasser unterscheidet drei Typen, und zwar: Typus I: der Sulcus longitudinalis geht in den rechten Sulcus transv. über (232 Fälle); Typus II: der Sulc. long. geht in den linken Sulc. transv. über (70 Fälle). Typ. III der Sulc. long. teilt sich in den rechten und linken Sulc. transv. (61 Fälle). An dem beobachteten Material fand sich eine Fossula torcularis in 7, eine Fossula vermiana in 21, kleine Sulci occipitales in 16 Fällen; 254 mal kamen Abweichungen des Sulc. long. nach rechts oder links oder nach beiden Seiten der Mittellinie zur Beobachtung. Nur in der Hälfte aller Fälle fand sich dasjenige Bild, welches von den Autoren als das am häufigsten vorkommende hingestellt wurde, nämlich der Übergang des Sulc. long. in den rechten Sulcus transversus. — Fragen der vergleichenden Anatomie oder der Anthropologie wurden nicht aufgeworfen. *P. Bartels-Berlin.*

10. Willy Jacoby: Unterschiede am Schädel des Schimpansen, Gorilla und Orang-Utan. Philos. Dissert. Bern, 1903; Stuttgart, E. Nägele. Fünf Tafeln.

Diese unter Leitung von Professor Matschie-Berlin angestellte Untersuchung vergleicht 14 ♂, 19 ♀ und 3 unbestimmte Schimpanse-, 35 ♂, 18 ♀ Gorilla- und 11 ♂, 12 ♀ Orangschädel, außerdem an kindlichen Schädeln 6 vom Schimpansen, 14 vom Gorilla, 23 vom Orang. Sämtliche Schädel werden im zoologischen, im ethnographischen und im anatomischen Museum in Berlin aufbewahrt. Eine große Reihe von Einzelheiten, über die in der Arbeit selbst nachzulesen ist, wird aufgeführt, die Verschiedenheiten des knöchernen Gaumens, der Nasenbeine, der Choanen werden durch schematische Figuren erläutert. Gute Photographien sind auf den Tafeln reproduziert. Der Schwerpunkt der Untersuchung, soweit sie durch Messungen gestützt und beweiskräftig wird, liegt in tabellarischen Übersichten der Größe sämtlicher Zähne. Bedauerlicherweise hat aber Jacoby bei den Schneidezähnen nur die Länge, nicht die Breite angegeben, so daß es leider nicht möglich ist, die seinerzeit von Schaaffhausen aufgestellte Behauptung von der größeren Breite der oberen ♀ Schneidezähne, die von Parreidt und später vom Referenten

geprüft wurde, an anthropoiden Affen, bei denen sie nach Schaaffhausen gleichfalls zutreffen soll, zu untersuchen. Merkwürdig ist der Befund bei einem alten Gorillamännchen, das keine Crista sagittalis, und bei einem gleichfalls ausgewachsenen alten Gorillaweibchen, das eine ausgebildete Crista aufwies; dies bedarf wohl weiterer Untersuchung. Nach Jacoby liegt der einzig sichere Geschlechtsunterschied in der stärkeren Ausbildung der ♂ Eckzähne. Seltsam ist die Methode, die Prognathie zu messen: Orientierungsebene ist die Brocasche (Alveolar-Condylenebene), Meßpunkte sind der Alveolarpunkt und der Mittelpunkt einer Verbindungslinie der beiden tiefsten Punkte der Margines infraorbitales; der Orang ist hiernach am prognathesten, Schimpanse und Gorilla gleichen sich. — Besonderer Erwähnung wert sind noch folgende Einzelheiten: Im Gegensatz zum Menschen bricht bei den Anthropoiden der dritte Molar früher als der Eckzahn durch. Unterscheidende Merkmale an den Zähnen fanden sich nicht. Die mittleren Milchschneidezähne des Oberkiefers besitzen in fast allen Fällen eine mediale und eine laterale Wurzel; hiervon findet sich noch sehr oft bei den entsprechenden bleibenden Zähnen eine Andeutung. Bei einer Anzahl von Zähnen konnte Karies festgestellt werden, ein Orang hatte an einem unteren Molaren Zahnsteinablagerungen. Die Richtigkeit der Ansicht Selenkas, daß bei dem Schimpansen eine Reduktion des dritten unteren Molaren vorhanden sein soll, wird bestritten; ebenso wird die behauptete große Ähnlichkeit der Molaren und Prämolaren des Schimpansen mit denen des Menschen widerlegt; und zwar hat der Schimpanse auf der Kaufläche der unteren Molaren 5 Höcker (Mensch 4), die Fissuren der unteren Molaren stehen wie ein H (Mensch Kreuz), und die Anzahl der Wurzeln der unteren Molaren und Prämolaren des Schimpansen beträgt 3, während sie beim Menschen nur 2 bzw. 1 ist. Die Frage, ob der Gorilla dem Schimpansen, wie Selenka, oder dem Orang, wie Matschie meint, näher steht, wird nur gestreift. *P. Bartels-Berlin.*

11. G. Elliot Smith: The so-called „Affenspalte“ in the human (Egyptian) brain. Anatomischer Anzeiger 1903, Bd. XXIV, Nr. 2/3, S. 74 bis 83, 6 Figuren.

Verfasser hat nach Abschluß einer großen Reihe von Untersuchungen an Affengehirnen solche an Hirnen von Ägyptern begonnen und war überrascht, in einem bedeutenden Prozentsatz die Gyrifikation des Occipitalhirnes im wesentlichen der des Gorillagehirnes gleich zu finden. Er sucht die der geltenden Ansicht von der großen Seltenheit der Affenspalte beim Menschen widersprechende Auffassung zu vertreten, daß sie im Gegenteil bei der großen Mehrzahl, wenn nicht bei allen menschlichen Gehirnen nachweisbar ist. Allerdings beschreibt er als Affenspalte etwas anderes, als die bisher gegebenen, einander zum Teil nicht entsprechenden Definitionen angeben, nämlich eine von ihm Sulcus occipitalis lunatus genannte halbmondförmige Falte, die rückwärts vom Sulcus interparietalis und Sulcus occipitalis transversus und stirnwärts von den Sulci occipitales so gelegen ist, daß ihre Konvexität stirnwärts zeigt und der Sulcus interparietalis in der Verlängerung die Mitte oder das obere Ende des Bogens treffen würde. Genaueres geben die sechs schematischen Abbildungen (darunter eine vom Hylobates) und ihre Beschreibungen. Das Verständnis wird, für den deutschen Leser wenigstens, erschwert durch die Verwendung von anatomischen Bezeichnungen, die denen der deutschen Nomenklatur nicht entsprechen; es zeigt sich wieder, wie äußerst wünschenswert es ist, daß dieselbe recht bald eine internationale wird. Da der Verfasser eine detaillierte

Beschreibung in Aussicht stellt, so möchte Referent den Wunsch äußern, daß außer den Fellah-Gehirnen auch solche von Europäern zur Untersuchung herangezogen werden möchten, da es sich doch bei diesen interessanten Ähnlichkeiten des menschlichen und des Anthropoidenhirnes (man mag die Berechtigung der Bezeichnung „Affenspalte“ für den Sulcus lunatus anerkennen oder nicht) um Rassenverschiedenheiten handeln könnte, deren Aufdeckung großes anthropologisches Interesse bieten würde. Genaue tabellarische Übersichten über die untersuchten Fälle und eine Identifizierung der vom Autor gebrauchten Bezeichnungen mit denen der Baseler Nomenklatur würde gleichfalls sehr wertvoll sein. *Paul Bartels-Berlin.*

12. Seggel: Über das Verhältnis von Schädel- und Gehirnentwickelung zum Längenwachstum des Körpers. Archiv für Anthropologie 1903. N. F. Bd. I, S. 1 bis 25.

Die Tatsache, daß wir im Stirnhirn den Sitz der intellektuellen Fähigkeiten und ein vorzügliches Assoziationszentrum zu suchen haben, daß ferner die vordere Schädelgrube der Affen im Vergleiche mit derjenigen des Menschen sehr klein ist, hat Seggel veranlaßt, einen Schritt weiter zu gehen und in der Zunahme der Grundlinie, d. h. der Entfernung der beiden Augendrehpunkte, bzw. Pupillenmitten einen Maßstab für die Entwickelung des Schädels, besonders seines Stirnteils zu machen, mithin also einen Schluß für die Entwickelung des Stirnhirns zu ziehen. Er benutzte hierzu (anläßlich seiner augenärztlichen Untersuchungen) Messungen von 700 Zöglingen des Königlichen Erziehungsinstitutes in München, welche alljährlich im Oktober vorgenommen werden; die Zöglinge standen im Alter von 9 bis 20 Jahren, also gerade in der wichtigsten Wachstumsperiode. Die geringste Pupillendistanz fand er bei einem 11jährigen Schüler mit 48 mm, die größte bei einem 15jährigen mit 69 mm. Im Durchschnitt pro Jahr nahm die Pupillendistanz um 0,61 mm zu. Seggel vergleicht die Zunahme der Länge der Grundlinie mit der Zunahme des Gehirngewichtes, und zwar bei beiden Geschlechtern, prüft sodann den Einfluß der Körperlänge, der Schädelform, der Alterszunahme. Auch die bei anderen Rassen und bei Affen sich vorfindenden Verhältnisse werden besprochen.

Er erklärt zum Schlusse die Messung der Grundlinie für einen zuverlässigen Wertmesser für die Entwickelung des Stirnhirns und rät zu einer Schonung der kindlichen Geisteskräfte, wenn der Körper schnell wächst, die Grundlinie dagegen nicht zunimmt. Gerade die Altersperiode zwischen dem 13. bis 17. Lebensjahre bedürfe der größten Aufmerksamkeit. Am häufigsten hält die Zunahme der Grundlinie mit jener der Körperlänge gleichen Schritt, mitunter eilt die erstere der letzteren sogar voraus. Bei Erwachsenen darf man dagegen bei einer großen Grundlinie nicht gleich auf ein großes Stirnhirn schließen, besonders dann nicht, wenn Brachykephalie besteht. Seggel deduziert weiter, daß die Höhe der Intelligenz des Menschen nicht durch die Größe und das Gewicht des Gehirnes oder die Schädelkapazität, sondern durch die Entwickelung des Stirnhirnes, bzw. durch die Kapazität der vorderen Schädelgrube bedingt werde. *Dr. Oskar v. Hovorka-Wien.*

13. Gaetano Perusini: Sul significato dei diastemi dentari. Atti d. Società Romana di Antropologia 1903. Vol. IX, p. 281—301.

Indem Perusini davon ausgeht, daß die Zahndiasteme wenig unter einheitlichen Gesichtspunkten betrachtet worden sind und es an einer zweckmäßigen Nomenklatur fehlt, unterscheidet er beim Menschen zunächst zwei Haupttypen, das „diastema ferino“ und das „diastema lemurinico“.

Als Raubtiertypus („ferino") bezeichnet er die Diasteme, welche sich zwischen den Schneide- und Eckzähnen vorfinden, als Lemurentypus („lemurinico") diejenigen, welche in der Mittellinie zwischen den beiden mittleren Dentes incisivi vorkommen. Als Diastema überhaupt faßt er jeden Spaltraum auf, welcher zwei sonst zusammenstehende Zähne voneinander trennt und mindestens 2 mm beträgt. Solche Diasteme können auch zwischen anderen als den oben genannten Zähnen vorkommen, sei es bei demselben Individuum in größerer Zahl („diastemi multipli"), sei es nur einfach oder doppelt („diastema unico e duplice").

Zur näheren Bezeichnung der angeborenen Zahnlücken schlägt er die folgende Diastemformel vor.

Oberkiefer:

$\underline{D}$ = Diastem zwischen den beiden mittleren Incisivi.
$\underline{D}^1$ = Diastem zwischen dem rechten mittleren und lateralen Incisivus.
$\underline{D}^2$ = Diastem zwischen dem rechten lateralen Incisivus und dem benachbarten Caninus.
$\underline{D}^3$ = Diastem zwischen dem rechten Caninus und dem ersten Prämolar.
${}^1\underline{D}$ = Diastem zwischen dem linken medialen und lateralen Incisivus.
${}^2\underline{D}$ = Diastem zwischen dem linken lateralen Incisivus und dem benachbarten Caninus.
${}^3\underline{D}$ = Diastem zwischen dem linken Caninus und dem ersten Prämolar.

Unterkiefer:

$\overline{D}$ = Diastem zwischen den beiden mittleren Incisivi.
$\overline{D}_1$ = Diastem zwischen dem rechten mittleren und seitlichen Incisivus.
$\overline{D}_2$ = Diastem zwischen dem rechten lateralen Incisivus und dem benachbarten Caninus.
$\overline{D}_3$ = Diastem zwischen dem rechten Caninus und dem ersten Prämolar.
${}_1\overline{D}$ = Diastem zwischen dem linken mittleren und lateralen Incisivus.
${}_2\overline{D}$ = Diastem zwischen dem linken lateralen Incisivus und dem benachbarten Caninus.
${}_3\overline{D}$ = Diastem zwischen dem linken Caninus und dem ersten Prämolar.

Mit diesen abgekürzten Bezeichnungen lassen sich förmliche Diastemformeln zusammenstellen, z. B.:

$\underline{D}^2, \overline{D}_2, {}^2\underline{D}, {}^2\overline{D}$ = 4 Diastemi interincisivo-canini;
$\underline{D}^3, \overline{D}^3, {}^3\underline{D}, {}^3\overline{D}$ = 4 Diastemi intercanino-praemolarici usw.

Der Autor gibt sodann drei Tabellen über das von ihm beobachtete prozentuale Vorkommen von Diastemen bei Männern und Frauen in pathologischen Fällen. Diese letzteren betreffen Idioten, Schwachsinnige, Paranoiker, Epileptiker, Maniakalische, Demente, Alkoholiker, Verbrecher, Prostituierte usw. Die Einzelheiten müssen in den Tabellen selbst nachgesehen werden.

Das „diastema ferino", dem Perusini einen mehr degenerativen Charakter zuerteilen zu müssen glaubt, herrschte vor bei den Epileptikern (8,9), den männlichen Schwachsinnigen (8,0). Das „diastema lemurinico" zeigte einen Prozentsatz von 20,6 bei den moralisch Imbezillen. Die „diastemi multipli" erreichten ihren höchsten Prozentsatz bei den Idioten (55,0). Schließlich gibt der Verfasser noch vier Holzschnitte, von denen zwei den Raubtier- und Lemurentypus vorführen, während der dritte einen Fall von multiplem, der vierte einen solchen von ${}^1\underline{D}, \underline{D}^1$ illustrieren.

Zahnarzt Ballowitz-Stettin.

14. G. v. Bunge: Wachstumsgeschwindigkeit und Lebensdauer der Säugetiere. Archiv für die gesamte Physiologie, 1903. Bd. XLV, S. 605 bis 608.

In Gemeinschaft mit zweien seiner Schüler bestimmte Verfasser die Zeiten, welche verschiedene Säugetiere brauchen, um das Körpergewicht, das sie bei der Geburt besitzen, zu verdoppeln. Sie fanden dabei, daß man, wenn man diese Zeiten nach ihrer Länge ordnet, nahezu dieselbe Reihenfolge der Tiere erhält, welche Flourens (de la longévité humaine, Paris 1856) festgestellt hat, indem er die Tiere nach der Zeit ihres vollendeten Wachstums (Verknöcherung der Diaphyse und der Epiphysen der langen Röhrenknochen) und nach ihrer Lebensdauer ordnete. Die Untersuchungen sind leider noch recht unvollständig und ungenügend. *Buschan-Stettin.*

15. J. Wieting: Beitrag zur Frage des allgemeinen Riesenwuchses. Deutsche medizinische Wochenschrift 1903, Nr. 21 u. 22. (S. 14.)

Wieting untersuchte einen aus Kleinasien stammenden, in Konstantinopel lebenden, 18jährigen Riesen, welcher trotz einer bedeutenden Kyphoskoliose und Valgusstellung beider Kniegelenke 215 cm lang war; die Wachstumszunahme war eine allgemeine; unproportioniert war nur die kleine knöcherne Schädelkapsel, lokal hyperplastisch waren im mäßigen Grade die distalen Gelenkenden am Unterarm, Unter- und Oberschenkel. Zu dem Umstande, daß seine Genitalien atrophisch, sein Geschlechtstrieb fast gar nicht entwickelt war, daß ferner die Wölbung der Hinterhauptsschuppe stark abgeflacht und infolgedessen das Kleinhirn, wie anzunehmen war, in der Entwickelung zurückgeblieben ist, findet Wieting eine Bestätigung des Lehrsatzes der Gallschen Schädellehre über den Zusammenhang zwischen dem Baue des Hinterhauptbeines und der Entwickelung des Geschlechtssinnes. Wenn auch der Unterkiefer des Riesen stark hervortrat, bestand bei ihm eine eigentliche Akromegalie nicht. Die von Sternberg vorgeschlagene Unterscheidung der Riesen in normale und pathologische findet Wieting als nicht zweckentsprechend und nicht glücklich gewählt, da jeder Fall von Riesenwuchs schon an und für sich eine Vegetationsstörung bedeute und nicht als „normal“ bezeichnet werden könne. *Dr. Oskar v. Hovorka-Wien.*

16. Antonin Poncet et René Leriche: Nains d'aujord'hui et nains d'autrefois. Revue Scientifique 1903. Série IV, tome XX, p. 587 bis 593.

Die Verfasser unterscheiden zwei Arten von Zwergwuchs, den „nanisme essentiel“ und den „nanisme pathologique“; bei der ersteren Form besteht normale Bildung mit einfacher Längenabnahme eines normalen Skelettes (wie die alten Pygmäen), bei der zweiten sind mehr oder weniger deutliche Veränderungen des Skelettes vorhanden (Rachitis, Osteomalacie, Achondroplasie usw.). In die Gruppe Zwergwuchs infolge von Achondroplasie (oder richtiger ausgedrückt Oligochondroplasie oder Chondrodystrophie) werden häufig Fälle gestellt, die eigentlich gar nicht dorthin gehören, weil sie nicht in das Gebiet des Pathologischen fallen. Zwei derartige Fälle schildern die Verfasser ausführlich.

Es handelt sich um ein Geschwisterpaar von 31 und 28 Jahren. Der Vater und der Großvater waren gleichfalls von kleiner Statur (1,35 m), dabei aber ganz normal und kräftig gebaut und mit genügenden Geistesgaben ausgestattet; die Mutter maß 1,40 m. Die beiden Individuen sind physisch vollständig entwickelt, erfreuen sich einer guten Gesundheit und

sind geistig sehr rege. Die genaueste Untersuchung läßt nicht die geringsten Anzeichen einer pathologischen Läsion erkennen. Die Radiographie zeigt überall eine vollständige Verschmelzung der Epiphysen mit den Diaphysen. Über die Proportionsverhältnisse von Rumpf und Extremitäten gibt die folgende Zusammenstellung Auskunft.

Körperlänge	Länge der Oberextremität	Länge der Unterextremität	Sitzhöhe
31 j. ♂ 140	50	54 cm	54
28 j. ♀ 117	44	47 cm	52

Die Verfasser bezeichnen diese beiden Fälle als Achondroplasie ethnique und fassen sie als Rückschlag auf die Pygmäen der Vorzeit auf. Derartige Fälle gehören wohl der großen Klasse der Achondroplasie an, nehmen aber innerhalb derselben einen besonderen Platz ein; sie sind „achondroplases ataviques" im Gegensatz zu den „achondroplases pathologiques".

Buschan-Stettin.

17. L. Manouvrier: Étude sur les rapports anthropométriques en general et sur les principales proportions du corps. Mémoires de la société d'anthropologie de Paris 1902. Série III, tom. II, No. 3. 202 Seiten.

Die vorliegende, sehr eingehende und durch ein reiches Untersuchungsmaterial belegte Arbeit zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste neben einer Kritik der Methoden die Beziehungen der einzelnen Längenmaße zueinander behandelt, während der zweite die Variationen dieser Längenmaße auf physiologische Ursachen zurückführt. Den Ausgangspunkt bildet die Schwierigkeit, die oberen und unteren Gliedmaßen mit der Körperlänge zu vergleichen, da in diesem Fall die obere Extremität der Länge des gesamten Körpers gegenübergestellt wird, während die untere Extremität selbst einen Teil der Körperlänge liefert. Verfasser will daher die Körperlänge oder Statur nur berücksichtigt sehen, wenn es sich um die Analyse der Körperlänge selbst handelt oder um Vergleichung mit Gewicht und Dicke als Ausdruck der Gesamtentwickelung oder endlich, wenn der Einfluß der Gesamtentwickelung, sofern er durch die Körperlänge darstellbar ist, auf die Entwickelung der einzelnen Abschnitte untersucht werden soll. Die Sitzhöhe dagegen, Länge von Wirbelsäule oder Rumpf dienen zum Ausdruck der Entwickelung der Glieder im Vergleich zu den Organen der Ernährung oder dem Zentralnervensystem. Diese Längenmaße dienen gleichzeitig zum Vergleich der Längen einzelner Abschnitte untereinander und haben den Vorteil, daß sie weniger komplexe sind als die Körperlänge. Nach dem Hinweis auf die Notwendigkeit größerer Untersuchungsreihen und die Tatsache, daß in einem Fall Serien von 10 oder 20, in dem andern erst solche von 1000 oder gar 10000 Einzeluntersuchungen eine hinreichende Gewähr für das Ergebnis bieten, betrachtet Verfasser die Beziehungen zum Alter. Nach seinen Ergebnissen kann man in die Reihen der Erwachsenen Männer von 20 bis 25 und Frauen von 18 bis 20 Jahren aufnehmen, obgleich das Dickenwachstum der Knochen noch bis zum 25. Jahre recht bemerkbar ist. Wo es sich um Messungen von Umfängen handelt, kann es falsch sein, mit jungen erwachsenen Männern solche von 40 Jahren in die gleiche Serie zu stellen; in dem Alter von 50 bis 60 Jahren beginnt die Involution, und hierbei ergibt sich, daß die Verkürzung der Greise nicht mit einer Veränderung der Richtung des Femurhalses einhergeht, sondern mit solcher der Wirbelsäule. Die senile Verkleinerung des Rumpfes beträgt 3 cm bei etwa 70 jährigen und ist bei großen

Menschen und bei Frauen ausgesprochener als bei andern. Außer dem Alter ist bei der Seriation auch die ethnische Zusammensetzung eines Volkes zu berücksichtigen, trotz der allgemeinen Bastardierung; Pigmentierung und Schädelform sind daher neben den Proportionen stets zu berücksichtigen.

Die allgemeinen Ergebnisse über den Zusammenhang der Längenmaße der Körper sind folgende:

Mit der Körperlänge wächst die Länge aller Körperabschnitte im Mittel; die Längenmaße der Extremitäten im ganzen und in ihren einzelnen Abschnitten wachsen verhältnismäßig mehr als die Sitzhöhe. Indessen wächst die Länge der oberen Extremität verhältnismäßig weniger als die der unteren. Die proximalen Segmente der Gliedmaßen bleiben untereinander proportional, die distalen dagegen, Hand und Fuß, wachsen im Vergleich zur Sitzhöhe weniger als die proximalen und werden im Vergleich zu diesen kürzer. Diese Ergebnisse beziehen sich auf beide Geschlechter, untersucht wurden in Paris geborene Franzosen und Französinnen. Die Variation nach dem Geschlecht stellt sich nur zum Teil als abhängig von der Körperlänge dar. Bei den Frauen sind die Extremitäten im ganzen und in ihren einzelnen Abschnitten im Verhältnis zur Sitzhöhe kleiner als bei den Männern; Frauen haben im Vergleich zum Fuß eine etwas längere Hand als die Männer, ferner sind bei ihnen Radius und Tibia im Mittel etwas kürzer als Humerus und Femur. Weibliche Knochen sind merklich dünner im Vergleich zu ihrer Länge als männliche. Die Baucheingeweide sind beim Weibe relativ mehr ausgebildet als Muskulatur und Skelett, aber ihre Brust ist verhältnismäßig besser entwickelt als der Bauch.

Verfasser berührt auch die Frage nach dem Zusammenhang von Längenmaßen mit Pigmentierung, Schädelform und sozialer Umwelt. Danach ist die Brachyskelie der französischen Rundköpfe größer als die der Langköpfe, dagegen besteht ein solcher Unterschied nicht zwischen Braunen und Blonden. Der Vergleich groß- und kleinfüßiger Menschen beider Geschlechter ergibt, daß bei gleicher Körperlänge die kleinen Füße den Städtern und Städterinnen angehören; indessen beruht dies mehr auf dem Einfluß des Berufs als des Wohnorts. Die Beobachtung hängt nicht zusammen mit Änderungen der Kopfmasse; der Einfluß der Stadt erscheint als Einfluß der Kultur auf die Menge der geleisteten Muskelarbeit. Dieser Einfluß führt zur Verkürzung der distalen Segmente der Extremitäten und zur Verkürzung der oberen Extremität gegenüber der unteren. Diese letztere Erscheinung ist um so deutlicher, als Arbeitsverminderung zu einer Verlängerung der unteren Extremität führt. Entsprechend der verminderten Arbeitsleistung der Muskulatur kann eine Verringerung des Hirngewichtes eintreten, das aber andererseits erhöht werden kann durch die höheren Ansprüche an den Intellekt. Damit hängen dann auch Variationen der Stirngegend zusammen. Verfasser erkennt demnach das Bestehen einer sozialen Selektion an, weist aber die Anschauung zurück, nach welcher diese Selektion zugunsten oder ungunsten einer bestimmten Rasse eintritt. Der letzte Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit der Frage der Makroskelie und Brachyskelie. Diese Erscheinungen beruhen auf sehr verschiedenen Ursachen; so auf Variationen des Längenwachstums im Vergleich zum Dickenwachstum der großen Knochen oder auf physiologischen Ursachen der allgemeinen Entwickelung. Verfasser benutzt nun weiter die Benennungen Megasomie und Mikrosomie, um die Gesamtentwickelung des Organismus zu bezeichnen. Es sind dann die Brachyskelen mehr megasom als die Makroskelen. Die Frau ist mehr mikrosom, als ihrer Körperlänge (im Vergleich zum Manne) entspricht. Sie besitzt ferner im

Vergleich zur Dicke lange Knochen, was als Makroplastie zu bezeichnen ist. Gegenüber der Frau ist der Mann euryplastisch, Muskulatur und Skelett sind also bei ihm stärker entwickelt (bei gleicher Körperlänge) als bei der Frau; deshalb ist das Gehirn des Mannes voluminöser im Vergleich zur Körperlänge, nicht aber im Vergleich zu Muskulatur und Skelett. Die Variationen der Sitzhöhe im Verhältnis zur Länge der Gliedmaßen verlaufen ähnlich wie die des Hirngewichts. Brachyskelie und Makroskelie hängen demnach mit Mikrosomie und Megasomie zusammen oder mit Euryplastie und Makroplastie. Im ersteren Falle handelt es sich um eine physiologische Erscheinung, in dem zweiten um Wachstumsverschiedenheiten, die einer physiologischen Erklärung bedürfen. Verfasser erklärt nun die Euryplastie durch eine starke Beanspruchung der Muskulatur, welche das Dicken- oder periostale Wachstum der langen Knochen begünstigt, während umgekehrt geringe Muskeltätigkeit das enchondrale oder Längenwachstum begünstigt. Starke Muskeltätigkeit bedingt weiterhin eine aufrechte Haltung, d. h. eine Vermehrung des Druckes auf die Gelenkknorpel, wodurch wiederum das Dickenwachstum auf Kosten des Längenwachstums gefördert wird. Die gleiche Theorie soll sinngemäß angewendet für beliebige Abschnitte des Körpers, so z. B. für Rumpf, Thorax, Wirbelsäule, Becken gelten. Aus dieser physiologischen Erklärung ergeben sich natürlich praktische Folgerungen für Erziehung, Beruf usw. Die Theorie bedarf immerhin noch der Vertiefung, liefert aber schon jetzt von vornherein eine bedeutsame Grundlage für die Annahme, daß innerhalb der Rassen sehr erhebliche Wandlungen und Differenzierungen anthropologischer Charaktere möglich sind, während gleichzeitig eine wechselnde Anzahl von Merkmalen stabil bleibt, welche den die Umwandlung auslösenden Ursachen gegenüber mehr oder weniger indifferent sind. *G. Thilenius-Breslau.*

18. **Felix Regnault: Essai sur les proportions du corps.** Bulletins et Mémoires de la Société d'anthropologie de Paris 1903. Série V, tome IV, p. 276—291.

Der Verfasser bringt eine Zusammenstellung der physiologischen Einflüsse auf die Variationen der Längenproportionen des Körpers, die sich vielfach gegen die Ausführungen Manouvriers richtet. Er weist zunächst darauf hin, daß keinem Typus unveränderliche Proportionen zukommen, sondern daß bei Menschen wie bei den Haustieren den einzelnen Rassen je drei Typen zukommen, lang-, mittel- und kurzmäßige. Diese drei Typen sind harmonische, und ihnen stehen disharmonische gegenüber, die auf pathologischen Ursachen beruhen. Während disharmonische Typen bei den Tieren ausgemerzt werden, bleiben sie beim Menschen erhalten. Reizung des Periostes verursacht Verdickung des Knochens, mag sie nun z. B. eine chirurgische oder (nach Springer) eine elektrische sein. Reizung des Gelenkknorpels vermehrt das Längenwachstum, wie dies z. B. bei Typhus stattfindet, wenn die im Knochenmark angesammelten Bakterien den Gelenkknorpel reizen. Erst wenn der Reiz zu stark wird, erfolgt eine krankhafte Veränderung des Knorpels. Auch allgemeine Ernährungsstörungen wirken natürlich auf das Knochenwachstum zurück, so Achondroplastie, Myxödem, ebenso Kastration. Für das Längenwachstum der Röhrenknochen kommt in Betracht 1. das Gewicht des Körpers, welches eine Verdickung der tragenden Knochen zur Folge hat, 2. die Wirkung der Muskeln, deren andauernde Arbeit eine reichlichere Durchströmung mit Blut auch für Knochen zur Folge hat. Dazu kommt die Druck- und Zugwirkung der Muskulatur auf den Knochen; je mehr Kraft die Arbeit erfordert, um so dicker sind die Muskeln, und um so

dicker wird der Knochen. 3. Die Amplitude der Bewegungen verursacht Variationen des Skelettsystems. Die Proportionen des Körpers passen sich im allgemeinen den Funktionen an (Gang, Sprung), und die Umwelt beeinflußt die Proportionen des Menschen (Alter, Geschlecht, Beruf und Rasse). Verfasser kommt daher zu dem Schluß: Der Satz, daß mit der Körperlänge die Länge der Gliedmaßen verhältnismäßig mehr zunimmt als die des Rumpfes, hat nur allgemein Gültigkeit; im einzelnen wird erst zu berücksichtigen sein, 1. daß es Individuen mit disharmonischen Proportionen infolge von Krankheiten gibt (achondroplastische Zwerge, langgliedrige Individuen nach Typhus), 2. daß es Kümmerformen gibt mit kurzen Gliedern, als ob ihr Wachstum noch nicht beendet wäre, 3. daß es normale Typen gibt, deren Beruf Kurz- oder Langgliedrigkeit begünstigt hat. *G. Thilenius-Breslau.*

19. Albert Gaudry: Contribution à l'histoire des hommes fossiles. L'Anthropologie 1903, Vol. XIV, No. 1.

Verfasser wurde von Verneau beauftragt, das Gebiß der beiden Menschen des Grimaldi-Typus (vgl. darüber Zentralblatt für Anthropologie 1903, S. 310) zu untersuchen. Er erhielt dasjenige des jungen Mannes, dessen Oberkiefer noch die Milchmolaren trug und dessen Weisheitszähne sämtlich noch im Kiefer stecken. Nur die Zähne des bleibenden Gebisses wurden vorsichtig frei gemacht, nur links oben bleibt der Milchmolar stecken (cf. Fig. 1). Zum Vergleich wird das Gebiß einer Australierin und das eines Franzosen herangezogen und in Abbildungen gleichfalls der Arbeit beigegeben. Ferner ebenso (in Fig. 7—10) von der Kaufläche aus sämtliche einzelnen 10 Molaren und Prämolaren der linken Seite des Grimaldi-Mannes, der Australierin und des Parisers. Unter den Molaren des Oberkiefers nun ist es M II und M III, welche danach beim fossilen Menschen am meisten abweichen; sie sind im ganzen größer, der innere hintere Höcker ist kräftiger entwickelt und ausgedehnter. Die Höcker dieser zwei Molaren ähneln sehr denen der Australierin. M II und M III des Unterkiefers haben ebenfalls eine andere Gestalt als beim rezenten Franzosen, M II hat wie beim Australier einen hinteren Höcker. Sämtliche Molaren der Grimaldi-Menschen fallen aber noch durch die Größe auf. Der Unterkieferbogen ist im Bereiche der Eck- und Prämolarzähne schmal und lang. Das Kinn ist gerade, tritt nicht hervor, wie bei den höher stehenden Rassen. Gaudry verwahrt sich dagegen, aus diesem einzelnen Funde weitgehende oder sichere Schlüsse zu ziehen. Spätere Funde müßten da hinzukommen. Der Pariser zeige Varietäten, welche den einzelnen angeführten Charakteren nahe oder sogar gleichkommen könnten; aber alle vereint, wie beim fossilen oder beim australischen Menschen, kämen nicht vor. Die interessante Untersuchung schließt mit dem Hinweis, daß man, falls andere Forscher Ähnliches beschreiben sollten, annehmen müsse, unsere Vorfahren hätten einer niedrigeren, den Australiern ähnlichen Rasse angehört.

Dr. H. Stahr-Dresden.

20. H. Eggeling: Über den oberen Rand des menschlichen Brustbeinhandgriffes. Verhandlungen der Anatomischen Gesellschaft, 17. Versammlung, Heidelberg 1903.

Verfasser untersuchte an 226 Brustbeinen den oberen Rand; er findet da alle möglichen Formen, ausgehend von der gewöhnlichen Einbuchtung einer Incisura jugularis über einen ebenen Oberrand, nach einer oberen Konvexität und endlich Abtrennung dieser Hervorragung als Ossa suprasternalia als mehr oder weniger selbständige Knochen; so zeigt eine kontinuierliche

Stufenleiter das allmähliche Verschwinden dieser rudimentären Skeletteile. Bezüglich der Häufigkeit des Vorkommens der einzelnen Formen fand Verfasser in 65 Proz. der Fälle eine normale Incisura jugularis; 24 Proz. haben flachen oberen Rand, 7 Proz. Tubercula suprasternalia, 4 Proz. freie Ossa suprasternalia (ein- oder beiderseitig). Paterson fand an englischem Leichenmaterial (563 Sterna) in 83 Proz. eine Incisura jugularis, in 9 Proz. flachen oberen Rand, 8 Proz. Vorsprünge und nur 0,17 Proz. selbständige Ossa suprasternalia. Auch ein anderer Autor gibt diese Seltenheit in England an. Strauch fand in Dorpat ähnliche Häufigkeiten wie Verfasser, so daß als Unterschiede nur die gegen England bestehen bleiben, die demnach für das betreffende Material charakteristisch wären. *E. Fischer-Freiburg i. B.*

21. G. Perusini: Contributo allo studio dei vortici dei capelli. Archivio di Psichiatria 1903, Vol. XXIV, p. 214—221.

Verfasser studiert das Vorkommen überzähliger Obelion- und Stirnhaarwirbel. Das Resultat ist, daß zwischen psychischem Defekt und der Haaranomalie eine Beziehung besteht, und daß, wenn irgendwo die Stirnhaargrenze Atavismen aufzeigt, gleichzeitig die Neigung zu Stirnwirbeln besteht. Die Erklärung der beigegebenen Tabellen muß als unzureichend angesehen werden. *H. Laufer-Gießen.*

22. Boas: Heredity in head form. American Anthropologist 1903, Volume V. No. 3, p. 530—538.

Es wurde der Einfluß der Kopfform der Eltern auf die ihrer Nachkommenschaft untersucht, und zwar diente als Material eine Kollektion von Messungen (speziell des Kopfindex), welche Dr. Fishberg an 48 jüdischen Familien aus dem östlichen Europa vorgenommen hatte. Es ergab sich, daß die eine Hälfte der Nachkommenschaft eine Kopfform besitzt, deren Mittel gleich dem Mittel ist aus dem väterlichen Durchschnittstypus (zweimal genommen) und dem Rassendurchschnittstypus (einmal genommen), während die andere Hälfte der Kinder einen Durchschnittsindex haben aus zweimal genommenem mütterlichen und einmal genommenem Rassendurchschnittsindex. *P. Bartels-Berlin.*

23. M. C. Schuyten: Zijn de Schoolkinderen der welstellende Antwerpsche burgers upierkrachtiger dan die der min gegoede bevolkung? (Sind die Schüler der wohlhabenden Eltern Antwerpens in muskulöser Hinsicht kräftiger als die armer Eltern?) Paedologisch Jaarboek 1902/03, Jaarg. 3 en 4, S. 1 bis 53.

Da bei den bekannten Untersuchungen Mac Donalds, die u. a. die gleiche Frage behandeln, mancherlei Fehlerquellen untergelaufen sind, so stellte Verfasser von neuem derartige Experimente an, wobei er besonders Gewicht auf die Wohlhabenheit der Eltern (beurteilt danach, ob sie über oder unter 30 Franken Steuern zahlen), das gleiche Alter der Kinder (alle gerade 10 Jahr), die Jahreszeit, die gleiche Stunde des Versuchs u. a. m. legte. Er teilte die Schulen, in denen er seine Beobachtungen anstellte, in vier Gruppen (bei beiden Geschlechtern) ein, G_1, Schulen mit Kindern, deren Eltern die meisten Steuern zahlen, bis G_4, Schulen, die von der ärmsten Bevölkerung besucht werden. In jeder Gruppe wurde die Muskelkraft bei je vier (zweimal nur bei drei) Knaben und Mädchen täglich zwei Jahre lang gemessen; im ganzen waren es 27 120 Einzelversuche.

Die veröffentlichten Tabellen zeigen deutlich, daß stets die ärmeren Gruppen den wohlhabenderen unterlegen sind, besonders wenn man Gruppe

$G_1 + G_2$ mit $G_3 + G_4$ vergleicht. Für die Mädchen tritt dieses Ergebnis nicht so ausgeprägt zutage. Sie lehren weiter, daß die Summe der beiden mittleren Gruppen $G_2 + G_3$ bei den Knaben noch unter der ersten Gruppe G_1 liegt und größer als die letzte Gruppe G_4 ist; bei Mädchen hingegen $G_4 > G_2 + G_3$ ausfällt. Diese Erscheinungen sind im allgemeinen die gleichen für jeden Jahresabschnitt; Schwankungen der Jahreszeit sind ohne Einfluß. Höchst bemerkenswert ist die Tatsache, daß eine andere Versuchsreihe des Verfassers (4800 Einzelversuche), die allerdings (mit Absicht) nicht auf den Geburtsmonat Rücksicht nahm, sondern die Kinder einfach nach der Wohlhabenheit der Eltern unterschied, das entgegengesetzte Resultat ergab: die ärmeren Kinder waren kräftiger bezüglich ihrer Muskelkraft als die reicher Eltern. *Buschan-Stettin.*

24. D. J. Cunningham: Right-handedness and left-brainedness. Journ. of the Anthropolog. Instit. 1902, Vol. XXXII, p. 273—296. w. two plates.

Das alte Problem der Rechtshändigkeit wird, wenn auch nicht gelöst, so doch erschöpfend behandelt. Rechtshändigkeit war schon bei den alten Völkern vorwiegend. Bereits beim sechs bis acht Monate alten Kinde zeigt sich die Rechtshändigkeit, ehe das Kind noch zu stehen, zu kriechen und zu artikulieren vermag. Rechtshändigkeit ist eine vererbte Eigenschaft, so wie die Fähigkeit artikulierter Sprache beim Menschen oder der Gesang beim Vogel. Verfassers Studien an Affen haben ergeben, daß dieselben gleichmäßigen Gebrauch von beiden Armen machen. Die Bedingung für die Rechtshändigkeit des Menschen sieht Verfasser im Überwiegen der linken Hirnhemisphäre. *H. Laufer-Gießen.*

25. M. C. Schuyten: Over de snelheid der uitstralingswarmte van het lichaam. Handelingen van het Zesde Vlaamsch Natuur-en Geneeskundig Congres, 1902.

Bei seinen sehr interessanten Versuchen hat Verfasser festgestellt: Die Geschwindigkeit der Wärmeausstrahlung des menschlichen Körpers ist nachmittags das ganze Jahr hindurch ungefähr um die Hälfte kleiner als morgens. In den kalten Monaten ist die Ausstrahlung am schwächsten; die größte Geschwindigkeit wird im Sommer erreicht. Die Jahreskurven vom Vormittag und vom Nachmittag sind in ihrem Verlauf gleich. Die mittlere Tagesgeschwindigkeit der Ausstrahlung ist im Herbst und Frühjahr gleich, während die mittleren Tagesgeschwindigkeiten im Sommer und Winter sowohl von der im Herbst und Frühjahr als auch untereinander verschieden sind. Die Geschwindigkeit der Wärmeausstrahlung nimmt sowohl vom Herbst zum Winter als auch vom Frühjahr zum Sommer zu. Verfasser betont, daß nach seinen Untersuchungen die Frage berechtigt ist, ob die Tageskurve der menschlichen Körpertemperatur, die man bisher als eine konstante dargestellt hat, nicht vielmehr je nach den Jahreszeiten sich verschieden gestaltet.

H. Laufer-Gießen.

III. Ethnologie.

26. Wilhelm Schallmeyer: Vererbung und Auslese im Leben der Völker. Eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie. **Natur und Staat.** Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Bd. III. Jena, G. Fischer, 1903. 386 S. 8⁰.

Dieser Schrift wurde in dem bekannten Jenaischen Wettbewerb der erste Preis zuerkannt. Sie hat gewiß auch eine hervorragende Auszeich-

nung verdient, da sie dem gesteckten Ziele sehr nahe kommt. Der Verfasser vertritt die Ansicht, daß alle Kulturerrungenschaften, alle gesellschaftlichen Einrichtungen, die sexuelle Ordnung durch Sitte und Recht, einschließlich der Familienordnung, die Eigentums- und Wirtschaftsordnung, die politische Organisation, die religiösen Einrichtungen, die Höhe der Ausbreitung der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung, die Entwickelung der Technik, der Rechtspflege usw., unter dem Gesichtspunkte der Ausrüstung zum sozialen Daseinskampfe betrachtet werden müssen und daß ihre fortschreitende Entwickelung in der Anpassung an die steigenden Erfordernisse sozialer Machtentfaltung besteht, als Ergebnisse dieses Kampfes. Der Verfasser schildert die natürlichen Anlagen des Menschen und spricht dabei das gewiß wahre Wort aus, daß die von manchen Psychologen als Hauptsache angesehenen Lust- und Unlustempfindungen nur eine dienende Stellung einnehmen, daß sie nichts als die wohldressierten Diener der individuellen Selbsterhaltung und beredte Agenten der Fortpflanzung sind. Leider bleibt der Verfasser, sobald er ins einzelne einzugehen sucht, in den Anfängen stecken. Man erwartet nach dem Plane des Werkes eine Darstellung des im Tierreiche wurzelnden Stammbaumes der menschlichen Seelenkräfte, bekommt aber nur Bruchstücke, die willkürlich ausgewählt erscheinen und bisweilen nicht unanfechtbar dargestellt sind. So nennt Verfasser das Ehrbedürfnis eine soziale Anlage; man kann aber auch der Ansicht sein, daß dasselbe ein verfeinerter Zweig des Selbsterhaltungstriebes ist, wie jede höhere Seelenanlage, die darauf ausgeht, das Individuum über die Masse zu erheben und Feinde von Angriffen abzuschrecken. Auch eine paragrafierte soziale Sittenlehre wird man vergeblich suchen, denn dazu ist die Zeit offenbar noch nicht erfüllt. Man muß sich damit begnügen, daß der Verfasser eine große Anzahl wahrer und wichtiger ethischer Sätze ausspricht, wenn auch die Zusammenfassung zu einer Einheit noch fehlt. Der Schwerpunkt des Werkes liegt in der Vergleichung der Auslese im Kampfe ums Dasein auf tieferen und höheren Stufen der Gesittung und in der vollständigen Darstellung der Hemmungen und Störungen der normalen Auslese durch verschiedene Einrichtungen der Kulturvölker. Hierher gehört u. a. die Störung durch den Militärdienst, die noch wichtigere durch späte Heiraten der Qualitätsmenschen, die Kleinhaltung der Kinderzahl, die Verschlechterung der Auslese durch Prostitution und Geschlechtskrankheiten, die Richtung unserer Humanität auf die Erhaltung und Fortpflanzung der Schwachen und Minderwertigen usw. Die Heiraten nach Mitgift beurteilt Schallmayer etwas zu einseitig. Gewiß sind sie der Vererbung körperlicher Anlagen nicht günstig, dagegen werden Töchter vermöglicher Leute eine gewisse Aussicht haben, die wirtschaftlichen und häuslichen Anlagen ihrer Eltern, die diese zu Vermögen kommen ließen, auf ihre Kinder zu übertragen. Hierin liegt aber zweifellos eine Auslese, die den Familien wie der Gesamtheit vorteilhaft ist. Der Verfasser sieht im allgemeinen nicht nur Schattenseiten, er weiß auch Lichtseiten der Kultur anzuführen und gegen die ersteren abzuschätzen. Seine praktischen Vorschläge gipfeln in einer rationellen Bevölkerungspolitik, Vermehrung der Bevölkerung in möglichst starkem Maße, Unterordnung der Luxusbedürfnisse unter das Streben nach hoher Kinderzahl, vernünftige Erziehung und Ernährung, Ausschließung der Kranken und geistig Minderwertigen von der Ehe, Begünstigung der höher Veranlagten, Ermöglichung früher Eheschlüsse in den oberen Schichten, entsprechende Bezahlung der Beamten usw. Schallmayer hat sich früher schon vor der Öffentlichkeit mit der Verschlechterung unserer Rasse beschäftigt und er hat in einer Broschüre (Neuwied 1891)

recht weitgehende, nach den herrschenden Begriffen undurchführbare Vorschläge gemacht. Daß er auf diese in ihrem damaligen Umfange nicht zurückkommt, ist ein Zeichen der Reife seiner jetzigen Anschauungen. Er meint aber, die Eheverbote für Geschlechtskranke hätten soviel für sich, auch nach heutigen Begriffen, daß sie jetzt schon durchzusetzen wären. Sicherlich geht sein Kampf gegen Prostitution und für frühe, auch fruchtbare Heiraten von richtigen Gedanken aus und ist aller Anerkennung wert. Einen Glanzpunkt des Buches bildet die eingehende Darstellung der Tatsachen der Befruchtung und Vererbung, einen Mangel dagegen die gesucht aussehende Ablehnung des Rassenproblems. Dadurch entgeht dem Verfasser die merkwürdige soziale Schichtung der Kulturvölker. Das Buch ist fesselnd geschrieben und hält den Leser von Anfang an fest; in dieser Hinsicht genießt es vor den früher besprochenen Veröffentlichungen (Nr. 315, 383, 384) einen Vorzug, der ihm beim großen Publikum zu statten kommen wird.

Otto Ammon-Karlsruhe.

27. Karl Hadaczek: Der Ohrschmuck der Griechen und Etrusker. Mit 157 Abbildungen. Abhandlungen des Archäol.-epigraph. Seminars der Universität Wien, Heft XIV, 1903. N. F. Heft I. Wien, Alfred Hölder.

Die Entwickelungsgeschichte einer einzelnen Gerätgattung bietet von mannigfachen Gesichtspunkten aus Interesse. Wo die formbestimmenden Elemente Stoff und Gebrauchszweck dieselben bleiben, müssen die nichtsdestoweniger überall und fortwährend bemerkbaren Unterschiede und Veränderungen ganz auf Rechnung der individuellen Verschiedenheit der Verfertiger und den Wechsel der Zeiten gesetzt werden. Auf diese Weise gewinnt man eine vortreffliche Grundlage für stilistische und chronologische Beobachtungen. In erhöhtem Maße gilt das von Gegenständen des täglichen Gebrauches, nicht bloß, weil hier die Quellen am reichlichsten fließen, sondern auch, weil sie am meisten dem Einfluß des persönlichen Geschmacks und den Wirkungen der Mode unterworfen sind.

Hadaczek hat sich bei seiner Arbeit über den Ohrschmuck der Griechen und Etrusker, wie er selbst sagt, die seit langem so eifrig gepflegten Untersuchungen über die Fibeln in vielen Punkten zum Vorbild genommen. Aber er tadelt, daß die Fibeln fast immer rein schematisch betrachtet worden seien, losgelöst von den Werken der großen Kunst, ja sogar von den anderen Schmucksachen. Man habe weder die innere Entwickelung in der Struktur der Fibeln noch das Zusammenleben von älteren und jüngeren Typen und ihre gegenseitige Beeinflussung genügend berücksichtigt. Diese Fehler sei er zu vermeiden bemüht gewesen. Ohne jenen Vorwurf als ganz berechtigt anzuerkennen, muß man dem Verfasser zugestehen, daß er in seiner Schrift ein Muster monographischer Darstellung gegeben hat. Dem Titel entsprechend zerfällt das Buch in zwei Hauptabschnitte. Im ersten behandelt er den Ohrschmuck des troischen und mykenischen Kulturkreises, sodann den altgriechischen und schließlich den der klassischen Periode. Im zweiten werden die national-etruskischen und die unter griechischem Einfluß auf etruskischem Boden erwachsenen Schmuckformen unterschieden. Innerhalb jeder Gruppe sucht der Verfasser die einzelnen Typen bis in alles Detail der Form und Technik klarzulegen und bei jedem so weit wie möglich die Entstehungs- und Gebrauchszeit zu bestimmen. Hierbei werden in ausgedehntem Maße die Werke der Malerei und Plastik herangezogen. Es liegt auf der Hand, daß die Identifizierung der Typen mit den Darstellungen von solchen an

Werken der hohen Kunst für die wechselseitige Datierung von ungemeinem Werte ist.

Erklärlicherweise nimmt die Betrachtung der künstlerisch entwickelten Formen den breitesten Raum ein, während die primitiven Typen sich meist mit einer kurzen Erwähnung begnügen müssen. Bei der Besprechung des Ohrschmuckes im troischen Kulturkreise haben dem Verfasser der von Hubert Schmidt bearbeitete Katalog der Berliner Schliemann-Sammlung und A. Götzes Arbeit in dem großen Trojawerke noch nicht vorgelegen. Andernfalls würde er gewiß die etwas summarische Beschreibung der körbchenförmigen Ohrgehänge durch eine genauere ersetzt haben. Auf die Ähnlichkeit dieses Schmuckes mit dem an einem Relief Ramses II. möchte ich bei dem gewaltigen Zeitunterschied kein allzu großes Gewicht legen. Die Übereinstimmung beschränkt sich auf die Anbringung einer Anzahl Kettchen mit Endigungen, ein Prinzip, das am Ohrschmuck der verschiedensten Perioden wiederkehrt.

Hoffentlich beschenkt uns Hadaczek bald mit einer Fortsetzung über den Ohrschmuck der späteren Perioden des Altertums und des frühen Mittelalters, wofür er das Material schon gesammelt hat. Einer freundlichen Aufnahme auch von seiten der prähistorischen Archäologen kann er sicher sein.

H. Seger-Breslau.

28. William Wright: Skulls from the Danes Graves, Driffield. Journal of the Anthropolog. Institute 1903. Vol. XXXIII, S. 66 bis 73, 2 Taf.

22 Schädel aus einem vier Meilen nördlich von Driffield gelegenen Begräbnisplatz der frühen Eisenzeit, der im Volksmunde „The Danes' Graves“ genannt wird. Dicht beieinander liegen, 4 bis 6 Fuß voneinander entfernt, runde Erdhügel von 9 bis 33 Fuß im Durchmesser und 1 bis $3^1/_2$ Fuß Höhe, nach früheren Angaben 500 an Zahl; jetzt sind nur noch 197 vorhanden, die übrigen sind teils dem Pfluge zum Opfer gefallen, teils bereits ausgegraben. Unter jedem Hügel befindet sich ein Grab, selten sind mehrere darunter verborgen. Die Leichen sind mit an das Kinn herangezogenen Knien beigesetzt. Auf die anthropologischen Funde, über deren Klassifikation Meinungsverschiedenheiten bestehen, kann hier nicht eingegangen werden. Die mittlere Größe, aus den Femora berechnet, beträgt 5 Fuß $3^1/_2$ Zoll. Die Schädel sind nicht alle gut erhalten, so daß die Messungen schwierig, oft gar nicht auszuführen waren; sie sind in der Tabelle auf S. 72 und 73 niedergelegt; Winkelmessungen fehlen gänzlich. Die Kapazität konnte nur an 2 Schädeln gemessen werden und betrug beidemal 1325 ccm. 15 von den 22 Schädeln hält Verfasser für männlich, 7 für weiblich. 9 Schädel waren dolichokephal, 5 mesokephal. Schädelindex zwischen 68 und 79. 3 waren orthognath, 3 mesognath (91 bis 101); Kollmanns Gesichts- und Obergesichtsindex: 87 bis 101, bezw. 51 bis 66. Es folgen in dieser Weise noch eine Reihe weiterer Angaben. Mittelzahlen hat Verfasser nicht berechnet, er hält sie für unwissenschaftlich. Er spricht sich überhaupt sehr abfällig über die kraniometrische Methode aus, und ist ein begeisterter Anhänger von Sergis kranioskopischem Verfahren. Der kraniometrischen Methode wirft er vor, daß sie nicht gestattet, allgemeine Formverhältnisse wiederzugeben; er muß allerdings einräumen, daß Sergis Verfahren daran krankt, daß kein Schädel dem anderen ganz gleich ist, und es oft sehr schwer ist, im Einzelfalle zu entscheiden, ob man einen Schädel dieser oder jener Form beireihen soll; nur sorgfältigste Untersuchung, nachdem die Schädel photographiert waren, er-

möglichte ihm zu entscheiden, welche Variationen wichtig und welche nebensächlich sind. Demgemäß hat er folgende 5 Typen (unter seinen 22 Schädeln): 1. Typus Ovoides (Isobathys Siculus): 7 Schädel; 2. Typus Ellipsoides (Ellipsoides Isocampylos): 10 Schädel; 3. Typus Ellipsoides (Ellipsoides Ametopus) („wie sie Sergi teilweise unter den südrussischen Kurganschädeln fand") 1 Schädel; 4. Typus Ellipsoides (Ellipsoides depressus) 3 Schädel; 5. Typus Parallelepipedoides 1 Schädel. — Diese Schädeltypen gleichen denen, die in England aus der neolithischen Zeit gefunden wurden. Verfasser hält die Reste für angehörig einem Volke, das vom Kontinent herüberkam (wegen der Nähe des Meeres) und einer Rasse entstammte, die mit den dolichokephalen britischen Neolithikern wohl weniger identisch war. Speziell glaubt Verfasser, daß sie aus Skandinavien gekommen seien, und er findet eine große Ähnlichkeit zwischen Sergis „Wikinger-Typus" und dem Typus I seines Materiales! Alles dieses wird mittels der kranioskopischen Methode geschlossen aus einem Material von 22, zum Teil schlecht erhaltenen Schädeln, das nicht weniger als fünf verschiedene Typen unterscheiden läßt. Für erwähnenswert halte ich folgende Abnormität: An Schädel Nr. 17 war der zweite obere Molar jederseits nicht durchgebrochen; die anderen Molaren waren alle vorhanden. *P. Bartels-Berlin.*

29. G. de Lapouge: L'homme fossile de Krapina. Rev. scientif. 1903, 27 Juin.

Exposé de la découverte faite par Gorjanovič-Kramberger d'une race brachycéphale contemporaine du Rhinoceros tichorhinus. Comparaison de Pithecanthropus Krapinensis avec les divers Pithecanthropus. Conclusions: Krapina se trouvant à peu près au centre de la grande région brachycéphale de l'Europe centrale, orientale et de l'Anatolie, il semble qu'il n' y ait plus lieu de chercher dans de lointaines migrations ou dans une transformation récente l'origine des brachycéphales actuels, et il n' y a pas d'objection à faire à l'hypothèse qui rattacherait cette origine au P. Krapinensis. Cette très ancienne origine et cette différence spécifique primitive expliqueraient en outre, pourquoi le croisement de H. Alpinus avec les autres races d'Europe ne parvient pas à donner des métis fixés. *G. de Lapouge-Poitiers.*

30. A. B. Hellich: Lebka sv. Ludmily. (Der Schädel der heil. Ludmila und kritische Studie über altböhmische Schädel bis etwa zum XIII. Jahrhundert n. Chr.) Památky archaeol. 1902. Bd. XX, S. 265.

Die im Schatze des St. Veitsdomes in Prag aufbewahrte Calvaria der heil. Ludmila (873—927) zeigt weibliche Charaktere und vorgeschrittene Nahtverwachsung; sie stellt ein Ovoid mit vortretenden Stirn- und Scheitelhöckern vor. L. = 183,5, Br. = 141, H. = 135 mm. L.-Br.-I. = 76,9, H.-L. = 73,6, H.-Br. = 95,5.

Verfasser weist nach, daß diese sowie einige weitere Maßverhältnisse vollständig mit den bei altböhmischen Schädeln am häufigsten gefundenen übereinstimmen, womit für Alter und Ursprung des Schädels der beste Wahrscheinlichkeitsbeweis erbracht ist. Auf Grund früherer Untersuchungen an frühchristlichen Schädeln nimmt Verfasser für einzelne Gegenden Böhmens etwas abweichende Schädeltypen an und findet nun am Schädel der heil. Ludmila die für mittelböhmische Schädel charakteristischen Eigenheiten, was mit dem Umstande übereinstimmen würde, daß die heil. Ludmila tatsächlich aus Pšov (Melnik) gebürtig war. *Dr. Matiegka-Prag.*

31. G. Carrière: Les cimetières de l'époque du Bas-Empire . . . du département du Gard. Mém. de l'Acad. de Nîmes, 1902, [7 p., 1 tableau, 1 pl. phototypique].

M. C. décrit diverses tombes en tuiles plates, du IV[e] siècle, datées par des monnaies, qui ont été trouvées dans les communes de Pouzilhac et Arpaillargues (Gard). Ces tombes, dont deux ont été transportées au Musée de Nîmes avec leur contenu, renfermaient avec quelques menus objets d'industrie gallo-romaine des squelettes en bon état de conservation. Le crâne de l'un d'eux portait deux clous enfoncés dans les oreilles et un troisième planté au sommet. C'est le premier cas observé dans la région de cette pratique employée en divers lieux pour conjurer le vampirisme. La moyenne des mesures prises sur sept crânes adultes dont six masculins est: longueur maxima 187 millimètres, largeur maxima 139, diamètre frontal minimum 96, hauteur basilo-bregmatique 132, circonférence horizontale maxima 914, hauteur ophryo-mentonnière de la face 139, ophryo-alvéolaire 92, largeur bizygomatique maxima 130, hauteur orbitaire 33, largeur 43, hauteur nasale 94, largeur 29, indice céphalique 72,2, vertical 70,4, orbitaire 76,7, nasal 43,5. L'indice céphalique le plus faible est 68,8 le plus élevé 74,7.

Les crânes, par leur forme et leurs indices, montrent que la population des campagnes dans le Gard était encore, au IV[e] siècle du notre ère à peu près la même qu' à l'époque néolithique. Elle est toute différente aujourd'hui, et l'indice céphalique est de dix unités au moins plus élevé (Collignon 83,1, Bertillon 84,1). *G. de Lapouge-Poitiers.*

32. Vetturia Barteletti: Sugli individui a capelli rossi. Arch. par l'antrop. e la etno. ital. 1903. Vol. XXXIII, p. 277 bis 285.

Verfasserin betrachtet im wesentlichen an dem von Livi beigebrachten Material die Verteilung der Rothaarigen und die Färbung ihrer Augen. Sie hält das rote Haar (vom Orangegelb bis zum Orangerot) für eine Anomalie, welche sich am häufigsten bei blonden Rassen findet und einer Kreuzung zwischen blonden und dunkeln Menschen ihren Ursprung verdanke. Den Einwand, daß derartige Fälle auch bei sicher nicht gemischten dunkeln Rassen (Vollblutnegern) beobachtet wurden, fertigt sie mit der Bemerkung ab, daß hier etwas ganz anderes vorliege, eine Anomalie, die mit dem „Isabellismus" der Tiere verglichen werden könne und von Broca als Erythrismus bezeichnet sei. Einige selbst beobachtete Fälle von ererbter Rothaarigkeit werden am Schluß angeführt. *P. Bartels-Berlin.*

33. Eugène Pittard: Anthropologie de la Roumanie. L'Anthropologie 1903, Vol. XIV, No. 1.

Deniker hat nur Angaben über Rumänen außerhalb des Königtums verwerten können. Pittards Untersuchung an 190 Individuen füllt deshalb eine klaffende Lücke aus. Von den Resultaten der ausführlichen Arbeit sei hier angeführt: Mittlere Größe 1,65 m; Längenbreitenindex 82,92; Zahl der Dolichokephalen und Subdolichokephalen 23,2 Proz.; die Dolichokephalie herrscht vor im Donaugebiet, an der bulgarischen Grenze. Die Bulgaren sind leptomesorhin. Die Nase ist weniger groß als bei Bulgaren, Albanesen, Griechen, ebenso der Mund. Das Haar ist braun, selten blond (2,7 Proz.) oder rot (1,7 Proz.). Die Iris ist zwar meist braun, doch finden sich graue Töne, oft mit Braun, in 27 Proz., Blau wird selten angetroffen. Die Form der Nase ist gerade mit einer Neigung zur Adlernase. Die gerade Nase mit gehobener Spitze findet sich oft (24 Proz.); Stumpfnase ist dagegen selten.

Dr. H. Stahr-Dresden.

34. Gr. C. Butureanu: Rasele preistorice de la Cucuteni. Darea de Congresul de la Iassi din Anul 1902. Bukarest 1903, p. 619.

Gelegentlich des wissenschaftlichen Kongresses in Jassy besprach Butureanu nochmals die fünf neolithischen Skelette aus Cucuteni in der Gemeinde Boiceni im Bezirk Jassy, welche teilweise 1889 schon auf dem Kongreß von Paris besprochen waren. Es werden hier die genauen Schädelmaße mitgeteilt, welche drei dolichokephale und zwei brachykephale ergeben. Kurz werden auch die Werkzeuge erwähnt. Außerdem wird auf den Reichtum Rumäniens an prähistorischen Fundstätten hingewiesen, wovon außer Cucuteni auch Vodastra, Radoseni, Preotesti, Belcesti und Dolhesti erwähnt werden, welche gegenüber anderen Forschungsgebieten in relativer Nähe zu Troja, Mykenae, Tyrinth und Orchomenos liegen und neue Aufschlüsse über die Trakische Rasse geben können. Wir stimmen dem Schlußsatze Butureanus aus vollem Herzen zu: „In Rumänien sind prähistorische Stationen häufig und es wird Zeit, daß man beginnt, dieselben systematisch zu studieren.“

Dr. v. Oefele-Neuenahr.

35. H. Léchat: Au Musée de l'Acropole d'Athènes. Annales de l'Univer. de Lyon, 1903, N. S. Vol. II, f. 10 [468 p., 3 pl. et 47 photogr. dans le texte].

M. Lechat, professeur d'Archéologie à l'Université de Lyon, bien connu par ses travaux sur la sculpture grecque archaïque, étudie dans ce volume les très nombreuses statues, antérieures à l'invasion des Perses, que les fouilles de ces dernières années ont mises au jour, et qui constituent une des plus curieuses parties du musée d'Athènes. Ces statues ont, pour la plupart, conservé en tout ou partie la peinture dont elles étaient recouvertes. Les unes sont des pièces ordinairement gigantesques provenant de frontons, les autres des statues votives, les corés, que certains archéologues regardent comme les portraits des femmes qui les ont offertes. Ces corés, qui ne représentent pas des déesses, mais des femmes, peuvent nous donner une idée d'autant plus exacte de la population athénienne du VIe siècle, qu'elles ont exécutées sans tendance à l'idéalisation. M. Lechat n'a pas cherché à faire oeuvre d'anthropologiste, et il n'a pas essayé de rapporter à des types de race les statues qu'il étudie, mais il a soigneusement noté les caractères de couleur; c'est ce qui nous intéresse dans son livre.

On sait que les statues peintes de la Grèce ont généralement les cheveux blonds. Ce caractère est de beaucoup dominant chez la très ancienne série de sculptures que M. Lechat étudie (p. 209). Toutes les corés ont les cheveux peints en rouge, sauf le n⁰ 687 qui les a jaunes. Les sourcils et les cils peuvent être noirs, l'iris rouge bordé de noir (p. 282). La coloration rouge des cheveux est la règle parmi les autres sculptures. — Les exceptions, peu nombreuses, sont les suivantes. Les cheveux d'une Charite du bas relief 702 sont jaunes. De même ceux de l'éphèbe 689. Quelquefois les cheveux, au lieu d'être peints, sont figurés par des lames ou des fils de cuivre ou de bronze (p. 237). Dans le fronton du combat d'Herakles contre l'Hydre, la barbe d'Herakles, les cheveux, la barbe, les cils, les sourcils et l'iris d'Iolaos sont noirs. Le triple Typhon a la barbe et les cheveux bleus, les sourcils, les cils et l'iris noirs (p. 206, 207, 244). La chevelure est également foncée sur la tête de marbre 621 et sur une autre tête mentionnée par Studniczka.

Ainsi l'on peut conclure que la population athénienne de l'époque de la première guerre médique appartenait, au moins dans ses classes supérieures, à une race blonde. La coloration foncée n'est employée que pour la représentation de personnages mythiques ou de monstres. *G. de Lapouge-Poitiers.*

36. Heinrich Zimmern: Keilinschriften und Bibel nach ihrem religionsgeschichtlichen Zusammenhange. Mit 9 Abbild., XVI, 54 S., Berlin, Reuther & Reichard, 1903.

Eine neue Schrift in der fast unübersehbaren Flut von Schriften, die der Babel-Bibel-Streit hervorgerufen hat, die aber über die allermeisten dieser, oft von ganz inkompetenten Beurteilern verfaßten, dadurch weit hinausragt, daß sie von einem ersten Kenner der babylonischen Religion herrührt. Der besondere Vorzug der Arbeit ist jedoch der, daß sie prinzipiell darauf ausgeht, dem Fernerstehenden ein eigenes Urteil in diesen Fragen zu ermöglichen, indem sie nicht eine neue Autorität mit fertigem Urteil neben den oder gegen die anderen aufrichtet, der sich der Laie — wie es kaum anders sein kann, nach meistens außerhalb der Sache liegenden Motiven — anzuschließen hätte oder nicht, sondern sie stellt zu jedem der im Vordergrunde des Interesses stehenden Punkte knapp und scharf die urkundlichen, unbestreitbaren Tatsachen zusammen und hält sich von an diese geknüpften Kombinationen fast ganz fern, diese dem Urteil des Lesers überlassend. Dies wird gewiß manchem erwünscht sein. Freilich muß derjenige, der diesen dornigen, aber zuverlässigen Pfad gehen will, als weitere Vorbedingung zu einem richtigen eigenen Urteil auch eine richtigere Kenntnis der Geschichte des alten Orients mitbringen als die landläufige, in der oft noch Gestalten wie Ninus und Semiramis herumspuken. Ein weiterer Vorzug der Schrift ist, daß sie das Gebiet erweitert und auch die religionsgeschichtlichen Beziehungen zum Neuen Testamente einbegreift, die in den ersten beiden Vorträgen von Delitzsch noch nicht behandelt werden konnten.

Die Abhandlung zerfällt in eine Reihe von Abschnitten, den behandelten Problemen entsprechend, in deren jedem die Darlegung des urkundlichen Materials voransteht und einige Erläuterungen über die darüber entstandene Diskussion sich anschließen. Diese verfolgen in dankenswerter Weise das Ziel, klar und scharf für den Leser die Frage herauszuheben, um deren Beantwortung es sich in jedem einzelnen Falle handelt. In dieser Form werden erörtert: Sintflut, Urväter, Weltschöpfung, Paradies, Gilgamesch-Epos (das babylonische Nationalepos, dem der Sonnenmythus zugrunde liegt, und zu dem mehrere Parallelen im Alten und Neuen Testament vorliegen), Kultgebräuche (hier wird auf manche ethnologisch interessante Erscheinungen hingewiesen, wie der Ersatz des Menschenopfers durch Tieropfer, Klage-Riten, Bedeutung heiliger Zahlen u. a.), Sabbat: der „Tag der Beruhigung des Herzens" usw. der erzürnten Götter, also ein „böser Tag", eine Art Bußtag. Ist auch die Bedeutung des Sabbat im Alten Testament eine andere, so findet sich doch, wie Alfred Jeremias gezeigt hat, noch im Talmud eine Erinnerung daran, daß es eigentlich ein Unglückstag ist, an dem Arbeiten nicht zu gedeihen pflegen. Hymnen und Gebete, Polytheismus: die babylonische Religion zeigt einen merkwürdigen Kontrast zwischen krassestem Aberglauben einerseits und Äußerungen relativ recht hoher Vorstellungen andererseits. Die Fragen, den Begriff der Sünde und den Monotheismus im Babylonischen, sowie den Jahve-Namen betreffend, werden vom Verfasser kurz berührt und als Probe babylonischer religiöser Denkweise wird ein Hymnus an die Göttin Istar seinem ganzen Wortlaute nach mitgeteilt. Diesen ausgenommen bringt der Abschnitt im Unterschied von den anderen mehr Urteile als Tatsachenmaterial. Das war auch nicht anders möglich, da der Verfasser unmöglich hier die gesamte religiöse Literatur in Übersetzung vorführen konnte. Diese Lücke füllen bereits noch vorhandene Werke aus. Zu den Urteilen hier Stellung zu nehmen, läßt der Raum nicht zu. Ich

möchte nur zur Frage des babylonischen Monotheismus dem Verfasser bemerken: wenn die Epitheta der verschiedensten Götter des Pantheons, die ihre Tätigkeiten zum Ausdruck bringen, durch eine Tontafel ausdrücklich auf den einen Gott Marduk übertragen werden, so heißt das eben meines Erachtens nichts anderes, als daß alles Geschehen als Äußerung der Tätigkeit dieses einen Gottes aufgefaßt werden solle — oder der Schreiber jener Tafel hat eine bloße Schreibübung gemacht. Ob seine Theorie, vielleicht die eines einzelnen Gelehrten, auf Monotheismus oder auf Pantheismus hinauslief, dies zu entscheiden, läßt das Material noch nicht zu. — Der Christus, Jesus: die schwierige Frage, ob in dem spätjüdischen und urchristlichen Messiasbilde Züge enthalten sind, die nur aus babylonischer Mythologie erklärt werden können, ist noch nicht definitiv zu beantworten, weil die Forschung eben erst dieses Gebiet betreten hat, muß aber erörtert werden, weil sie nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden wird und die Parallelen auffallend genug sind. 12 solcher Punkte werden hervorgehoben, darunter die wunderbare Geburt und die Nachstellungen im Anschluß an dieselbe, Christus der Welterlöser, sein Leiden und sein Tod, die Höllenfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt usw., und daneben die verwandten Züge der babylonischen Mythologie gestellt: die Geburt und Kindheit Sargons I., die zeitweiligen Verdunkelungen der astralen Lichtgötter, ihr „Sterben“, das Wiederaufstehen derselben usw. — Taufe und Abendmahl: die neueren theologischen Forschungen haben bereits mehr und mehr erkannt, daß der Ursprung beider Institutionen in vorchristlicher Zeit zu suchen ist. In Babylonien würden sich als Parallelen darbieten: die Wasser-Riten im Kult des Gottes Ea und seines Sohnes Marduk, ferner die Idee von der Lebensspeise und dem Lebenswasser zur Erlangung der Unsterblichkeit. Buch des Lebens und Gerichtsbuch, Prädestination: in der babylonischen Religion besorgt der Gott Nebo eine göttliche Buchführung über die Schicksale der Welt und des einzelnen Menschen. Ihre guten Werke und ihre Sünden werden auf Tafeln aufgezeichnet. Die Idee der Schicksalsbestimmung klingt vielleicht in der Prädestination nach. Engel und Teufel: die babylonischen Götter sind astral. Um die sieben großen Planetengötter gruppieren sich die anderen Sterngötter als himmlischer Hofstaat. Diese erscheinen in der Bibel umgebogen zu depossedierten Göttern, zu Engeln, darunter die sieben Erzengel. 12 (Tierkreis-)Engel, 24 Älteste am Thron Gottes usw. Wie die Babylonier kennt auch das Neue Testament sieben böse Engel (Dämonen). Der Teufel geht vielleicht durch die persische Religion hindurch auf den Widerpart Marduks, den Drachen (Tiamat) zurück. Totenreich und Jenseitsglauben: die biblische Vorstellung vom Totenreich stammt sehr wahrscheinlich aus Babylonien. Doch ist es noch sehr fraglich, ob man hier schon an eine Feuerhölle und an eine Scheidung von Frommen und Gottlosen im Jenseits glaubte. Der Auferstehungsglaube ist für Babylonien noch nicht nachweisbar. Es läßt sich nur für die ältere Zeit Vergottung der Könige aufzeigen.

Wenn das Referat über diese kleine Schrift verhältnismäßig ausführlich geworden ist, so liegt das daran, daß hier eine große Fülle von Ideen auf engstem Raume zusammengedrängt ist. Diese konnte der Verfasser daher meistens nur andeuten. Leser, die sich näher zu informieren wünschen, werden mehrfach auf Schraders „Keilinschriften und Altes Testament“ hingewiesen, dessen dritte Auflage von H. Winkler und H. Zimmern besorgt wurde. Dort sind die hier berührten Probleme ausführlich erörtert.

Dr. L. Messerschmidt-Berlin.

37. Bruno Meissner: Neuarabische Geschichten aus dem Iraq. Beitr. z. Assyriol. und semit. Sprachwissenschaft 1903, Bd. V, Nr. 1, S. I bis LVIII und 1 bis 148. (Leipzig, J. C. Hinrichs.)

Diese Erzählungen wurden von dem Verfasser während seines Aufenthaltes auf den Ruinen Babylons gesammelt. Der Veröffentlichung des Originaltextes in lateinischer Umschrift und in deutscher Übersetzung ist ein grammatischer Abriß und ein Wörterverzeichnis beigegeben. Es sind im ganzen 55 kurze Geschichten, die für folkloristische Studien von Interesse sind. Die meisten derselben sind auch sonst in der Literatur nachweisbar. Bei diesen Nachweisungen, welche die vorangeschickte Einleitung bringt, wurde der Verfasser durch Chauvin unterstützt. Einige wenige Erzählungen sind gemein. Wortspiele sind häufig. Nr. 2 ist die Erzählung von einem Manne, der alle Listen der Frauen aufgeschrieben hat, nur die nicht, mit der er betrogen wird. Nr. 4 variiert die Geschichte vom Gang nach dem Eisenhammer. 5 bis 12 behandeln Verfehlungen gegen das sechste Gebot. 13 schildert Weiberstreiche. 14 bietet eine Parallele zur Oedipussage. 15 enthält die bekannte Geschichte von Dalila. 18, die Erbschaftsteilung, ist aus 1001 Nacht bekannt. 20 erinnert an die Geschichte Aladins mit der Wunderlampe. 22 erzählt eine Unterhaltung eines klugen Knaben mit einem Greise, der seine klugen Fragen nicht versteht. 23 ist eine gemeine Erzählung, die auf dem Gleichlaut von Worten verschiedener Bedeutung beruht. 24 enthält eine Tierfabel, die sich zwischen einem Kamel und einem (törichten, übermütigen) Esel abspielt. 28 setzt die auch sonst bekannte Anschauung voraus, daß Schlangen um so giftiger werden, je länger sie kein Wasser trinken. 29 überträgt die Midassage auf Alexander den Großen, den „Zweigehörnten". Seine Hörner spielen die Rolle der Ohren des ersteren. 30 ist die bekannte Erzählung von dem Greise, der mit einem Knaben und einem Esel dahinwandert und es den Leuten nie recht macht, ob nun er, oder der Knabe, oder keiner, oder beide zugleich auf dem Esel reiten. 32 erzählt einen Schwank. 33 und folgende bringen Märchen, in denen der Chalif Harun al Raschid die Hauptrolle spielt. Das erste enthält ein Lob der Freundschaft. 34 bringt ein Beispiel zu dem häufigen Spiel mit treffenden Antworten auf scheinbar dunkle Fragen. 35 gibt eine Variante der weit verbreiteten Geschichte von der klugen Teilung. 37 eine Variante des deutschen Märchens von der Prinzessin mit der Erbse. 38 bis 40 sind Erzählungen von Streichen des Abu-Nuwas, des Spaßmachers des Chalifen Harun. In 41 bis 45 tritt ein legendärer Neffe desselben, Behlul, auf, ein sich dumm stellender, in Wirklichkeit kluger Till Eulenspiegel. Auch diese Stoffe sind zum Teil bekannt. 47 erzählt von der Tochter eines Arztes, die durch einen Totenschädel schwanger wird. 48 ist ein Märchen von einem Jüngling, der immer träumt, er halte zwei goldene Granatäpfel in den Händen. Der Traum erfüllt sich dadurch, daß er eine Prinzessin und ein anderes Mädchen zur Frau erhält, nachdem er drei schwierige Fragen, unter anderen die nach der Zahl der Sterne, beantwortet hat. 49 bis 51 enthalten Erzählungen von Ali, der die Seinen schützt und die Ungläubigen straft. In der Geschichte Nr. 53 greift ein Kind in die Handlung ein, dadurch, daß es plötzlich im Mutterleibe zu reden anfängt. *Dr. L. Messerschmidt-Berlin.*

38. J. M. Judt: Die Juden als Rasse. Eine Analyse aus dem Gebiete der Anthropologie. Mit 24 Abbild., 1 Karte u. mit im Text abgedruckten Tabellen. Deutsche Ausgabe. Berlin SW., Jüdischer Verlag, ohne Jahreszahl (erschien 1903).

Nachdem sich das Material über die physische Beschaffenheit der Juden in den letzten Dezennien durch die verschiedenen Arbeiten, die in den einzelnen Ländern darüber erschienen sind, ziemlich angehäuft hat, war es an der Zeit, dasselbe einmal zu verarbeiten und ein Ergebnis daraus zu ziehen, zumal da sich die Ansichten über die ethnologische Stellung der Juden in der letzten Zeit gegenüber den früheren Auffassungen bedeutend geändert haben. Mit vielem Geschick und Fleiß hat sich Verfasser dieser Aufgabe unterzogen. Das Resultat seiner Studie stimmt, um es sogleich vorweg zu nehmen, mit der Ansicht überein, wie sie v. Luschan mit scharfem Blick bereits vor zehn Jahren formuliert hat.

Den Ausgangspunkt der vorliegenden Studie bildet die Frage: Was sind die Juden als physische Rasse, und welche Stelle nehmen sie in der anthropologischen Rassentabelle ein? Die darüber herrschenden (sich direkt widersprechenden) Theorien werden vom Verfasser im ersten Abschnitte dargelegt. Im zweiten Abschnitte beschäftigt er sich sodann mit der somatischen Beschaffenheit der heutigen Juden. Die bisherigen, über Schädelform, Beschaffenheit der Haut-, Haar- und Augenfarbe, sowie die Körpergröße angestellten Erhebungen werden in ihren Einzelheiten mitgeteilt und an Tabellen und graphischen Darstellungen erläutert. Das Ergebnis ist, daß eine gewisse Einheitlichkeit des physischen Typus bei den heutigen Juden besteht, der indessen eine starke Abweichung von den vermeintlichen Merkmalen der semitischen Rasse aufweist. Brachykephalie ist eine so konstante Erscheinung, daß sie vorwiegend im Verhältnis von 60 bis 80 Proz. an den Juden sich zeigt. Brünette trifft man zu 30 bis 40 Proz., dunkle Augen über 50 Proz. unter ihnen an, Blonde endlich zu 20 bis 30 Proz. Die vorkommenden Zahlenverschiedenheiten kommen nicht über nur geringe Schwankungen hinaus; nur in der Körpergröße, die in Europa fast durchweg geringer als bei der übrigen einheimischen Bevölkerung sich stellt, kommen Schwankungen bis zu 10 cm vor. Im nächsten, dritten, Abschnitte tritt Verfasser der Frage näher, ob das Milieu etwa einen Einfluß auf die physische Beschaffenheit der Juden ausgeübt hat. Er findet, daß die beim heutigen Schädeltypus auftretende Abweichung von seiner ursprünglichen Form nicht auf einen solchen Einfluß zurückzuführen ist, ebensowenig wie der Pigmenttypus, daß aber wohl die niedere Körpergröße der Juden aus den Bedingungen hergeleitet werden muß, unter denen sie viele Jahrhunderte hindurch gelebt haben. Da sich die Schwankungen in dem somatischen Verhalten der Juden nur durch Rassenmischung erklären lassen, so untersucht Verfasser im vierten Abschnitte, in welcher Epoche solche vor sich gegangen ist, und welche ethnischen Elemente die Juden in sich aufgenommen haben. Zu diesem Zwecke verfolgt er die Wanderungen und Schicksale der Semiten von ihrer Wiege bis zu ihrer Niederlassung in Palästina. Mit Renan, Hommel und anderen nimmt er einen mittelasiatischen Ursprung der Juden (am Pamirplateau) an und läßt sie von hier nach Westen und Süden ziehen. Auf dieser ihrer Wanderung (vor 4000 Jahren) kamen die Urhebräer bereits mit anderen (brachykephalen) Völkerstämmen in Pamir, Turan, Armenien usw. in Berührung und vermischten sich selbstverständlich mit diesen. In Palästina bot sich ihnen weitere und ausgiebigere Gelegenheit zur Rassenmischung, was übrigens durch die Zeugnisse der Bibel erwiesen ist. Die wichtigsten ethnischen Elemente, mit denen sie hier zusammentrafen, waren die Kanaaniter, die blonden Amoriter (Arier), die aus Mittelasien stammenden kurzköpfigen Hittiter und die südländischen (negroiden) Kuschiten; alle diese Völkerschaften dürfen indessen auch nicht mehr damals als rein angesehen

werden, sondern hatten sich untereinander bereits mehr oder weniger vermischt. Aus diesen verschiedenen Kreuzungen ging die Abweichung des jüdischen Typus von seiner ursprünglichen (semitischen) Form hervor. Indessen hatte mit ihrem Aufenthalte in Kanaan die Vermischung der Juden noch keineswegs ihren Abschluß erreicht. Denn auch noch die in der Diaspora lebenden Juden und die nach der Zerstörung Jerusalems nach dem Westen in die verschiedensten Länder Europas ausgewanderten Juden gingen vielfach Mischehen mit der dort ansässigen Bevölkerung ein, wie Verfasser des ausführlichen an der Hand der geschichtlichen Überlieferungen im fünften Abschnitte nachweist. Im letzten, sechsten, Abschnitte endlich sucht Verfasser, unter Zusammenfassung der vorgebrachten Argumente, zu einem Gesamtergebnis bezüglich der ethnologischen Stellung der Juden zu kommen. Ihre Einreihung als Rasse in die Gruppe der semitischen Stämme hat keine rationelle Begründung; mit letzterer bindet die Juden nur die verwandte Sprache, in physischer Hinsicht aber herrscht große Verschiedenheit. Daher möchte er die zeitgenössischen Juden, als physische Rasse, lieber der europäisch-himalayischen(-alpinen), als der mittelländischen Rasse verwandt betrachtet wissen. *Buschan-Stettin.*

39. C. H. Stratz: Was sind die Juden? Eine ethnographisch-anthropologische Studie. Mit 11 Abbildungen. Wien, F. Tempsky, 1903. 30 Seiten.

Daß jüdische Physiognomien unter allen Rassen der Erde bei einzelnen Individuen vorkommen, ist eine bereits bekannte Tatsache, die durch eine Reihe von Beobachtungen (darunter bei den Japanern, Indianern, Indonesen, Kaffern, Incas usw.) von neuem vom Verfasser erhärtet wird. Bezweifeln möchten wir aber doch die weiteren Behauptungen des Verfassers, daß alle derartigen Fälle, die einer Untersuchung zugänglich gewesen sind, sich nachweislich als die Folgen starker Inzucht herausgestellt haben, zumal es doch genügend Familien und Stämme gibt, bei denen Inzucht herrschte oder noch herrscht und trotzdem keine Anzeichen eines semitischen Typus sich nachweisen lassen. Direkt unwissenschaftlich erscheint es uns aber, die große Nase der französischen Könige oder die vorstehende Unterlippe der habsburgischen Dynastie als Zeichen für die beginnende Entwickelung eines jüdischen Typus infolge der Inzucht heranzuziehen. Durch diese unhaltbaren Voraussetzungen wird indessen nicht die Antwort auf die Frage „Was sind Juden?“ berührt. „Die Juden sind die Nachkommen eines alten Kulturvolkes, das dem südlichsten Zweige der mittelländischen Rasse entstammt und in Kleinasien und Nordafrika seine Sitze hatte. Die dort lebenden Juden haben heute noch den ursprünglichen südmittelländischen Rassencharakter bewahrt, während diejenigen, die sich unter anderen Zweigen und Völkern ihrer Rasse angesiedelt haben, entweder deren körperliche Eigenschaften mit den eigenen verschmolzen, oder sich durch starke Inzucht zu einem lebhafter individuell gefärbten Typus auf der Basis ihrer Stammesrasse ausgebildet haben.“ Was Verfasser hier aber vorbringt, ist absolut nichts Neues. Neu ist nur, was er Seite 11 über die Heimat der weißen Rasse, die er übrigens einfach mit der arischen identifiziert, behauptet. „Von den asiatisch-indischen Stammessitzen aus hat sich diese Rasse in drei Zweigen über die westlich gelegenen Länder verbreitet . . .“ Ich dachte allerdings, daß eine solche Anschauung in Fachkreisen ein bereits vollständig überwundener Standpunkt wäre.

Buschan-Stettin.

40. Maurice Fishberg: Physical Anthropology of the Jews. II. Pigmentation. American Anthropologist 1903, Vol. V, No. 1, p. 89—106.

Die Farbe der Haut, des Haares und der Augen wurde bei 2272 Juden von New York untersucht. Eine Reihe von Tabellen gibt Bilder von den Beziehungen zwischen den Farben dieser drei Organe. Es zeigte sich ein relativ hoher Prozentsatz blonder Menschen; 12 Proz. hatten blonde Haare und blaue Augen. So fand auch Virchow bei der Untersuchung der Schulkinder unter den Juden 11,17 Proz. von rein blondem Typus. Ebenso wie Virchow, von Luschan und andere schreibt auch Fishberg dieses relativ häufige Vorkommen von Blonden der Beimischung fremden Blutes zu, das die jüdische Rasse (von einer solchen glaubt er nach seinen früher veröffentlichten Studien der Kopfform, die eine außerordentliche Gleichartigkeit des Typus ergaben, sprechen zu dürfen) erlitten habe, und er führt aus Bibel und Talmud sowie sonstigen geschichtlichen Quellen Beispiele von Vermischungen an; besonders hält er mit von Luschan die Amoriter, später die blonde Bevölkerung Syriens, für die hauptsächlichsten Urheber der blonden Beimischung in alter Zeit. *P. Bartels-Berlin.*

41. Hugo Hoppe: Krankheiten und Sterblichkeiten bei Juden und Nichtjuden. Mit besonderer Berücksichtigung der Alkoholfrage. Berlin, S. Calvary & Co., 1903. 64 Seiten.

Die bekannte Tatsache, daß die Juden zu gewissen Erkrankungen mehr hinneigen, für andere wiederum unempfänglicher sich verhalten als die christliche Bevölkerung, unter der sie leben, wird von neuem durch ein reichlich zusammengetragenes statistisches Material erhärtet. Die große Vitalität der Juden kennzeichnet einmal ihre geringere Sterblichkeit, im besonderen der Kinder gegenüber der bei Christen, was für alle Länder festgestellt ist, sodann die erheblich geringere Zahl der Totgeburten. Infolgedessen ist die Lebensdauer der Juden eine längere und nimmt ihre Zahl stärker zu als bei den Christen. Der großen Lebenszähigkeit entspricht weiter eine geringere Neigung zu Erkrankungen. Vor allem sind es die sogenannten Infektionskrankheiten, welche die Juden in relativ geringerem Grade heimsuchen und bei ihnen im allgemeinen milder verlaufen, wie Tuberkulose, Lungenentzündung, Typhus, Malaria, Cholera, Pest, Pocken und Syphilis; hierhin zählen außerdem noch gewisse Erkrankungen der Atmungsorgane, der Nieren und der Leber. Von den Infektionskrankheiten macht nur die Diphtherie eine Ausnahme, bei der die Sterblichkeit eine größere als unter den Christen ist. Desgleichen sind bei der jüdischen Bevölkerung häufiger Todesfälle infolge von Darmkrankheiten, Krankheiten der Kreislauforgane, der Knochen und Gelenke, sowie vor allem des Nervensystems. In besonders hohem Maße werden die Juden von Zuckerkrankheit, Neurasthenie, Hysterie und besonders Geisteskrankheiten befallen; auch stellen sie ein hohes Kontingent für Kurzsichtigkeit, entzündliches Glaukom, Blindheit und Farbenblindheit, Astigmatismus und Taubstummheit, im besonderen die angeborene. Verhältnismäßig selten hingegen treffen wir bei ihnen Epilepsie, progressive Paralyse der Irren und Rückenmarksschwindsucht an. Soweit stimmen wir mit dem Verfasser überein, weniger jedoch bezüglich der Ursachen der großen Widerstandsfähigkeit der Juden, wo er den Boden der Sachlichkeit verläßt. Denn wenn er die Mäßigkeit der Juden als eine der Hauptursachen für ihre geringere Sterblichkeit und ihre Langlebigkeit bezeichnet, dann heißt das doch offenbar das Kind mit dem Bade ausschütten. Wir stellen keineswegs in

Abrede, daß der Alkoholismus in hohem Grade auf den menschlichen Körper, im besondern auf das Nervensystem schädigend einwirkt, aber deswegen die vermeintliche Enthaltsamkeit der Juden vom Alkoholgenuß für ihre gute Gesundheit verantwortlich machen zu wollen, erscheint doch sichtlich übertrieben. Daß die Juden in solchem Maße den Alkohol meiden, daß sie den Christen gegenüber gesundheitlich im Vorteile sind, ist nicht bewiesen. Wer in einer Stadt lebt, deren Bevölkerung ein großes Kontingent an Juden stellt, kann sich leicht überzeugen, daß es mit der gepriesenen Alkoholabstinenz nicht allzu arg bestellt ist; auf der andern Seite wieder kenne ich genug Christen, die dem Alkoholgenuß vollständig abgeneigt sind. Von den Anhängern der Abstinenz wird immer wieder, und zwar wohl mit Recht, ins Feld geführt, daß die Geisteskrankheiten zum größten Teil durch Alkoholgenuß bedingt wären. Logischerweise müßten also umgekehrt Geisteskrankheiten bei Leuten, die des Alkoholgenusses sich enthalten, fast gar nicht vorkommen. Für die Juden trifft dies aber nicht zu, im Gegenteil sie kommen bei ihnen besonders häufig vor. Um diese Tatsache erklären zu können, nimmt Verfasser seine Zuflucht zu den schweren Bedrückungen und grausamen Verfolgungen, denen die Juden im Mittelalter bis in die Neuzeit hinein ausgesetzt gewesen sind. Daß diese Momente geeignet sind, das Nervensystem zu zerrütten, soll nicht in Abrede gestellt werden; sie sind aber in gleicher Weise geeignet, auch das körperliche Befinden, das von dem Verhalten des Nervensystems direkt abhängt, herabzusetzen, und im besonderen die Vitalität zu beeinträchtigen. Es müßten demnach die Juden gerade in körperlicher Hinsicht nicht minder inferior veranlagt sein. Das Mittelalter hat noch genügend andere Menschenverfolgungen (Waldenser und andere Sekten, Inquisition usw.) gezeitigt; ich glaube aber kaum, daß die Nachkommen dieser gewiß viel ärger Mitgenommenen ein besonderes großes Kontingent an Nerven- und Geisteskranken stellen; vielleicht wäre eine Erhebung in diesem Sinne einmal angebracht. Wir können nicht umhin, das Rassenmoment für gewisse Eigentümlichkeiten der Rassen verantwortlich zu machen, wie ich es bei meinen rassenpathologischen Arbeiten immer betont habe; wie es Eigenarten in den Rassen in ihrer äußeren, somatischen Beschaffenheit gibt, so dürfen wir mit Fug und Recht auch solche in psychischer und biologischer Beziehung voraussetzen. *Buschan-Stettin.*

42. Bulletin de l'Ecole Française d'Extrême-Orient. Revue philologique paraissant tous les trois mois. Hanoi, F. H. Schneider. Année III. Heft 1 und 2.

Der französische Senat ist den europäischen Kolonialmächten mit glänzendem Beispiel vorangegangen und hat in Hinterindien eine „Ecole Française" gegründet, deren Aufgabe die Erforschung Hinterindiens und der dazu in Beziehung stehenden Länder, Chinas, Vorderindiens, Javas usw. bildet. Diese Finot unterstellte Stätte gelehrter Forschung ist nicht nur eine Pflanzschule für die französische Wissenschaft, sondern auch ein Mittel, die Einheimischen selbst zum Verständnis der Geschichte und Kultur ihres Landes heranzuziehen. Die Gelehrtenschule von Hanoi legt ihre Forschungen in den „Publications" nieder, von denen bisher fünf Bände erschienen sind, darunter ein von Lunet de Lajonquière bearbeiteter „Atlas Archéologique, monument du Champa et du Cambodge"; sie veröffentlicht außerdem ein jährlich in vier Heften erscheinendes, reich ausgestattetes Bulletin de l'école française, das jetzt in den dritten Jahrgang eingetreten ist. Der Reichtum seines Inhaltes macht es dem einzelnen Gelehrten unmöglich, zu allen einzelnen Aufsätzen

Stellung zu nehmen, da sie aus der ganzen Interessensphäre dieser Schule dort zusammenfließen; ihre Mannigfaltigkeit ist ein Beweis von der Größe der Aufgaben, die der Altertumswissenschaft in diesem Teile des Orients obliegen. Nach meiner Ansicht wird eine kurze Übersicht über den Inhalt der einzelnen Hefte am besten den Zwecken des Zentralblattes entsprechen. Heft eins des dritten Bandes wird von einem Aufsatz G. Masperos über die Ruinen von Say-Fong eröffnet, einer toten Stadt in den Wäldern am Ufer des Mekong, nicht weit von Nong-kai. Sie ist der Sage nach von einem Einwohner Indiens gegründet und blühte ungefähr um das 12. Jahrhundert. Maspero fand unter anderem die Statue einer sitzenden Gottheit, die nach verschiedenen Anzeichen zu schließen brahmanischer Herkunft und aus Kambodscha wahrscheinlich importiert ist, ebenso wie mehrere ebendaselbst gefundene Stelen. Eine dieser Stelen enthält eine in demselben Heft von Finot behandelte Sanskritinschrift. Sie zeigt die Ausdehnung der Herrschaft Kambodschas über die Laos und hat besonderes Interesse, weil sie die Stiftungsurkunde eines durch Jayavarman II. (Ende des 12. Jahrh.) begründeten Hospitals ist und ein ausführliches Reglement für dieses Hospital enthält. Das Personal bestand danach aus 98 Personen: z. B. gab es 2 Ärzte, 3 Personen zu deren Bedienung, 2 Köche, 14 Krankenwärter, 8 Frauen, darunter 2 Reisstampferinnen. Auch ein Astrolog fehlte nicht. Von diesen Personen hatte eine Gruppe Anrecht auf Wohnung im Hospital, die andere nicht. Andere detaillierte Angaben betreffen die verschiedenen Waren, die man an den drei hohen Festtagen des Hospitals den königlichen Magazinen entnehmen und an die Insassen verteilen durfte. Ein Mißverständnis, das Finot bei der Übersetzung begangen hat, wird von ihm im Heft 2 (S. 369) berichtigt; über einen in der Inschrift Buddha beigelegten Titel (Bhaisajyagum) handelt Pelliot im Anschluß an Finot.

In Artikel drei setzt S. Lévi seine „Notes Chinoises sur l'Inde" aus früheren Heften fort. Das von ihm besprochene Datum des indischen Grammatikers Candragomin ist seither besser von Liebich in den Verhandlungen der Schlesischen Gesellschaft (1903) behandelt worden. In dem folgenden Aufsatz erörtert Durand die moslemitischen Chams in Südannam und deren religiöse Chronologie, sowie ihre Texte. Die letzte Abhandlung des Heftes ist von Finot den Ruinen der Hügel Phnom Bàsêt und Phnom Thboic (in Kambodscha) gewidmet. Es sind die Trümmer einer alten Kultusstätte, an der sich seit dem 7. Jahrhundert n. Chr. vermutlich an Stelle eines alten Berg- und Baumkultus buddhistische und brahmanische Heiligtümer erhoben. Besonders merkwürdig ist ein vierseitiger kleiner Altar, dessen obere Platte 17 Steinlingams trägt, von denen die 16 kleineren das in die Mitte gestellte größere Lingamzeichen umgeben.

Auf die Abhandlungen folgen „Notes et Mélanges". Darunter befindet sich ein kleiner Aufsatz von Foucher über eine unvollendete Buddhastatue von Börö-Budur, in der er eine Wiederholung der Statue von Buddha-Gayā sieht, ferner ein Bericht von Parmentier über die Ergebnisse der letzten Ausgrabungen in Dong-du co'ng in Annam. Den Beschluß macht — außer einer Chronik — eine sehr nützliche literarische Rundschau, die entsprechend dem Wirkungskreis der neuen Schule sich auf die Besprechung von Arbeiten über Indien, China, Indochina usw. erstreckt. Sie erfüllt die Aufgaben, zu deren Erfüllung bei uns für den Indologen leider keine eigene Zeitschrift besteht. Die Deutsche morgenländische Gesellschaft erwirbt sich dadurch zwar ein großes Verdienst, daß sie Schermans nicht genug anzuerkennende Bibliographie unterstützt, läßt aber ihre Angehörigen über den

Inhalt neuer Erscheinungen, Ausgrabungen usw. ganz im unklaren und bedarf längst einer Reorganisation.

Das zweite Heft eröffnet Vogel, Archaeological Surveyor, Panjab Circle, mit einem interessanten Aufsatz über eine Statue der reichhaltigen Sammlung der Gandharakunst im Museum in Lahore. Die Statue zeichnet sich durch merkwürdige Individualisierung und einen dem Buddhatypus entgegengesetzten Ausdruck des Gesichts aus. Vogel schließt sich der Ansicht Burgess' und Grünwedels an, daß es sich hier nicht, wie man wollte, um einen „König auf dem Thron", sondern um eine Darstellung Kuberas handelt, des Gottes des Reichtums, dessen Typus er an Skulpturen in London, Kalkutta und Mardān erläutert. Er verfolgt die Gestaltung des Typus nach China, Japan, bis nach Java, wo Kubera als eine Art Hausgottheit unter den kolonisierenden Hindus sich erhalten hat.

Die historischen Orte von Qang Binh in Kotschinchina und Tongking schildert ein Aufsatz von Cadière; Finot bespricht eine Stele des Königs Çambhuvarman, die die älteste datierte Inschrift Indochinas ist. Ihr Wert besteht darin, daß sie die Lücke in der Chronologie Champas zwischen König Bhadravarman I (um 400 n. Chr.) und Pṛthivīvarman mit zwei Königsnamen ausfüllt. Die letzten beiden Abhandlungen gehen vorwiegend Sinologen an. Chavannes behandelt unter Beifügung von Abbildungen die beiden ältesten Urkunden chinesischer Kartographie, deren Steinoriginale sich im Museum von Si-ngan-fou befinden; Pelliot erörtert eingehend die Rolle, die das Land Fou-nan in dem Verkehr zwischen China und Indien gespielt hat, und versucht seine Lage festzustellen. Die „Notes et Mélanges" behandeln in dieser Nummer chinesische Sekten. *A. Hillebrandt-Breslau.*

43. Lehmann-Nitsche: Erklärung der Bregmanarben an alten Schädeln von Tenerife. Zeitschr. f. Ethnologie 1903, Bd. XXXV, S. 722 bis 724.

Verfasser macht auf ein einem unbekannten Autor entnommenes Zitat des Dr. Chil y Naranjo aus Las Palmas aufmerksam, das sich in seinem 1878 vor dem Congr. intern. d. Sc. anthropolog. in Paris gehaltenen Vortrage sur l'origine des Guanches findet, und folgendermaßen lautet: „Lorsqu'ils avaient des douleurs, ils faisaient de larges scarifications sur la peau de la partie malade avec leurs couteaux de pierre, et cautérisaient ensuite la plaie avec des racines de joncs trempées dans de la graisse bouillante; ils prenaient de préférence pour cet usage de la graisse de chèvre." Verfasser macht diese interessante Mitteilung in der Hoffnung, daß jemand, der die altkanarische Literatur zur Verfügung hat, die Originalstelle finden und vielleicht noch mehr Angaben über das Heilverfahren der Guanchen finden möchte.

P. Bartels-Berlin.

44. J. Huguet: Les Juifs du Mzab. Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris 1902. Série V, Tome III, p. 559 bis 593.

Die algerische Oase Mzab beherbergt eine anscheinend seit dem 15. Jahrhundert bestehende, nicht unbeträchtliche jüdische Kolonie. Die Zahl der Juden betrug 1896 gegen 900, die überwiegend in Ghardaïa konzentriert waren; außer den hier ansässigen 841 fanden sich nur noch in Guerara 34 Juden. Dreizehn Jahre früher war die Verteilung der jüdischen Bevölkerung eine ganz andere: nur 422 in Ghardaïa, 130 in Guerara, 186 in Berriam. Ihre Lage hat sich seit der französischen Okkupation sehr gebessert. Früher

wohnten sie in bestimmten Ortsvierteln, mußten schwarze Kleidung tragen, zahlten den Zehnten und wurden häufig ausgeplündert. Heute sind alle Beschränkungen gefallen, die Juden tragen die allgemein übliche Kleidung, haben Grundbesitz erworben und scheinen sich in wachsendem Wohlstand zu befinden. Sie leben aber noch in engen, dunkeln und schmutzigen Häusern; was der Verfasser z. B. von dem Bad erzählt, in dem die Bräute am Hochzeitstage siebenmal untertauchen müssen, gibt eine abschreckende Vorstellung von ihrer Unreinlichkeit. Ihre Sitten sind zum Teil abweichend von denen der übrigen algerischen Juden. Der Verfasser bespricht hauptsächlich die mit der Geburt, der Heirat, der Ehescheidung, der Bestattung und den religiösen Festen verbundenen Bräuche. Die Entbindung findet im Hause der Eltern, nicht in dem des Gatten statt, mit oder auch ohne Hilfe einer erfahrenen Frau. Nach der Geburt eines Mädchens arbeitet die Mutter drei Monate nicht, nach der eines Knaben ein Jahr lang. Wenn die Kinder drei Jahre alt sind, beginnt man sie durch die Zeremonie des Kestab in die Religion der Väter einzuführen: sie heißen jetzt „uzir"; vom vierten Jahr ab werden sie „soltan" genannt und sind nun völlig in die religiöse Gemeinschaft eingetreten. Im Alter von ungefähr 13 Jahren werden sie verheiratet, nachdem sie gewöhnlich schon im vierten bis sechsten Lebensjahre versprochen waren. Die Kindersterblichkeit ist enorm. Zwillinge werden ziemlich häufig geboren; sind dieselben verschiedenen Geschlechts, so stillt die Mutter nur den Knaben; das Mädchen wird mit Ziegenmilch aufgezogen. Männer und Frauen speisen getrennt. Verreist der Mann, so trägt die Frau Trauer; sie darf ihre Kleidung nicht wechseln und sich nur wenig waschen; erst am Tage der Rückkehr des Gemahls hat sie ein Bad zu nehmen. Scheidungen sind leicht und außerordentlich häufig. Es gibt nach der Behauptung des Verfassers keinen erwachsenen Mann, der nicht zwei- bis dreimal verheiratet gewesen wäre. Der Glaube an Zauberei, besonders an den bösen Blick, ist allgemein verbreitet. *B. Ankermann-Berlin.*

45. J. Huguet: Sur les Touareg. Avec une carte et 12 dessins ou gravures. Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris. 1902. Série V, tome III, p. 614 bis 642.

Eine kurze, präzise und instruktive Monographie der Tuareg, zum großen Teil auf eigenen Studien und Beobachtungen beruhend, aber unter steter Berücksichtigung der älteren Literatur, deren Angaben der Verfasser vielfach berichtigt. In der Bändigung dieses wilden Räubervolkes scheinen die Franzosen nach manchen früheren Mißerfolgen neuerdings Fortschritte zu machen. Der Verfasser denkt hierüber sehr optimistisch; die endgültige Niederwerfung der Tuareg biete keine Schwierigkeit, sobald man ihnen nur die Überlegenheit der Europäer deutlich vor Augen führe. Überlegene Macht sei das Einzige, was der Targi respektiere. In betreff des Charakters der Tuareg polemisiert der Verfasser gegen Duveyrier, der ihn zu günstig beurteilt habe. Zugegeben, daß Duveyrier zu rosig gesehen hat, so läßt sich doch die Aufzählung einzelner Fälle von Verbrechen nicht zur Erschütterung seiner Ansicht verwenden, da diese ja Ausnahmen sein können, während es sich gerade um die Feststellung des moralischen Durchschnittsniveaus handelt. Übrigens wird die Differenz sich wohl im wesentlichen so lösen, daß es auch für den Targi eine doppelte Moral gibt (wie das auch Huguet gelegentlich anerkennt); eine gegenüber den Stammesgenossen, die andere gegenüber den Fremden. Gegen die letzteren gilt vieles als erlaubt, was im Stamme selbst streng verpönt ist. Das Verbot des Genusses von

Fischen, Vögeln und Eiern führt der Verfasser auf einen alten Religionsstifter Ha-mîm zurück, der in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts die Tuareg zum Abfall vom Islam bewogen haben soll und dafür mit dem Beinamen El Mofteri, „der Betrüger", beehrt worden ist. Für wahrscheinlicher würden wir einen altheidnischen Ursprung der Sitte halten, die Ha-mîm allerdings wieder aufgefrischt haben mag. Fanatische Mohamedaner sind die Tuareg bekanntlich auch heute noch nicht; Moscheen besitzen sie nicht, die vorgeschriebenen Gebete werden an besonderen, von aufgerichteten Steinen umgebenen Plätzen verrichtet. Die Gesamtzahl der Tuareg beträgt nach einer vom Verfasser angenommenen Schätzung nicht mehr als 110 000. Interessant ist die Angabe, daß die Steinarmringe, die von den Männern allgemein am rechten Oberarm getragen werden, aus den Hombori-Bergen südlich des Niger kommen, während sie nach Duveyrier im Lande selbst in den Gegenden, wo sich Serpentin findet, nämlich bei den Auelimmiden und den Azdjer, angefertigt werden. *B. Ankermann-Berlin.*

46. Martial de Salviac: Un peuple antique au pays de Ménélik. Les Galla (dits d'origine gauloise), grande nation africaine. 2ème éd. Ouvrage couronné par l'Académie française. Paris, H. Oudin, 1902. 8°. VIII u. 354 p.

Der Verfasser dieses Buches mit dem etwas langen und pomphaften Titel, das bereits in zweiter Auflage vorliegt, ist ein französischer Missionar, der anscheinend längere Zeit unter den Galla gelebt und während seiner Tätigkeit das Volk, dem er das Christentum zu predigen hatte, lieb gewonnen hat. Nicht als kühler Beobachter, sondern als Freund steht er dem Volke gegenüber, und wenn er auch in seiner Schilderung die Schattenseiten im Charakter derselben nicht etwa gänzlich unterdrückt, so bemerkt der Leser doch überall sein Bestreben, die guten Eigenschaften möglichst hervorzuheben. Wie sehr die Objektivität darunter auch leiden und wieviel die Wissenschaft dabei auch verlieren mag, jedenfalls versteht es der Verfasser, durch die Wärme seiner Darstellung, die durch die Einschaltung zahlreicher, zur Erläuterung bestimmter Fälle dienender persönlicher Erlebnisse belebt wird, die Sympathie des Lesers für seine geliebten Galla zu erwecken.

Das Buch zerfällt in fünf Teile; der erste Teil bringt nach einem einleitenden Kapitel einen Abriß der Geschichte der Galla und der katholischen Mission unter ihnen von ihren Anfängen bis heute, sowie eine Schilderung des Landes, seiner Flora und Fauna. Der Rest des Buches, etwa zwei Drittel, ist ethnographischen Inhalts und behandelt der Reihe nach die religiösen Vorstellungen und den Kult, Zauberei usw., die soziale Organisation, die Gesetzgebung, das häusliche Leben, die Erziehung der Kinder, den Krieg und endlich die Herkunft der Galla. Keiner von diesen Gegenständen wird systematisch und erschöpfend behandelt; überall wird man bei einem Vergleich mit dem von Paulitschke in seiner Ethnographie Nordost-Afrikas zusammengetragenen Material finden, daß der Verfasser viel bereits Bekanntes nicht erwähnt. Dagegen bestätigen seine Beobachtungen im allgemeinen durchaus die Angaben früherer Berichterstatter aufs neue und vielfach in neuem Zusammenhange, und andererseits finden sich zahlreiche bisher unbekannte Einzelheiten angemerkt, die geeignet sind das noch so lückenhafte Bild des Gallavolkes einigermaßen zu vervollständigen. Leider zieht sich durch das ganze Buch als roter Faden eine unglaublich phantastische Idee des Verfassers, die schon im Titel zum Ausdruck kommt, im Buche selbst bei allen möglichen Gelegenheiten auftaucht, um endlich im 18. Kapitel speziell

ausgeführt zu werden. Der Verfasser ist nämlich allen Ernstes der Meinung, daß die Galla direkt von den alten Galliern abstammen! Der Gleichklang der Namen und eine gelegentliche Äußerung von Antoine d'Abbadie, die als Motto auf dem Titelblatt („Les Galla auraient les qualités des Français, s'ils étaient chrétiens") steht, scheinen ihn zuerst zu dieser unglückseligen Idee geführt zu haben; französischer Patriotismus und eine unglückliche Liebe zur vergleichenden Sprachwissenschaft haben sie dann gemeinsam zur Reife gebracht. Es verlohnt sich nicht, auf diesen unmöglichen Einfall näher einzugehen; man kann nur bedauern, daß der Verfasser sein sonst so brauchbares Werk durch diese Phantastereien selbst entstellt hat.

Zu erwähnen ist noch, daß das Buch eine beträchtliche Anzahl Abbildungen, meist nach Photographien, enthält, die aber nur zum Teil ethnographischen Wert haben, sowie eine kleine Übersichtskarte von Abessinien und den Galländern. *B. Ankermann-Berlin.*

47. **Notes analytiques sur les collections ethnographiques du Musée du Congo.** Publiées par la Direction du Musée. Annales du Musée du Congo. Ethnographie et Anthropologie S. III, tome I, F. 1. Bruxelles 1902. 144 p., 21 Tafeln.

Es ist ein großartiges und höchst nachahmenswertes Unternehmen, dessen Anfang uns in diesem trefflich ausgestatteten Heft vorliegt: dasselbe beginnt die Publikation des gesamten Bestandes des Kongomuseums in Tervueren, das im ganzen etwa 8000 Nummern umfaßt. Die Veröffentlichung erfolgt durch die Direktion des Museums im Auftrag und auf Kosten der Regierung des Kongostaats. Diese Liberalität der Kongoregierung ist um so erfreulicher, als die wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiet der Ethnographie des Kongostaats eine sehr schwache ist, so daß die Bücher der ersten Erforscher, wie Wißmann und seine Begleiter, noch bis heute die besten geblieben sind. Das Werk ist sehr reich ausgestattet; die 21 Tafeln enthalten 336 vortreffliche Autotypien; außerdem sind in den Text eine große Anzahl Federzeichnungen eingestreut, die viele Einzelheiten aufs beste veranschaulichen. Der Text will keine erschöpfende wissenschaftliche Monographie, sondern nur ein beschreibender Katalog sein, bringt aber tatsächlich weit mehr, als die Bescheidenheit des Verfassers zugibt.

Das ganze ungeheure, im Museum von Tervueren vereinigte Material hat der Herausgeber in 12 Abteilungen gebracht, die nacheinander veröffentlicht werden sollen: Nahrung und Getränke, Kleidung, Wohnung, Jagd und Fischfang, Ackerbau, Schiffahrt, Handel, Industrie, Krieg, Gesellschaftszustand, Künste, Religion. Das vorliegende Heft beschäftigt sich mit der vorletzten Abteilung, Kunst, worunter aber nur Musik und Tanz verstanden wird; alle anderen künstlerischen Erzeugnisse, wie Schnitzwerke usw., sind je nach ihrem Zweck in den übrigen Abteilungen untergebracht. Das Heft enthält also nur die Musikinstrumente im weitesten Sinn, d. h. mit Einschluß der Lärminstrumente.

Die Einteilung der Instrumente entspricht im allgemeinen der auch sonst üblichen. Der Verfasser unterscheidet: Instruments à agitation (Glocken, Schellen, alle Arten Rasseln und Klappern); Instr. à percussion (Tamtams, Tambours, Gongs, Xylophones); Instr. à vent (Blashörner, Trompeten, Flöten, Pfeifen); Instr. à lamelles et à cordes (Marimbas, Harpes-guitares, Mandolines, Lyres, Cithares). Unter Tamtams versteht der Verfasser die hölzernen Signal- und Sprechtrommeln, unter Tambours die mit Fell bespannten Trommeln, unter Gongs die klöppellosen Glocken, die von außen an-

geschlagen werden. Richtiger würde es mir erscheinen, die beiden ersten Gruppen (instr. à agitation und à percussion) zu einer einzigen zusammenzufassen als Schlaginstrumente, da es doch nebensächlich ist, ob der Schlag von außen oder innen kommt. Angreifbarer noch ist die Nomenklatur, die der Verfasser für die Unterabteilungen der Instr. à lamelles et à cordes gewählt hat. Daß der Verfasser für das Klimperinstrument mit elastischen Eisen- oder Raphiastäben die Bezeichnung Marimba gebraucht, erklärt sich daraus, daß dieses Instrument in der Tat stellenweise, zumal am Kongo, so genannt wird. In Südafrika aber heißt dasselbe Instrument Sansa, Sansi oder ähnlich, während das Wort Marimba sich auf das Instrument bezieht, das der Verfasser als Xylophon bezeichnet, und da beide Instrumente sowohl wie beide Worte viel früher aus Südafrika bekannt geworden sind, als aus dem Kongogebiet, so haben sich die letzteren in ihrer südafrikanischen Bedeutung einigermaßen in der Literatur eingebürgert. In diesem Sinne habe ich sie daher auch in meiner Arbeit über die afrikanischen Musikinstrumente gebraucht, und es ist zu bedauern, daß durch umgekehrte Verwendung der Worte wieder Verwirrung in die Nomenklatur gebracht wird. Auch die Benennung der Saiteninstrumente ist nicht ganz einwandfrei. Daß dieselben Instrumente auf Taf. XX Mandolinen, auf Taf. XXI Harpes-guitares heißen, ist wohl nur einem Druckfehler zuzuschreiben; anstatt der Bezeichnung „Mandoline" würde mir der Name „Harfe" richtiger erscheinen, da die Anordnung der Saiten ganz dieselbe ist wie bei den Harfen. Der Name „Harpeguitare" ist ein Verlegenheitsausdruck, den man, obwohl er nicht ganz korrekt ist, gelten lassen kann, bis ein besserer gefunden ist. Einen vereinzelten Irrtum möchte ich noch erwähnen: das auf Taf. VI, Fig. 125, abgebildete Instrument steht verkehrt; es ist kein Tamtam, sondern ein Xylophon mit nur einem Schlagbrett. Das Brettchen, welches auf der Abbildung daneben liegt, ist das Schlagbrett, das quer über die hier nach unten gerichtete Öffnung gelegt werden muß.

Ein wunder Punkt sind die Herkunftsangaben, die leider nicht immer so genau sind, wie man es wünschen möchte. Da nur selten der Volksstamm mit Sicherheit zu ermitteln war, dem ein Gegenstand angehörte, sondern meist nur im allgemeinen die Gegend der Herkunft bekannt war, so hat der Verfasser, um wenigstens eine ungefähre Übersicht der Verbreitung der Musikinstrumente zu ermöglichen, den ganzen Kongostaat in 12 Bezirke (Régions) von sehr ungleicher Größe geteilt. Einige — wie z. B. der Küstenbezirk — stellen wohl in der Tat eine ethnographische Einheit dar, andere aber, zumal die Région de l'Est, die das ganze ungeheure Gebiet von der Einmündung des Lomami in den Kongo und dem Albert-Edward-See im Norden bis zu den Kongoquellen und dem Moëro-See im Süden umfaßt, dürften bei genauerem Bekanntwerden in mehrere Distrikte zerfallen.

B. Ankermann-Berlin.

48. R. H. Nassau: Spiritual beings in West Afrika: their classes and functions. Bull. of the Amer. Geogr. Soc. 1903. Vol. XXXV, p. 115 bis 124.

Der Verfasser, der seine Beobachtungen unter den Mpongwe und einigen benachbarten Stämmen gemacht hat, unterscheidet fünf Klassen von Geistwesen: 1. Die Anina, die die eigentliche Seele darstellen, die den Leib belebt, im Traum denselben verläßt und nach dem Tode weiterlebt. 2. Die Abambo, wohl am besten mit Gespenster zu übersetzen. Sie erscheinen ungerufen, meist in der Dämmerung, im Walde oder anderen dunkeln Orten.

Sie sollen die Geister der Vorfahren des Volkes, im Gegensatz zu den Geistern von Stammfremden, sein. 3. Die Awiri wohnen in Felsen, Höhlen, großen Bäumen und sind Schutzgeister; jedermann hat seinen besonderen Ombwiri. Auch Krankheiten, besonders Geisteskrankheiten, werden durch sie verursacht. Sie sind die einzigen Geister, mit denen man ohne Vermittelung eines Priesters verkehrt. 4. Die Myondi sind den Awiri ähnlich, aber bösartiger. Sie verursachen hauptsächlich Krankheiten und müssen dann durch den Oganga ausgetrieben werden. 5. Die Yaka sind die Geister der Vorfahren einer bestimmten Familie. Bei ihrem Kult werden Ahnenfiguren verwendet, die aber meist verborgen gehalten werden; vor allem aber bewahrt man Schädel und andere Knochen, Finger, Zehen, Nägel usw. zu Bündeln zusammengesteckt, auf. Auch der Werwolfglaube findet sich; ein Geist oder auch die Seele eines lebenden Menschen kann in ein Tier, gewöhnlich einen Leoparden, fahren und als solcher andere Menschen töten. Die Grenzen zwischen den einzelnen Klassen scheinen keineswegs scharf zu sein; alle Geister lassen sich im letzten Grunde auf die Seelen verstorbener Menschen zurückführen, und die verschiedenen Namen bezeichnen vielleicht nur die Geister als Verursacher gewisser Erscheinungen. *B. Ankermann-Berlin.*

49. C. Velten: Sitten und Gebräuche der Suaheli, nebst einem Anhang über Rechtsgewohnheiten der Suaheli. 8⁰. XII u. 423 S. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1903.

Unter den vielen Fehlerquellen, mit denen man bei der Benutzung von Berichten über Naturvölker zu rechnen hat, ist die mangelhafte Kenntnis der Sprache des betreffenden Volkes eine der wichtigsten. Nur selten hat der Berichterstatter so lange unter den Leuten gelebt, daß er imstande wäre, in ihrer Sprache zu sprechen und zu denken wie in seiner eigenen. Und doch ermöglicht es nur die vollkommene Beherrschung der Sprache einem Europäer, sich in die fremdartige Denk- und Empfindungsweise eines Naturvolkes hineinzufinden und in dem anscheinend wirren Chaos der Gedankenreihen desselben Ausgangspunkt und Aufeinanderfolge zu begründen. Alle Schwierigkeiten würden behoben, wenn der fragende und forschende Europäer ausgeschaltet werden könnte und wir von den Naturvölkern direkte Berichte über sich selbst erhalten könnten. Das ist freilich ausgeschlossen, da diese Völker eben keine Schrift besitzen. Nur bei solchen Stämmen, bei denen wenigstens einzelne Individuen schriftkundig sind, ist es möglich, die Eingeborenen selbst über ihre eigenen Sitten berichten zu lassen. Diese Möglichkeit, die bei allen halb oder ganz islamisierten Negerstämmen vorhanden ist, hat man bisher lange nicht genug ausgenutzt. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß der Verfasser diesen Weg gegenüber den Suaheli eingeschlagen hat. Er hat intelligente Suaheli veranlaßt, eingehende Berichte über die Sitten und Gebräuche ihres Volkes niederzuschreiben, und er hat dieselben dann mit Hilfe des Lektors am Berliner Orientalischen Seminar Mtoro bin Mwenyi Bakari nachgeprüft, verbessert und ergänzt. Auf diesem Wege ist ein Buch entstanden, an dem jeder Ethnolog seine Freude haben muß. Es ist ja noch keine wissenschaftliche Monographie der Suaheli, aber es sind die Materialien dazu, und zwar in einer Vollständigkeit und — ihrer Entstehung entsprechend — in einer Zuverlässigkeit, wie wir sie sonst nur für wenige andere Völker Afrikas besitzen.

Das erste Kapitel behandelt die Gebräuche bei der Geburt, die folgenden führen uns dann das Kind vor beim Spiel und in der Schule, schildern die Pubertätsweihen beider Geschlechter und zeigen uns das Leben der Er-

wachsenen von der Heirat bis zum Begräbnis. Den Hauptbeschäftigungen der Männer und Frauen, ihren Tanzbelustigungen und den dabei gesungenen Liedern, den Krankheiten und ihrer Heilung durch Medikamente wie durch Geisteraustreibungen, den Gottesurteilen und Gelübden, der Blutbrüderschaft, der Verwaltung, dem Sklavenwesen, den Handelsreisen der Suaheli usw., sind besondere Kapitel gewidmet. Die Schlußabschnitte behandeln in ausführlicher Weise die Rechtsgewohnheiten der Suaheli. Sehr interessant sind die zahlreichen — übrigens stets im Urtext und in Übersetzung gegebenen — Lieder, die als stereotype Begleitung nicht bloß bei Tänzen und Festen, wie bei Hochzeiten und Beschneidungsfeiern, sondern fast bei jeder Arbeit gesungen werden.

Vieles davon ist, wie auch der Verfasser im Vorwort hervorhebt, gänzlich neu; so die Kapitel über die Kinderspiele, Anstandsregeln, Amulette, Freuden- und Geistertänze, die bösen Geister („pepo“), Gottesurteile usw.; man darf aber wohl sagen, daß auch von dem Inhalt der übrigen Kapitel die größere Hälfte bisher noch unbekannt war. Nichtsdestoweniger ließe sich das Buch noch vervollständigen, und wir hoffen, daß der Verfasser Gelegenheit finden wird, dies in derselben trefflichen Weise zu tun. So wären z. B. erwünscht Schilderungen der verschiedenen Gewerbe (Töpferei, Schnitzerei, Schmiedekunst, Flechten und Weben), der dabei üblichen Technik und der zugehörigen Werkzeuge; ferner genauere Mitteilungen über die soziale und politische Organisation, z. B. über die mehrfach erwähnten „Parteien“ (kikao) mit ihren Vorstehern (mkuu). Auch vom Hausbau und der Einrichtung der Wohnungen u. dergl. erfährt man nichts. Eine weitere sehr wünschenswerte Ergänzung würde das Buch durch eine Ausdehnung der Untersuchungen auf die nächsten Nachbarn der Suaheli erfahren. Denn diese — die Wadigo, Wasegua, Wabondei, Wasaramo, Wadoë usw. — sind zwar, wie in der Einleitung gesagt wird, in ihren Sitten nur wenig verschieden von den Suaheli, dürften aber doch, da sie weit weniger unter arabischem und indischem Einfluß gestanden haben, manches Ursprünglichere bewahrt haben, so daß ein Vergleich zwischen ihnen und den Suaheli höchst lehrreich werden könnte.

Zu erwähnen ist noch, daß das Buch auch in einer Suaheli-Ausgabe unter dem Titel „Desturi za Wasuaheli“ erschienen ist.

B. Ankermann-Berlin.

50. Born: Eingeborenen-Medizin und Verwandtes in Yap. Zeitschrift f. Ethnologie 1903, Bd. XXXV, S. 790 bis 791.

Ein Eingeborener war des Giftmordes angeklagt, und zwar sollte er sich das Gift bereitet haben aus dem Blute und Schleim menstruierender Frauen, vermischt mit dem Fett, das durch die Matten der Leichen fließt. Belastend war, daß seine Frau kurz vorher aus einem Menstruationshause einen der dort aufgehängten Grasröcke entwendet hatte. Dr. Born konnte durch Sektion feststellen, daß der angeblich Ermordete an einer Lungentuberkulose gestorben war, und es gelang auch, die Ankläger von der Grundlosigkeit ihrer Anklage zu überzeugen. — Über die Art, wie der angebliche Mörder seinem Opfer dies Gift beigebracht haben sollte, ist leider nichts angegeben.

P. Bartels-Berlin.

51. Aleš Hrdlička: The Lansing Skeleton. American. Anthropologist 1903. Vol. V, Nr. 2, p. 323 bis 330.

Eine in der Hoffnung, das behauptete hohe Alter der Reste bestätigen zu können, unternommene Untersuchung des berühmten Skelettes von

Lansing (Kansas), die aber zu dem Ergebnis führte, daß sich aus den anatomischen Eigentümlichkeiten keine Anhaltspunkte für ein mehrtausendjähriges Alter auffinden lassen. Das Skelett ist das eines etwa fünfundzwanzigjährigen Mannes von mittlerer Körpergröße (etwa 1,65 m), der zerbrochene, aber nachträglich wieder zusammengesetzte Schädel ähnelt im Umriß und in seinen Maßen durchaus dem Typus der heutigen Indianer, die jetzt diese Landstriche bevölkern, so daß man annehmen müßte, daß sich der Mensch in Amerika seit Urzeiten nicht mehr geändert habe, falls man aus geologischen oder anderen Gründen das hohe Alter des Lansing-Skelettes für erwiesen anerkennen will. Eine Tabelle, die die hauptsächlichsten Maße des Lansing-Schädels enthält, und zugleich eine Vergleichung mit Indianerschädeln gestattet, sei hier aufgeführt:

	Lansing skull	Ponka skull 796 NM	Kaw skull 152 NM	Pawnee skull 550 NM	Pawnee skull 531 NM
Diam. ant.-post. max. . .	18,9	18,85	18,4	18,9	18,7
Diam. lat. max.	13,9	14,2	13,6	14,05	13,9
Basion-bregma-height . .	14,0	14,0	13,75	13,4	13,7
Cephalic index	73,5	75,3	73,9	74,3	74,3
Diam. front. min. . . .	9,4	9,0	9,2	9,0	8,9
Diam. front. max. . . .	11,3	11,5	11,6	11,7	11,1
Nasion-opisth.-arc. . . .	37,8	37,7	36,6	38,1	35,2
Circumfer. max.	52,0	52,0	51,2	52,3	51,8
Thickness left parietal below temporal ridge .	0,4—0,5	0,4—0,6	0,4—0,5	0,4—0,45	0,35—0,45
Cranial capacity	between 1525 and 1550 ccm calculated	1530 ccm	1445 ccm	1530 ccm	1480 ccm

Hierzu ist zu bemerken, daß v. d. Steinen in seinem der Berliner anthropologischen Gesellschaft erstatteten Bericht über den XIII. Internationalen Amerikanistenkongreß (Z. f. Ethn. 1903, S. 83) den Kubikinhalt mit 1300 bis 1325 angegeben hat. *P. Bartels-Berlin.*

52. James Hammond Trumbull: Natisk Dictionary. Bull. of the Bureau of Am. Ethnol. Vol. XXV. Washington 1903, 347 S.

Mit der Veröffentlichung des vorliegenden Natisk-Wörterbuches (Natisk-Englisch und Englisch-Natisk) ist die Serie der Bulletins des Bureau of American Ethnology, die 1894 mit Nr. 24 abbrach, wieder eröffnet worden und zwar mit dem ersten Lexikon, das hoffentlich der Anfang einer ganzen Reihe werden wird. Es ist das nachgelassene Werk des 1897 verstorbenen Kenners nordamerikanischer Sprachen Trumbull und beruht auf John Eliots Bibelübersetzung, der im 17. Jahrhundert sich zuerst umfassend mit den Algonkinsprachen Neuenglands befaßte und mit seinem Werke eine ganze Flut geistlicher Bücher in einheimischer Sprache inaugurierte. Der Verf. hat auch Eliots englische Schreibweise der Laute beibehalten, was allerdings zu bedauern ist. Aber nicht nur für das Studium der genannten Werke und der Sprache um ihrer selbst willen, ist das Lexikon von größtem Wert: die Ethnographie der weit verbreiteten Algonkinstämme tritt durch die Möglichkeit und verhältnismäßige Leichtigkeit, sich über manche Ausdrücke durch Vergleich der verschiedenen Dialekte Auskunft zu verschaffen, in ein neues Stadium, wenn schon ethnographische Texte in diesen Sprachen

nicht zahlreich vorliegen. Denn es wird sehr bald die Zeit kommen, wo der amerikanische Ethnologe von seinem Spezialgebiet, dessen Sprache er kennt, sich zu vergleichenden Studien, schon um sein eigenes Gebiet zu verstehen, zu vielen anderen Stämmen begeben muß, und da ist zwar ein genaues Studium aller Sprachen nicht zu verlangen, wohl aber die fleißige Benutzung von Lexicis und Grammatiken. Interessant ist z. B. die Etymologie des Gottes namens Squantum von der Redensart musquantum manit, „Gott ist böse", die man anwendete, wenn man irgend einen Unfall erlitt. Dieser Gott existierte nämlich als „böse Gottheit" neben dem guten Gott Tantum (wahrscheinlich von Keihtánnittóom, mein großer Gott), und man fürchtete von ihm verletzt zu werden. Squantum ist eins von den zahlreichen Worten, die von den verwandten Algonkindialekten zwischen die Natiskworte eingeschoben sind. Auch zu den in Eliots Bibel vorkommenden Ausdrücken sind sehr häufig die entsprechenden Worte besonders in Abnaki, Chippewey, Mohegan, Meromoni, Delaware, Narragansett und anderen verwandten Sprachen zugefügt, wodurch sich der Wert des Lexikons bedeutend erhöht.

K. Th. Preuss-Berlin.

53. James Mooney: Myths of the Cherokee. 19th Ann. Rep. of the Bureau of Ethnol. Washington 1900, S. 1 bis 576.

Der verdiente Verfasser der „Ghost Dance Religion", die den im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts aufgekommenen indianischen Glauben an ein Reich der lebenden und toten Indianer auf der erneuten Erde und die Messiasidee schildert, hat in dem vorliegenden stattlichen Werke den Grund zu einer Monographie der Tschiroki gelegt, wie sie für wenige andere Indianerstämme existiert. Es soll hier in einzelnen Abhandlungen alles bezüglich der Geschichte, Archäologie, Ethnographie und Sprache dieses zum Sprachstamm der Irokesen gehörenden Volkes vereint werden und der Verf. kann, obwohl vieles von den alten Gebräuchen und Zeremonien gerade der Tschiroki durch ihre frühe und fortdauernde Berührung mit den Weißen verloren gegangen ist, aus einer Quelle schöpfen, die für keinen anderen Stamm fließt, nämlich aus der einheimischen Tschirokiliteratur. Im Jahre 1821 hatte bekanntlich der Tschiroki Sequoya in Anlehnung an die lateinische Schrift ein Alphabet für sein Volk geschaffen, das sehr schnell Eingang fand und außer zu Zeitschriften und Handbüchern in der Tschirokisprache zu handschriftlichen Aufzeichnungen Anlaß gab. Aus solchen hat Mooney bereits im 14th Annual Report unter dem Titel Sacred formular of the Cherokee 29 von etwa 600 existierenden heiligen Sprüchen als Zauber in allen Lebenslagen, das Geheimwissen einer Reihe von Priestern, veröffentlicht.

In dem vorliegenden ersten Werke für die in Frage stehende Monographie sind aber nicht nur, wie der Titel vermuten läßt, die Mythen der Tschiroki, sondern auch auf etwa 200 Seiten ihre Geschichte behandelt worden, in der die Zeit von der ersten Berührung mit den Spaniern bei dem Zuge de Sotos um 1540 bis heute für den ganzen Stamm, sowie die im 19. Jahrhundert getrennten Teile eingehend nach Arten, Büchern und Briefen geschildert wird, eine wahre Leidensgeschichte fortwährender Reibereien, Kriege und Landabtretungen, deren Endergebnis 1839 die Vertreibung aus ihren angestammten Sitzen im nördlichen Georgia und den angrenzenden Gebieten war. Fortwährende Kriege mit ihren Nachbaren, besonders den Tuscarora und Creek, Pockenepidemien und dergleichen mehr kamen hinzu, um sie zu schädigen. Ungefähr 100 Jahre nach de Soto tauchten die Engländer in

Virginia und Südkarolina auf. Nachdem die Tschiroki ihre Sprachverwandten, die Tuscarora, hatten vertreiben helfen, erhoben sie selbst vereint mit vielen anderen Stämmen 1715 zum ersten Male die Hand gegen die Engländer, erkannten aber bald die englische Oberherrschaft an. Im Verlauf der siebenjährigen Kämpfe zwischen Franzosen und Engländern, die 1763 mit der Abtretung von Kanada und der Überlassung des Ohiotales an die letzteren endete, wurde das Gebiet der Tschiroki furchtbar verwüstet und alle ihre Städte zerstört. Anfangs hatten sie den Engländern Heeresfolge geleistet, sich dann aber infolge geringfügiger Zufälle gegen sie gewandt. Andererseits waren beim Ausbruch der Revolutionskriege 1776 die Engländer die einzige Macht, deren Autorität sie genugsam kennen gelernt hatten. Kein Wunder, daß sie zu ihnen hielten im Kampf gegen die Amerikaner. In dem langjährigen Kriege aber gelangten sie nicht nur an den Rand der Vernichtung — es waren auch in dieser Zeit so viele Weiße in ihr Gebiet eingedrungen, daß erst im Jahre 1794 eine Basis für den Frieden gefunden werden konnte. Die folgende Zeit brachte den verzweifelten Widerstand gegen immer erneute Landforderungen von ihrem bereits auf etwa ein Viertel des ursprünglichen Umfangs reduzierten Stammlande. Weder ihre raschen Fortschritte in der Zivilisation und die Einführung einer freiheitlichen Verfassung, noch ihre Willfährigkeit in Gebietsabtretungen konnte schließlich verhindern, daß 1828 der Staat Georgia die Jurisdiktion über sie erhielt und sie gleichsam für vogelfrei erklärt wurden, da sie gegen einen Weißen als Zeuge oder Partei nicht auftreten durften. Man wollte sich eben nicht, wie es die romanischen Völker taten, mit ihnen vermischen, sondern sie möglichst beseitigen. Trotz alledem dachten die Tschiroki nicht daran, ihr Land aufzugeben, und 1839 mußte man doch Waffengewalt anwenden, um sie los zu werden. Bei dieser Zwangsauswanderung sollen nicht weniger als 4000 Tschiroki durch Hunger und Krankheiten umgekommen sein. Etwa 1000, die in die Berge geflohen waren, wurden schließlich in ihrer Heimat in der Qualla-Reservation in Nordkarolina untergebracht. Die übrigen vereinigten sich endlich im Indianerterritorium mit der Arkansasbande, ihren schon vorher nach Arkansas ausgewanderten und 1817 mit Land bedachten Landsleuten. Andere, die von diesen 1817 weiter nach Texas gezogen waren, kehrten ebenfalls dorthin zurück, nachdem Texas von Mexiko unabhängig geworden war und die Landansprüche der Indianer von der neuen Regierung blutig zurückgewiesen waren. Einige hundert waren damals weiter nach Mexiko gewandert und sind jetzt in der Gegend von Guadalajara angesiedelt. Und es ist nicht unmöglich, daß bei der immer weiter gehenden Bevormundung und Zurückdrängung der Tschiroki im Indianerterritorium auch diese in nicht zu ferner Zeit nach Mexiko auswandern.

Fast das ganze Material seiner Mythen und sonstigen Nachrichten hat Mooney bei den Osttschiroki, den konservativsten, in ihrer Heimat gebliebenen Indianern gesammelt. Sein Hauptgewährsmann ist der alte „Swimmer“, der selbst noch als Priester und Bewahrer der Stammestraditionen erzogen worden ist. Besonderen Wert legt der Verf. auf die „Sacred myths“, die mehr Geheimgut der Priester waren und mit allerhand Zauberformeln und Gebräuchen in Verbindung stehen: Kosmogonische Mythen, die Entstehung der Tiere und Pflanzen, Geschichten von dem Geistervolk, das in den Bergen lebt und ihnen im Kriege hilft, von allerhand Ungeheuern und Heroen. Freilich bilden auch diese Mythen nirgends ein zusammenhängendes Ganzes. Unter diesen gibt z. B. die Erzählung der Entstehung von Krankheit und Medizin die Grundlage für die zahlreichen gegen Krankheiten gerichteten Zauber-

formeln. Die Tiere beschließen, sich an den ihnen nachstellenden Menschen zu rächen und ihnen Krankheiten zu senden, falls sie ein Tier töten, ohne dabei einen Spruch zu sagen, in dem das Tier angeblich um Verzeihung gebeten wird. Dagegen kommen die dem Menschen freundlich gesinnten Pflanzen darin überein, ihm Heilmittel gegen die Krankheiten zu gewähren. Wenn der Priester nicht weiß, welche Medizin für die Krankheit gut ist, so sagt es ihm der Geist der Pflanze. Die Tiermythen dagegen bezeichnet der Verf. als jedermann bekannt und als bloßen Unterhaltungsstoff, der gewöhnlich diese oder jene Eigentümlichkeit des Tieres erklären soll. Auch sind sie durchaus nicht absolutes Eigentum der Tschiroki, sondern kommen häufig bei den umwohnenden Stämmen ebenfalls vor. Wie wichtig aber gerade die unscheinbaren Tiermythen für die religiösen Gebräuche sind, ergibt sich aus der Angabe, daß es heißt, wenn die Zikade um Mitsommerszeit singt, sie habe die Bohnen gebracht und nun sei auch die Maisreife nicht mehr fern. Das bedeutet nämlich nichts Geringeres, als was wir schon von der Heuschrecke bei den verwandten Irokesen durch Hewitt wissen, nämlich daß die Zikade ein Dämon ist und durch ihren Gesang die Hitze und die Reife veranlaßt. Aus demselben Grunde wird z. B. von den Cora in Nordmexiko eine aus Mais geformte Heuschrecke gegessen, um dadurch Zauberkraft zum Regenmachen zu erlangen, denn solche Vegetationsdämonen bringen zugleich die zum Wachstum notwendige Witterung. Sehr Interessantes zeigt auch die Zusammenfassung der einzelnen in den Mythen und im Glauben der Tschiroki vorkommenden einzelnen Tiere, die der Verfasser am Anfang jeder Gruppe von Tiermythen (bird-myths, snake-tales usw.) gibt. In dem „Plant Lore“ betitelten Abschnitt kommen unter anderen eine Reihe von religiösen Ackerbaugebräuchen vor, darunter ein, dessen Bedeutung vollkommen vergessen ist, aber von jedem, der mit den europäischen Volksgebräuchen und den vom Ref. im alten Mexiko entdeckten Tötungen der alten Vegetationsdämonen im Frühling und Herbst in der Gestalt von Menschenopfern leicht verständlich ist (Phallische Dämonen, Archiv f. Anthropologie N. F. I, S. 139f., 142f. usw.). Nach dem ersten Aufsprießen des Maises stellte sich der Eigentümer eines Feldes oder der Priester nacheinander an die vier Ecken des Ackers und weinte und klagte laut. Er klagt eben um den Tod des alten Wachstumsdämons, der im Frühjahr stirbt, sobald der neue in der Saat geboren wird. Andere Mythen knüpfen sich an zahlreiche Örtlichkeiten, ein Beweis für die lange Zeit, in der die Tschiroki hier gewohnt haben. Eine weitere Gruppe von Erzählungen bezieht sich auf die jüngsten historischen Ereignisse. Eine vorhistorische Wanderungslegende ist leider nicht vorhanden. Schade nur, daß die Mythen nicht in einheimischer Sprache niedergelegt und übersetzt sind. Umfangreiche Erläuterungen begleiten in den „notes“ sowohl die historische Skizze wie die Mythen selbst, und ein ausführlicher Index beschließt das Ganze. Alles in allem ein Werk, das selbst unter den vorzüglichen Materialsammlungen über nordamerikanische Ethnographie einen hervorragenden Platz einnimmt und schon jetzt dem Kundigen die gediegenen Goldkörner vorweist, aus denen sich das tadellose Kunstwerk amerikanischer Wissenschaft hämmern läßt. *K. Th. Preuss-Berlin.*

IV. Urgeschichte.

54. **M. Hoernes: Der diluviale Mensch in Europa. Die Kulturstufen der älteren Steinzeit.** Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn, 1903. 8⁰. 227 Seiten.

Das Werk enthält, wie der Verfasser im Vorwort ausführt, im wesentlichen die Aufstellung dreier paläolithischer Kulturstufen, einer unteren, mittleren und oberen, und deren vergleichende Betrachtung in zwei zusammenhängenden Gebieten, dem westlichen und dem mittleren Europa. In der untersten Kulturstufe faßt er das Chelléen und Moustérien de Mortillets zusammen in der richtigen Erkenntnis, daß die Feuersteingerättypen von Chelles, St. Acheul und Le Moustier stratigraphisch nicht zu trennen sind, vielmehr nur als verschiedene Formen der Steinbearbeitung in einer und derselben Periode angesehen werden müssen. Insbesondere sind die Schaber und Spitzen vom Le Moustier-Typus Grundformen, die beim Zerschlagen des Feuersteins und verwandten Materials automatisch entstehen und bis ins Magdalénien zu verfolgen sind. Die Fauna des Chelléo-Moustérien war eine aus wärmeliebenden und kälteliebenden Arten gemischte; der Mensch dieser untersten paläolithischen Kulturstufe gehörte der Rasse von Spy oder Neandertal bzw. anderen, aber ähnlichen, niedrigstehenden Formen an (Reste von Taubach, Krapina, aus der Šipkahöhle). Zwischen diese älteste Stufe und die als Magdalénien bekannte jüngste des Paläolithicum schiebt sich eine große zentrale Stufe ein, die in bezug auf Klima, Fauna, Leibes- und Kulturgestalt der menschlichen Bevölkerung verschieden ist. Hoernes bezeichnet sie als „Solutréen", obwohl sich der Begriff, den er damit verbindet, mit dem des Mortilletschen Solutréen nicht vollkommen deckt und zum Teil mit der älteren Periode, dem Equidien (der Zeit der Wildpferde) von Piettes âge glyptique zusammenfällt, in der ein milderes Klima herrschte und der Mensch in freien Lagerstätten hauste und höchstens Felsabhänge aufsuchte. In Österreich legen die Lößfunde Zeugnis von dieser Kulturstufe ab, weniger in der Steinmanufaktur als in den Resten der Jagdtiere (Mammut, Rhinozeros und Wildpferd). Die Menschenrasse, welche Europa, wenigstens das westliche oder südwestliche, in dieser Zeit bewohnte, war afrikanischen Ursprungs und ist unserer Anschauung auf doppeltem Wege zugänglich: a) durch die von Piette entdeckten Rundfiguren in südfranzösischen Höhlen, b) durch die in einer Höhle bei Mentone aufgefundenen negroiden Skelette vom Grimalditypus Verneaus. Die Steinwerkzeuge dieser Mittelstufe sind von feinerer Arbeit und nur im Anfang noch Moustiertypen. Daneben Schnitzerei in Knochen und Elfenbein. Treffliche plastische Figuren und vorgeschrittenes, zum Teil krummliniges Ornament. Tierzeichnungen an den Höhlenwänden mit bloßer vertiefter Umrißzeichnung, seltener mit farbiger Deckung der gravierten Linien (die Grotten Chabot, Pair-non-Pair und Combarelles), während die farbig gedeckten Umrißzeichnungen der Höhle La Mouthe und die Höhlenfresken von Altamira und Font de Gaume dem Magdalénien angehören. Dieses deckt sich im wesentlichen mit der paläolithischen Oberstufe de Mortillets, mit der eine neue Menschenvarietät von vorgeschrittener Körperbildung (Cro Magnon) erscheint, die meist kleine und längliche Steinwerkzeuge sowie zahlreiche und mannigfaltige Werkzeuge aus Knochen und Geweih von auffallend ähnlichen Formen im Osten und Westen herstellt. Die Blüte der Umrißzeichnung auf Knochen und der Freskomalerei in Höhlen scheint indes auf Westeuropa beschränkt zu sein. In der Wertung der Übergangsformen zwischen Paläolithicum und Neolithicum weicht der Verfasser von den Ansichten der maßgebenden französischen Autoren ab und glaubt, daß ihre Bedeutung für den Kulturgang der europäischen Menschheit momentan stark überschätzt wird. Diese Übergangserscheinungen beschränken sich auf kleine Gebiete Westeuropas und bezeugen selbst für diese keine wirkliche, ohne fremde Intervention

vor sich gegangene Entwickelung von der paläolithischen zur neolithischen Kultur.

Originell in diesen den Schwerpunkt auf den archäologischen Teil legenden Ausführungen des Verfassers ist besonders die eigenartige Umgrenzung der von ihm als Solutréen bezeichneten mittleren Stufe des Paläolithicum, die er bei nachstehender Einteilung, welche die Ergebnisse archäologischer und geologisch-paläontologischer Forschung in Einklang zu bringen sucht, in die zweite Interglazialzeit verweist:

I. Erste Eiszeit (nach Geikie pliozän).
  1. Erste Zwischeneiszeit: Stufe von Tilloux-Taubach (mit Elephas meridionalis, antiquus und primigenius) oder Chelléo-Moustérien.

II. Zweite Eiszeit: Hiatus (wenigstens östlich von Frankreich).
  2. Zweite Zwischeneiszeit: Mammutzeit oder Solutréen. Stufe der Lößfunde in Österreich. (Die Höhlen bewohnt von Bären, Löwen, Hyänen.)

III. Dritte Eiszeit: Verschwemmung der älteren pleistozänen Fauna. Anwesenheit arktischer Tiere (Ren, Fjällfraß).
  3. Dritte Zwischeneiszeit: a) Renntierzeit oder Magdalénien in ganz Mitteleuropa. b) Edelhirschzeit oder Asylien (Tourassien) in Westeuropa.

IV. Vierte Eiszeit: Arisien (étage coquillier) in Südfrankreich. Gleichzeitig Hiatus im übrigen Europa (nach M. Schlosser: Verschwemmung der arktischen und Steppennagerreste).
  4. Nacheiszeit: Jüngere Steinzeit.

Es kann nicht ausbleiben, daß gegen ein solches Schema, auf ganz Europa angewendet, mannigfache Einwände erhoben und von demselben abweichende Tabellen aufgestellt werden, je nachdem die geologisch-paläontologische oder die archäologische Seite in den Vordergrund tritt und je nachdem der Autor die alpinen Eiszeitbildungen oder diejenigen anderer europäischer Gebiete seiner Einteilung zugrunde legt. Zieht man in Betracht, daß unter den Geologen selbst noch keine Einigkeit herrscht über die Gliederung des Diluviums in den verschiedenen Teilen Europas, so ist es ohne weiteres klar, daß auch die Klassifikation der paläolithischen Kulturstufen für ein so weit ausgedehntes Gebiet vorläufig unüberwindliche Schwierigkeiten bietet. Dankbar wollen wir aber alle Bestrebungen begrüßen, die darauf gerichtet sind, Licht in diese außerordentlich verwickelten Verhältnisse zu bringen. Ganz besonders trifft dies zu hinsichtlich der paläolithischen Kulturstufen Österreich-Ungarns, die hier zum ersten Male in ein System gebracht werden von einem mit den Funden durch eigene Anschauung seit langer Zeit vertrauten Forscher.

Aus den in den Exkursen und Nachträgen zu dem inhaltreichen Werke kritisch beleuchteten Fragen heben wir noch folgende hervor: „Zur Aufnahme des Mortilletschen Systems in Deutschland“, „Über die Beziehungen der paläolithischen Altertümer Ägyptens zu denen Europas“, „Mischung warmer und kalter Diluvialfaunen“, „Die Neandertal-Spy-Menschenrasse und verwandte Fragen“, „Historische Bedeutung der paläolithischen Kunst in Westeuropa“, „Das Campignien und die neolithische Einwanderung“. Überall bekundet sich eine genaue Kenntnis der oft weitschichtigen Literatur und eine große Vertrautheit mit dem mannigfaltigen Material. Mit den „Eolithen“ und den Ergebnissen der in dieser Richtung unternommenen Forschungen kann sich der Verfasser noch nicht befreunden; er benutzt den Exkurs „Zur Auf-

nahme des Mortilletschen Systems in Deutschland" zu einer Polemik, die wir nicht für berechtigt halten. Wir unsererseits können es nur freudig begrüßen, wenn recht viele „Neulinge", mit den Waffen ihrer speziellen Wissenschaft voll ausgerüstet, sich uns in der Erforschung der Urgeschichte anschließen. *Dr. Otto Schoetensack-Heidelberg.*

55. **F. R. Coles: Report on the Stone Circles of the northeast of Scotland, Inverurie District, obtained under the Gunning Fellowship, with measured plans and drawings.** Proceed. of the Society of Antiquaries of Scotland 1901. Vol. XXXV, p. 187 bis 248.

F. R. Coles: Report on Stone Circles in Aberdeenshire (Inverurie, Eastern Parishes, and Insch Districts), with measured plans and drawings, obtained under the Gunning Fellowship. Ebenda 1902. Vol. XXXVI, p. 488 bis 581.

Die fleißige und verdienstliche Arbeit bildet die Fortsetzung zu dem schon früher hier referierten Bericht über die Statistik und Untersuchung schottischer Steinkreise (vgl. Zentralblatt 1902, S. 46). Wegen der allgemeinen Bemerkungen über diese Denkmäler darf wohl auf jenes Referat verwiesen werden. Coles gibt in dem ersten der beiden obigen Aufsätze einen Nachtrag zu dem früheren Bericht und bespricht dann 21 Steinkreise und ähnliche Anlagen, während in der zweiten Arbeit ihre Zahl 70 beträgt. Es befinden sich wiederum eine große Anzahl Steinkreise mit dem eigentümlichen Recumbent Stone dabei. In nicht wenigen Anlagen wurden Skelett- und Brandgräber beobachtet, auch fand man Tongefäße desjenigen Typus, der in Großbritannien als bronzezeitlich gilt, ferner einige Steingeräte und etwas Bronze. *Dr. A. Götze-Berlin.*

56. **F. R. Coles: Notice of the discovery of Cists containing Urns at Succoth Place, near Garscube Terrace, Edinburgh.** Proceed. of the Soc. of Antiquaries of Scotland 1902. Vol. XXXVI, p. 670 bis 674.

Zwei aneinander gebaute Steinkisten, deren jede ein ornamentiertes Gefäß enthielt; in der einen Kiste fanden sich außerdem geringe Knochenfragmente. *Dr. A. Götze-Berlin.*

57. **I. Anderson: Notices of Cists discovered in a Cairn at Cairnhill, parish of Monquhitter, Aberdeenshire and at Doune, Perthshire.** Proceed. of the Soc. of Antiquaries of Scotland 1902. Vol. XXXVI, p. 675 bis 688.

Der Steinhügel bei Cairnhill hatte ursprünglich einen Durchmesser von 28 Yards, war aber durch Aufwerfen von Feldsteinen bedeutend vergrößert worden. Er enthielt im Zentrum eine 8 × 10′ große Kammer ohne Artefakte. Etwas südlich davon zwei Kisten, deren eine ein Häufchen Brandknochen enthielt; in der anderen waren angeblich eine große Anzahl ganz heterogener Gegenstände gefunden worden: Rollkiesel, Bergkristallstücke, Bernsteinstücke, zwei Flintgeräte, ein Jettring, zwei Glaskugeln, Glaspaste, ein Intaglio mit tanzendem Faun, ein geschliffener bunter Stein und ein Bruchstück eines Glasarmringes. Weiter südlich eine oblonge Grube mit Scherben eines (anscheinend schnurverzierten) Gefäßes mit einem Henkel.

Bei Doune wurden drei Kisten gefunden, zwei kleinere mit Leichenbrand, ohne Urnen oder sonstige Artefakte, und eine größere ebenfalls mit Asche

und Brandknochen, aber auch mit zwei ornamentierten Beigefäßen vom Typus der bronzezeitlichen food-wessels, das eine mit flachem, das andere mit kugeligem Boden. Bei letzterem sind die Ornamente mit einem kammartigen Instrument hergestellt. *Dr. A. Götze-Berlin.*

58. Abercromby, Ross, Anderson: Account of the Excavation of the Roman station at Inchtuthil, Perthshire, undertaken by the Society of Antiquaries of Scotland in 1901. Proceedings of the Soc. of Antiq. of Scotland 1902. Vol. XXXVI, p. 182 bis 242.

In dem Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabung hat Abercromby die Beschreibung der Ausgrabung, die Topographie und Geschichte des Platzes, der Architekt Ross die Darstellung der Baulichkeiten und Anderson die Bearbeitung der Funde übernommen. Das schon 1757 bekannte Lager befindet sich auf dem Nordostrande eines dreieckigen Plateaus nördlich vom Tay-Fluß. Es war ein für längeren Aufenthalt berechnetes, aber wahrscheinlich nur kurze Zeit benutztes Legionslager von 520 Yards Seitenlänge. Im Gegensatz zu den germanischen Limes-Kastellen ist es so angelegt, daß die durch die Situation gegebene Hauptkommunikation nicht durch die porta decumana und praetoria, sondern über die via principalis geht. Südlich vom Lager befindet sich eine große Villa oder ein Bad mit Hypokausten. Der westliche Ausläufer des Plateaus ist durch einen Querwall abgeschlossen. Auf dem äußersten Westende befinden sich fünf Parallelwälle und östlich vom Lager eine Redoute, beide Anlagen gehören aber wahrscheinlich der nachrömischen Zeit an. Von baulichen Details sind fünf Öfen südlich der via principalis und ein Abzugsgraben zu erwähnen. Die Fundgegenstände sind nur unbedeutend: Keramik, darunter terra sigillata, schwarze schieferfarbige Ware, rote weiche Ware, Mörser, Amphorae und Dolia, ferner Ziegel, geringe Eisen-, Bronze- und Bleigegenstände, einige Mahlsteine usw. und eine Münze des Domitian. Abercromby will bei den minimalen Funden die Anlage zeitlich nicht fixieren, hält es aber für möglich, daß sie mit einer der Legionen des Agricola besetzt war. Außerdem berichtet Abercromby über die Untersuchung dreier nachrömischer Tumuli, deren einer auf dem römischen Wall errichtet war. *Dr. A. Götze-Berlin.*

59. R. Munro: Notes on a set of five Jet buttons found on a hill in Forfarshire. Proceed. of the Society of Antiquaries of Scotland 1902. Vol. XXXVI, p. 464 bis 485.

Ein neuer Fund von Jettknöpfen mit V-Bohrungen gibt Munro Veranlassung zu einer Studie über diese Klasse Altertümer. Er stellt das Fundmaterial aus Schottland (22 Stück), Irland (12 Stück), England (96 Stück) und dem Kontinent zusammen unter Angabe der Fundumstände und Begleitfunde. Die Knöpfe aus Großbritannien bestehen zum größten Teil aus Jett und Ähnlichem, nur wenige aus Bernstein, Stein, Knochen oder Elfenbein; die norddeutschen sind aus Bernstein, diejenigen vom Mondsee, von Polada und aus Frankreich aus Stein, und die spanischen, portugiesischen und südfranzösischen aus Elfenbein oder Knochen gearbeitet. In Großbritannien gehören sie der ältesten Bronzezeit an, auf dem Kontinent treten sie bereits in der Steinzeit auf, nirgends aber reichen sie bis in die jüngere Bronzezeit.

Dr. A. Götze-Berlin.

60. P. C. J. A. Boeles: Nogmaals het zwaardje van Arum en de Hada-mant, en der ondste Christelijke beeldhouwerken in Friesland. (Nochmals das kleine Holzschwert von Arum und die

Hadamünze. Eines der ältesten christlichen Bildwerke in Friesland.) Separatdruck aus: De Vrije Fries 1903, Vol. XX, R. 4, T. 2.

Durch einen glücklichen Zufall ist ein merkwürdiges Denkmal altgermanischer Schrift, Sprache und Sitte entdeckt worden und der Zerstörung entgangen. Im Jahre 1895 hatte ein Schiffer von Oostermeer in einem Hügel bei Arum, 15 Fuß unter der Oberfläche, mit einigen Knochen unbestimmter Herkunft auch einen kleinen Holzgegenstand gefunden, den er anfangs, ohne Ehrfurcht vor seinem Alter, als Pfeifenstopfer gebrauchte, später aber doch für wenige Pfennige, um ein „Kwartje", an das friesische Museum in Leeuwarden verkaufte. Es handelt sich um die Nachbildung im kleinen, 23 cm lang, eines altgermanischen Langschwertes (spatha) in Eibenholz, auf dessen Klinge Herr Boeles 1899 eine Runenschrift entdeckte. An der Deutung derselben haben sich schon mehrere Germanisten und Runologen, die Niederländer Cosijn und van Helten, die Deutschen von Grienberger und Siebs, versucht, aber, wie mir scheint, mit wenig Glück, obgleich die mit scharfem Messer in das zähe Holz geschnittenen Zeichen sehr deutlich und gut erhalten sind. Von den sieben Runen der Inschrift kann man höchstens über die vierte und die letzte im Zweifel sein; ich zeigte die naturgetreue Abbildung meinen Söhnen, Gymnasiasten, die zwar die gemeingermanischen Runen kennen, im übrigen aber vollkommen unbefangen sind, und beide antworteten auf die Frage nach der Bedeutung der betreffenden Zeichen übereinstimmend und ohne Besinnen „w und a", gerade wie ich sie auch gelesen hatte. An der vierten Rune fehlt der zur Bedeutung b nötige untere Hügel; es ist hier nur eine kleine Unebenheit im Holz vorhanden, aber nicht die Spur von einem Einschnitt. Ich lese daher eda = woda. Die fünfte Rune hat statt der gemeingermanischen die angelsächsische, aus der a-Rune abgeleitete Gestalt, die letzte auf dem obersten der zwei gleichlaufenden Seitenstriche einen in der Mitte aufgesetzten kleineren, aber scharf eingeschnittenen, senkrechten Stab, muß also als Binderune aufgefaßt werden. Ihre Bedeutung wäre demnach entweder ai oder an, wovon ersteres keinen, letzteres einen sehr guten Sinn gibt, Wodan, den Namen des höchsten Gottes der Germanen. Die Inschrift ist also zu lesen „eda Wodan, d. h. Wodan helfe", und besteht aus sogenannten Heilrunen, wohl von liebender Hand für einen Helden zum Schutz vor feindlichen Schwertern geritzt und ihm auch ins Grab mitgegeben. Das sonst nicht bezeugte Zeitwort edan läßt sich vom angelsächsischen ed, ead = salus, securitas, felicitas ableiten und erklärt vielleicht das französische aider, dessen angebliche Abstammung vom lateinischen adiuvare sprachliche Schwierigkeiten macht. Die angelsächsische Form des v, wie auch der beiden a auf der ebenfalls in Friesland gefundenen Hadamünze, hat nichts auffallendes, wenn man bedenkt, daß außer Angeln und Sachsen auch Friesen nach Britannien ausgewandert und dort als Cantuarii im südöstlichen Teil des Landes seßhaft geworden sind. Das Holzschwert von Arum gehört als Überbleibsel aus dem Heidentum, wie auch nach der Gestalt der Zeichen, zu den älteren Runendenkmälern. Die Deutung von Professor Siebs in Breslau, Redae bodthing, d. h. „es künde das Gericht", wäre wohl sprachlich denkbar, ist aber sachlich unmöglich, denn, vom Wert der anderen abgesehen, würde sie noch vier weitere Runen erfordern, von denen nach der Versicherung Boeles' wie nach seiner trefflichen Abbildung keine Spur vorhanden ist. Der Breslauer Germanist scheint sein Urteil nach einer undeutlichen Photographie abgegeben zu haben.

Im gleichen Heftchen ist ein nicht minder merkwürdiger 1877 bei Lemmer in Friesland gemachter Fund beschrieben und abgebildet, nämlich

ein mit einem Christuskopf und altertümlichem Rankenwerk verzierter Stein (roter Sandstein), den ich nicht für einen „Grabstein“, sondern für eine Pfeilerkrönung aus einer altchristlichen Kirche halten möchte. Der Berichterstatter vergleicht ihn mit dem Runenstein von Jellinge, noch mehr aber erinnert er an die Bildwerke aus der alten, höchst wahrscheinlich im 7. Jahrhundert erbauten Peterskirche in Metz und an den fränkischen, im Provinzialmuseum zu Bonn aufgestellten Grabstein von Niederdollendorf. Demnach wäre der fragliche Stein bedeutend älter als das 13. und 14. Jahrhundert und stammt wohl aus einer der bald nach der Bekehrung der Friesen erbauten Kirchen. *Ludwig Wilser-Heidelberg.*

61. A. Rutot: Sur les antiquités découvertes dans la partie belge de la Plaine maritime. Extr. des Mém. de la Société d'anthrop. de Bruxelles Vol. XXI, 1903, 36 p.

Im ersten Abschnitte bespricht Rutot die geologischen Verhältnisse des betreffenden Gebietes, wobei er die regelmäßige Schichtenfolge hervorhebt. Die unterste Schicht ist eine 1 bis 7 m mächtige Torfschicht (Süßwasserprodukt), deren obere 30 cm zahlreiche Artefakte der gallo-römischen Periode von Cäsar bis Posthumus enthalten. Hieraus berechnet Rutot 7400 Jahre als Entstehungszeit für die ganze Torfschicht. Unmittelbar darüber liegt eine Salzwasserablagerung (Alluvion marine inférieure), welche auf einen Einbruch des Meeres gegen das Ende der römischen Periode zurückzuführen ist, die Wasserbedeckung währt durch die fränkische Periode bis etwa um 840. In der folgenden Zeit, etwa bis 1000, bildet sich während des Zurückgehens des Meeres die Argile inférieure des Polders, und das auftauchende Land wird allmählich von einer germanischen Bevölkerung besiedelt. Kurz nach 1000 beginnt wieder eine Senkung des Bodens, und das Meer dringt vor (Alluvion marine supérieure); man erbaut die ersten Deiche, welche aber um 1170 durchbrochen wurden, so daß das Meer große Landstrecken bedeckt. Von 1200 ab datiert eine rückläufige Bewegung des Meeres, die Besiedelung erfolgt zunächst auf künstlichen Hügeln (Tertres, Wurthen), dann hinter Deichen. Infolge der durch die kriegerischen Verhältnisse des 16. und 17. Jahrhunderts bedingten Vernachlässigung der Deiche konnte das Meer sich wieder auf weite Strecken ausbreiten (Argile supérieure des Polders). Von 1700 ab wurde das Meer durch Wiederherstellung der Deiche endgültig zurückgedrängt.

Im zweiten Abschnitt werden die Funde in der Plaine maritime besprochen, meistens mittelalterliche Sachen, außerdem ein Feuersteinspan von Knocke sowie vorrömische und belgo-römische Scherben aus der Gegend zwischen Middelkerke und Mariakerke.

Im dritten Abschnitt folgen die Funde vom neuen Seekanal von Brügge, unter denen diejenigen vom Südende des Kanals von besonderem Interesse sind. Hier sind auf engem Raum verschiedene Perioden vertreten. Die älteste Fundstelle, welche nach Rutot dem Übergange von der Stein- zur Metallzeit angehört, enthält außer einer Menge Scherben, Tierknochen usw. auch zahlreiche Tonstangen nach Art der Briquetagen. Daneben befinden sich zwei gallo-römische und mehrere mittelalterliche Fundstellen, sowie ein Boot, welches dem 12. Jahrhundert zugewiesen wird. *Dr. A. Götze-Berlin.*

62. Marcel Baudouin: Les côtes de Vendée des Sables-d'Olonne à Bourgneuf. Extrait des Comptes rendus de l'Association française pour l'Avancement des sciences. Congrès de Montauban 1902. 20 S.

Verfasser weist auf Grund prähistorischer Funde nach, daß an der Küste der Vendée eine Senkung des Erdbodens von der neolithischen Zeit an bis um das Jahr 600 n. Chr. erfolgt ist. Seitdem ist wieder eine Hebung des Küstenlandes eingetreten, die in der Gegenwart noch anhält.

Prof. Dr. Mertins-Breslau.

63. **Marcel Baudouin: Le polissoir ou pierre à rainures de la Brélaudière à L'Aiguillon-sur-Vie (Vendée).** Bullet. et Mém. de la Soc. d'Anthropol. de Paris 1902. Série V, tome III, p. 182 bis 205.

Verfasser bespricht einen mit langen, flachen Rinnen versehenen Stein, der wahrscheinlich in neolithischer Zeit zum Schleifen von Steinbeilen gedient hat. *Prof. Dr. Mertins-Breslau.*

64. **Marcel Baudouin et G. Lacouloumère: L'époque du bronze dans la Vendée Maritime.** Bullet. et Mém. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1903. Série V, tome IV, p. 146—168.

Bericht über zwei Depotfunde von Bronzekelten und verschiedene andere bronzezeitliche Altertümer aus dem Küstengebiet der Vendée (Arrondissement des Sables-d'Olonne), soweit sie aus älteren Veröffentlichungen, mehreren Privatsammlungen und dem Museum von La Roche-sur-Yon bekannt geworden sind. Der Depotfund von Saint-Mathurin bestand aus 46 Kelten, von denen noch 33 Kragenkelte (haches à bord droit) und 5 Absatzkelte (haches à talon) nachweisbar sind. Ein Absatzkelt ist auf den Breitseiten mit einer mittleren Längsrippe versehen, an die sich schräg gestellte Querrippen anlehnen. Dasselbe Ornament befindet sich auf einem Kragenkelt, der so eine Mittelstellung zwischen den Kragen- und Absatzkelten einnimmt. Die chemische Analyse eines Kragenkeltes ergab an Cu 85,31, Sn 12,60, Fe 1,09, S, As, O usw. 1,00 Proz. Epoche „Morgienne". — Zu dem Depotfunde von Jard gehörten etwa 20 Bronzekelte, von denen nur einer mit stark entwickelten Lappen, quer gestellter Schneide und kräftiger Öse erhalten ist. Epoche „Larnaudienne". — Von den sonst zutage getretenen Altertümern ist ein Kelt bemerkenswert, der sich auf den Breitseiten nach der Mitte zu einem Quergrad stark verdickt, so daß der Längsschnitt durch die Breitseiten rautenförmig ist. Randerhebungen fehlen. Schneide ungleichmäßig verbreitert. Auf dem Bahnende sind zwei Systeme von parallelen Linien so übereinander gelegt, daß sie ein Band von Rauten bilden. Von diesem Kelt, wie von einem Meißel, der einem Flachkelt sehr ähnlich ist, erscheint eine Analyse erwünscht. Weiterhin sei erwähnt ein Lappenkelt mit Öse, eine Gußform zu einem Kelte mit Öse, ein Hohlkelt, die halbmondförmige Klinge eines Rasiermessers, drei plankonvexe Bronzescheiben im Gesamtgewicht von 9 kg. Einem Ganggrabe wurde eine kupferne Nadel und ein Amulett aus einer Bronze entnommen, die aus Cu 80,31, Sn 8,30, Zn 8,11, Pl 1,78, Fe, As 1,78 Proz. besteht. Die dankenswerte Übersicht läßt erkennen, daß die bronzezeitlichen Funde in derselben Gegend auftreten wie die zahlreichen megalithischen Kolonien. Wo sie innerhalb des dem Meere abgewonnenen Gebietes vorkommen, hat man es mit ehemaligen Inseln zu tun. *Prof. Dr. O. Mertins-Breslau.*

65. **Charles Buttin: Les anneaux disques préhistoriques et les Tchakras de l'Inde.** Annecy, Abry, 1903 [71 p., 6 fig.].

L'auteur étudie les larges disques de pierre, à bords plus ou moins tranchants et à large ouverture centrale, qui semblent représenter dans l'arme-

ment néolithique l'arme singulière et redoutable appelée Tchakra par les Hindous. Il énumère 39 de ces objets trouvés en France (Bretagne, Centre, Est) et 25 de l'Italie du Nord. *C. de Lapouge-Poitiers.*

66. Becker: Der Urnenfriedhof von Forsthaus Sorge bei Lindau-Anhalt. Jahresschr. f. d. Vorgesch. der sächs.-thüring. Länder. 1903, Bd. II, S. 1 bis 47. Mit 6 Taf.

Der diesjährige Band der Jahresschrift enthält außer einem Referat Höfers über das letzte Heft der Mainzer „Altertümer" nur obige Arbeit. Es ist die Beschreibung der Funde eines großen Urnenfriedhofes am „Toldenauer Berg". Von den rund 500 Begräbnissen wurde nur ein Teil unter Beckers Aufsicht ausgegraben. Sie gehören teils der La Tène-Zeit, teils der römischen Zeit an. Die La Tène-Gräber (Nr. 171 bis 388) bestehen aus Urne ohne Steinumsetzung; nur in einem Falle sind dünne Platten herumgesetzt. Die zuweilen mit einer Schale bedeckte Urne enthält außer den Brandknochen wenig Beigaben, darunter zuweilen auch ein kleines Beigefäß. Im allgemeinen machen die La Tène-Gräber einen ärmlichen Eindruck, Waffen fehlen vollständig. Unter den Fibeln sind die frühen, mittleren und späten Typen vertreten; auf das Vorkommen von Ringfibeln sei besonders aufmerksam gemacht. Die übrigen Beigaben sind gekröpfte Nadeln (nicht Schwanenhalsnadeln, wie Becker angibt), Gürtelhaken, eiserne Nähnadeln, zwei eiserne Armringe, Bronzebommeln, segelförmige Ohrringe mit Glasperlen und Teile einer Kette nach Art der Kettengürtel. Die römischen Gräber (Nr. 1 bis 170, 389 bis 457) bestehen ebenfalls aus der Urne ohne Steinumsetzung, Deckelschalen sind nicht vorhanden. Die Urnen gehören teils in die Klasse der Mäanderurnen, teils sind es diesen gleichalterige Typen. Die sehr reichen Beigaben sind Nadeln und Kämme aus Knochen, Fibeln aus Bronze, Silber, selten Eisen, lauter frühe Typen, auch einige Scheibenfibeln und Ringfibeln, Nähnadeln aus Bronze, Silbernadeln mit umgebogenem Kopf, S-förmige Schließen, Riemenzungen, Messer, Beile, Lanzenspitzen, Knopfsporen, Messerschärfer, ein Schildbuckel mit Fessel, ein zusammengebogenes Schwert; Becker führt unter den römischen Funden ferner zwei Bruchstücke eines La Tène-Armringes an, die er als Erbstücke aus dieser Zeit ansieht. Becker macht besonders darauf aufmerksam, daß in den Urnen der römischen Periode sehr häufig nur ganz wenig Brandknochen liegen.

Es ist zu bedauern, daß nicht die einzelnen Grabinventare mitgeteilt sind und daß ein Plan mit der Eintragung der einzelnen Gräber fehlt. Beides wäre gerade hier nützlich gewesen, wo anscheinend eine kontinuierliche Benutzung des Gräberfeldes von der La Tène-Zeit bis in die römische Periode stattgefunden hat. *Dr. A. Götze-Berlin.*

67. P. Höfer: Archäologische Probleme in der Provinz Sachsen. Neujahrsblätter, hsgb. von der histor. Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt. Halle 1904, 31 Seiten.

Die Abhandlung enthält eine gemeinverständliche Darstellung der Aufgaben der Urgeschichtsforschung, insbesondere für die Provinz Sachsen. In kurzen Zügen wird die Entwickelung der Kultur von der älteren Steinzeit an bis zu den Anfängen der Geschichte skizziert und im Anschluß daran der Stand der Forschung über die absolute Chronologie der verschiedenen Perioden und die vorgeschichtlichen Völkerverschiebungen, namentlich die Ausbreitung der Germanen, erörtert. Der Verf. zeigt, wie in allen diesen und in vielen anderen Fragen die Archäologie berufen ist, der Geschichtsforschung mit

neuen Erkenntnissen zur Hand zu gehen und zu einer immer klareren Ergründung der menschlichen Kulturentwickelung beizutragen.

H. Seger-Breslau.

68. Ludwig Wunder: Vorgeschichtliche Denkmäler in der Umgebung von Nürnberg. II. Mit vier lithograph. Taf. Abhdlg. d. Naturhistor. Gesellschaft in Nürnberg 1903, Bd. XV, Heft 1.

Die Arbeit ist eine Fortsetzung des vor zwei Jahren in der Festschrift der Nürnberger Naturhistorischen Gesellschaft erschienenen ersten Teiles, enthält aber auch zu diesem wichtige Nachträge und Berichtigungen. Beschrieben werden drei Grabhügel der Gruppe Labersricht bei Neumarkt in der Oberpfalz, die eine große Anzahl zum Teil reich ausgestatteter Gräber aus verschiedenen Perioden von der älteren Bronzezeit bis zur jüngeren Hallstattzeit enthielten. Der Verf. knüpft daran eine Betrachtung über die Frage, woher die Bronzekultur der Oberpfalz stamme, und kommt auf Grund von Vergleichen der pfälzischen Funde mit solchen aus Böhmen (soll heißen Mähren!) und Bosnien zu dem Ergebnis, daß die Spuren nach dem Osten hinweisen, während in der folgenden Epoche der Brandgräber und graphitierten Urnen Verbindungen mit Italien anzunehmen seien.

H. Seger-Breslau.

69. F. Quilling: Die Nauheimer Funde der Hallstatt- und La Tène-Periode in den Museen zu Frankfurt a. M. und Darmstadt. Frankfurt 1903.

Das aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des städtischen historischen Museums zu Frankfurt erschienene Werk legt das archäologische Material vor, welches der um die einheimische Altertumswissenschaft hochverdiente Kaufmann G. Dieffenbach aus Friedberg seit dem Jahre 1875 einem ausgedehnten, trotz zahlreicher Gelegenheitsfunde lange Zeit von der Wissenschaft unbeachteten Gräberfelde am Bahnhof der Saline Nauheim (in der Wetterau) durch systematische Ausgrabung entnommen und in gewissenhaften Fundprotokollen geschildert hat, ein Material, das zu den wichtigsten Schätzen des Frankfurter und Darmstadter Museums gehört, aber trotz aller Klagen von Tischler und anderen bisher keine Veröffentlichung erfahren hatte. Zunächst wird der Inhalt eines reichen Flachgrabes mit Leichenbrand aus dem Übergang von der jüngsten Bronzezeit zur Hallstatt-Periode vorgeführt, das mitten unter den La Tène-Gräbern lag und namentlich eine Anzahl wertvoller mit Rillen, Festons, Buckeln und Schnüren verzierter Tongefäße ergab. Der von Dieffenbach erforschten La Tène-Gräber sind 116, der zerstreuten Einzelfunde 52 Stück, die alle Grab für Grab, Fundstelle für Fundstelle, nach Lage und Inhalt, soweit noch möglich, behandelt werden. Angeschlossen sind die Funde, die 1847/48 beim Bahnbau gemacht und zum Teil in das Museum des Geschichtsvereins zu Hanau gebracht wurden, sowie die an anderen Stellen Nauheims beobachteten Siedelungs- und Gräberreste der gleichen Periode, im ganzen 205 Gräber und Fundstellen, die aber noch lange nicht das einst Vorhandene erschöpfen, da „der Inhalt Hunderter von Gräbern, die oft in dichten Reihen zum Vorschein kamen, dem Unverstande und der Zerstörungssucht anheimfielen". 16 Tafeln mit zum Teil vorzüglich gelungenen Autotypien, zwei Typentafeln der hauptsächlichen Gefäß- und Fibelformen, sowie zahlreiche Textabbildungen veranschaulichen und ergänzen den übersichtlich und präzis gehaltenen Text.

Nach diesen Anhaltspunkten ist der Nauheimer Friedhof weitaus der umfang- und inhaltreichste, der bis jetzt aus der Spät-La-Tène-Zeit in Südwestdeutschland zum Vorschein gekommen ist. Die Toten sind ausnahmslos verbrannt und meist in halbkugeligen Schüsseln beigesetzt, seltener in Urnen oder Behältern aus leicht vergänglichem Stoff. Häufig sind die Reste der Opfertiere beigelegt, hauptsächlich vom Schwein, öfters auch von Schaf und Ziege, seltener von Hund und Huhn oder einer kleineren Vogelart (Taube?), wie die sehr sorgfältige Untersuchung aller Knochenreste durch Professor F. Kinkelin ergeben hat. Beigefäße sind dann und wann vorhanden, aber nicht gerade sehr zahlreich, so daß die verschiedenen Gefäßtypen kaum mehr als ein halbes Dutzend betragen, teils mit, teils ohne Drehscheibe gefertigt. Von besonderer Art sind die hohen, rohen Töpfe aus sehr porösem Ton, die zur Salzgewinnung verwendet und namentlich auf dem rechten Ufer der Us in den unteren Parkanlagen und bei der Gasanstalt, an der Stelle der alten Salzquellen, gefunden wurden. Bei der Gasanstalt liegt der Abraum der Salzgewinnung in gewaltiger Ausdehnung und in mehr als 2 m Höhe. Vergangenes Frühjahr konnte Referent selbst gelegentlich einer neuen Weganlage und durch einen Einschnitt im Garten der Gasanstalt näheren Einblick in das Innere dieser Schutthalde gewinnen, welche im wesentlichen aus dem Abraum der Salzrückstände, Unmassen zerbrochener Salzsiedegefäße, aber auch aus Scherben kleinerer Tongefäße besteht. An Metallbeigaben sind an erster Stelle vier Münzen zu nennen, ein Mittelerz des Augustus und drei Prägungen der Colonia Nemausus mit Nachstempeln, die der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Christus angehören und zur ungefähren Datierung des Gräberfeldes herangezogen werden können, wenn sie auch nicht aus gesicherten Gräbern stammen. An Fibeln sind etwa 50 Stück noch erhalten, aus Bronze und Eisen, drei Stück vom sogenannten Mittel-La Tène-Typus, der aber bis in Augusteische Zeit hineinreicht, die übrigen richtige Spät-La Tène-Fibeln, wenn auch nur ganz wenige oder eigentlich nur verkümmerte Exemplare der Form, welche Tischler als „Nauheimer Fibel“ bezeichnet. An Waffen sind schöne Exemplare von Schwertern vertreten, mit und ohne Scheiden, zahlreiche Waffen verschiedener Form, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schildbuckel, kleine Kelte, Meißel, Trensen, Scheren, Ketten, aber verhältnismäßig wenig Schmuckgegenstände, wie Nadeln, Gürtelhaken usw.

Wenn der Verfasser auch von einer eingehenden wissenschaftlichen Verwertung der Funde absteht und sich begnügt, „den wesentlichen Inhalt der Dieffenbachschen Fundprotokolle in übersichtlicher Verarbeitung wiederzugeben“, so hat er doch mit wenigen Worten dem Gräberfelde von Nauheim seine richtige chronologische und kulturgeschichtliche Stellung zugewiesen: „Jedenfalls steht es außer Zweifel, daß von den in Betracht gezogenen drei Hauptfundstellen für die Spät-La Tène-Periode, in Frankreich, Böhmen und Deutschland, der Mont Beuvray, den geschichtlichen Ereignissen entsprechend, wohl die engste Berührung mit frühester provinzial-römischer Kultur verrät, während die Funde des Hradischt bei Stadonic und die Nauheimer Ausgrabungen große typologische Verwandtschaft mit nur schwachen römischen Anklängen aufweisen.“ Dieses plötzliche Aufhören des Spät-La Tène- oder sagen wir Chatten-Friedhofes und das Fehlen frührömischer Formen, eine Erscheinung, die sich an einer großen Anzahl Spät-La Tène-Grabfelder der Rheinlande beobachten läßt, hat meines Erachtens historische Bedeutung: wir dürfen in ihr die Einwirkung des ersten Auftretens der Römer erkennen, welche nicht nur die Markomannen aus ihrer Nähe vertrieben haben.

Prof. Dr. K. Schumacher-Mainz.

70. Martin Kříž: Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit in Mähren. Steinitz, Selbstverlag, 1903. 180 Illustrationen und 2 Tafeln. 559 S.

Über die Ergebnisse seiner langjährigen, außerordentlich reichen Tätigkeit zur Erforschung der Quartärzeit in Mähren gibt Verfasser hier einen umfassenden, zum Teil schon durch frühere Publikationen bekannten Bericht. Einzelne seiner Arbeiten haben im Zentralblatt bereits Erwähnung gefunden (vgl. die Jahrgänge 1897 bis 1901). Verfasser beginnt mit einer Besprechung der Lehm- und Lößlager im allgemeinen, um sich dann in sehr ausführlicher Weise (S. 21 bis 272) dem bekannten Fundorte auf dem Hradisko im Předmost bei Prerau zuzuwenden, den er äußerst gründlich untersucht hat. Die Entstehungsart und -Zeit dieses Lößhügels, die häufig auftretenden Reste diluvialer Tiere in der Kulturschicht wie unterhalb und oberhalb derselben, darunter besonders des Mammuts, das Inventar der menschlichen Hinterlassenschaft werden eingehend behandelt. Verfasser unterscheidet eine präglaziale, eine glaziale und eine postglaziale Periode. Das Mammut sei in allen drei Abschnitten nachweisbar, besonders häufig aber im ersten. Dem glazialen Abschnitt gehöre die Kulturschicht mit ihren reichen Einschlüssen an arktischen Tierarten an; das massenhafte Vorkommen der Mammutreste in derselben rühre von einer infolge einer Katastrophe verendeten Mammutherde her. Während der postglazialen Zeit hätte Mähren Steppencharakter gehabt. Unter den Steinartefakten findet Verfasser keine charakteristischen oder gefälligen Formen. Die mit eingeritzten Ornamenten versehenen Stücke aus Elfenbein und Mammutrippe werden ebenso wie die erhaltenen Menschenreste durch Abbildungen veranschaulicht. In einem weiteren Hauptteil seiner Arbeit (S. 273 bis 453) berichtet Verfasser über die von ihm untersuchten Höhlen und ihren Inhalt. Unter ihnen lasse besonders die Höhle Kulna die obige Einteilung der Quartärzeit in drei Abschnitte erkennen. Es bestehe in Mähren wohl eine präglaziale Fauna, der Mensch trete jedoch erst am Beginn des glazialen Abschnittes auf, die bemerkenswertesten Stücke seiner Hinterlassenschaft, insbesondere die ornamentierten Stücke werden wiederum abgebildet. Weiterhin kommt Verfasser zu dem Schluß, daß die diluvialen Tierarten Mährens, von denen der diluviale Jäger gelebt habe, aus Sibirien stammten, hierher aber aus dem zirkumpolaren Gebiet eingewandert seien, und daß aus diesem auch der diluviale Jäger herrühren müsse. Am Ende der Diluvialzeit sei der Mensch aus Mähren verschwunden; später sei mit einer neuen Kultur, der neolithischen, ein neues Volk eingewandert. Verfasser hält andere Einteilungen der Quartärzeit als die seinige für Mähren für unbegründet. Eine Trennung derselben etwa in Abschnitte mit dem Mammut, dem Höhlenbären, dem Renntier usw. und mit entsprechenden Formen der Silexwerkzeuge (wie Typus des Chelléen, Acheuléen, Moustérien usw.) erschien dadurch widerlegt, daß in der Kulna Reste dieser Tiere vergesellschaftet vorkämen und die verschiedenen Formen der Silexwerkzeuge an keine Horizonte gebunden seien. Es sei erwähnt, daß in bezug auf die Einteilung der Diluvialzeit Mährens ein abweichender Standpunkt von Hoernes (Der diluviale Mensch in Europa. Braunschweig 1903) vertreten wird. *Prof. Dr. Mertins-Breslau.*

71. Tätigkeitsbericht der Museumsgesellschaft Teplitz im Verwaltungsjahre 1902. Teplitz, Verlag der Museumsgesellschaft, 1903.

Der Bericht zeigt wieder ein erfreuliches Wachstum des aufstrebenden Museums, so daß die urgeschichtliche Abteilung auf 12400 Nummern gebracht

wurde. Seite 25 bis 27 bespricht von Weinzierl einen Depotfund von Negranitz a. E., bestehend aus sechs Gewinden von Golddraht (Armspiralen), wovon vier aus stärkerem, zwei aus schwächerem Draht hergestellt sind. Die vier ersten stimmen bis auf ein Gewinde im Gewicht überein, zwei sind dreimal, zwei dagegen viermal doppelt gewunden. Von den drei gleich schweren Gewinden wiegt jedes 83,5 g, während die beiden aus schwächerem Draht bestehenden sechsfachen Armgewinde 53 bezw. 43 g wiegen. Unter den Neuerwerbungen, welche derselbe Autor S. 28—31 behandelt, steht an erster Stelle eine tönerne Stierfigur von Ribnian, welche der jüngeren Steinzeit, und zwar der Bandkeramik zugeteilt wird; aus Böhmen sind jetzt im ganzen sechs solcher Stücke bekannt. Außerdem werden ein gut gearbeitetes, 40 cm langes Steingerät („Pflugschar") von Obernitz und eine Mäanderurne von Twerschitz besprochen. *Dr. A. Götze-Berlin.*

72. U. Domečka: Předhist. nálezy v sev. vých. Čechách. (Vorhistorische Funde in N.-O.-Böhmen.) Památky archaeol. 1902. Bd. XV, S. 207. (Mit Abbildungen im Text.)

Neolithische Aschengruben in Plotischt mit Feuersteinmesserchen, Steinmeißel, Mahlsteinen, Scherben mit Stich-, Voluten-, Fingernagel- und erhabenen Bandornamenten. Knochen von Haustieren und Wild. In einer Grube Schädel, zwei meßbare dolichokephal. — Einzelfunde von Steinartefakten. — Brandgräber in Holohlav vom schlesischen Urnenfeldertypus. — Erdhügelgräber bei Groß-Jeřitz (Bez. Hořitz) mit Gefäßen vom Lausitzer Typus. — 12 Gräber vom schlesischen Urnenfeldtypus in Skalička mit reichlicher Keramik. — Grabfelder in Černilov, Chlomek, Jenikovitz; Aschengruben in Kukleny und auf der schlesischen Vorstadt in Königgrätz vom selbigen Typus. — Aschengruben in Rosnitz (Bez. Nechanitz) mit Scherben vom Dobřichover Typus (römische Kaiserzeit; vgl. dieses Zentralblatt III, 1898, S. 145). — Kulturgruben mit Scherben vom Burgwalltypus in Věkoš, Kukleny; Skelettgräber mit slavischen Schläfenringen in Chotěborky (Jaroměř). *Dr. Matiegka-Prag.*

73. J. Felcmann: Archaeol výzkum v r. 1901. (Archaeol. Forschungen im Jahre 1901.) Památky archaeol. 1902, Bd. XX, S. 37. (Mit Taf. XIV bis XVI und Abbild. im Text.)

1. Hockerskelettgräber in Tursko-Smichov [M. Böhmen, Taf. XIV]. 25 Gräber, hiervon 9 ganz, 3 zum Teil mit Steinbelag, 2 mit Steinpflaster. Die Skelette lagen (mit zwei Ausnahmen) regelmäßig auf der rechten Seite, den Kopf gegen Süden. Zwei Doppelgräber. Beigaben sind auffallend selten, fehlen in 12 Gräbern vollständig; sonst fanden sich zweimal Gefäße vom Unětitzer Typus, 4 Bronzesäbelnadeln mit Öhr; 3 Nadeln mit flach ausgeklopftem Köpfchen, ein Halsgehänge aus Bronzespiralen, 1 Paar Gold- und 1 Paar Bronzeohrringe, 1 Bronzedolch, 1 Steinbeil aus schlechtem Sandstein, zum Gebrauche untauglich; anstoßend an das Grabfeld fand sich eine Gruppe von Kulturgruben mit Asche und Scherben vom Hockergräbertypus, darunter ein mit Schiefersteinen umlegtes und gedecktes Grab mit 4 Skeletten und 5 Gefäßen. — 2. Grabhügel im Chejnover Haine [Smichov bei Prag]. Von den anfangs des XIX. Jahrhunderts an 60 vorhandenen Hügeln wurden 18 bisher erhaltene untersucht; von denselben besaßen 6 einen Steinkegel, 10 bestanden aus bloßer Erde, 2 aus Erde mit Steinen gemengt (Durchmesser 5 bis 12 m, Höhe 0,6 bis 2 m). Beigaben spärlich. Von den beiden größten Hügeln enthielt der eine, sorgsam mit Steinkern errichtete, nicht ein-

mal einen Scherben, der zweite einen La Tènebronzereifen und eine schöne La Tènefibel mit Tierkopf und Email. Sonst fanden sich außer einem Dolche, Ringe und Knöpfe aus Eisen und Scherben und manchmal Asche mit Knöchelchen. — 3. Ansiedlung in Svrkyně [Smichov-M. Böhmen, Taf. XV]. 0,6 bis 1,8 m tiefes Aschenlager mit Haustierknochen, Scherben vom älteren Hockergeschlechte und aus der Römerzeit (Doppelbesiedelung), Bronzemesser. Bronzenadeln, Lanzenspitzenfragment, Tonknöpfe und Wirtel, Steinbeile usw. — 4. Hockerskelettgräber in Klobuk [Bez. Schlan N.-W.-Böhmen]. Massengrab mit 2 Steinen bedeckt, enthaltend 2 zusammengekrümmte, übereinander gelegte Skelette (Mann und Weib), daneben ein kauerndes männliches Skelett, 2 isoliert kreuzweise gelegte Oberschenkelknochen und endlich 6 isolierte, im Bogen aneinander gereihte Schädel (Trophäen, vgl. Abbild. S. 47). Als Beigabe fand sich ein der Hockerkultur angehöriges Henkelgefäß. Abseits befand sich ein regelrechtes Hockergrab mit Scherben vom selben Typus. — 5. Skelettgrab in Lestan [Bez. Laun, N.-W.-Böhmen. Taf. XVI]. Flachgrab, dessen Beigaben, 4 Bronzearmringe, 1 cypr. Nadel mit eingedrehtem Kopfende, 1 Bronzemesser und einige Gefäße, zum Teil mit geometrischen Ornamenten usw. der jüngeren Bronzezeit angehören und das Grab als einen weiten Ausläufer der südböhmischen Hügelgräberkultur erscheinen lassen. *Dr. Matiegka-Prag.*

74. **K. Hostaš und F. Vaněk: Staré pohřebiště v. Klatovech.** (Ein altes Grabfeld in Klattau. [S.-W.-Böhmen].) Památky archaeol. 1902, Bd. XX, S. 133.

Zahlreiche Skelettgräber auf muldenförmig vertieftem Granitgrunde; an einer Stelle 20 Skelette in zwei Schichten gelagert (die tiefere im Granit). Nach den vorgefundenen S-förmig endenden Schläfenringen, einer Bronzespange und Eisennägeln gehört das Grabfeld der spätslavischen Zeit an.

Dr. Matiegka-Prag.

75. **J. Matiegka: O nálezech mrtvol pširoz. Zachovalých usw.** (Über Funde natürlich konservierter Leichen und über künstliche Leichenkonservierung in Böhmen.) Časopis spol. přát. starož. čes. v. Praze. Prag, 1902, Bd. X, S. 73, 113.

Schon im Jahre 1782 hat Jos. Mayer im V. Bande der Abhandlungen der böhmischen gelehrten Privatgesellschaft in Prag „Anmerkungen über die Unverweslichkeit der menschlichen Körper bey Gelegenheit verschiedener in Böhmen entdeckter Beyspiele“ veröffentlicht. Verfasser führt nun einige weitere Belege für Saponifikation und Mumifikation (Abbildung eines Kopfes aus der Gruft der ehemaligen St. Adalbertkirche zu Prag) an und fügt einige Bemerkungen über Leichenbalsamierung besonders im XVII. Jahrhundert in Böhmen bei. *Selbstbericht.*

76. **J. L. Pič: Kulturni jámy u Chrásti na Chrud.** (Kulturgruben bei Chrast im Chrudimer Kreis [O.-Böhmen].) Památky archaeol. 1903, Bd. XX, S. 330. (Taf. XXXVI.)

Aschengruben, in denen neben einem Steinbeilchen und einem thüringer Steinmeißel Scherben 1. von kugeligen Gefäßen mit flachen Buckeln, mit Strich- oder Fingernagelornament, 2. von Gefäßen mit Stich- und Volutenornament, und 3. von birnenförmigen Gefäßen vom Hinkelsteiner Typus gefunden wurden. Bemerkenswert ist das gestochene Voluten- und das gestochene, eigentlich gestrichelte Mäanderornament. Ein neolithisches Mäander-

ornament wurde im Flombornschen Grabfelde bei Worms gefunden, auf einem Gefäße, das von der neolithischen Keramik genug abweicht und in Form und Ornament Anklänge an die mit Mäander gezierten bronzezeitlichen Gefäße der Schweizer Pfahlbauten zeigt, weshalb angenommen werden könnte, daß die Flombornsche Keramik unter dem Einfluß der Schweizer Pfahlbaukeramik stand. Punktierte Mäander fanden sich auf den Bronzezisten der Grabfelder bei Este und St. Lucia, die sogar schon der Hallstattperiode zugezählt werden. — Bezüglich der Frage, ob die thüringer, schnurverzierte Keramik (Götze) oder die mit Voluten und Stichornament gezierte (Koehl) oder endlich die norddeutsche Keramik mit tief eingedrückten Ornamenten (die übrigens in Böhmen nicht vorkommt) die älteste ist, erklärt Verfasser, daß von diesen drei Typen neolithischer Keramik jede in einem anderen Bezirke die älteste ist, ähnlich wie in der Bretagne die glockenförmigen Gefäße als die ältesten angesehen werden. — Die vier in Böhmen vorkommenden, dem Hockergeschlechte angehörigen keramischen Typen finden sich anderwärts in ihren ursprünglichen Gebieten viel deutlicher ausgebildet und gelangten daher erst später nach Böhmen. Das von Deichmüller angeführte Fortschreiten der schnurverzierten Keramik von Thüringen über Leipzig nach Bautzen scheint auch den Weg anzuzeigen, auf dem diese Keramik nach Böhmen gelangte, während vielleicht der Fund von Scherben mit Voluten- und Stichornament bei Regensburg (nach mündlicher Mitteilung des Dr. Schliz) das Vordringen dieser Keramik vom Westen nach Österreich und Mähren andeutet. Nach den Funden von Slavětin und Chrast zu schließen hat sich die durch das Voluten- und Stichornament charakterisierte, dem Hausgebrauche dienende Keramik in Böhmen sehr lange erhalten, während die bloß dem Begräbniskult dienenden, schnurverzierten und glockenförmigen Gefäße bald wieder außer Gebrauch kamen. *Dr. Matiegka-Prag.*

77. **J. L. Píč: O Vocelově Pravěku zeně České.** (Über Vocels „Urgeschichte Böhmens".) Památky archaeol. 1903, Bd. XX, S. 291.

Vortrag, gehalten bei Gelegenheit der 100 jährigen Geburtstagsfeier des für die Archäologie im allgemeinen, für die Vorgeschichte Böhmens insbesondere verdienstvollen Forschers Joh. Eraz. Wocel, der 1802 geboren, 1845 seine „Grundzüge der böhmischen Altertumskunde" herausgab, 1850 zum Professor für böhmische Archäologie und Kunstgeschichte an der Prager Universität ernannt wurde und in seinem „Pravěk zencě České" (Urgeschichte Böhmens) in mustergültiger Weise die Archäologie Böhmens verarbeitete, aufklärte und mit den geschichtlichen Überlieferungen in Einklang zu bringen trachtete. Von der Annahme ausgehend, daß die Indoeuropäer schon mit der Kenntnis der Bronze Europa betraten, schrieb Wocel die Funde der Steinzeit europäischen Ureinwohnern der Uralrasse (Finnen) zu, während er die Bronzekultur den Kelten, die La Tène- und die provisorische römische Kultur den Markomannen und die späteren archäologischen Denkmäler den im fünften Jahrhundert einwandernden Slaven zuerteilte. Besonders wurde auch von ihm der Nachweis erbracht, daß die S-förmig endenden Schläfenringe schon slavischen Ursprungs sind. Mit Zuhilfenahme der Linguistik (Übereinstimmung des Wortschatzes bei den slavischen Völkern), der Geschichte und Archäologie schilderte Wocel die Kultur der vorhistorischen Slaven und besonders der Böhmen. *Dr. Matiegka-Prag.*

78. **J. Rychlý: Hromadný nález bronzů u Jaroslavic.** (Bronze-Massenfund bei Jaroslawitz. [Budweis, S.-Böhmen].) Památky archaeol. 1903, Bd. XX, S. 339.

Auf einer Hutweide von etwa ein Strich Ausmaß fanden sich etwa 50 cm voneinander entfernt zahlreiche Hügelchen von 250 bis 300 cm Durchmesser und 70 cm Höhe. Die mittleren besaßen einen aus einem größeren und einem darüber liegenden kleineren Stein bestehenden Kern; die äußeren aus bloßer Erde aufgeschüttet und (abgesehen von unscheinbaren Scherben und etwas aschenähnlicher Erde) leer. Im mittelsten Hügel fand sich ein Bronzemassenfund von 25 massiven, offenen Reifen von 12 bis 15 cm Durchmesser; in der nächsten Nähe 3 Armringe, 1 Nadel, 1 Bronzebeil, 1 Beschlag, außerdem 1 doppeltgewundenes Fingerringfragment von Gold. Die Bedeutung der Bronzereifen (Halsringe, Bronzebarren, Verkehrsmittel) ist noch nicht aufgeklärt, obzwar in Böhmen bisher an 100, in Mähren über 1000 Stück aufgefunden wurden. Szombathy fand einen solchen Reifen am Halse einer Leiche in Niederösterreich, Píč desgleichen bei Tursko in der Halsgegend eines Hockers. *Dr. Matiegka-Prag.*

79. J. Kremla: Předhist hradiště v okr. Kouřimském. (Vorhistorische Burgwälle im Kaurzimer Kreise [O.-Böhmen].) Památky archaeol. 1903, Bd. XX, S. 395. (Mit Plänen und Profilen auf Taf. XLII bis XLIV und im Text.)

1. Burgwall in Alt-Kouřim mit dreifachem, jetzt zum größten Teil planiertem Walle, im ganzen von 40 Hektar 75 Ar Ausdehnung, durch Scherben vom slavischen Burgwalltypus datiert. — 2. Burgwall „auf den Schanzen" bei Radim mit teilweise doppeltem Walle, 632 Ar messend. — 3. Burgwall am Ždanitzer Berge. — 4. und 5. Burgwälle bei Doubravčan. Diese, sowie die beiden vorangehenden in slavischer, aber auch in älterer Zeit besiedelt. — 6. Burgwall bei Hryzel „auf den alten Schanzen", 26 Hektar 66 Ar mit dreifachen Wällen. — 7. Überreste von Wällen in Barchowitz und Drahobuditz. — 8. Kirchen mit Wällen umgeben und zwar in Vrbčan, Dobřichov, Žabonosy und Svojšitz. *Dr. Matiegka-Prag.*

80. Th. Studer: Die Knochenreste aus der Höhle zum Keßlerloch bei Thayngen. S.-A. aus Nüesch, Das Keßlerloch, eine Höhle aus paläolithischer Zeit, neue Grabungen und Funde. Denkschriften der Schweiz. Naturforsch. Ges., Bd. XXXIX, 2. Hälfte, 1904, 38 S. mit 2 Taf.

Die von K. Merk in den Jahren 1874/75 ausgeführten Grabungen im Keßlerloch, deren Ergebnisse in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Bd. XIX veröffentlicht sind, wurden von J. Nüesch in der Weise ergänzt, daß die noch nicht untersuchten Teile der Höhle und insbesondere der vor dem südöstlichen Eingange der Höhle gebildete Schuttkegel untersucht wurden. Es geschah dies in der gleichen methodischen Weise, die dieser um die Urgeschichte seiner Heimat hochverdiente Forscher bereits mit so großem Erfolge am Schweizersbild angewendet hatte. Die aufgewendete Mühe wurde ihm reichlich gelohnt, indem ein umfangreiches Material von Artefakten und Tierresten zutage gefördert und der wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich gemacht wurde. Die Bearbeitung des osteologischen Materials übernahm Th. Studer, der mit gewohnter Meisterschaft die Fauna rekonstruierte, welche den Bewohner der Thaynger Höhle in pleistozäner Zeit umgab. Die Zahl der von Rütimeyer seinerzeit untersuchten 23 Säugetierarten stieg dabei auf 33, die der Vögel von 5 auf 10. Namentlich gelang es, auch Reste einer Mikrofauna nachzuweisen (Lemming, Hamster, Ziesel, Spitzmaus usw.), die für die Altersbestimmung und für die Beurteilung

der äußeren Verhältnisse zur Zeit der Ablagerung wichtig sind. Ähnlich wie in der gelben (paläolithischen) Kulturschicht des Schweizersbildes ist auch im Keßlerloch noch ein Gemisch von arktischen und Steppentieren vorhanden; nur sind hier noch Reste von Nagern, wie z. B. vom Halsbandlemming, vorhanden, dessen Vorkommen am Schweizersbild auf die untere Nagetierschicht beschränkt ist. Von Tieren, die besonders die Urgeschichtsforschung interessieren, wollen wir nur einige anführen, es dem Leser empfehlend, sich weitere Auskunft aus der Publikation selbst zu verschaffen.

Elephas primigenius Pall. Außer Resten eines erwachsenen und eines jungen Tieres in dem oberen Teile des Schuttkegels wurde 3 m unter der Oberfläche desselben eine große Feuerstätte mit Asche und Kohle aufgedeckt. In der Asche dieses Herdes und um die Feuerstelle herum zerstreut lagen eine Menge angebrannter und kalzinierter Knochen von jungen und alten Individuen und zahlreiche Splitter von Stoßzähnen. Vom Mammut wurden auch Reste von sehr jungen, vielleicht noch fötalen Individuen gefunden. Weibliche Mammute waren für den primitiven Jäger am leichtesten zu bewältigen, kurz nachdem sie Junge geworfen. Dann war die Mutter geschwächt und konnte sich mit dem kleinen Säugling weniger leicht durch die Flucht vor Verfolgern retten. Vielleicht fielen auch solche Tiere Raubtieren, z. B. Löwen, zur Beute, und dem Menschen gelang es dabei, einen Teil derselben für sich zu sichern.

Rhinoceros tichorhinus Cuv. Von dem wollhaarigen Rhinozeros fanden sich nur spärliche Reste, die wahrscheinlich nur einem einzigen Tiere angehören. Schon von Rütimeyer wurden nach der früheren Ausgrabung Zähne und einige Schädelstücke dieser Art konstatiert. Das Rhinozeros fehlt in den Höhlen der Epoque magdalénienne von Frankreich, es soll dort zu jener Zeit schon ausgestorben sein; dagegen fand es sich bei Völklinshofen im Oberelsaß in ganz übereinstimmender Tiergesellschaft, wie in Thayngen. In der Schweiz scheint es mit dem Mammut den sich zurückziehenden Gletschern südwärts nach den Alpen gefolgt zu sein.

Equus caballus L. Das relativ kleine diluviale Wildpferd aus der Schaffhauser Gegend schließt sich im Bau im ganzen an die quartären Wildpferde Frankreichs und Deutschlands an, die an einzelnen Orten wieder in größere und kleinere Rassen zerfallen. Namentlich bestehen zwischen dem Diluvialpferd Frankreichs und der Schweiz folgende Analogien: Bei beiden der schwere Kopf mit sehr langer Zahnreihe und hohen plumpen Kiefern, großen Schneidezähnen und deshalb breiter Schnauze. Dazu relativ dicke Extremitäten. Ferner eine Übereinstimmung im Habitus; aufrechte Mähne, Kinnbart und niedrig getragener Hals. Auch zwischen dem asiatischen Wildpferd (Equus Przewalski) und dem Thaynger bestehen unverkennbare Analogien.

Equus hemionus Pall. Auf die Anwesenheit dieses Tieres in den pleistozänen Ablagerungen am Schweizersbild glaubte Studer aus einer auf einer Kalkplatte eingeritzten Zeichnung schließen zu können. Die geäußerte Hypothese ist nun zur Gewißheit geworden, nachdem sich in den Resten von Thayngen ganze Zahnreihen und die für den Esel sehr charakteristischen Schneidezähne mit einem ganzen Inzisivlöffel gefunden haben.

Rangifer tarandus L. Die Reste des Renntieres, sowohl alter wie junger Individuen, sind neben denen des Schneehasen am zahlreichsten vertreten. Die meisten Knochen sind arg zerschlagen, und man gewinnt die Überzeugung, daß die Tiere schon außerhalb der Höhle zerlegt wurden und dann nur das für die Nahrung bestimmte Fleisch mit den darin steckenden

Knochen und etwa das Fell, in dem noch Fußknochen und Schädelfragmente zurückblieben, zu den Feuerstätten gebracht wurden. Aus der Stärke der Knochen ergibt sich, daß man es mit wilden Tieren zu tun hat.

Bison priscus Rütim. ist reichlich, Bos primigenius Boj. spärlich vertreten. Ovibos moschatus fehlt im Keßlerloch und ist auch am Schweizersbild nicht festgestellt. Die Deutung der bekannten Skulptur (Merk. Taf. VII, Fig. 66), welche den Kopf eines Cavicornier mit dicht anliegenden Hörnern aufweist, als Moschusochs läßt sich daher nicht mehr aufrecht erhalten, zumal man weiß, daß die paläolithischen Renntierjäger im südlichen Frankreich auch Boviden, Wildziegen u. a. m. aus technischen Gründen mit eng am Kopf liegenden Hörnern darstellten.

Übersieht man die Tierwelt der Thaynger Höhle im ganzen, so kann man eine alte präglaziale Ebenenfauna (mit Felis leo, Sus scrofa, Cervus elaphus, Bison priscus, Bos primigenius) und eine alpine Fauna (mit Arctomys marmotta, Rupicapra tragus und Capra ibex) unterscheiden, oder nach Analogie mit dem Schweizersbild eine Tundra-, Steppen- und Waldfauna, sowie Tiere, die an den Aufenthalt im oder am Wasser gebunden sind. Wie kommt nun eine so mannigfaltigem Boden angepaßte Tiergesellschaft auf einem so kleinen Gebiet zusammen? Wie Nehring gezeigt hat, kann noch heute im subarktischen Gebiete Sibiriens eine ähnliche Vermengung der Faunen stattfinden, wo Tundra und Steppe, unterbrochen von Flußtälern, deren Ränder mit Wald bewachsen sind, zusammenstoßen. Ähnliche Bedingungen müssen für die Umgegend von Schaffhausen in spätdiluvialer Zeit vermutet werden, als der aus der Ebene noch nicht ganz zurückgezogene Gletscher im Süden vor seiner breiten Front ein ungeheures, steinbesäetes Feld, hier und da von Sümpfen und tief eingegrabenen Wasserläufen durchschnitten, ließ, das von einer Tundrenflora besiedelt war, während in der davor gelegenen Hügelgegend, mit sonnigen, nach Süden geneigten Abhängen schon Wald aufsproß und den waldliebenden Tieren Schutz bot. *Dr. Otto Schoetensack-Heidelberg.*

81. J. Heierli und W. Oechsli: Urgeschichte Graubündens mit Einschluß der Römerzeit. Mit 5 Tafeln und 1 Übersichtskarte. Zürich, Fäsi und Beer, 1903. 4°. 8 S. (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. LXVII.)

Der früher erschienenen Urgeschichte des Wallis haben beide Verfasser nun auch eine solche Graubündens folgen lassen, wobei Heierli wiederum die vor- und frühgeschichtlichen Funde und Oechsli die ältesten geschichtlichen Nachrichten behandelt hat. Diese Bearbeitungen der einzelnen Landesteile bilden — ganz abgesehen von ihrer lokalgeschichtlichen Bedeutung — eine nützliche Ergänzung zu Heierlis ausgezeichneter „Urgeschichte der Schweiz", indem sie das gesamte Fundmaterial wohlgeordnet darbieten. Der erste Teil enthält die Fundstatistik in geographischer Anordnung; da sie nicht als trockenes Register, sondern in flüssiger, lebendiger Darstellung abgefaßt ist, hatte Verfasser die Möglichkeit, einzelne lokalgeschichtliche Fragen, so namentlich bezüglich der Straßenzüge und Paßübergänge, zu erörtern. Trotzdem das Gebiet im allgemeinen ziemlich unwirtlich ist, lassen sich doch autochthone Formtypen nachweisen; daneben gibt es allgemein mitteleuropäische und italische Formen, letztere nordwärts bis über Graubünden hinausreichend.

Im zweiten Abschnitt werden die Fundobjekte in chronologischer Anordnung besprochen. Die neolithischen Überreste bestehen lediglich aus wenigen einzelnen Steingeräten, nur bei Canova scheinen häufiger vor-

kommende Silexmesser auf eine Ansiedelung hinzuweisen. Aus der Bronzezeit sind 30 Fundstellen bekannt, darunter Ansiedelungen, Gräber und Werkstätten. Die Benutzung der Pässe über die Albula, die Flüela und die Lenzerhaide in der Bronzezeit ist durch Funde belegt. In der vorrömischen Eisenzeit zeigen die reichhaltigen Gräberfelder aus dem Süden des Gebietes nahe Verwandtschaft mit den oberitalischen Gräberfeldern, die Verbindungen über die Alpenpässe nach dem Norden bestanden zwar noch, waren aber sehr lose. Die römische Zeit ist reich an Funden. Von den römischen Stationen lassen sich Tinnetio mit Tinzen und Curia mit Chur identifizieren.

Im dritten Abschnitt stellt Oechsli die historischen Nachrichten zu einer „ältesten Geschichte Graubündens" zusammen. Über die vorrömische Zeit fließen die Quellen sehr spärlich, sie beschränken sich im wesentlichen auf die Namen von Lokalitäten, Flüssen und Volksstämmen; auch die Inschriften sind wenig ergiebig. Aus dem Wust von Hypothesen über die ethnologischen Verhältnisse gewinnt Oechsli die Überzeugung, daß die Räter ein den Etruskern stammverwandtes Volk waren. Über ihre Kulturverhältnisse ist der schriftlichen Überlieferung auch nur wenig zu entnehmen. Die reichlicher fließenden Quellen der römischen Zeit gestatten die Ausführung einer mit vielen Details belebten Skizze der Geschichte Graubündens in dieser Periode.

Die mit vollkommener Sachkenntnis und Hingebung verfaßte Arbeit wird durch fünf gut ausgeführte Lichtdrucktafeln mit Abbildungen vorgeschichtlicher und römischer Fundgegenstände und eine Fundkarte erläutert.

Dr. A. Götze-Berlin.

82. C. Marchesetti: I castillieri preistorici di Trieste e della Regione Giulia. Mit 23 Taf. und 1 Karte. Triest 1903, 206 S.

Im Gegensatz zu den Palafitten und Terramaren Oberitaliens finden sich in der gebirgigen Umgegend von Triest viele Steinwälle auf Höhen, die lange unbeachtet blieben oder allgemein für römisch angesehen wurden, wie noch von dem um istrische Lokalforschung verdienten Kandler, bis Luciani und Covaz anfingen, zwischen römischen und früheren Anlagen, zwischen militärischen Stationen und Wohnplätzen zu unterscheiden, worin der britische Konsul Burton ihnen folgte. Seit 1883 sind sie wissenschaftlich samt 9000 Gräbern untersucht, und statt der früher bekannten 321 Kastelle mit Einschluß der römischen (S. 18) ist jetzt eine Anzahl von 455 rein prähistorischen Befestigungen nachgewiesen (S. 114).

Die Besiedelung des Landes vor der neolithischen Zeit ist zweifelhaft, aber in dieser Epoche sind die zahlreichen Karsthöhlen schon dicht bewohnt, eine gleichmäßige Kultur ligurischer und pelasgischer Stämme aufweisend, bis plötzlich und wahrscheinlich durch Einwanderung gerade die Höhen zu Wohnstätten ausersehen werden. Es wird hier an die ähnlichen Verhältnisse in andern Ländern und die charakteristischen Bezeichnungen (castellaccio, Ringwall, Gradaz, Hradiszt, Gorodyszcze) erinnert, doch war die Sitte der Höhenbefestigung besonders in Istrien verbreitet, das mit einem dichten Netz von solchen Bauten überdeckt erscheint und dicht bevölkert gewesen sein muß. Bei der Bestimmung ihres prähistorischen, besonders vorrömischen Charakters tun auch die Namen gute Dienste, die sich entweder auf Befestigungen oder Steinanhäufungen oder Heiligennamen beziehen, da auf den heidnischen Plätzen mit Vorliebe christliche Kirchen errichtet wurden.

Eine ausführliche Beschreibung wird aber nur von der weiteren Umgebung von Triest gegeben, die südlich über Pirano bis zum Tal der Dragogna, östlich über Senosecchia zum Lauf der Wippach reicht. Hier ist das

Land von mittlerer Höhe, für Bergfesten günstig und in der Tat reich an solchen, während die Lagen über 1000 m nur im Sommer als Weideplätze benutzt gewesen zu sein scheinen. Im eigentlichen Gebiet von Triest sind noch acht Kastelle nachweisbar, durch spätere Bebauung natürlich stark verändert, doch mit erkennbaren Kulturschichten, die Gefäßscherben und besonders viel bearbeitetes Hirschhorn einschließen; die Lage ist augenscheinlich durch strategische Gründe bedingt, die Form der Befestigung wechselnd je nach den lokalen Umständen. Landeinwärts ziehen sich dann andere Festen parallel den beiden Längstälern des Karstes auf den Höhen hin, die von Divaccia nordwestlich bis Monfalcone in einer Durchschnittshöhe von über 300 m verlaufen. Den Übergang zu diesen Gruppen bildet die kleine Umwallung des steilen Felsens von Nasirz und der durch einen Querwall mit großem Hügelbau geteilte Wall vom Kastellaro maggiore, in dem die Tradition eine große von Attila zerstörte Stadt sieht. Nun folgt auf der Zentralkette bis zum Timavo eine Reihe von 13 Kastellen, von denen die von Povir und Sesana die größten sind und aus mehreren Wällen mit jüngeren Steinbauten bestehen; während auf der Höhe des Walles von Monrupino in dominierender Lage später eine Kirche erbaut ist, liegt die Kapelle im vierfachen Wall von St. Leonardo schon lange verfallen; den Bau von Monfalcone bringt die Überlieferung mit Theodorich zusammen. Auf der an Erhöhungen ärmeren Hochfläche zwischen den Gebirgszügen ist die Zahl der Wälle geringer, hier liegt z. B. der von Vucigrad ganz eben. Häufiger treten sie dagegen wieder am Nordostrande des Karstes auf bis zum Wippachtal, liegen in kleinen Gruppen an den Tälern der Rassa und Branizza, sowie an dem nach Krain führenden Paß von Präwald. Dann wendet sich die Aufzählung den südöstlich von Triest gelegenen Bauten zu, zunächst dem dreifach halbmondförmigen Wall von St. Micheln di Bagnoli, wichtig für die Wasserversorgung von Triest. (S. 56 verdruckt Taf. VI, Fig. 6 statt 1; Taf. XX gibt eine gute Ansicht in Lichtdruck.) Die Hochburg von M. Griso dabei hat den gewaltigen Umfang von 1700 m und muß bei dem steilen Abfall ihrer Seiten eine große, leicht zu verteidigende Bevölkerung haben aufnehmen können. Nach Süden zieht sich eine ununterbrochen festzustellende Reihe von Befestigungen bis zu der von St. Quirico fort, nach welcher die an der Küste bis Pirano errichteten beschrieben werden, endlich die östlich im Binnenlande an der Straße nach Fiume, zuletzt die am Oberlauf der Recca bei St. Kanziano. Das ergibt 118 besprochene Kastelle, von denen 55 von größeren Dimensionen sind, 53 einen doppelten oder dreifachen Wall aufweisen.

In kürzerer Übersicht werden ähnliche Anlagen im Isonzotale, dem übrigen Istrien bis zur Südspitze und den Inseln des Quarnero gegeben, welche letzteren mit 46 Kastellen den 307 des engeren Istriens gegenüberstehen.

Dann wird die Anlage im allgemeinen untersucht: die Wälle sind mitunter megalithisch, meist aber aus mittelgroßen Steinen errichtet, die mit Erde überschüttet und unten breiter sind und sich bis zu 10 m erheben. Hinter ihnen läuft eine eingeebnete Zone für die Gebäude der Bewohner herum, die Fundstelle für die Kulturschicht. Ein Blick auf die 88 Grundrisse der Tafeln I bis X beweist, daß eine gleichmäßige Grundform fehlt, vielmehr Größe, Form und Zahl der Wälle sich jedesmal nach der Beschaffenheit des Geländes richtete. Wasser verschaffte man sich im Karst wohl früher nicht anders als heute, nämlich aus Sümpfen, Zisternen oder großen Vorratsgefäßen, deren Scherben sich zahlreich finden.

Die Errichtung der Kastelle wird mit der Einwanderung neuer Völkerstämme in die Balkanhalbinsel in Verbindung gebracht, die als Illyro-Veneter anfangs von den troglodytischen Ureinwohnern wenig verschieden sein mochten, zu ihrer Sicherheit Wälle errichteten und ihre Hütten an deren Innenseite lehnten; sie kannten zwar die Metalle, bedienten sich aber noch der Feuersteinmesser und Äxte aus hartem Gestein, das in dieses Kalksteinland importiert werden mußte. Kupfer ist nur in fünf Äxten vertreten, Depotfunde von Bronzen sind nur viermal gemacht, aber sonst kommen Kelte, Speerspitzen und Sicheln vor, auch Horn und Knochen wurde viel verarbeitet: die Zuweisung der einzelnen Kastelle an die Stein- oder Bronzezeit ist kaum durchführbar (S. 130, 137). Viehzucht war in diesem Lande besonders geboten, daneben wurde die Jagd ausgeübt, weniger der Fischfang, nur Mollusken wurden viel genossen, ohne daß die Schalen zum Schmuck Verwendung gefunden hätten. Ackerbau, Spinn- und Webekunst ist durch Fundstücke seit der Steinzeit bezeugt, Töpferei mit großen Vorrats- und kleinen Spielgefäßen vertreten, die Ornamente und besonders Arten des Henkels von reicher Abwechslung. Begraben wurde in Steinhügeln.

Um 1000 v. Chr. fand eine zweite Einwanderung anscheinend zuerst in die nördlichen Gegenden Istriens statt und brachte die Kenntnis des Eisens mit. Zahlreiche Nekropolen dieser Zeit sind untersucht und geben ein deutliches Bild dieser reicheren Kultur, so daß die erste Eisenepoche für Istrien in drei Perioden zerlegt werden kann. Zuerst fällt ein Fortschritt in der Bewaffnung auf, der Schmuck wird kostbarer und mannigfaltiger, vor allem wird das Eisen im Lande bearbeitet. Seit dem achten Jahrhundert macht sich dann der Einfluß der Veneter, noch später der Etrusker geltend, wodurch zwei weitere Stufen entstehen; die Entwickelung wird im einzelnen, z. B. an den Fibeln, dargetan, und die Funde von Schmucksachen aus den Nekropolen finden treffliche Erläuterung durch die Trachtenbilder auf den Situlen. Gelegentlich sind bei den Verweisungen auf die Tafeln und Figuren Druckfehler untergelaufen, wie auf S. 165, 171.

Die zweite Eisenzeit knüpft an den Einbruch der Kelten an und bedeutet für diese Gegenden nach langer Friedenszeit und blühender Kultur eine Periode der Kämpfe, in der viele Kastelle zerstört oder verlassen sind. Die Funde tragen im allgemeinen den bekannten Charakter der La Tènekultur, die hier aber nicht lange gedauert hat. Sie wurde bald von der römischen abgelöst, denn die Anlage der Kolonie Aquileja im Jahre 182 war nur das Vorspiel zur Eroberung Istriens, das die Römer zur Sicherung Oberitaliens besetzen mußten. Die von Livius, wenn auch nur kurz erwähnten Kämpfe wurden eben durch die zahlreichen Kastelle erschwert, die nun abermals in andere Hände übergingen und vielfach Spuren römischer Fortifikation zeigen, um noch später z. B. in den Türkenkriegen als Zufluchtsstätten zu dienen. In der Tat erzählen also die istrischen Kastelle die ganze Geschichte des Landes und verdienen Beachtung und Schonung. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

83. Antonio Magni: Simulacri di fibule a Sagno ed a Breccia. Riv. arch. d. prov. di Como, fasc. 46. Como 1902, c. 5 fig.

Aus der Literatur ist ein Fund von 108 Metallinstrumenten bekannt, der schon 1609 in Sagno, Kanton Tessin, unter einem Steine gehoben ist und damals von Borsieri beschrieben wurde; er sah die etwa halbmondförmigen, aber hohlen Bronzestücke mit drei Löchern als Instrumente an, die zur Verbrennung von Öl oder Pech bei den Opfern der Alten gedient hätten. Nun sind 1834 in Vertemate, Prov. Como, und neuerdings bei Breccia ganz ähn-

liche Bronzen gefunden; das erste Mal war es ein Depotfund von etwa 100 Stück, von denen 1 erhalten ist, das andere Mal lagen 4 Stück zusammen. Nach Prof. Castelfranco sind es Nachbildungen von Fibeln der Sanguisuga-art, aber ohne Nadel und nicht massiv, sondern um einen Tonkern gegossen und in der Längsrichtung konisch durchbohrt, während ein anderes Loch in der Mitte der konkaven Oberseite angebracht ist. Von 6 anderen, die 1870 bei Golasecca gefunden sind, befinden sich 2 im Museum zu St. Germain, 4 in dem von Mailand; noch andere Exemplare weisen die Sammlungen von Como, Rondineto und eine Privatsammlung auf. Somit handelt es sich wohl um eine lokal beschränkte Form, und die Urbilder dieser Imitationen finden sich in den Nekropolen aus dem Ende der ersten Eisenzeit in Oberitalien. Die eigentümlichen Fundstücke selbst werden als Votivgaben für gottesdienstliche Zwecke oder Begräbnisgebräuche angesehen, wobei man sich an Stelle der wertvollen Fibeln selbst mit billigeren Nachbildungen begnügt hätte; freilich ist das Vorkommen vieler gleichartiger Stücke in Depotfunden und nicht in Gräbern, endlich ihr isoliertes Auftreten ohne andere Bronzen noch immer merkwürdig genug. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

84. Arthur J. Evans: The Palace of Knossos. Provisional Report of the Excavations for the Year 1902. Plates I—III. Repr. from the Annual of the British School at Athens 1902, No. VIII, 124 p.

Im weitern Verfolge der Ausgrabungen (vgl. Zentralbl. VIII, S. 55) sind wieder höchst wichtige Erfolge errungen worden, über welche Evans in 29 Paragraphen berichtet. Mit den Ausgrabungen gingen Hand in Hand umfangreiche Restaurierungsarbeiten. Die Untersuchung erstreckte sich von dem bisher aufgedeckten Areal hauptsächlich in der Richtung nach Nordosten und Südosten. Als ein Hauptergebnis kann die Entdeckung eines älteren Palastes gelten. Von baulichen Anlagen beansprucht ein Drainage-System in Verbindung mit einem Klosett besonderes Interesse. Ferner wurden das Megaron der Königin mit anstoßendem Baderaum, Dienergelasse, eine Schatzkammer mit Schmucksachen aus Gold und Elfenbein, Treppen, Vorratsräume und anderes mehr freigelegt, auch ein Altar mit den noch in situ befindlichen Idolen, Votivbildern, horns of consecration, einer Doppelaxt usw. Ferner wurden große Pithoi mit reichen plastischen Ornamenten, „Kamares"-Keramik, Tonmodelle von Tragsesseln, Goldanhänger in Form von Enten, Elfenbeinschnitzereien, tönerne Lichthalter, Inschriften, Wandmalereien, Bruchstücke von Steinschalen und eine Menge anderer Objekte, die man nicht alle aufzählen kann, gefunden. Eine Menge kleiner Porzellantäfelchen ahmen Häuser und Türme nach. *Dr. A. Götze-Berlin.*

85. Ed. Mahler: Zur Chronologie der älteren Bronzezeit. (Ung.) Archaelóg. Értesitö, N. F., 1902. Bd. XXII, S. 293 bis 296.

Der allgemeine Gebrauch der Bronze in Ägypten fällt in die Periode der XII. Dynastie, welche, wie man bisher annahm, um 2500 v. Chr. herrschte. Ein jüngst in Kahun gemachter Papyrusfund jedoch rektifiziert die Chronologie der erwähnten Dynastie und verlegt die Zeit ihrer Herrschaft zwischen 1995 bis 1801 v. Chr. Somit ist die Zeit, in welcher in Ägypten die Bronze allgemein wurde, in den Anfang des XX., höchstens in das Ende des XXI. Jahrhunderts zu verlegen. *Felix Milleker-Werschetz.*

86. Cartou: Les nécropoles primitives de Chaouach (Tunisie). L'Anthropologie 1903, Vol. XIV, No. 1.

Cartou gibt eine genaue Beschreibung und Maße der 46 Totenkammern der Nekropole beim Berberdorfe Chaouach unweit „Susa". Nach dem, was

Cartou von Totenstädten in Tunis gesehen hat, ist Chaouach, wie bereits Bertholon bemerkte, durch den geringen Raum der Totenkammern ausgezeichnet. Bertholon meinte deshalb, man habe die Toten in Hockerstellung beigesetzt, während Cartou meint, es sei nur die Asche beigesetzt worden. Auch der Ansicht, daß die geräumigeren Grabkammern punischen Ursprungs seien, kann Cartou nicht beitreten, hält sie vielmehr alle für gleichzeitig. Die Größe des rechteckigen Eingangs schwankt von 0,80 × 0,80 m bis 0,40 × 0,50 m. Die meisten sind nicht eingefalzt, was sonst selten ist. Mehrere Eingänge besitzen Regentraufen. Die Wände einiger Kammern sind schief, die Decken flach gewölbt, die Ecken oft abgerundet; nirgends sind Nischen vorhanden; ursprünglich haben keine Kommunikationen zwischen ihnen bestanden. Die Dolmen von Chaouach gleichen denen seiner Umgebung von Djebel-Gorra bis nach Eufida. Die Kreise haben einen Durchmesser von 6 bis 12 m und sind sehr gut erhalten. Im einzelnen finden sich Abweichungen, die durch das Gelände bestimmt werden. Etwa 1000 derartige Begräbnisplätze finden sich auf einem Raume von 1500 m × 300 bis 400 m. Ein Steinmonument (?) in der Nähe erinnert an die sogenannten Numidischen Türme von Dougga; es gehört in dieselbe Zeit mit den Dolmen und ist sehr alt, jedenfalls vor Ankunft der Römer entstanden. Ein großes rechteckiges Dolmengrab liegt mitten am Wege, der zu dem Plateau hinaufführt, es mißt 8 × 10 m. Es ist ein zusammengesesetztes Grab, in dessen Innern noch acht vertikale Steinplatten gefunden wurden.

Die Totenstadt von Chaouach befindet sich, wie alle der dortigen Gegend mit einziger Ausnahme der von Eufida, in der Nähe einer Quelle, eines Hügels und eines strategisch wichtigen Punktes. *Dr. H. Stahr-Dresden.*

87. H. de Monteil: Note sur la station mégalithique de Djelfa (Algérie): L'Homme préhist. 1903, Année I, Nr. 6, S. 166 mit 4 Fig.

Die Untersuchung der Nekropole von Djelfa, 320 km südlich von Algier, ist durch den Hinweis in den „Monuments antiques de l'Algérie" von Gzell veranlaßt. Wenn man sich Djelfa von Norden nähert, gewahrt man auf einem Hügel einzelne gut erhaltene Dolmen, und zwei parallele Alleen führen in einer Länge von 150 m auf den Gipfel, den ein gewaltiger Hügel aus Steinblöcken, vielleicht ein Grab, krönt; rings um diesen erkennt man in radienförmigen Linien regelmäßig eingelassene Steinplatten, die zu Wohnstätten gehört haben müssen; denn überall finden sich Kulturschichten mit Asche, Knochen und Topfscherben. Hier hat die Untersuchung gegenüber dem negativen Urteil von Gsell ergeben, daß sich dieselben geschlagenen Feuersteinsachen wie in den megalithischen Stationen Europas zeigen. Nach Osten ist der Abhang durch Anhäufung gewaltiger Blöcke verbarrikadiert, und eine andere Allee führt auf eine zweite Höhe, deren Seiten und Kamm mit vielen Dolmen bedeckt sind; die Steinkisten mit Deckplatten sind nach Größe und Anlage verschieden, ohne Orientierung, und mitunter zu großen Cromlechs erweitert. Das Ganze hat eine Ausdehnung von 600 zu 800 Metern. Neben längst zerstörten Gräbern finden sich noch viele ganz unberührte, in denen die Herren de Martignat und de Foulonque 1902 Reste von Skeletten und einzelne Tongefäße gehoben haben. Letztere sind roh, ohne Henkel und von einfachen Formen, z. B. kleiner geschweifter Becher mit einer Reihe kleiner Querstriche am Bauch, flache Schale mit senkrechtem Rändchen. Scherben gleicher Art sind über die ganze Nekropole verstreut; ähnliche Gefäße aus der megalithischen Station von Magravua bewahrt das Museum Aldoui in Tunis. Einzelne Knochen waren in Pflanzenresten, die noch nicht

bestimmt sind, anscheinend einbalsamiert und besser erhalten. Jedenfalls sind also die afrikanischen Dolmen nicht mehr so rätselhaft, wie bisher allgemein angenommen wurde: sie enthalten geschlagene Feuersteine, Schmuck von geglätteten Steinen, Tongefäße und wenig Bronze. Danach dürften sie kaum den Berbern zuzuschreiben sein. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

88. **L. Desplagnes: Études sur les Tumuli du Kitti.** L'Anthropologie. 1903, Vol. XIV, Nr. 2, p. 151 bis 172.

Der ehemalige Kommandant des Postens von Gundany beschreibt Grabhügel aus der Nähe von Timbuktu am mittleren Niger, Französisch-Sudan. Der reiche Inhalt an tönernen Vasen und Trinkgefäßen, an eisernen und schönen bronzenen Schmucksachen und ihre Lagerung weisen auf die Entstehung des Tumuli hin. Ein Volk, der Sahara anwohnend, dessen Namen wir nicht kennen, hatte eine enorme Höhe der Kultur erreicht; es verkehrte mit den Mittelmeerländern und bezog durch seinen Handel das Kupfer. Vielleicht war es ein Berbervolk, welches mit Karthagern und Ägyptern in Beziehung stand (Bronzefiguren von Ibis, Kaiman usw.). Sie waren Ackerbauer, Händler, hielten Sklaven und Soldaten. Ihre eigenartige Kultur hielt sich nach El-Dekri wohl bis 1050, wo sie dem Islam unterlag. Die Tumuli sind so zustande gekommen, daß Opferspenden von den Nachkommen auf die Grabhügel gesetzt wurden und dann immer wieder Erde darauf gehäuft wurde. — Desplagnes hält es für gar nicht ausgeschlossen, daß auf Inseln im Niger oder in unzugänglichen Höhlen des Ufers noch Reste dieses alten Kulturvolkes zu finden sein werden. Es wäre jedenfalls sehr dankenswert, danach zu suchen, ob diese Rasse noch vorhanden ist, und ihre Gebräuche zu studieren. *H. Stahr-Dresden.*

B. Tagesgeschichte.

— Die römisch-germanische Kommission des Kaiserlichen Archäologischen Instituts ist gemäß § 2 ihrer Satzungen gebildet worden und besteht aus: Generalsekretär Prof. Dr. Conze-Berlin, Prof. Dr. Hirschfeld-Berlin, Prof. ✝ Dr. Loeschcke-Bonn, Direktor Prof. Dr. Dragendorff-Frankfurt a. M., Oberbürgermeister Dr. Adickes-Frankfurt a. M., Prof. Dr. Eduard Meyer-Berlin, Direktor des römisch-germanischen Zentralmuseums, Prof. Dr. Schumacher-Mainz, Geh. Baurat Jacobi-Homburg v. d. Höhe, Prof. Dr. Johannes Ranke-München, Prof. Dr. von Herzog-Tübingen, Prof. Dr. Fabricius-Freiburg (Breisgau), Ministerialrat Soldan-Darmstadt, Prof. Dr. Henning-Straßburg, Hofrat Prof. Dr. von Domaszewski-Heidelberg, Rektor Dr. Ohlenschlager-München, Direktor des Museums nass. Altertümer Prof. Dr. Ritterling-Wiesbaden, Direktor des Kestner-Museums Prof. Dr. Schuchhardt-Hannover, Oberlehrer Prof. Dr. Wolff-Frankfurt a. M.

Berlin. Das Volkstrachten-Museum ist in das Eigentum des Preußischen Staates übergegangen, der seine Unterbringung und Pflege in Angliederung an das Völker-Museum übernommen hat. Der Verein, dem es bis dahin angehörte, hat die Bezeichnung „Verein der Sammlungen für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ angenommen. An Stelle von Rud. Virchow ist Geheimrat Prof. Dr. Bartels zu seinem 1. Vorsitzenden erwählt worden. Schriftführer sind die Herren Sökeland, Prof. Lissauer und Dr. Strauch.

Wien. Am 13. November verstarb im Alter von 41 Jahren nach langem schweren Leiden Dr. Wilhelm Hein, Privatdozent an der Universität und Kustosadjunkt an der ethnographischen Abteilung des Hofmuseums in Wien.

Zentralblatt für Anthropologie

in Verbindung mit

F. v. Luschan, H. Seger, G. Thilenius

herausgegeben von

Georg Buschan.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

9. Jahrgang. Heft 2. 1904.

A. Referate.

I. Allgemeines, Methoden.

89. **Gius. Paravicini: Proposte di tecnica antropometrica.** Milano 1903. Gius. Civelli, 18 pp.

Die Vorschläge sind doppelte: allgemeine und spezielle. Die ersteren sind nichts Eigenes, sondern bringen die Grundzüge einer biometrischen Richtung, die in den letzten Jahren in Italien aufgekommen ist und besonders durch die Zoologen Camerano und Andres zur Entwickelung gebracht wurde, zur Kenntnis. Es handelt sich im wesentlichen um die Empfehlung relativer Messungsweisen. Verfasser beklagt die Verwirrung und die bisher geringen Erfolge der Anthropometrie, sieht als Quelle der Irrtümer unsere Methode an, alles nach dem Meter, also einem willkürlich gewählten Teile des Erdmeridians, zu messen, und empfiehlt nach dem Vorgange der genannten Zoologen als Grundmaß die Körperlänge des zu messenden Menschen oder Tieres zu nehmen. Um aber auch Bruchteile dieses Maßes bezeichnen zu können, ähnlich wie wir bestimmte Bruchteile des Meters als Zentimeter und Millimeter bezeichnen, wird diese Grundlänge in 360stel oder von dem anderen Autor in Tausendstel zerlegt; ihr reziproker Wert bildet die kleinere Maßeinheit oder den somatischen Koeffizienten; eine Tabelle gibt nun Auskunft, wie groß diese Werte für die verschiedenen Längen von 150 bis 195 cm sind; z. B. für 150 cm beträgt er 2,4 in 360stel oder 6,6666 in „Millisomi"; oder für 195 cm 1,846 in 360stel oder 5,1282 in „Millisomi". Hat man eine Grundlänge (Körpergröße) L, so sei l die Größe eines zu messenden Teiles desselben Körpers; teilt man L in 360 gleiche Teile, so ist $L : 360 = l : x$; oder $x = \frac{360}{L} \cdot l$; $\frac{360}{L}$ wird mit ω bezeichnet und ist der somatische Koeffizient, dessen Wertgrößen für verschiedene Werte der Körpergröße in der genannten Tabelle berechnet sind. Auf die Möglichkeit, eine Reihe anderer Indizes (der Variabilität, der Variation, der Häufigkeit, usw. usw.) zu berechnen, wird noch hingewiesen. Doch wird keine Anwendung dieser Methode gebracht, sondern eine solche nur in Aussicht gestellt. Sollte die alte Methode des Vergleiches prozentualer Werte nicht dieselbe Berechtigung wie die hier empfohlene haben und dabei den Vorzug der größeren Einfachheit besitzen? Im speziellen

Teil berichtet Verfasser über Körpermessungen und zwar besonders über solche der Gliedmaßen, zunächst der oberen Extremität. Da er die Meßpunkte, die für diese Messung in Betracht kommen, für zu unbestimmt hält, griff er zu einem eigenen Verfahren und konstruierte ein besonderes Instrument: ein oben geschweiftes Brett wird in die Achselhöhle an den Thorax gelegt; es ist nach oben und unten hin verlängert, und ein Schieber wird von oben herunter gesenkt, bis er bei militärischer Körperhaltung die Schulter trifft; die Entfernung vom Mittelfinger wird dann abgelesen, wobei ein Lot die Regulierung der Körperhaltung ermöglicht. Resultate werden noch nicht angegeben, sondern erst für später in Aussicht gestellt. *P. Bartels-Berlin.*

90. Kirchhoff: Die Höhenmessung des Kopfes, besonders die Ohrhöhe. Allg. Ztschr. f. Psych. 1903, Bd. LIX, S. 363.

Niedrige Schädelformen sind nach Virchow charakteristischer als breite bzw. kurze. Die Beziehungen zwischen Schädel und Gehirn, welche noch der Aufklärung bedürfen, verlangen eine möglichst brauchbare Methode der Kopfmessung an Lebenden. Der Rauminhalt des skelettierten Schädels weicht von dem des Lebenden ab; nach Ranke muß man vom frischen Schädel etwa 10 Proz. abziehen, um den Raum für das Gehirn zu finden, bei alten Schädeln noch mehr. — Durch die Schädelmessung an Lebenden wird man auch die Erblichkeit von Schädelformen studieren können.

Die durch Haar- und Hautbedeckungen entstehenden Differenzen sind annähernd berechenbar, sie schwanken nach Kirchhoff zwischen 0,5 bis 0,75 cm. Am wenigsten brauchbar sind die Umfangsmaße. — Bei der Kopfmessung sind wichtig Ohrstirnlinie (*Ost*), Ohrhinterhauptslinie (*Ohh*) und Ohrhöhe (*Oh*), letztere mißt Virchow senkrecht auf die Aurikulo-orbitallinie. Da die *Oh* an Lebenden gemessen werden kann, wird es darauf ankommen, ein bestimmtes Verhältnis zwischen *Oh* und der ganzen Höhe zu finden.

Die Entfernung Nasenstachel-Ohrloch ist unter normalen Verhältnissen konstanter als die Ohrhöhe; auch ist der vor dem Ohrloch liegende Schädelteil in seinen Maßen weniger schwankend als der dahinter liegende. Dolicho- und Brachykephalie kommen wesentlich durch den hinteren Schädelteil zustande, ebenso die geringen Maße bei Idiotie. Ein Vergleich dieser Maßverhältnisse mit der Intelligenz läßt wiederum die *Oh* wichtig erscheinen. Die seltenere Verkürzung von *Ost* liegt jedenfalls in der innigen Verbindung dieser Schädelteile mit dem Gesichtsskelett begründet, nach Virchow in früher Synostose.

Die Ohrebene geht durch die Ohrachse und steht senkrecht auf der Horizontalebene und liegt, etwa durch die Mitte der Gelenkflächen gehend, etwa 1 cm hinter dem Basion, von dem die ganze Schädelhöhe gemessen wird; beide Linien schneiden sich etwa in Scheitelhöhe; das unter der Horizontalebene liegende Stück der *H* (*Ohu*) beträgt etwa 20,7 mm, zeigt nur geringe Schwankungen und kann als konstant gelten. Die durch die basale Verschiebung der Höhenmaße entstehende Differenz ist unwesentlich. Bei pathologischen Schädeln, selbst bei Mikro- oder Hydrokephalie, findet sich nur selten eine wesentliche Abweichung der *Ohu* von 2,7 cm und ist selbst bei sehr flachem Sattelwinkel nur gering. Es ist also $H = Oh + Ohu$ oder $= Oh + 2{,}7$ cm. Natürlich gilt dies vom erwachsenen Menschen; spezielle Unterschiede scheinen gering zu sein. Wegen seiner geringeren Konstanz wird man das Verhältnis von Breiten- und Höhendurchmesser als Index nehmen. Durch die gegenseitige Lage von *Ost* und Horizontalumfassungslinie gewinnt man einen Schluß auf die Schädelbasis; je größer

der Abstand beider, desto steiler die vordere Schädelbasis; der Ohrwinkel dient sonach zur Schätzung des Sattelwinkels.

Wichtig ist die Lagerung des Ohres. Bei manchen ägyptischen und griechischen Kunstwerken steht das Ohr abnorm hoch, ebenso auch bei den menschenähnlichen Affen höher als beim Menschen. Es kann bei letzterem aber aus entwickelungsgeschichtlichen Gründen nicht bis in Lidspalthöhe hinaufrücken, dagegen tiefer stehen. Wegen der innigen Verbindung der Schädelbasis, deren Entwickelungshemmung als Ausdruck gewisser Intelligenzstörungen vorkommt, mit dem Gehörgang kommt eine stärkere Verlagerung des Ohres nicht vor. — *Ohh* ist schwankender als *Ost* und deshalb wichtiger. Das kindliche Verhältnis *Ohh* = *Ost* ist bei Erwachsenen selten und scheint ein Ausdruck von Intelligenz zu sein, auch spielen Rassenverhältnisse eine Rolle; z. B. scheint bei den Deutschen eine leichte postaurikuläre Verkürzung typisch zu sein.

Die Stammganglien, von der Ohrebene fast mitten getroffen, sind vor dem For. magnum fixiert; Virchow fand sie öfters kleiner als normal, Huschke sah die Sehhügel beim Weibe überwiegen. Es ist nicht unmöglich, daß sie in einem bestimmten Verhältnis zur Höhe stehen und Beziehung haben zur Intelligenzhöhe; deshalb ist eine Schätzung ihrer Größe erwünscht. Die Höhenmessung des Kopfes vom Ohre aus unter Zuhilfenahme von *Ost* gibt vielleicht noch weitere Aufschlüsse über die Schädelbasisveränderungen, ihre Beziehungen zu Prognathie, Geistesbildung usw.

Gegenüber den arbeitenden Klassen fand Pfitzner bei höher stehenden eine Höhendifferenz bis 2 cm; auch bei tiefer geistiger Stufe (Kellner) wie bei Degenerierten (Verbrechern) fand sich eine Höhenverkürzung. Mißgestaltung des Schädels macht nicht geistesstumpf, da hierbei die Basis meist unverändert bleibt; auch lassen pathologische Schädelformen wie abnorme Maße überhaupt noch keinen sicheren Schluß auf die Kapazität zu. *Kellner-Untergöltzsch.*

91. Anton: Gehirnmessung mittels des Kompensations-Polar-Planimeters. Wien. klin. Wochenschrift 1903, Nr. 46.

Die Volumen- und Gewichtsbestimmungen des Gehirns betrafen dasselbe bisher in toto; Anton bezweckt durch seine neue, ingeniöse Methode, welche er kürzlich auf der Versammlung mitteldeutscher Psychiater in Leipzig eingehend demonstrierte, eine Messung der grauen und weißen Gehirnsubstanz für sich, wodurch er die Entwickelung der Großhirnrinde sowie der Markmasse und etwa gegenseitiges Verhältnis, welches in den verschiedenen Lebensaltern (auch bei Geschlechtern? Ref.) wechselt, graphisch darzustellen wie direkt zu berechnen vermag. Auch läßt sich der Einfluß bestimmter Gehirnerkrankungen (Paralyse, Arteriosklerose usw.) auf die beiden Substanzen genau nachweisen. Wegen Anwendung des Instrumentes, sowie der Berechnung, welche immerhin nicht ganz einfach ist, sei auf die Arbeit selbst verwiesen. *Kellner-Untergöltzsch.*

92. J. Matiegka: O kranioskopieké methodě Sergiově. (Über Sergis kranioskop. Methode.) Pravěk, (Ung. Hradisch) 1903, Bd. I, S. 57, 85, 130 u. ff.

Verfasser gibt eine Übersicht über Sergis tassonomische Methode der Schädeluntersuchung, in der er wie Ranke, Hölder, Anutschin, Hovorka v. Zderas, Elkind u. a. einen bedeutenden Fortschritt zur systematischen kranioskopischen Untersuchung erblickt; Verfasser wünscht jedoch auch noch eine strengere systematische Durchführung derselben, be-

sonders eine systematische Berücksichtigung der einzelnen Normen. Wie schon Schwalbe, Lissauer u. a. gezeigt haben, ergeben sich bei ihrer Durchführung gewisse Schwierigkeiten, welche vollständig zu beseitigen Sergi bisher nicht gelungen ist. Einesteils ist Sergis Klassifikation nicht einwandsfrei, andererseits werden die Übergangsformen, ob man sie nun als Kreuzungsprodukte oder als randständige Variationsformen ansehen will, bei ihrer Einreihung Schwierigkeiten machen, ähnlich wie dies die Mesokephalen in der Kraniometrie taten. Eine Vermehrung der Typen hilft nichts, sie erschwert die Bestimmung und mehrt nur die Zahl der Übergangsformen. Trotzdem ist die Methode sehr wertvoll, denn sie erlaubt oft Formen und Verhältnisse mit einem Worte auszudrücken, die durch Beschreibung und Zahlen nicht festgestellt werden können. — Der weitere Schritt Sergis, die morphologischen Typen als zoologische Varietäten anzunehmen, erscheint zur Zeit zu wenig begründet. Wie schon Lissauer zeigte, ist auch die Schädelform äußeren Einflüssen unterworfen. Sergi selbst weist auf die Änderung der Schädelform beim Wachstum hin; manchmal werden infantile und andere Formen infolge Krankheiten (Rhachitis) weiter beibehalten und können besondere Schädeltypen vortäuschen. Auch auf Geschlechtsunterschiede wird nicht Rücksicht genommen; wir finden dann z. B. in einer Schädelgruppe unter den männlichen Schädeln mehr Ametope als unter den weiblichen, ohne auf verschiedene ethnische Zusammensetzung schließen zu dürfen. Auch Anomalien, welche die Schädelform beeinflussen (Metopismus, Schaltknochenreihen in der Lambdanaht usw.) sind erblich, kommen in kleinen Schädelgruppen auf Familienbegräbnisstätten gehäuft vor, ohne als Rassencharaktere angesehen werden zu können. Es sind Charaktere, die sich zu Familiencharakteren aufschwingen, ohne wohl je den Wert von herrschenden Rassencharakteren erlangt zu haben, da sich neben ihnen im Stamme noch andere äquivalente Charaktere erhalten. Dasselbe mag von Sergis Schädeltypen gelten, wenn auch wahrscheinlich ist, daß einzelne Typen als die häufigsten für die Rasse charakteristisch werden können. Es ist aber nicht nachgewiesen, daß sie einst oder jetzt einer reinen Rasse ausschließlich angehörten. *Autoreferat.*

93. Rudolf Michel: Eine neue Methode zur Untersuchung langer Knochen und ihre Anwendung auf das Femur. Phil. Diss. München 1903. Arch. f. Anthr. 1903, N. F. Bd. I, S. 109 bis 122. (6 Tafeln.)

Mit Hilfe eines im Münchener anthropologischen Institute konstruierten storchschnabelähnlichen Instrumentes, dessen genaue Beschreibung gegeben wird und im Original nachzusehen ist, wird es möglich, die Oberfläche eines Röhrenknochens in beliebig gewählten Ebenen zu umfahren und so ein Bild der durch diese Ebenen gelegten Querschnitte in beliebiger Größe zu zeichnen, ohne daß es nötig wäre, den Knochen wirklich in Querschnitte zu zerlegen. Um vergleichbare Bilder zu gewinnen, teilt Verfasser jeden Knochen in 50 gleiche Teile und denkt sich durch jeden Teilpunkt einen Querschnitt gelegt, den er dann mit seinem Apparate zeichnet. Um nun die Größe der Querschnitte auch noch zu messen, wurde ein Polarplanimeter von Amsler-Laffon zur Anwendung gebracht; auch von diesem Instrument wird das Prinzip seiner Anwendung kurz geschildert und mit Hilfe einer Skizze erläutert. Zur Untersuchung kamen 5 Femora von Erwachsenen, 2 von Kindern, 2 vom Orang, 1 vom Gorilla, 1 vom Hylobates, 1 vom Indri (Lichanotus brevicaudatus Geoffr.), ferner Abgüsse beider Femora des Neandertalers und des in

Spy gefundenen. Genaue Beschreibungen jedes einzelnen Falles werden gegeben. Seine Resultate faßt Michel in folgenden Sätzen zusammen: 1. Die menschlichen Femora zeigen alle einen unter sich ähnlichen, mehr oder weniger dem Dreieck sich nähernden Gesamtquerschnitt. Es tritt dann bald eine dorsale Ausstülpung des Querschnittes ein, die in der Mitte des Knochens ihre größte Ausdehnung erreicht. Sie ist oft von bedeutender Größe und bewirkt eine kammartige Bildung am Schaft des Femur (Crista). In dem oberen Querschnitte verschwindet sie nach und nach. 2. Bei den Affen ist die Form des Querschnittes oval. Eine dorsale Ausbauchung ist nicht vorhanden, dagegen bisweilen eine laterale. 3. Es können beim Menschen und den Affen gleiche Querschnittfiguren vorkommen, sie unterscheiden sich dann aber durch ihre Stellung. Beim Menschen liegt die größte Ausdehnung, der mittlere Schnitt, in sagittaler, beim Affen in transversaler Richtung. 4. Die Querschnitte der Femora vom Neandertal und Spy zeigen dieselben Figuren, wie die der jetzigen Menschen. 5. Die jugendlichen Femora des Menschen zeigen in ihrem unteren Querschnitte durch die bedeutende transversale Ausdehnung eine Ähnlichkeit mit den Femora von Gorilla und Orang. In weiteren die Funktion der Femora betreffenden Ausführungen wird gezeigt, wie die Form des Femur abhängig ist von den auf dasselbe einwirkenden Kräften. Beim Menschen findet eine bedeutende Beanspruchung des Femur auf Biegung statt, und diese bedingt eine Verstärkung in sagittaler Richtung, die Crista. Beim Affen fehlt eine solche, weil die Wirkung des Druckes aufgehoben wird durch Muskelkräfte, die ihm entgegen wirken (Gehen mit krummen Knien). Aus dem Vorhandensein einer Crista femoris schließt Verfasser daher auf aufrechten Gang des betreffenden Wesens; speziell zieht er diesen Schluß für die Menschen aus dem Neandertal und von Spy. „Die Übereinstimmung der Funktion erklärt auch die große Ähnlichkeit der Femora von Neandertal und Spy mit denen der jetzt lebenden Menschen, denn weder die Form noch die Größe der Querschnitte, noch die Größe der Durchbiegung ist außerhalb der menschlichen Schwankungsbreite gelegen.“ *P. Bartels-Berlin.*

94. G. de Lapouge: Durand de Gros et l'analyse ethnique. Revue scientif. 1903, Sér. 4, tome XX, Nr. 8.

Analyse des travaux (1867—1878) dans lesquels Durand de Gros a fait la première connue application de la statistique anthropométrique à l'étude des classes sociales. Les opinions de Durand peuvent se résumer ainsi: 1. le milieu modifie la race; 2. il n'y a donc pas de race nécessairement versée à l'infériorité éternelle; 3. les urbaires sont moins brachycéphales que les ruraux; 4. les classes lettrées sont moins brachycéphales que les illettrés; 5. les urbaires et les lettrés ont la tête plus volumineuse; 6. ces deux catégories ont à la fois le crâne plus long et plus volumineux que les catégories dont elles sortent par différenciation; 7. la différence est due surtout à une influence dolichocéphalisante de la culture. A part cette dernière proposition, le fondateur de l'anthroposociologie a vu avant sa mort survenue en 1900, toutes ces thèses confirmées, pour la France et l'Europe centrale, par les recherches ultérieures.

G. de Lapouge-Poitiers.

II. Anthropologie.

95. Möbius: Geschlechtsunterschiede am Schädel. Vortrag, gehalten auf d. Versammlung mitteldeutscher Psychiater zu Leipzig, Okt. 1903.

Bei seinen Untersuchungen über die Geschlechtsunterschiede ist Möbius eine eigenartige Differenz zwischen beiden Geschlechtern aufgefallen, die er

in einem Vortrag auf der Versammlung mitteldeutscher Psychiater in Leipzig (25. Oktober 1903) behandelte. Während bekanntermaßen sowohl Schädel wie Schädelraum des Männchens denjenigen des Weibchens an Größe übertrifft, fand Möbius bei Vierfüßlern und Vögeln eine stärkere Ausbuchtung des hinteren Teiles des Parietalbeines beim Weibchen. Wenn auch nicht in gleichem Maße, so konnte er doch den Unterschied an den ihm zu Gebote stehenden Schädeln überall nachweisen. Beim Affen und Menschen dagegen fand er diesen Geschlechtsunterschied am oberen Teil des Hinterhauptbeines ausgeprägt. Bei den Tieren der ersten Art fällt die betreffende Stelle mit dem hinteren Gehirnpol der dritten Randwindung zusammen, dessen stärkere Entwickelung bei den Weibchen der Raubtiere am meisten ins Auge fällt. Während dieser hintere Gehirnpol bei den übrigen Tieren unter das Seitenwandbein zu liegen kommt, liegt er beim Menschen und Affen infolge der Knickung der Gehirnachse unter der Hinterhauptschuppe, wie dies impressiones digitatae deutlich zeigen. — Von Interesse ist, daß auch Flechsig, wie er auf derselben Versammlung mitteilte, schon bei Neugeborenen Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen fand.

Kellner-Untergöltzsch.

96. S. W. Portugalow: Über Schädelmessungen bei Geisteskranken. (Russ.) Obosr. psich. 1902, Nr. 10, S. 754 bis 764 u. Nr. 12, S. 901 bis 917.

Die Bedeutung der Anthropologie für die Psychiatrie darlegend, hebt Verfasser den gegenseitigen Zusammenhang beider Wissenszweige hervor. Vor allem sind es Schädelmessungen, die als besonderes Gebiet der somatischen Anthropologie dereinst für die wissenschaftliche Biologie und Soziologie von größter Tragweite sein werden. Sind manche Fragen der Kraniometrie noch kaum in ihren Grundzügen behandelt, so bezeugt die Geschichte der Schädellehre ihre volle Lebensfähigkeit. Die Lehre von den Schädelindices ist nicht das einzige, aber doch ein sehr wichtiges Ergebnis der Bearbeitung der Schädelform, besonders bedeutungsvoll in Verbindung mit der morphologischen Methode von Sergi. An Geisteskranken sind Schädelmessungen praktisch vielleicht nicht unbedingt notwendig, aber jedenfalls außerordentlich wünschenswert; sie werden hier nicht nur in klinisch-diagnostischer Beziehung, sondern auch für die theoretische Kraniologie und für die Pathologie des Schädels fruchtbringend sein. Zwischen Kephalometrie und Kraniometrie müßte praktisch (im Hinblick auf die Technik der Messung) eine Grenze gezogen werden. Doch ist zugleich mit Hilfe der Klinik zu ermitteln, welche Durchmesser und sonstigen Maße für die psychopathologische Kephalometrie einerseits und für die spezielle Anthropologie andererseits in Frage kommen. Natürlich ist auch hinsichtlich der Zahl der bei Geisteskranken auszuführenden Kopfmessungen eine Übereinkunft zu treffen, sowie ferner über Methoden und Technik der Untersuchung, über die Art und Weise der Ausarbeitung derartiger kephalometrischer Materialien, über die Berechnung der Indizes usw. eine spezielle Anweisung zu schaffen. Im besonderen gewinnen bei Geisteskranken die schrägen Kopfdurchmesser große Bedeutung; im allgemeinen aber sind die Ergebnisse linearer Messungen mit denen anderer Verfahren zu vergleichen. Daß ein anthropologisches Instrumentarium in keiner psychiatrischen Klinik fehlen soll, versteht sich eigentlich von selbst, und ebenso wünschenswert sind in solchen Anstalten kephalometrische statistische Aufnahmen mit Hinblick auf Krankheitsform, Körpergröße, Geschlecht, Alter, Gewicht usw. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

97. G. Schwalbe: Über geteilte Scheitelbeine. Ztschr. f. Morph. u. Anthr. 1903, Bd. VI, S. 361—434.

Verfasser liefert uns über das oft untersuchte, aber auch heute noch nicht definitiv in allen Einzelheiten aufgeklärte Problem der Teilung des Parietale eine umfassende Übersicht der bisher bekannt gewordenen Fälle, eine kritische Beleuchtung ihrer Besonderheiten und der allgemeinen Fragen und Ergebnisse, die sich daraus ableiten lassen.

Der Ausgangspunkt für die Untersuchung ist die ausführliche Schilderung eines Neugeborenenschädels mit totaler Teilung (horizontal) des linken Scheitelbeines und zahlreichen Zeichen von Hydrokephalie. Referent glaubt, das Detail hier nicht wiedergeben zu sollen; das prinzipiell Wichtige ist, daß Verfasser, von dieser Teilung des Parietale an einem Hydrokephalenschädel ausgehend, nach weiteren solchen Fällen sucht; er findet einen zweiten (rechterseits geteiltes Scheitelbein) bei einem siebenjährigen starken Hydrokephalus (Kapazität 5280 ccm!); weiter sind von den 15 in der Literatur beschriebenen Fällen von horizontaler Teilung des Parietale 8 sicher hydrokephale Schädel, 2 verdächtig mit diesem Prozeß zu beginnen, 2 andere sonst mit pathologischen Merkmalen behaftet. Bezüglich der Entstehung jener Teilung werden die Arbeiten über Ontogenie des Knochens gewürdigt, die eine Anlage zweier Verknöcherungszentren sicherstellen, aber noch nicht über alle Punkte einig gehen; Verfassers Untersuchungen zeigen nun, daß insbesondere die sogenannten Randspalten sekundäre Bildungen sind, die erst in der letzten Zeit des embryonalen Lebens entstehen und mit der Zweiteilung keinen Zusammenhang haben. [Solche Randspalten kommen vor: im Gebiet der späteren For. parietalia, dann als „vordere“, als „hintere“ (Ranke), dann am Angulus mastoideus und am Angulus sphenoidalis.] — Nach Aufzählung der Fälle von geteiltem Scheitelbein bei Erwachsenen (Verfasser hat deren 25 in der Literatur gesammelt) wird der Frage von der Bedeutung dieser Teilung näher getreten. Man findet die Erscheinung nie bei niederen Säugern, nur Affen haben sie, und zwar häufiger als der Mensch (Anthropoiden öfter, als niedere Affen —? vgl. Hrdlička); so glaubt Verfasser, man dürfe nicht an ein atavistisches Merkmal, sondern müsse an einen Neuerwerb im Primatenstamm denken. Hier wurde die Zweiteilung des Verknöcherungszentrums erlangt, die zur Zweiteilung des Knochens führen kann. Daß diese wirklich eintritt, scheint nach allen bisherigen Erfahrungen ausgelöst zu werden meistens durch pathologische Ursachen (Hydrokephalie), hier und da wohl auch auf normaler Basis aus unbekannten Gründen (progredienteste Variationen der sich anbahnenden Neuerwerbung der Primaten). — Mehr als zwei solcher Ossifikationszentren anzunehmen (Frassetto: vier solcher), scheint nicht gerechtfertigt, Verfasser sieht die Fälle von scheinbar dreifach geteiltem Parietale als Vorkommen von Schaltknochen, manche Fälle von vertikaler, unvollkommener Naht als Vergrößerung und Persistenz der Randspalten an. Bei niederen Affen dagegen fügen sich relativ viele Fälle dieser Erklärung nicht (vertikale Teilungen), so daß man hier wohl an das Bestehen eines vorderen und hinteren (statt oberen und unteren) Verknöcherungszentrums denken muß; entwickelungsgeschichtliche Forschungen müssen diese Frage entscheiden. — So hat die dankenswerte Zusammenstellung und Eigenforschung uns manche Frage gelöst, manch' andere präzise gestellt. *Dr. Eugen Fischer-Freiburg i. B.*

98. A. Hrdlička: Divisions of the parietal bone in man and other mammals. Bull. Americ. Mus. of Nat. Hist. 1903, Vol. XIX, p. 231—386.

In ganz gleicher Richtung wie vorstehende Arbeit Schwalbes bewegt sich die umfangreiche Untersuchung Hrdličkas, die deshalb Referent nur ganz kurz wiedergeben möchte. Die Liste der Fälle von geteiltem Scheitelbein bei Föten ist nicht ganz so vollständig wie die Schwalbes, die Fälle sind in solche mit vertikaler, horizontaler, schräger, mehrfacher usw. Teilung geschieden; die Tabelle für Erwachsene erweitert die Schwalbesche noch um den einen oder anderen Fall; wenn man alle schrägen usw. Spalten mitrechnet, kommt Verfasser auf 40 bis 41 Fälle. Dazu fügt er 6 neue. Zu den Fällen von Teilung bei Affen kommen als neu 1 Fall bei Schimpanse, 35 bei altweltlichen, 17 bei neuweltlichen Affen; die einzelnen Fälle werden ausführlich beschrieben und durch eine überaus stattliche Zahl ganz vorzüglicher Abbildungen belegt. Bei der großen Zahl untersuchter Schädel hat die Berechnung der Prozentwerte des Vorkommens einigen Wert, es sind 13 Proz. alt- und neuweltlicher Affen (unter 391 untersuchten); komplette und inkomplette Teilung zusammengezählt, zeigt sich bezüglich der Verteilung auf beide Affenstämme kaum ein Unterschied. (Auf die Detailberechnungen nach Spezies, Alter, Geschlecht, Lage der Teilung usw. möchte Referent nicht eingehen.)

Weiter untersucht Verfasser mehr als 2000 Schädel anderer Säuger; darunter fanden sich — der erste derartige Fund — drei geteilte Scheitelbeine (Felis pardalis, Felis concolor, Dorcelaphus hemionus). — Die ontogenetische und morphologische Würdigung der Befunde ergibt kaum Neues. Das häufige Vorkommen bei Affen läßt Verfasser annehmen, daß das Auftreten beim Menschen eine Art atavistisches sein könne; als direkte Veranlagung nimmt auch er für manche Fälle (vgl. Schwalbe) Vermehrung des intrakraniellen Druckes an (Hydrokephalus) oder auch prämaturen Verschluß normaler Nähte. Eine ausführliche Schilderung der Randfissuren beim Menschen und den anderen Säugern (besonders bei diesen; sie sind hier überall vorkommend; umfangreiche Tabelle) schließt die Untersuchung.

Dr. Eugen Fischer-Freiburg i. B.

99. B. Wahby: Abnormal nasal bones. Journ. of anat. and phys. 1903. Vol. XXXVIII (N. S. XVIII), T. 1, p. 49—51, 4 Abb.

3 Fälle von Fehlen oder Verkümmerung der Nasenbeine (1 Fötus, 1 Schädel aus Radayan village, Trusan River, 1 Schädel eines Saribas Dayak, Sarawak); 1 Fall von Verschmelzung der Nasenbeine (Neger); sämtlich abgebildet. Allgemeine Gesichtspunkte, Erklärungsversuche, Literatur werden vermißt. Vor allem aber fehlt in jedem Falle eine Beschreibung der übrigen Eigentümlichkeiten des Schädels, so daß es unmöglich ist, sich ein Urteil zu bilden, ob es sich hier um pathologische Dinge oder um Varietäten bzw. Rassenmerkmale handeln könnte. *P. Bartels-Berlin.*

100. Louis Bolot: Notes sur l'apophyse articulaire et l'articulation tempero-maxiliaire chez l'homme et dans la série animale. Bull. de la Soc. Dauphin. d'Ethn. et d'Anthr. 1903. T. X, p. 29 bis 36; 4 Tab.

Kursorisch gehaltene Wiedergabe einer Demonstration der Eigenschaften von Unterkiefern des Menschen, der Affen, Fleischfresser, Pflanzenfresser und Nager; aber ohne Angabe der Größe des Beobachtungsmateriales, oder der Einzelresultate. Der Kieferindex $\left(\frac{100 \times \text{Breite}}{\text{Länge}}\right)$ beträgt: beim Menschen 25 bis 28; bei den Affen 30 bis 66; bei den Fleischfressern 11 bis 35; bei den Pflanzenfressern 26 bis 41; bei den Nagern 80 bis 400. *P. Bartels-Berlin.*

101. R. Weinberg: Zur Anatomie des Torus palatinus. Mit 2 Abb. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1902. Jhrg. 3, Bd. XI, S. 85.

Auf Grund der Durchmusterung einer großen Anzahl von Rassenschädeln unterscheidet Verfasser zwei charakteristische Formen des harten Gaumens und des Torus palatinus: 1. Flacher bzw. niedriger Gaumen von gewöhnlich mesostaphylinem Typus mit verbreitertem flachem Torus, der sehr oft flügelförmige seitliche Fortsätze (Drachenform) aufweist. 2. Tiefer bzw. hoher Gaumen von meist leptostaphylinem Typus mit hochgewölbtem, hin und wieder das Niveau des Alveolarfortsatzes weit überragendem Torus, der spindelförmige Gestalt hat und nie seitliche Fortsätze entwickelt. In Übereinstimmung mit Waldeyer findet auch Verfasser den Torus palatinus an Lappenschädeln außerordentlich häufig entwickelt, unter 45 Schädeln dieses Stammes fand sich der Höcker nicht weniger als 40 mal in zum Teil hochgradiger Entwickelung. In diesem Sinne ist auch der häufige Befund des Torus palatinus an Livenschädeln (Verfasser) gewiß bemerkenswert. So gelangt denn der Torus palatinus zuletzt doch noch rassenanatomisch zu seinem Recht. Mit dem Nachweis, daß er auch bei andern Völkern vorkommt, ist gar nichts zu machen, am wenigsten berechtigt dies, seine Bedeutung als Rassenmerkmal zu leugnen; geht man nach dieser Methode vor, dann ist die ganze Lehre von den Rassenvarietäten nutzlos, da jede Varietät hin und wieder einmal auch bei Rassen angetroffen werden kann, für die sie nicht charakteristisch ist. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

102. Arthur Hiller: Über die Fossula vermiana des Hinterhauptsbeines (Fossa occip. media). Diss. Königsberg 1903. 36 S., 1 Taf.

An 2120 „nicht" klassierten Schädeln des Königsberger anatomischen Institutes untersuchte Verfasser die Häufigkeit des Vorkommens der Fossa occipitalis media (Lombroso); er fand eine Crista occipitalis bei etwa 50 Proz., ein dreieckiges Feld in etwa 34 Proz., eine flache Grube in 11,5 Proz., eine wahre Fossula in 4,5 Proz. der Fälle. Die verschiedenen Formen faßt er nur als Varietäten, nicht als charakteristische Kennzeichen (Abnormitäten) auf. Die vom Standpunkt der vergleichenden Anatomie, der Rassenanatomie und der Kriminalanthropologie aus sich erhebenden Fragen konnte Verfasser nicht prüfen. Eine Tafel mit Abbildungen der typischen Fälle und ein reichhaltiges Verzeichnis der Literatur dieses Gegenstandes beschließt die Arbeit. *P. Bartels-Berlin.*

103. L. Tenchini: Sopra il canale infra-squamoso di Gruber nell' uomo. Monitore zool. ital. 1903. Vol. XIV, Nr. 8, p. 202 bis 203.

Unter 400 Verbrecherschädeln fand sich der Kanal an zwei Schädeln beiderseitig, und an zwei Schädeln nur linksseitig. Verfasser glaubt, daß es sich um eine Entwickelungshemmung handelt, um ein Bestehenbleiben eines Ramus meningeus perforans der Art. meningea media, da bei Kindern bis zum Alter von einem Jahre der Kanal konstant vorhanden ist.

P. Bartels-Berlin.

104. G. Wilga: Die Zähne in anthropologischer Beziehung. 12 Fig. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1903. Jhrg. 4, Bd. XIV, S. 24.

Verfasser beschäftigt sich mit der Frage der individuellen und Rassenvariationen der Zähne und sucht ihre allgemein-anthropologischen Beziehungen zur Darstellung zu bringen. Seine eigenen Beobachtungen und Messungen wurden an 100 männlichen Individuen (Soldaten) großrussischer Rasse vor-

genommen. Zu den Aufzeichnungen diente ein besonderes ad hoc zusammengestelltes Beobachtungsblatt. Ein von dem Verfasser konstruiertes Instrument, im wesentlichen einen Zirkel mit drei Spitzen und Skala vorstellend, ermöglichte, jeden Zahn sofort in allen drei Durchmessern aufzunehmen. Gaumenhöhe und kleiner Kieferdurchmesser (zwischen den lingualen Seiten der zweiten Molaren) wurde mit Hilfe der Talbotschen Schere gemessen. Auch die Länge des Oberkiefers ließ sich am Lebenden mit Hilfe eines sehr einfachen Verfahrens ermitteln, wobei ein T-förmig gearbeitetes Meßinstrument zur Anwendung kam. Aus den in einer Tabelle zusammengestellten Messungsergebnissen (leider hat der Verfasser versäumt, die individuellen Befunde mitzuteilen, statt deren er nur Maxima, Minima und Media aufführt) läßt sich vorläufig schon der Satz ableiten, daß zwischen Zahngröße und den übrigen Körpermerkmalen unzweifelhaft Beziehungen vorhanden sind, trotz der außerordentlichen Schwankungen, denen die Massenentwickelung der Zähne unterworfen ist. Der Zusammenhang tritt am klarsten zutage, wenn die Körperlänge, die Haarfarbe und die Augenfarbe berücksichtigt werden. Es zeigt sich dabei, daß blonde Menschen in der Regel durch bedeutende Länge der Zähne sich auszeichnen. Dies trifft auch für Individuen von bedeutender Körperlänge zu. Im ganzen ist zu bemerken, daß zwischen den einzelnen Maßen der Zähne ganz bestimmte Korrelationen vorhanden sind, so daß bei eintretenden Schwankungen der Einzeldurchmesser die Gesamtmasse des Zahnes anscheinend keine Änderungen erleidet. Über letzteren Satz läßt sich übrigens diskutieren. In allgemeiner Beziehung wird betont, daß gesunde Individuen häufig auch im Gebiete der Zähne Variationen aufweisen, die gemeinhin als Charaktere von Degeneration und Verbrechertum angeführt werden; so z. B. fanden sich Erosionen in 11 Proz., Sattelform des Oberkiefers in 2 Proz., Progenie in 7 Proz. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

105. P. Adloff: Kiefer und Zähne in ihrer Bedeutung für die Anthropologie. Wien. zahnärztl. Monatsschrift 1903, Jhg. V, Nr. 8. (12 S.)

Verfasser geht einleitend auf die Anschauungen über die Entwickelung des Menschengeschlechtes ein, erwähnt, daß die Darwinsche Theorie anfänglich auf großen Widerstand gestoßen sei und daß selbst Virchow und Kollmann sich als Gegner derselben bekannt hätten und daß des letzteren Dogma: „Der Mensch ist ein Dauertypus, er hat sich seit dem Diluvium körperlich nicht verändert“, bis in die Neuzeit Geltung behielt. Durch die in der neuesten Zeit an den aufgefundenen prähistorischen Knochenfunden vorgenommenen exakten Untersuchungen sei jedoch erwiesen, daß der Mensch tatsächlich sehr bedeutende Veränderungen erlitten habe, von denen Verfasser die an den Zähnen und Kiefern nachgewiesenen eingehend bespricht. Zunächst erwähnt er die um ein bedeutendes die heutigen Maximalmaße überschreitenden Größenverhältnisse, sowie die vermehrte Höcker- und Schmelzfaltenbildung der Zähne, sodann die Prognathie, die bei dem ältesten Funde, dem Schipkakiefer, in echter Kieferprognathie bestehe und erst bei Kiefern aus jüngeren Perioden allmählich in Alveolarprognathie übergehe. Die interessanteste Abweichung endlich werde an Unterkieferfunden beobachtet, indem am ältesten Fundobjekte, dem Schipkakiefer, gar kein Kinn vorhanden sei, während die späteren Kieferfunde von La Naulette, Krapina und Spy bereits eine schwache Andeutung desselben enthielten und der noch spätere Fund von Prédmost bereits ein wenn auch kleines, so doch deutlich erkennbares Kinn enthielt. Walkhoff habe an diesen interessanten

Tatsachen zu beweisen gesucht, daß die Ausbildung des Kinnes sukzessive mit der Ausbildung der artikulierten Sprache erfolgt sei, indem durch entwickelungsmechanische Vorgänge des Hauptmuskels der Sprache, des Musculus genioglossus, die Ausbildung des Kinnes und der Trajektorien erfolgt sei.

Aus allem gehe hervor, so schließt der Verfasser seine Betrachtungen, daß das Zahnsystem des Diluvialmenschen sich weit von dem des heutigen und vor allem des Kulturmenschen unterscheide.

„Dort ein Gebiß, das auf das kräftigste ausgebildet, seinen Besitzer befähigte, Kraftleistungen zu entfalten, wie sie zur Gewinnung der Lieblingsspeise des Diluvialmenschen, des Markes der Röhrenknochen, durchaus nötig war, hier ein Kauwerkzeug, das allenthalben die Merkmale der Degeneration an sich trägt."

In der Arbeit sind in einer die verschiedenen geologischen Abschnitte registrierenden Tabelle die einzelnen Fundorte eingereiht (s. S. 6).

E. Ballowitz-Stettin.

106. Greve: Ergebnisse einer zahnärztlichen Untersuchung von 84 Kindern der Magdeburger Hilfsschulen. Deutsche med. Wochenschrift 1903, Nr. 43.

Den Untersuchungen an 84 Hilfsschülern stehen solche an 4522 anderen Schulkindern gegenüber, auf welche sich die Zahlen in Klammern beziehen. Zahnkaries ist scheinbar bei Hilfsschülern nicht sehr häufig: 5,95 Proz. (3,07 Proz.), sehr häufig dagegen Hypoplasie der Zähne: 30,95 Proz. (20,4 Proz.). Für die mutmaßlich rhachitische Ätiologie dieses Leidens wird im allgemeinen der Grund in der künstlichen Säuglingsernährung gesucht, hier aber wurden von den 30,95 Proz.: 21,43 Proz. von der Mutter, 9,52 künstlich genährt gegenüber 13,47 Proz. bzw. 6,94 Proz. der anderen Kinder; mit anderen Worten: von den von der Mutter genährten Kindern wurde ein größerer Teil rhachitisch als von den anderen. Es dürfte sonach die schlechte Ernährung der Kinder und der Mütter Ursache der Rhachitis sein. — Ferner fiel bei den Hilfsschülern ein häufigeres Vorkommen des hochgezogenen Gaumenbogens auf: 2,38 Proz. (0,17 Proz.), wie dieser ja auch bei Idioten häufiger vorkommt als Teil- und Folgeerscheinung der Wachstumsdifferenz zwischen Schädelbasis und Gesichtsskelett, welche zugleich auch eine Verengerung der Nasenöffnung und Verlagerung der Nasenmuscheln herbeiführt, in deren Folge es zur Mundatmung kommt. — Bei oberflächlicher Untersuchung fanden sich in 20,24 Proz. Strabismus und bei je 3,57 Proz. Hornhauterkrankungen, starke Myopie, Schwerhörigkeit. *Kellner-Untergöltzsch.*

107. W. Schimkewicz: Ein Fall von Heterotopie der Haare beim Menschen. (Russ.) Schrift. d. Naturf.-Gesellsch. z. St. Petersburg. 1902. Bd. XXXIII, Heft 1, S. 17.

Verfasser erwähnt heterotopisches Auftreten von Haaren am hintern Abschnitt der Crista ossis ilei und auf der Spina ilei posterior superior, ferner auf der vorderen Fläche des oberen Tibiadrittels, am vorderen und lateralen Rande des Capitulum fibulae, schließlich angeblich auch am Orte der Glabella des Stirnbeins. Es handelte sich um kurze und feine, meist blonde, zum Teil aber auch dunkle Haare, die manchmal 1 bis 2 cm weit aus dem Knochen heraustraten, in dem sie zum Teil recht fest sitzen. Offenbar lag hier ein Vordringen einzelner Ektodermkeime in die Haversschen Knochenkanäle vor. Die Sache erinnert in mancher Hinsicht an die Entwickelung von Dermoiden; in einigen Fällen ist solche Knochenbehaarung gerade an Stellen beobachtet

worden, wo Umbiegungen des Ektoderms vorliegen und wo auch sonst gern Dermoide ihren Sitz haben. Für die Erscheinung, die ja bekanntlich gar nicht so selten ist, schlägt Verfasser zum Überfluß noch den Namen Osteotrichosis vor.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

108. Francesco Cascella: Il pelo nella specie umana. Riv. mens. di psich. for. etc. 1903. Anno VI, p. 408—422.

Beschreibung und Abbildung eines Falles von Hypertrichosis universalis, der vor Jahren im Irrenhause zu Aversa zur Beobachtung kam, und der auf Grund des damals aufgenommenen Status geschildert wird: ausgeprägter Backen- und Kinnbart, männlicher Typus der Behaarung des Kopfes, der Genitalien und des Bauches, Hypertrichosis auf dem Sternum und in der Regio lumbodorsalis; Brüste regelmäßig entwickelt, Areolen von starken Haaren umgeben. Die Kranke stammte aus einer Familie, in der schon mehrere Fälle von Geisteskrankheiten vorgekommen waren; sie lebte in wilder Ehe mit einem Landmann, dem sie zwei Kinder gebar. Dann brach in ihrem 31. Lebensjahr ihre Krankheit aus, die sie in die Anstalt brachte: gesteigerter Geschlechtstrieb, den sie, da ihre überall vorgebrachten Bewerbungen in der Regel unerwidert blieben, durch Masturbation befriedigte, schließlich völlige geistige Umnachtung; Tod im Alter von 40 Jahren. Sektion wird nicht erwähnt; Digitaluntersuchung während des Lebens war wegen regelmäßig eintretender heftiger und gefährlicher Krampfanfälle unmöglich. Die Abbildung ist ein Brustbild, der Körper ist bekleidet. Typus der Gesichtszüge und der Behaarung sind durchaus männlich. Ausführliche Besprechung der Kasuistik und Literatur.

P. Bartels-Berlin.

109. Eugène Pittard: Un cas curieux de dépigmentation non congénitale chez une femme tsigane. L'Anthropologie 1903, Vol. XIV, 3, p. 317—320.

Pittard hat während einer viermonatlichen wissenschaftlichen Reise durch die Dobrudza die Zigeuner studiert, bei welcher Gelegenheit er ein ganzes Lager sogenannter rumänischer, aus der Walachei kommender Zigeuner südlich der Bahnlinie Cernaroda-Constanta untersuchen konnte. Hier fand er, als einzigen unter Tausenden, einen Fall von Albinismus. Es handelt sich dabei um den überhaupt sehr seltenen partiellen und erworbenen Pigmentmangel.

Das Zigeunerweib versicherte den fast vollkommenen Pigmentmangel ihrer Haut erst erworben zu haben; sie ist einige 30 Jahre alt, gesund und kräftig, ledig. Die Körperlänge ist relativ groß: 1,57 m. Kreuzung mit Rumänen ist bei diesen lange in der Walachei seßhaften Zigeunern nicht ausgeschlossen. — Vom Pigmentmangel verschont sind das Gesicht, die Nase, die Iris; Wangen und Nase sind besonders dunkel; Stirn, Ohren und der ganze Umkreis des Gesichtes sind aber weiß, so daß es aussieht, als ob die Frau eine Gesichtsmaske trage. Die eigentümliche Wirkung wird noch durch das schwarzbraune Haar erhöht. Der Albinismus soll in ihren Kinderjahren begonnen haben.

H. Stahr-Dresden.

110. P. A. Minakow: Über das Ergrauen der Haare. 2 Taf. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1902. Jhrg. 4, Bd. XIV, S. 1.

Verfasser widerlegt die Metschnikowsche Hypothese des Ergrauens der Haare durch Vermittelung seiner sog. „Pigmentophagen", denen von ihrem Entdecker bekanntlich die Aufgabe zugeschrieben wurde, sich nächtlicherweile,

wie Metschnikow betont, also ganz nach Räuberart, mit Pigment zu beladen und dieses in die Haarwurzel und von hier, unter Durchbohrung der Scheiden, in die Haut zu transportieren. Nun sind aber jene länglichen Gebilde, die Metschnikow Pigmentophagen nennt, identisch mit den schon früher von Riehl, Kölliker und anderen beschriebenen Elementen, die im Haarbulbus in großer Zahl, dagegen im freien Teil des Haares sehr selten vorkommen. Es sind aber keine Pigmentophagen, sondern Pigmentophoren, die den noch nicht verhornten Zellen des Markes und der Rinde Pigment zuführen, anstatt es fortzunehmen. Sie kommen nicht nur im ergrauenden Haar vor, sondern auch in ganz normal gefärbten Haaren jugendlicher Individuen, bei Mensch und Tier; nur sind sie an grauen Haaren leichter erkennbar, da sie hier immer mit Pigment überladen erscheinen, welches die in ihrer Ernährung geschwächten Elemente der Rinde und des Markes nicht mehr von ihnen aufzunehmen imstande sind. Das Ergrauen der Haare beginnt ja außerdem nie vom freien Schaft, sondern von der Haarwurzel bzw. vom Bulbus aus; was hier kein Pigment erhält, kommt als grau zur Oberfläche, nicht aber kann ein einmal pigmentiertes Stück noch nachträglich dem Ergrauungsprozeß unterliegen. Hieran scheitert Metschnikows Theorie. Auch die Berichte über plötzliches Ergrauen bedürfen vorsichtiger Beurteilung. Ist des Verfassers Darstellung, die er an einer Anzahl von Präparaten erläutert, zutreffend, dann ist ein plötzliches Ergrauen ausgeschlossen; denn da unser Haupthaar im Durchschnitt im Monat je 1 cm an Länge zunimmt und die Wurzel eines lebensfähigen Haares $^1/_4$ bis $^1/_2$ cm lang ist, so gelangt ein graues Haar ehestens 1 bis 2 Wochen nach Aufhören der Pigmentablagerung in seiner Wurzel an die Hautoberfläche. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

111. Gius. Paravicini: Il padiglione auricolare in un' emicenturia di feti. Milano 1903, Gius. Civelli; 40 pp.

An 47 menschlichen Embryonen untersuchte Verfasser die Entwickelung der Ohrmuschel. Dabei wurde, und das macht diese Untersuchung besonders wertwoll, äußerst sorgfältig auf das etwaige Vorhandensein von Bildungen geachtet, die als anthropologisch-interessant am Ohre des Erwachsenen beschrieben sind. Die ausführliche Schilderung der Entwickelung der einzelnen Bestandteile der Ohrmuschel kann hier übergangen werden, da sie Bekanntes bestätigt. Dagegen seien die durch Hemmung der Entwickelung entstehenden Formen erwähnt. Tritt eine solche in den ersten vier Monaten ein, so plattet sich der Rand des Ohres ab, und das Ohr enthält I. die Form des Chimpanseohres, indem die Helix ascendens an der Satyrspitze endet; oder II. wenn der Helix ascendens am Angulus Darwinii endet, bildet sich ein Spitzohr, und zwar entweder eine Ohrmuschel wie bei Cercopithecus callitrichus, bei dem der Angulus Darwinii von einem einfachen Höckerchen dargestellt wird, oder ein Ohr wie bei Macacus rhesus, bei dem das Tuberculum Darwinii stark nach hinten vorspringt; oder III. wenn die Helix ascendens etwas hinter der Satyrspitze aufhört und als einfache Randwindung in die Spina Darwinii ausläuft, entsteht die Form des Cercopithecus cynosurus. Daß unter den untersuchten Embryonen eine ganze Reihe eine von diesen Formen zeigen, wodurch sie sich als degenerierte charakterisieren sollen, erklärt Verfasser mit der Herkunft dieser Föten, die alle entweder infolge von unmoralischem Wandel der Mutter oder gar von Verbrechen, oder infolge von Krankheiten der Eltern aus ihrem natürlichen Behältnis vertrieben wurden. — Eine Hemmung in der Entwickelung im 4. bis 6. Monat führt zu einer Verdickung des Randes (mit den drei Unterarten: orecchio

emiorlato, sub-orlato und non orlato). — Schließlich werden noch drei Mischformen erwähnt. — Unter den beobachteten interessanten Bildungen fällt der früheste Fall von direktem Übergang der Helix ascendens in das Crus superius anthelicis in das Alter zwischen 3 und $3^1/_2$ Monat; der erste Fall von Bifurkation der Helix interna in das Alter zwischen 5 und $5^1/_2$ Monat; an einem Embryo von 7 Monaten wurde der einzige Fall von Dreiteilung der Anthelix festgestellt. In der Zeit vom 7. bis zum 8. Monat ist die Entwickelung der Ohrmuschel vollendet. *P. Bartels-Berlin.*

112. W. Rosanow: Polymastie und Polythelie. Mit 2 Fig. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1902. Jhrg. 3, Bd. X, S. 82.

In den beiden Fällen von Polymastie beim Weibe, die Verfasser beschreibt und abbildet, liegt keine bemerkenswerte Abweichung von den zahlreichen früher bekannt gewordenen Fällen dieser Art vor. In dem einen Fall handelt es sich um eine 20 jährige Primipara mit beiderseits entwickelter akzessorischer Mamma, oberhalb der normalen zwischen 3. und 5. Rippe, also an der gewöhnlichen Stelle gelegen; auffallend ist hier noch am meisten der kolossale Umfang der weit auf das Abdomen herabhängenden normalen Mamma und zumal der Areola, deren Durchmesser nach den im Text mitgeteilten Angaben des Verfassers $21^1/_2$ cm betragen haben soll (liegt hier nicht ein Irrtum vor?). In dem zweiten Fall findet sich bei einer 35 Jahre alten Gebärenden an der linken Brust unterhalb der eine normale Mamilla tragenden Areola eine „akzessorische“ Warze: also ein Fall von sog. Polythelie (Drüsengewebe einer zugehörigen zweiten Mamma war unter dieser Warze nicht zu fühlen). In beiden Fällen konnte mit den akzessorischen Warzen gestillt werden. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

113. N. Altuchow: Ungewöhnlich langer Wurmfortsatz. Positio mesenterica. (Russ.) 1 Abb. Chirurgija 1902. Bd. XII, Nr. 70, S. 436 bis 440.

Verfasser beschreibt und illustriert einen Fall eines in seiner ganzen Ausdehnung vom Peritoneum bekleideten, dabei ungewöhnlich langen (25 cm) und dicken (6 cm) Wurmfortsatzes bei einem 40 Jahre alten weiblichen Individuum. Länge des Coecum 9 cm. Er faßt die Sache als eine Art Entwickelungshemmung „aus unbekannten Ursachen“ auf, die bis zum vierten Embryonalmonat zurückreicht. Über die vergleichend-anatomischen Verhältnisse dieser Gegend verliert Verfasser kein Wort, wohl aber deutet er gewisse praktische Schwierigkeiten an, die der Fall eventuell dem Chirurgen hätte bereiten können. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

114. M. W. Jewrejinow u. M. J. Botesat: Zur Kasuistik der Anomalien der Arteria carotis communis. 2 Abb. (Russ.) Russk. chir. archiv. St. Petersburg 1902. Jhrg. XVIII, Heft 5, S. 1049 bis 1057.

In einer kurzen kasuistischen Mitteilung beschreiben die Verfasser an einer männlichen Leiche einen weiteren Fall von tiefer Teilung („2 cm unterhalb des Chassaignacschen Höckers“) der linken Carotis bei gleichzeitigem gemeinsamen Ursprung mit der Anonyma. Natürlich erscheint die Carotis communis unter solchen Umständen bedeutend verkürzt, im vorliegenden Fall betrug ihre ganze Länge 7 cm gegen 13 cm in der Norm. Die Thyreoidea superior fand sich 3,6 cm unterhalb ihrer normalen Abzweigungsstelle. Wie die Carotis auf der anderen Seite angeordnet war, wird nicht beschrieben,

und doch steht weiterhin die Bemerkung, die Anomalie sei doppelseitig. Diese Unklarheit wäre zu beseitigen. Den Vorwurf, den die Verfasser dem verstorbenen Prof. Tschomiroff machen, er habe in seinem Werk über Gefäßvarietäten Literaturangaben nicht aus erster Hand geschöpft, ist Ref. in der Lage als vollkommen ungerechtfertigt zu bezeichnen. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

115. R. Weinberg: Zur Lehre von der Gehirnform des Menschen. Mit 10 Fig. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1902. Jhrg. 3, Bd. XII, S. 1.

Verfasser liefert an der Hand von photographischen Abbildungen unter anderen Rassenhirnen eine Beschreibung und morphologische Würdigung einiger Judengehirne. Als Besonderheiten der untersuchten Gehirne werden hervorgehoben: Fehlen des Gyrus intercentralis inferior infolge Zusammenfließens der Rolandoschen Furche mit der Fissura Sylvii; Entwickelung einer besonderen Querfurche im Temporoparietalgebiet, die den aufsteigenden parietalen Ast des Sulcus temporalis superior in sich aufnimmt und mit dem Sulcus interparietalis sich vereinigt; Vereinigung der Fissura occipitalis s. parietooccipitalis mit dem Sulcus interparietalis; mehrfach Auftreten eines oberflächlich liegenden Gyrus cunei; Entwickelung eines starken Gyrus cuneolingualis posterior; kontinuierlicher Verlauf der linken Parallelfurche; starke Ausbreitung des Außenstückes der Fissura parieto-occipitalis; Übergang des aufsteigenden Astes des Sulcus temporalis superior in den Sulcus postcentralis; Unentwickeltsein bzw. Fehlen des Sulcus frontalis inferior; hakenförmige Umbiegung des lateralen hinteren Astes des Sulcus olfactorius nach vorne hin bis in die Nähe der queren Orbitalfurche. Die auffallendste Merkwürdigkeit der geschilderten Hirne bildet jedoch vollständige (durch einen starken „Gyrus intercentralis medius“ bedingte) Überbrückung des Sulcus Rolando, und zwar findet sich diese Unterbrechung, die nach des Verfassers Auffassung einen Raubtiercharakter darstellt, an den beiden Hemisphären eines und desselben Gehirns ausgesprochen. Die Bemerkung, daß dieses hier der erste bisher beobachtete Fall von zweiseitiger Unterbrechung des Sulcus Rolando sei, ist jetzt zu berichtigen, nachdem sich herausgestellt, daß B. G. Wilder eine solche doppelte Überbrückung zuerst an dem Gehirn des Philosophen Chauncey Wright beschrieben hat. *Selbstbericht.*

116. A. W. Maschtakow: Die Entwickelung der Rinde der Zentralwindungen des Gehirns bei Kindern. (Russ.) Inaug.-Dissert. 84 S., 8° u. 3 Lichtdrucktafeln. St. Petersburg 1903.

Verfasser verfolgte die fortschreitende Entfaltung der Elemente der Großhirnrinde bei zwei menschlichen Föten vom VI. und IX. Monat, sowie an 14 Kinderhirnen bis zum XI. Jahre einschließlich. Die Befunde wurden mit den Verhältnissen des erwachsenen Gehirns verglichen. Anthropologisch (auf rein anatomische und histologische Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, vergl. Original) ist das frühzeitige Auftreten der wesentlichen Bestandteile der Großhirnrinde beachtenswert. Schon im Anfang der zweiten Hälfte des Fötallebens gibt es nämlich in der menschlichen Hirnrinde zwei deutlich unterscheidbare Schichten. Fast abgeschlossen ist die Bildung der Rinde bei dem 20 Monate alten Kinde, wenigstens was die Nervenzellen betrifft, die später nur noch an Größe zunehmen, jedoch ihrer früheren Struktur nach keine Unterschiede gegenüber späteren Altersstufen erkennen lassen. Nur die so wichtige Markscheidenbekleidung der Nervenfasern bildet einen verhältnismäßig spät einsetzenden Vorgang, denn beim

Fötus finden sich in der Rinde nirgends markhaltige Elemente, die zuallererst an Präparaten vom 4 Tage alten Kinde auftreten. Im Alter von $2^1/_2$ Jahren zeigt die Rinde des kindlichen Gehirns im großen und ganzen sämtliche wesentlichsten Besonderheiten der Struktur der erwachsenen Gehirnrinde.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

117. N. A. Wyrubow: Unregelmäßigkeiten der Bildung des Circulus Willisii, ihre Häufigkeit und Bedeutung bei Geisteskranken. (Russ.) Obosrcn. psich. 1901, No. 5 bis 6.

Ausgehend von dem „normalen" Verhalten der Gehirngefäße, wie es in den Darstellungen von Duret und van Gehuchten sich wiederspiegelt, gibt Verfasser eine Beschreibung der basalen Arterien des Gehirns in 112 Fällen mit psychischer Erkrankung. Die Zusammenstellung der Befunde mit denen an Geistesgesunden von Windle läßt schließen, daß bei Geisteskranken sog. „Anomalien" des Circulus Willisii öfter auftreten, als bei Gesunden, hier in 33 Proz., dort in 52 Proz. Eigentliche qualitative Unterschiede des Arterienbaues konnte Verfasser natürlich nicht finden, soweit es sich um grobe Verhältnisse handelt (allgemeine Anordnung und Gefäßlichtung). Am häufigsten lagen vor Abweichungen der (den Stirnlappen versorgenden!) Art. cerebri anterior, daran schließt sich die Art. cerebri posterior. Im ganzen fällt eine größere Häufigkeit der Gefäßanomalien an der linken Hirnhälfte auf. Die Anomalien der Art. Cerebri ant. laufen im Grunde darauf hinaus, daß sie nicht symmetrisch liegt, sondern daß die beiderseitigen Adern mit gemeinsamem Stamm von der Carotis und zwar merkwürdigerweise stets von der linken abgehen, wobei vorzeitige Teilung, Verlagerung usw. als Übergangsformen auftreten. In anderen Fällen entwickelt sie medialwärts eine ungewöhnlich starke Art. corporis callosi. Die Communicans ant. zeigt auch bei Geisteskranken oft die bekannte Verdoppelung. Die wesentlichste Abweichung der Art. cerebri post. besteht in gewöhnlich einseitigem Abgang aus der Carotis (statt aus der Basilaris), eine Anordnung, die übrigens bei ev. Ligatur der Carotis wohl im Auge zu behalten ist. Verfasser stellt alle diese Varietäten den übrigen sog. Degenerationszeichen bei Geisteskranken als gleichwertig an die Seite. Ob er damit recht tut, ist eine andere Frage. Wir verweisen auf die Untersuchungen von P. Näcke über innere somatische Degenerationszeichen, zu denen die vorliegenden ein um so besseres Pendant bilden, als sie ein so bedeutungsvolles Gebiet, wie das Gehirn und seine Gefäße, in ähnlicher Richtung zum Gegenstand der Forschung haben.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

118. G. Elliot Smith: The „Limbus postorbitalis" in the Egyptian brain. Anat. Anz. 1903, Bd. XXIV, Nr. 5/6, S. 139 bis 141, 1 Fig.

„Limbus postorbitalis" hat Spitzka ein zungenförmiges Feld der orbitalen Fläche der Großhirnhemisphäre genannt, das zur Beobachtung kommt in Fällen, wo der kleine Keilbeinflügel nicht mit der Fissura Sylvii zusammentrifft, sondern weiter nach vorwärts liegt und einen Einschnitt auf der unteren Fläche des Stirnbeines hervorruft. Dieser Einschnitt bildet die vordere, die Fissura Sylvii die hintere Begrenzung. Während aber Eberstaller, Spitzka und Retzius diese Bildung nur verhältnismäßig recht selten fanden, beobachtete Verfasser an 36 Hemisphären von Fellahs nur 14, wo sie gänzlich fehlte, aber 11, wo sie gering, und 11, wo sie völlig entwickelt war; darunter war aber nur 1 Fall doppelseitig. Bei 16 Sudannegern fehlte der Limbus in 6 und war gut ausgebildet in 5 Hemisphären

(darunter 2 Fälle von doppelseitigem Vorkommen). Unter 12 Hemisphären von Einwohnern der Balkanstaaten und Syriens zeigten 5 den Limbus gar nicht, und 1 nur einen sehr kleinen Limbus. Die linke Hemisphäre scheint überall bevorzugt zu werden. Zur Kontrolle wurden ganze Köpfe gehärtet; es konnten Fälle beobachtet werden, wo auf der einen Seite ein Limbus vorhanden war, während er auf der anderen fehlte. *P. Bartels-Berlin.*

119. W. M. Bechterew u. M. N. Shukowski: Zur Lehre von der Mikrokephalie. (Russ.) 4 Abb. Obosr. psich. 1902, Nr. 5, S. 343 bis 348 u. Nr. 6, S. 423 bis 435.

Einen ziemlich seltenen Fall von Mikrokephalie beschreiben die Verfasser nach der psychiatrischen und anatomischen Seite. Das Gehirn des 17 Jahre alten, völlig verblödeten Mikrokephalen (auf die übrigen Verhältnisse gehen wir hier nicht ein) wog 420 g. Es zeigt hochgradige Reduktion der Stirnlappen bei hinreichender Entfaltung des übrigen Pallium, insbesondere der Schläfenlappen. Die Windungen erscheinen außerordentlich einfach und geradlinig, wenig oder gar nicht gewunden. Zurückgeblieben sind in ihrer Entwickelung die Reilsche Insel und einige Windungen, vor allem der Gyrus frontalis secundus. Die dritte Stirnwindung fehlt fast vollständig. Ein Corpus callosum ist nicht vorhanden. Da pathologische Veränderungen fehlen, so liegt wohl eine reine Entwickelungshemmung, wahre Mikrokephalie vor. Das Fehlen des Balkens, womit ja die mangelhafte Entwickelung des ganzen Mantels und seine Affenähnlichkeit (die Verfasser bilden sogar eine Art „Affenspalte“ im Temporo-occipitalgebiet ab) im engsten Zusammenhang steht, deutet auf den vierten bis fünften Fötalmonat als ungefähren Zeitpunkt der Hemmung hin. Offenbar ist die Störung der Entwickelung hier das Primäre, nicht etwa Veränderungen des Schädels, an dem übrigens Nahtobliterationen fehlen. Die Verfasser verwerfen Virchows Theorie der Mikrokephalie auf Grund ihrer hier geschilderten Beobachtung.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

120. M. S. Morosow: Materialien zur Anthropologie, Ätiologie und Psychologie des Idiotismus. 443 S. m. 4 Tafeln. (Russ.) St. Petersburg 1902.

Ein gutes Beispiel, wie anthropologische Befunde im Gebiet der Psychologie und Psychiatrie Anwendung finden, liefern Verfassers Studien über Idiotismus. Es geht aus denselben beispielsweise hervor, daß auch in Rußland Idiotie verbunden ist mit geringer Körperlänge, Schmalbrüstigkeit, geringem Körpergewicht, alles natürlich Anzeichen mangelhafter körperlicher Entwickelung, wie sie bei Idioten wenigstens in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle mit der geistigen Destruktion parallel geht. Manche Besonderheiten treten indessen im Körperbau hervor, so zunächst in den Körperproportionen. Viele Idioten sind durch verhältnismäßig langen Rumpf ausgezeichnet. In dem gegenseitigen Verhältnis der oberen und unteren Extremitäten ist in vielen Fällen eine Störung des Ebenmaßes insofern zu bemerken, als die Beine an Länge hinter den Armen zurückbleiben, doch ist diese Alteration des Proportionsschemas nicht mit irgend einer bestimmten Form von Idiotie verbunden. Im Bau des Rumpfes und der Extremitäten zeigt sich bei vielen Idioten ein Zurückbleiben auf kindlichen Wachstumsstufen. Alle diese Zeichen mangelhafter gehemmter körperlicher Entwickelung kommen bei den verschiedensten Formen vom Idiotismus zur Beobachtung (hydrokephalischer, genuiner, epileptischer Idiotismus), aber auch in allen jenen Fällen von Idiotie,

wo keinerlei Konstitutionsanomalien (Rhachitis, Skrophulose usw.) vorlagen. Offenbar führt Idiotie an und für sich zu körperlicher Verkümmerung, und die Destruktion des Nervensystems ist das Primäre bei der ganzen Sache. Das bestätigen die Kopfmessungen. Bei der Mehrzahl der Idioten ist der Kopf (Umfang) nicht nur kleiner als bei gesunden gleichalterigen Individuen, sondern auch kleiner als auf viel jüngeren Altersstufen in der Norm. Relativ zur Körpergröße allerdings fand Verfasser den Kopfumfang nicht kleiner als bei Gesunden, sondern hin und wieder sogar größer. Was die Kopfform betrifft, so erwies sich die Mehrzahl (81,2 Proz.) der russischen Idioten brachykephal, ja hyperbrachykephal, ein Befund, der im Hinblick auf die Brachykephalie der heutigen Slaven allerdings nicht besonders befremden wird; vielleicht bringt Idiotie eine Zunahme der Brachykephalie mit sich; der Verfasser hätte gut getan, in dieser Hinsicht die einzelnen Kopfdurchmesser für sich gesondert zu untersuchen, um festzustellen, wie sich der so wichtige Längsdurchmesser bei Idioten entwickelt. Im Antlitzschädel überwiegt der prognathe Typus der Idiotie in 86,6 Proz. Sehr verbreitet sind unter dem russischen Idiotenmaterial, das Verfasser untersuchte, auch große Ohrindizes. Zum Teil erweisen sich gewisse breite Formen als degenerativer Herkunft, andere Formen stellen sich als „pithecoid“ dar. Physiognomisch glaubt Verfasser bei einigen wenigen seiner Idioten „mongolischen“ Typus bemerkt zu haben, doch ist das auch so ein Wort, das sich gern einstellt, wo die Begriffe fehlen. Der Mongole hat ja ein ganz charakteristisches Gesichtsskelett, und der Verfasser hebt hervor, daß er bei seinen Idioten im Antlitzschädel keinerlei bemerkenswerte Besonderheiten hat finden können, weder in der Interorbitalbreite, noch in der absoluten oder relativen Größe der Jochbreite. Über Stirn, Unterkiefer usw. sind keine speziellen Beobachtungen vorgebracht.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

121. **C. H. Stratz: Der Körper des Kindes für Eltern, Erzieher, Ärzte und Künstler.** Mit 187 in den Text gedr. Abbildg. u. 2 Taf. Stuttgart, Ferd. Enke (250 S.).

Fußend auf eigenen Beobachtungen an lebenden, völlig gesunden Kindern, bzw. einwandfreien Photographien von solchen sucht Verfasser in derselben Weise wie in den früheren Arbeiten den Körper des Weibes, in der vorliegenden den des Kindes zu analysieren, und zwar den kindlichen Körper an und für sich als Hauptsache betrachtet, ohne Beziehung auf seine Darstellung in der Kunst und auf den Körper des Erwachsenen.

Nachdem er in den ersten Kapiteln allgemeine Betrachtungen über die embryonale Entwickelung, das neugeborene Kind, den Liebreiz des Kindes, Wachstum und Proportionen, hemmende Einflüsse angestellt hat, kommt er im 6. Kapitel und den folgenden auf die normale Entwickelung des Kindes zu sprechen. Er unterscheidet folgende Altersstufen, die er in den einzelnen Kapiteln (7 bis 11) nacheinander charakterisiert.

A. Neutrales Kindesalter. Infantia. Der Körper hat nach Abschluß derselben das $2^1/_2$ fache seiner ursprünglichen Länge und das 7 fache seines Geburtsgewichtes erreicht.

1. Säuglingsalter (Lactation). 1. Jahr. Länge: 4 Kopflängen.
2. Periode der ersten Fülle (Turgor primus) von 2 bis 4 Jahren. Länge $4^1/_2$ bis $5^1/_2$ Kopflängen.
3. Periode der ersten Streckung (Proceritas prima) von 5 bis 7 Jahren. Länge: 6 Kopflängen, Rumpf und Gliedmaßen strecken sich in diesem Zeitraume, bewahren aber immer noch die rundliche Weichheit der kindlichen

Form; der Körper erscheint dadurch wohl schlanker, aber keineswegs mager. Es ist diese Periode gekennzeichnet durch den Zahnwechsel und die ersten Anzeichen der geschlechtlichen Differenzierung beim Mädchen, die in einer stärkeren Rundung der Beine im allgemeinen und der Schenkel und Hüften im besonderen sich bemerkbar zu machen beginnt.

B. Zweites, bisexuelles Kindesalter. Juventus. Während dieses Zeitraumes gewinnt der Körper an Längenwachstum um etwas mehr, als seine Geburtslänge betrug, und an Gewicht um etwas mehr als das doppelte. Es ist diese Periode gekennzeichnet durch stärkere Differenzierung der geschlechtlichen sekundären Merkmale, und zwar vollzieht sich dieser Vorgang beim weiblichen Geschlecht schneller und ausgeprägter als beim männlichen.

4. Die Periode der zweiten Fülle (Turgor secundus), beim Knaben vom 8. bis 12. Jahre reichend, beim Mädchen schon eher, mit dem 10. Jahre, abschneidend. Länge: $6^1/_2$ Kopflängen. Beim männlichen Geschlecht ist diese Altersstufe charakterisiert durch eine Zunahme des Brustkorbes und eine stärkere Entwickelung der Muskulatur, beim weiblichen durch noch stärkere Rundung des ganzen Körpers, im besonderen der Hüften und Beine.

5. Periode der zweiten Streckung (Proceritas secunda), beim männlichen Geschlechte vom 13. bis 16., beim weiblichen vom 11. bis 14. Lebensjahre reichend. Länge: 7 bis $7^1/_2$ Kopflängen. Zu Beginn dieser Periode herrscht bei beiden Geschlechtern noch der kindliche Typus vor, jedoch macht sich bald eine stärkere Differenzierung der sekundären sexuellen Merkmale bemerkbar; sie schließt mit der Reife ab. Bei den Knaben ist das Charakteristische dieses Zeitraumes das Wachstum des Kehlkopfes und das Umschlagen der Stimme in die Tiefe, bei Mädchen das Auftreten der monatlichen Reinigung (nach Verfassers Beobachtungen an 600 Holländerinnen im Durchschnitt im Alter von 14 Jahren, bei wohlhabenderen Ständen früher, bei ärmeren später), etwas später das Wachstum der Brust und noch später das Sprossen der Körperhaare.

6. Mit zunehmender Reife läßt sich noch eine Periode der dritten Fülle (Turgor tertius) unterscheiden, die namentlich beim Weibe stärker ausgeprägt ist. Sie fällt beim männlichen Geschlechte ungefähr in das 17., beim weiblichen in das 15. bis 16. Lebensjahr.

7. Die Reife im physiologischen Sinne ist beim Knaben ungefähr mit 18 Jahren, beim Mädchen mit 16 bis 18 im allgemeinen erreicht; im anatomischen Sinne ist die völlige Ausbildung des Körpers aber erst viel später beendet.

Im 12. Kapitel versucht Verfasser seine Resultate auf die Kinder der übrigen Rassen zu übertragen. Soweit die spärlichen Beobachtungen einen Schluß zulassen, läßt sich schon jetzt sagen, daß in der Entwickelung des Kindes hier im großen und ganzen die gleichen Gesetze wie bei der weißen Rasse Geltung haben.

Die Ergebnisse des Verfassers beruhen, wie schon am Eingange erwähnt, zumeist auf eigenen Beobachtungen. Von mehr Wert würden dieselben sein, wenn er gleichzeitig auf den Schultern seiner Vorgänger weiter gebaut hätte. Er scheint nur v. Langes Untersuchungen zu kennen, dagegen nicht die einschlägigen Abhandlungen der zahlreichen anderen Autoren, die sich mit dem Wachstum des kindlichen Körpers befaßt haben; er erwähnt nicht einmal die wichtigen Arbeiten von Schmid-Monnard, Daffner, Godin u. a. So kommt es, daß er wichtige Gesichtspunkte ganz außer acht gelassen hat; nur zu oft wiederholt er sich. Das Ganze hat auf mich einen unfertigen, ans dilettantenhafte grenzenden Eindruck gemacht. Bei weiterem Eindringen

in die Materie wird Verfasser leicht diesen Fehler in folgenden Auflagen, die wir dem Werke von Herzen wünschen, leicht vermeiden können.

Trotz dieser Mängel behält das Buch seinen Wert, nicht zum mindesten wegen seiner prächtigen Abbildungen, mit denen der bekannte Verleger dasselbe wie die früheren Werke des gleichen Verfassers in reichlichem Maße ausgestattet hat. Der Preis von 10 Mk. (für das gebundene Exemplar) ist demnach mäßig zu nennen. *G. Buschan-Stettin.*

122. A. P. Bondyrew: Materialien zur Kenntnis der Körpergröße und der Maße einzelner Körperteile bei Kindern. (Russ.) 280 S. in 8⁰. St. Petersburg 1902.

In einer umfangreichen Arbeit behandelt Verfasser die Maß- und Gewichtsverhältnisse des Kindesalters an einem Material von fast 2000 Individuen beiderlei Geschlechts, wovon etwa 500 allein auf das erste Lebensjahr entfallen. Sehr ausführlich und eingehend ist die Körpergröße (Länge) behandelt (S. 16 bis 88), und eine gleiche sorgfältige Darstellung findet das Körpergewicht (S. 89 bis 156). Daran schließen sich ein Kapitel über Kopf (S. 157 bis 177), Rumpf bzw. Wirbelsäule (S. 178 bis 190), Thorax (S. 191 bis 254), Extremitäten (S. 254 bis 274). Ein Literaturverzeichnis schließt das ganze. Auf die Ergebnisse der angestellten Messungen und Wägungen kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden. Wer die Bedeutung und Tragweite solcher Untersuchungen kennt, wird nicht umhin können, die Abhandlung selbst zu studieren. Es muß hier genügen, einige anthropologisch wichtige Befunde hervorzuheben, die auf die Entwickelung des Kopfes im Kindesalter sich beziehen. Leider behandelt der Verfasser gerade dies Kapitel vergleichungsweise etwas stiefmütterlich. Er findet an seinem Material die alte Erfahrung bestätigt, daß der Zuwachs der Kopfgröße (Umfang) während des ersten Jahres von Quartal zu Quartal immer kleiner wird. Es zeigt sich aber dabei ein eigentümliches Verhalten der Kopfdurchmesser. Die Wachstumsenergie des Längsdurchmessers bleibt während des ganzen ersten Lebensjahres konstant, hingegen erfährt die Wachstumsenergie des Querdurchmessers in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres eine hochgradige Abnahme. Da der Kopfumfang nur eine Funktion jener beiden Hauptdurchmesser darstellt, so muß seine Wachstumsenergie naturgemäß ein mittleres Verhalten im Vergleich zu den Durchmessern aufweisen. Das 13. bis 14. Jahr bringt bei ♂, das 13. bis 15. Jahr bei ♀ eine Steigerung der Wachstumsenergie des Kopfes mit sich. In Beziehung auf den Brustumfang zeigt die Wachstumsenergie des Kopfes gleichfalls eine mit den Jahren sinkende Tendenz, mit alleiniger Ausnahme des ersten Lebensjahres, wo das Verhältnis zwischen Brustumfang und Kopfumfang ein einigermaßen konstantes bleibt. Das Verhältnis des Kopfumfanges zur Länge der Wirbelsäule hat bis zum 9. Lebensmonat steigende Tendenz, beginnt dann zu fallen, erreicht bei beiden Geschlechtern im 3. Lebensjahr die im Augenblick der Geburt vorhandene Größe, um dann unter diese Größe herabzusinken. Soziale und nationale Verhältnisse scheinen auf die Kopfgröße der Kinder von Einfluß zu sein, wenigstens fand Verfasser den Kopfumfang der Kinder bei den niederen Bevölkerungsklassen kleiner, und bei den verschiedenen Nationalitäten zeigte der Körperumfang gewisse Verschiedenheiten, auf die leider nicht näher eingegangen wird.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

123. P. D. Jenjko: Über den Einfluß der Jahreszeiten auf die körperliche Entwickelung der Insassen weiblicher Erziehungs-

anstalten. (Russ.) Russki Wratsch. St. Petersburg 1902. Bd. I, Nr. 45, S. 1645.

Verfasser versucht, den Einfluß der Jahreszeiten auf das Körperwachstum zur Darstellung zu bringen. Er geht dabei von Messungen aus, die er während eines Zeitraumes von neun Jahren (1893 bis 1902) an den Schülerinnen des Alexanderinstitutes zu St. Petersburg ausführte. Es ergaben die Messungen zunächst, daß dem Herabgehen des Körpergewichts im Winter eine Zunahme des Gewichts während der Sommermonate entspricht (es handelt sich in diesen Sommermonaten aber um Schulferien, also um noch etwas anderes, als den bloßen Einfluß der Jahreszeit!). Die gesamte Jahreszunahme des Körpergewichts steigt bis zum 13. Jahr, um dann in fallende Tendenz überzugehen. Vom 9. bis zum 19. Jahre sieht man, daß der winterliche Zuwachs an Körpergewicht mit den Jahren immer kleiner wird und schließlich in ein winterliches Fallen des Gewichts, das mit den Jahren sich steigert, übergeht. Hingegen ist die sommerliche Gewichtszunahme mit den Jahren eine immer größere. Auch die Körperhöhe zeigt ein ungleiches Wachstum in den verschiedenen Jahreszeiten. Auf jüngeren Altersstufen wächst die Körperhöhe im Winter lebhafter, als im Sommer; auf späteren Altersstufen macht sich das umgekehrte Verhältnis bemerkbar. Die durchschnittliche jährliche Zunahme der Körpergröße beträgt wie überall, so auch in Petersburg, bis zum 13. Jahre ziemlich gleichmäßig 5 bis 6 cm; nach dem 13. Jahre stellt sich ein lebhaftes Fallen der jährlichen Wachstumszunahme ein. Die Körperfülle, i. e. das Verhältnis des Körpergewichts zum Kubus der Körperhöhe, zeigt in jüngeren Jahren (bis zum 12. Jahre) einen winterlichen Zuwachs und ein sommerliches Fallen. Während des ganzen 13. Lebensjahres nehmen die Schülerinnen ununterbrochen zu. Späterhin ist im Sommer eine Steigerung, im Winter ein Sinken der Körperfülle mit den Jahren im gesteigerten Maße zu bemerken. Wie dieser merkwürdige Einfluß der Jahreszeiten sich erklärt, steht dahin. Verschiedene Ernährungsweise kommt jedenfalls nicht allein als Erklärungsmoment in Betracht. Es müssen tiefergehende Ursachen wirksam sein, die wir wohl ahnen, aber nicht genauer kennen und die schon im Interesse einer rationellen Massenernährung werden näher erforscht werden müssen. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

124. E. J. Gikkel: Zwei Fälle von partiellem Riesenwuchs der Extremitäten. 4 Taf. (Russ.) Russk. chir. archiv. St. Petersburg 1902. Jhrg. XVIII, Heft 4, S. 897 bis 899.

Verfasser sah bei einem zweijährigen Kinde, das völlig normal gebaut war, riesenhafte Vergrößerung der zweiten Zehe links, bedingt, wie sich nach der vorgenommenen Exartikulation herausstellte, durch Fetthypertrophie. In einem anderen Fall betraf der Riesenwuchs bei einem zehnjährigen Knaben das ganze rechte Bein, ganz besonders die Fußgegend, doch war hier das Knochensystem selbst hochgradig beteiligt. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

125. C. S. Freund: Ein Fall von Riesenwuchs. Allg. Ztschr. f. Psych. 1903, Bd. LX, S. 234 bis 235.

Der vorgestellte 21 jährige Fabrikarbeiter mißt 198 cm Höhe bei einem Körpergewicht von 222 Pfd. Er stammt von kleinen Eltern (Vater 159 cm) ab, auch seine Geschwister sind nicht groß; dagegen sollen drei Brüder des Vaters sehr groß gewesen sein. Schon in der Schule war er größer, als seine gleichalterigen Mitschüler; nach dem Verlassen der Schule fiel er durch sein fortschreitend ungewöhnliches Wachstum auf. Sein ganzer Körper macht

einen wohl proportionierten Eindruck, indessen bestehen doch einige akromegalische Stigmata, wie abnorm langer, absteigender Unterkieferast (13,5 cm), lange (16 cm) und auffallend breite Nase, starke Verdickungen an den einzelnen Rippen, sehr große Spannweite (223,5 cm). Die Hände selbst sind normal gestaltet (auch bei Röntgenaufnahme). Bezüglich seines Nervensystems läßt sich nichts Krankhaftes feststellen. Auch ist der Riese frei von jeglichen Beschwerden. *Buschan-Stettin.*

126. **W. G. Baratz: Das Wachstum des Auges und einige seiner Besonderheiten beim Säugling.** 160 S. gr. 8° u. 1 Tafel. (Russ.) St. Petersburg 1902.

Auf Grundlage genauer Messungen, die in einer besonderen Zusammenstellung mitgeteilt werden, bespricht Verfasser eine Reihe zum Teil schon früher erkannter Formeigentümlichkeiten des fötalen und kindlichen Auges, und zwar werden als solche aufgeführt: 1. Verwölbung der Sclera — im hintern äußern Quadranten — protuberantia sclerae foetalis; 2. laterale Lage der Fovea centralis weit nach außen vom hintern Pol des Bulbus; 3. größere Dicke der Hornhaut; 4. bedeutende Engigkeit der vorderen Augenkammer, endlich 5. Kugelform oder annähernde Kugelform der Linse. Schon gegen Ende der vierten Woche des Extrauterinlebens verlieren sich jedoch alle diese „Besonderheiten“ schnell und vollständig, um den bleibenden Verhältnissen Platz zu machen. Die Unterschiede der Größe des Krümmungsradius der Hornhaut von Neugeborenen und Erwachsenen übersteigen nach des Verfassers Bestimmungen nicht die im erwachsenen Alter vorkommenden individuellen Schwankungen dieses Radius. Zu betonen ist dann besonders, daß das kindliche Auge keineswegs eine größere Gleichmäßigkeit seiner Durchmesser darbietet, als das vollentwickelte Auge, wie direkte Messungen dartun. Im Gegensatz zu früheren Anschauungen vertritt Verfasser den Satz, daß in den allerersten Tagen des Extrauterinlebens beim Menschen eine physiologische Excavation der Optikuspapille anatomisch nachweisbar ist. Ferner ist eine charakteristische Ora serrata deutlich schon am kindlichen Auge zu sehen, wenigstens hört hier die Netzhaut vorn nicht so glattrandig auf, wie dies vielfach behauptet wird. Seine höchste Wachstumsintensität erreicht das Auge während des ersten Lebensjahres. Verfasser ist der Meinung, daß die Linse in dieser Beziehung mit dem übrigen Bulbus Schritt hält. Auf Unterschiede im Baue der kindlichen Thränendrüse, die ebenfalls in den Kreis der Untersuchung gezogen wurde, können wir hier nicht eingehen. Daß diese Drüse beim Neugeborenen vollkommen gut funktioniert, wird man dem Verfasser gern glauben. Im ganzen besitzt das spät fötale und neugeborene Auge nach der anatomischen Seite hin ein recht charakteristisches Gepräge in Vergleichung mit seiner Endform beim Erwachsenen. Verfasser hätte gut getan, seine Untersuchungen auf Tiere auszudehnen. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

127. **W. N. Rosanow: Über gesteigerte und verlangsamte Entwickelung des menschlichen Organismus.** (Russ.) Medicinsk. obosren. 1903, Nr. 6.

Verfasser beschreibt einige Fälle von frühzeitiger Entwickelung bzw. abnormer Frühreife des Körpers, wobei, wie gewöhnlich, das Verhalten des Sexualapparates besonders in den Vordergrund tritt. Neunjähriges Mädchen mit entwickelter Pubes und starker Mamma, Menses mit dem zwölften Monat einsetzend; sieben Jahre alter Knabe, 1517 mm lang, im Besitz sämtlicher Dauerzähne, mit voll entwickeltem Geschlechtsapparat, wiegt 140 Pfund, hebt

ohne Mühe seine Mutter auf. Im Gegensatz dazu steht der dritte Fall, ein Spezimen von sog. Infantilismus verus, womit Verfasser aber offenbar pathologisches Gebiet betritt. Er sucht die Ursache aller dieser Erscheinungen in Störung der inneren Sekretion der Geschlechtsdrüsen. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

128. A. O. Inossow: Zur Frage nach der Bedeutung mehrfrüchtiger Geburten. (Russ.) Woprossi nerwnopsich. medic. Kiew 1902. Bd. VII, Heft 3, S. 426 bis 432.

An einem Material von 8 Millionen Geborenen erläutert Verfasser das Verhalten der mehrfrüchtigen Geburten in statistischer und anthropologischer Beziehung. Es handelt sich um offiziell registrierte Geburten in 50 Gouvernements Rußlands während des Dezenniums von 1882 bis 1891. Die Zahl der Zwillinge betrug in diesem Zeitraum rund 100000, doch scheint auch in dem Auftreten von Drillingen und Vierlingen eine gewisse Regelmäßigkeit obzuwalten, wie folgende Zusammenstellung erläutert, in der auch die Geschlechtsverhältnisse der Geborenen Berücksichtigung finden.

	Summe der Geburten in 50 Gouvernements Rußlands		Mehrfrüchtige Geburten						Von 1000 Geborenen sind mehrfrüchtig		
			Zwillinge		Drillinge		Vierlinge				
	♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂+♀
Lustrum 1882 bis 1886 . .	2027212	1922749	46468	45325	701	674	75	70	22,80	23,95	23,64
Lustrum 1887 bis 1891 . .	2174722	2058102	50578	49635	736	762	72	70	23,62	24,47	24,46

Bemerkenswert ist die Zunahme der Mehrfrüchtigkeit im zweiten Lustrum, denn nicht nur die Zwillinge, sondern auch die Drillinge werden mit der Zeit häufiger, ein Verhältnis, das besonders aus der rechten Rubrik der Tabelle (Berechnung auf 1000 Geborene) klar hervorgeht. Verfasser deutet auch ein verschiedenes Verhalten der beiden Geschlechter in Beziehung auf Mehrfrüchtigkeit an, doch scheint es, daß er da zu weit geht. Jedenfalls ist sicher, daß in Rußland unter 1000 Geburten 24 mehrfrüchtige vorkommen, deren Zahl mit der Zeit schneller zunimmt, als die allgemeine Geburtenziffer. Man muß übrigens bei Vergleichung der Einzelgeburten mit mehrfrüchtigen Geburten bedenken, daß letztere schon aus physiologischen Gründen eine größere Sterblichkeit aufweisen im Verhältnis zu ersteren. Andererseits ist ein Einfluß der Rasse auf die Verbreitung der Mehrfrüchtigkeit nicht zu verkennen, denn im russischen Reich ist sie am häufigsten bei den Finnen, am seltensten bei den Mongolen, während die slavische Rasse in dieser Hinsicht eine Art Mittelstellung einnimmt. Merkwürdigerweise schließen sich den Esten und Letten (32 pro Mille) sofort die Juden an mit einer Mehrfrüchtigkeitsziffer von 26,4 pro Mille. Verfasser glaubt, es handle sich um eine Degenerationserscheinung, ja er will in psychiatrischen und anderen Quellenwerken Anhaltspunkte dafür gefunden haben, daß lebhafte Vermehrung eins der ersten Zeichen der Rassenentartung darstelle. Man sieht, daß es sich hier offenbar um einen schwierigen Gegenstand handelt, der zum Nachdenken und zu weiterer Bearbeitung anregt. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

129. A. M. Wykljukow: Die Totgeburten in St. Petersburg. (Russ.) 145 S. in 8°. St. Petersburg 1902.

Unter Benutzung offizieller statistischer Materialien für einen Zeitraum von zehn Jahren (1881 bis 1890) untersuchte Verfasser das Verhalten der

Totgeburten in St. Petersburg, in der richtigen Erwägung, daß das intrauterine Absterben eine Teiles der menschlichen Nachkommenschaft eigentlich nur einen besonderen Fall von Kindersterblichkeit darstellt, der nicht nur vom hygienisch-demographischen Standpunkt bedeutungsvoll ist, sondern auch ein wesentliches anthropologisches und praktisches Interesse beansprucht. Im Gegensatz zur extrauterinen Kindersterblichkeit ist die intrauterine bisher allerdings wenig beachtet worden, zumal in slavischen Ländern (besonders in Rußland, wo die Frage der Kindersterblichkeit überhaupt, soweit wir die Sache übersehen, noch sehr im argen liegt). Und doch zeigt das Verhalten der Totgeburten sehr viel Analogien mit der Kindersterblichkeit des frühesten Alters, zumal des ersten Lebensmonates. Die Ähnlichkeit betrifft nicht nur die Bewegung der Häufigkeit der Totgeburten nach Jahren, sondern tritt in vielen Einzelheiten zu Tage: so in Beziehung auf Geschlecht, soziale Zugehörigkeit, Jahreszeit, Mehrfrüchtigkeit usw. Man darf aus allem dem auf gemeinsame Ursachen beider Arten von Kindersterblichkeit zurückschließen. Ungünstige intrauterine Umstände können extrauterin im gleichen Sinne fortwirken; was ihnen dort stand hielt, kann ihnen hier um so leichter zum Opfer fallen. — Was nun speziell die Verhältnisse in Petersburg, also im Zentrum eines slavischen Landes, betrifft, so herrschen hier hinsichtlich der Totgeburten die gleichen allgemeinen Gesetze, wie in anderen Städten und Staaten; nur ist die durchschnittliche Häufigkeit von Totgeburten in Petersburg — sie beträgt 41 pro mille aller Geborenen — etwas höher, als in einigen westeuropäischen und in anderen russischen Städten, wobei allerdings im letzten Jahrzehnt eine Abnahme der Totgeburten sich bemerkbar macht in Abhängigkeit von entsprechenden sanitären und geburtshilflichen Maßnahmen. Wie anderswo, ist auch hier die Häufigkeit der Totgeburten mit 45,8 pro Mille in außerehelichen Verhältnissen größer, als in ehelichen (39,4 pro Mille). Knaben kommen öfter (45,4 pro Mille) tot zur Welt, als Mädchen (36,4 pro Mille). Der Überschuß der Knabengeburten im Vergleich zu den Mädchengeburten ist unter den Totgeborenen sechsmal größer (130,8 : 100), als sonst (105,1 : 100); unter solchen Verhältnissen ist dieser Überschuß der Knaben größer (134,1 : 100), als unter außerehelichen (123,7 : 100). Merkwürdige Beziehungen ergab das Studium des R a s s e n e i n f l u s s e s. Am größten war die Zahl der Totgeburten in der lutherischen Bevölkerung Petersburgs, ihr zunächst stehen die Juden, dann folgen Katholiken, endlich Rechtgläubige und Mohammedaner. Bei den Juden kommt von allen außerehelich Geborenen mehr als $^1/_3$, bei den Lutheranern ungefähr $^1/_7$ aller außerehelich Geborenen tot zur Welt. Wie weit hier rassenbiologische und soziale Bedingungen mitspielen, ist vorderhand schwer zu sagen. Immerhin ist bemerkenswert, daß gerade die herrschende Rasse der Rechtgläubigen in Rußland das geringste Kontingent der Totgeborenen liefert. Auch die Jahreszeiten bedingen mancherlei Unterschiede. Am häufigsten sind Totgeburten in Petersburg im Winter, besonders im Dezember, am seltensten im Sommer (Juni), Herbst und Frühling stehen in der Mitte, doch kommen im Frühjahr verhältnismäßig mehr Totgeburten vor, als im Herbst. — Im Falle der Mehrfrüchtigkeit (Zwillinge usw.) wächst die Zahl der Totgeburten (52 pro Mille) im Verhältnis zu ihrer Häufigkeit bei Einzelgeburten (38,9 pro Mille). Bei Zwillingsgeburten sind am ungünstigsten Knabenzwillinge, weniger ungünstig Mädchenzwillinge, am allergünstigsten verschieden geschlechtige Zwillinge. — Unter den Totgeburten überwiegen Frühgeburten, besonders in außerehelichen Verhältnissen, während in ehelichen ausgetragene Totgeburten sehr viel häufiger sind. Im Winter ist die Anzahl totgeborener Frühgeburten größer, als im Sommer. In den armen

Bevölkerungsschichten Petersburgs sind Totgeburten häufiger, als in den besser situierten Klassen. Mit zunehmendem Alter der Mutter steigt die Wahrscheinlichkeit einer event. Totgeburt. Auch proportional der Anzahl der vorhergehenden Geburten wächst diese Gefahr mit Ausnahme allerdings der Erstgeburten, die in besonders hohem Grade gefährdet sind.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

130. O. Abel: Zwei neue Menschenaffen aus den Leitha-Kalkbildungen des Wiener Beckens. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss. in Wien. Math. naturw. Kl. 1902, Bd. CXI, Abt. 1 [37 p.; pl. photot.].

L'auteur résume d'abord ce que nous savons des anthropoïdes tertiaires, répartis en six genres: Pliothecus Gervais, Dryopithecus Lartet, Anthropodus Lapouge, Neopithecus Abel (= Anthropodus Schloss., nomen praeoccupatum), Palaeopithecus Lydecker et Pithecanthropus Dubois. Il décrit ensuite des molaires provenant de Sandberg près Neudorf en Hongrie, sur lesquelles il établit un genre nouveau Gréphopithecus et deux espèces nouvelles Gréphopithecus Suessi Abel et Dryopithecus Darwini Abel. Les affinités des dents du Gréphopithecus sont avec Pithecanthopus, Simia, Hylobates. Celles de Dryopithecus Darwini sont d'abord avec celles des autres Dryopithecus (Fontani, rhenanus), puis avec Gorilla et avec H. Krapinensis de Gorjanovic-Kramberger.

Ces deux nouveaux anthropoïdes sont du miocène supérieure, l'étage méditerranéen, postérieurs aux autres anthropoïdes miocènes. Ils sont plus récents, que le Dryopithecus rhenanus, seul représentant des genres miocènes, qui se retrouve dans le pliocène inférieur. Anthropodus, Neopithecus et Pithecanthropus sont au contraire des genres pliocènes. L'auteur insiste sur les différences plus grandes qui réparent Dryopithecus de l'homme. Il le regarde comme un anthropoïde très inférieur et pense que les silex miocènes réputés travaillés l'ont été par l'homme, dont la coexistance avec les anthropoïdes miocènes et pliocènes lui paraît probable. *G. de Lapouge-Poitiers.*

131. H. Strahl: Primaten-Plazenten. Selenkas Menschenaffen. Lief. VII. Wiesbaden, C. W. Kreidel, 1903. 76 Seiten, 58 Abb. 4⁰.

Von dem kostbaren Anthropoidenmaterial, das Selenka zusammengebracht hatte, hat Prof. Strahl in Gießen die Bearbeitung der Plazenten übernommen. Es standen ihm zur Verfügung fünf gravide Uteri vom Orang-Utan, sechs vom Hylobates verschiedener Stadien; außerdem reichlich menschliches Material zum Vergleich. Von jedem einzelnen Falle sind eine Reihe von photographischen Abbildungen der makro- und mikroskopischen Verhältnisse gegeben worden, deren Verständnis durch eingehende Beschreibung unterstützt wird. Aus der reichen Fülle des Inhaltes kann hier nur auf das hingewiesen werden, was vom anthropologischen Standpunkt aus interessant ist; und es kann dies nicht kürzer und besser geschehen als mit des Autors eigenen Worten, in denen er die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammenfaßt: „1. Die Uteri gravidi des Menschen, des Orang-Utan und des Gibbon gehen während der Graviditätszeit im allgemeinen den gleichen Entwickelungsgang. 2. Von der zweiten Hälfte der Graviditätszeit an ist die Übereinstimmung der Plazenten im gröberen Bau, wenn man von den sehr verschiedenen Größenverhältnissen absieht, eine sehr weitgehende. 3. Der Entwickelungsgang der Plazenten in den frühen Graviditätsstadien ist aber ein derart verschiedener, daß in ganz jugendlicher Entwickelungszeit Schnittbilder der Uteri gravidi des Menschen, des Orang-Utan und des Gibbon un-

schwer zu unterscheiden sind. 4. Die fötalen Teile der Plazenten sind, abgesehen von der Größe der Chorionzotten, im Prinzip sehr übereinstimmend gebaut und die Unterschiede somit bedingt durch Verschiedenheiten im Bau der Decidua basalis. 5. Da auch die Vera die gleichen Unterschiede wie die Basalis aufweist, so darf man annehmen, daß der Bau der Uterusschleimhaut an sich verschieden ist. 6. Die Unterschiede sind bedingt durch sehr wechselnde Verhältnisse in der Entwickelung der Drüsenkörper, der Gefäße, namentlich der Arterien, und endlich des Schleimhautbindegewebes, in welches diese Teile eingelagert sind. Im Entwickelungsgrade des Syncitium ist die menschliche Plazenta derjenigen sowohl des Orang-Utan als des Gibbon weit voraus. 7. Im allgemeinen kommt der erste Entwickelungsgang der Plazenta des Orang-Utan dem der menschlichen wesentlich näher als derjenige des Gibbon." Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zwischen Menschen- und Affenplazenta besteht, wie wiederholt hervorgehoben wird, in dem Kaliber der Chorionzotten. Die menschliche Plazenta hat viel dickere, gröbere Zotten als die der Affen. *P. Bartels-Berlin.*

132. O. Lassar: Über Impfversuche mit Syphilis am anthropoiden Affen. Berl. klin. Wochenschrift 1903, Bd. XL, Nr. 52, S. 1189 bis 1192; 7 Fig.

In der Sitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft vom 16. Dezember demonstrierte der bekannte Dermatologe Prof. Lassar einen Chimpanse und einen Orang-Utan, die er, angeregt durch Metschnikoff und Roux, mit Syphilis geimpft hatte. Der Chimpanse, ein vier- bis fünfjähriges kräftiges Tier, war am 22. Oktober an verschiedenen Stellen des Kopfes (Oberlippe, Unterlippe, Stirn, Augenbrauenbogen) mit Gewebesaft aus einer sicher syphilitischen Neubildung vom Arme eines Soldaten, der sich bei der Spielerei des Tätowierens infiziert hatte, geimpft worden. Reaktionslose Heilung der Impfstellen; nach 14 Tagen oberhalb der Brauen erhabene Infiltrate, die durch Form, Farbe, randförmige Wulstung, zentral-ulzerösen Zerfall den syphilitischen Neubildungen des Menschen ähneln; jetzt nach sechs Wochen rundliche, leicht am Rande gewellte, in der Mitte gedellte, gruppenförmig in Palma, Planta und am Anus skizzierte Effloreszenzen, die den Vergleich mit den Erscheinungen menschlicher Syphilis nahelegen; Nacken- und Zervikaldrüsen induriert geschwollen. — Versuche an einem Orang, der gleichfalls demonstriert wurde, zeigten ein weniger deutliches Bild. Da bisher niemand Syphilis am Affen gesehen, so hält Lassar eine größere Reihe von Versuchen für geboten, ehe man die erhaltenen Symptomenkomplexe als Syphilis anzusprechen berechtigt sei. Falls diese Versuche die bisherigen bestätigen, so lehren sie, wie auch jedenfalls schon der vorliegende, daß die Menschenähnlichkeit der Anthropoiden auch im pathologischen Sinne verwertbar ist. *P. Bartels-Berlin.*

133. A. Picaud: Triphalangie du pouce et du gros orteil. Bull. de la Soc. Dauphin. d'Ethn. et d'Anthr. 1903. T. X, p. 43—55.

Mit Benutzung der Embryologie, der vergleichenden Anatomie und Paläontologie, sowie unter Verwendung von Varietätenbeobachtungen wird die „Triphalangie" des Daumens und der großen Zehe demonstriert, und zwar sollen Metatursus I und Metacarpus I als erste Phalangen, Cuneiforme und Trapezoides als rückgebildeter Metatarsus bzw. Metacarpus I angesehen werden, während Tuberositas navicularis und Radiale externum, wie an Hand einer Abbildung von Pfitzner gezeigt wird, die Reste des Cuneiforme I und des Trapezoides darstellen sollen; die sogenannten Präcuneiformia werden

betrachtet als Sesamknochen des Metatarsus, bezw. Metacarpus I oder des Cuneiforme I bzw. des Trapezoides der geltenden Nomenklatur.

P. Bartels-Berlin.

134. Möbius: Über die Wirkungen der Kastration. Beitr. z. Lehre v. d. Geschlechtsunterschieden, Heft 3 u. 4. Halle, Marhold, 1903.

Nach Möbius besteht der Satz „propter ovariun solum mulier est quod est“ zu Unrecht, vielmehr muß es heißen, was Hoden bildet, ist männlich, was Eierstöcke — weiblich; es ist also der Eistoff an sich männlich oder weiblich. Möbius schließt sich damit an v. Lenhossek an, fügt aber bei, daß das Ei eine gewisse Anlage besitze, Eigenschaften des anderen Geschlechtes zu bilden, eine Annahme, deren Richtigkeit das Vorkommen gemischter Geschlechtscharaktere unter bestimmten Verhältnissen erklären würde.

Bei der Frage, ob ein Somageschlecht als solches existiert, oder ob alle Geschlechtsunterschiede, die primären wie sekundären, nur Folgen der Tätigkeit des Keimgewebes sind, hat Möbius die Wirkungen der Kastration möglichst genau zusammengestellt und hierbei auch die historische Seite der Kastration kurz beleuchtet. Je näher der Pubertät unternommen, in desto geringerem Maße beeinflußt die Kastration deren Folgeerscheinungen. Auch treten manche Folgen der Kastration überhaupt nicht stets ein. Vollständige Kastration hat Verkleinerung der Prostata, Atrophie der Samenblasen und -leiter zur Folge. Der Penis bleibt desto unentwickelter, je früher kastriert wird. Auffallend ist das Schwellen der Brustdrüse (Gynäkomastie), wie man auch bei früh kastrierten Ochsen unverhältnismäßig große Zitzen beobachtete. Bei weiblichen Kastraten soll der Busen fehlen, die Fettablagerung an Schamteilen und Hinterbecken gering sein, wie bei ihnen der Schambogen eng war. Bei später Kastrierung treten diese Veränderungen nicht ein.

Am Knochensystem (dessen Beziehung zu den Keimdrüsen die Beeinflussung der Osteomalacie durch Ovariotomie lehrt) zeigt sich eine retardierte Verknöcherung der Epiphysenteile (Sellheim); es kommt dadurch z. B. die bei Eunuchen beobachtete Verlängerung der Röhrenknochen zustande. Während das Becken an dieser allgemeinen Veränderung sich beteiligt, erlangt es doch nicht weiblichen Charakter, wie behauptet wird; dagegen nähern sich die Weichteile, Muskeln, Bindegewebe, Haut dem weiblichen Typus; die Muskeln sind weniger ausgebildet, die Neigung zum Fettansatz (bei Tieren durch Kastration beabsichtigt) führt Möbius auf eine Wirkung der seelischen Veränderungen zurück. Bei männlichen Kastrierten bleiben Bart-, Achsel-, Brust- und Schamhaare aus oder sind weich und flaumig, dagegen soll das Kopfhaar stärker wachsen und Kahlköpfigkeit selten sein; während der Pubertät vorgenommene Kastration läßt die Haare dünner und kürzer werden. Beim Kapaun wird das Haarkleid auch reichlicher, während Kamm und Läppchen klein bleiben. Beim Kapaun will man auch ein geringeres Herzgewicht beobachtet haben.

Die Kastratenstimme tritt nur bei früher Kastration ein und beruht auf veränderter Entwickelung des Kehlkopfs, vielleicht auf verspäteter Verknöcherung.

Wichtig sind die Veränderungen am Schädel und Gehirn wie der seelischen Tätigkeiten. Die retardierte Epiphysenverknöcherung sollte eine Vergrößerung des Schädels erwarten lassen, es bleibt dieser aber im Gegenteil kleiner, so beim Bullen, Widder u. a. Gall verlegte bekanntlich den Geschlechtstrieb in das Kleinhirn, dessen stärkere Entwickelung einer größeren Wölbung der Hinterhauptschuppe entsprechen sollte. Nach ihm soll der

Kastrat ein flaches Hinterhaupt besitzen. Möbius lehnt sich jenem an; da er aber eigene Beobachtungen nicht besitzt, so erscheint die Polemik gegen Rieger mindestens zwecklos; auch der von Möbius vorgeschlagene Vergleich der Eunuchen- und Cochinchinesenschädel dürfte für einen Beweis nicht genügen, da es sich hier wohl um zu verschiedene Völker handelt. Allerdings bleibt es bedauerlich, daß niemand zu einer Zeit, als es noch genug Kastraten gab, Galls Beobachtungen nachgeprüft hat. Festgestellt erscheint, daß der Schädel des kastrierten Tieres kleiner und niedriger bleibt, besonders in der Nackengegend weniger massig erscheint und der stärkeren Muskelansätze (Bulle, Widder, Hündin) entbehrt, auch fand man beim Kapaun den Schädelinnenraum kleiner. — Bekannt ist die Beeinflussung der Gehörn- und Geweihbildung.

Bei Frühkastrierten ist der Geschlechtstrieb erloschen oder sehr vermindert; ist er dennoch vorhanden, dann muß er cerebral ausgelöst sein; die Leidenschaftlichkeit macht einer gewissen Trägheit Platz, der Mut sinkt. Was aber die beschriebenen Wirkungen auf Charakter und Intelligenz betrifft, so erklären sich diese einerseits aus der späteren sozialen Stellung und Tätigkeit und andererseits wissen wir, daß eine größere Zahl von Kastraten sich als Feldherren, Staatsmänner oder Künstler hervorgetan hat. — Die nach Kastration auftretenden Geistesstörungen sind um so häufiger, je später erstere gemacht wurde; es kann aber nicht bezweifelt werden, daß gar manche dieser (meist aus ärztlicher Indikation kastrierten) Personen schon vorher nicht völlig normal war.

Früh kastrierte Frauen behalten merkwürdigerweise alle sekundären Geschlechtsmerkmale bei, wie sie sich auch bei rudimentär angelegten Geschlechtsorganen vorfinden; bei späterer Kastration treten nicht selten die Erscheinungen frühzeitiger Klimax ein. Nach allem scheint es, als ob die Kastration beim Manne leichter und weit mehr Veränderungen erzeuge als beim Weibe, das auch hier seinen stabileren Typus zeigt.

Aus allem ergibt sich, daß die Kastration zwar die Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale je nach der Zeit der Ausführung hemmt, aber nicht gänzlich aufhebt; es sprechen die Erfolge derselben sonach für Annahme eines Somageschlechtes; andererseits ergibt sich, daß der „Einfluß der Keimdrüsen auf den übrigen Organismus während des ganzen Lebens anhält". Wissenschaftlich haltbare Merkmale des anderen Geschlechtes sind nach Kastration bisher nicht sicher beobachtet worden. Den Grund der Förderung der Geschlechtsmerkmale durch die Keimdrüsen sieht Möbius in einer inneren Sekretion, denn man hat unter anderem beobachtet, daß die Folgen der Kastration zum Teil ausbleiben, wenn Stückchen der herausgenommenen Hoden oder Eierstöcke irgendwohin im Körper transplantiert wurden. *Kellner-Untergöltzsch.*

135. Benda: Das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen. Deutsche med. Wochenschrift 1903, Nr. 39.

Verfasser bespricht in dieser Studie „das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen" von v. Lenhossek (Jena, Fischer 1903). In dieser hat v. Lenhossek zum Ausgang seiner Erörterungen die Beobachtung genommen, daß sich bei Dinophilus apatris, einem Strudelwurm des Wassers, zwei Arten von Eiern entwickeln, große, ovale mit reichlichem Dottersack und kleinere, runde, durchsichtige: aus ersteren sollen die Weibchen, aus letzteren die Männchen entstehen. v. Lenhossek bestreitet unter Kritik der bisherigen anderen Beobachtungen die Möglichkeit, geschlechts-

bestimmend auf das befruchtete Ei einzuwirken, sei es durch Ernährung, Belichtung u. dgl. Wo, wie z. B. bei dem Polypen Hydra, reichliche Ernährung hauptsächlich Weibchen entstehen läßt, ist dies auf Unterdrückung der ursprünglich hermophroditischen Anlage zurückzuführen. Als Stütze seiner Hypothese erinnert v. Lenhossek unter anderem an die Tatsache, daß eineiige Zwillinge stets ein Geschlecht besitzen. v. Lenhossek kommt zum Schluß, daß schon im unbefruchteten Ei das Geschlecht bestimmt ist, und daß der verschiedene Geschlechtscharakter dieser Eier ein Strukturverhältnis des mütterlichen Körpers ist; die vorwiegende Produktion bestimmter Geschlechter ist sonach eine morphologische Eigenart der Weibchen, und es folgt weiter, daß das Männchen auf die Geschlechtsbestimmung ohne Einfluß ist, höchstens daß durch dasselbe die mütterliche Eigenart auf eine Tochter übertragen wird. Wie aber bei parthogenetischer Zeugung das Auftreten männlicher Geschlechtsreihen durch Nahrungsmangel der Mutter verursacht zu werden scheint, so neigt v. Lenhossek der Meinung zu, daß auch beim Menschen eine Herabsetzung des mütterlichen Ernährungszustandes vor der Konzeption die Erzielung von Knabeneiern beeinflußt. Diesen Ausführungen tritt Benda entgegen. Ausgehend von den Verhältnissen bei den einfachsten Lebewesen und unter Beleuchtung der Verschiedenartigkeit des Kopulationsbedürfnisses bei manchen Tierklassen kommt er zum Schluß, daß die physiologische Ausbildung der einzelnen Tierarten mehr als Ergebnis der Anpassung aufzufassen ist und der größten Variation unterliegt, wie auch die morphologische Ausbildung der Männchen gegenüber den Weibchen in den verschiedenen Tierklassen außerordentlich verschieden ist. *Kellner-Untergöltzsch.*

136. I. Orschansky: Die Vererbung im gesunden und krankhaften Zustande und die Entstehung des Geschlechts beim Menschen. Stuttgart, F. Enke, 1903. XI, 347 S. Preis 9 Mk.

Die hier vorliegende umfassende Bearbeitung ist in der Hauptsache eine Weiterverarbeitung früherer Publikationen des Verfassers.

Im ersten Teil seines Buches behandelt Orschansky in drei Kapiteln die Lehre von der Vererbung, besonders die Frage nach der Vererbung im Leben erworbener Eigenschaften, in referierender Weise. Im zweiten Teil folgen Orschanskys eigene Untersuchungen, die uns eingehend beschäftigen mögen.

Viertes Kapitel: Die Entstehung der Geschlechter. Orschansky geht von der Voraussetzung aus, daß das männliche Geschlecht vom Vater, das weibliche von der Mutter ererbt sei. Eine solche Annahme steht auf durchaus schwankenden Füßen. Gerade andere neuere Arbeiten mahnen uns, mit Schlüssen dieser Art vorsichtig zu sein. Es ist ja möglich, daß kommende Untersuchungen den Einfluß bestimmter Eigenschaften von Vater und Mutter auf die Entstehung des Geschlechtes nachweisen; einstweilen ist es ungenau und unstatthaft, die Ererbung des männlichen Geschlechts vom Vater, des weiblichen Geschlechts von der Mutter vorauszusetzen. Durch diese Kritik werden Orschanskys statistische Untersuchungen über die Entstehung des Geschlechts in ihrem Wert nicht beeinträchtigt. Er fand bei einem Material von 2441 Familien mit 13277 Kindern, daß, wenn der Vater

1 bis 5 Jahre älter ist als die Mutter	. . . 97	Knaben,	100	Mädchen
5 „ 10 „ „ „ „ „ „	. . . 94	„	100	„
10 „ 15 „ „ „ „ „ „	. . . 110	„	100	„
mehr als 15 Jahre älter ist als die Mutter	. . 118	„	100	„

geboren werden. Wird nicht der Altersunterschied der Eltern, sondern das absolute Alter der Eltern zur Zeit der Geburt der Kinder berücksichtigt, so ergibt sich, daß junge Mütter, welche das 20. Jahr noch nicht erreicht haben, mehr Mädchen gebären, die 20- bis 25jährigen mehr Knaben, später etwa gleichviel Knaben und Mädchen. Zählen die Väter weniger als 20 Jahre, so überwiegen die Knaben, 20 bis 25 Jahre, so überwiegen die Mädchen; bei älteren Vätern sind Knaben und Mädchen an Zahl etwa gleich. — Orschansky unterscheidet zwei Typen von Familien: Typus I, diejenigen Familien, in denen das Erstgeborene ein Knabe ist, Typus II, diejenigen Familien, die mit einem Mädchen beginnen. Berechnungen zeigen, daß in den Familien des Typus I die Zahl der Knaben die Zahl der Mädchen übertrifft; entsprechend findet sich ein Überwiegen der Mädchen in Typus II. Das absolute und relative Alter der Erzeuger scheint auf die Entstehung dieser Typen keinen Einfluß zu haben. Wohl aber glaubt Orschansky, daß frühzeitiger Eintritt der weiblichen Geschlechtsreife und kürzeres Intervall zwischen der ersten Menstruation und der ersten Geburt häufiger bei den Müttern des zweiten Typus vorkommen, daß ferner die Mütter des zweiten Typus durchschnittlich eine größere Körperlänge, einen größeren Kopfumfang, einen größeren Thorax und ein größeres Becken haben als die Mütter des ersten Typus. Ist eins der Eltern krank, so ergibt sich folgendes: Sind die Väter krank, so werden im allgemeinen mehr Knaben geboren als bei gesunden Vätern, und zwar 125 Knaben zu 100 Mädchen; bei kranken Müttern ist das Verhältnis 101,5 : 100 und in den Familien, in denen beide Eltern krank sind, 105 : 100. Trennt man in solchen Familien die kranken Kinder von den gesunden, so ergeben sich bei krankem Vater mehr kranke Knaben als Mädchen, bei kranker Mutter mehr kranke Mädchen als Knaben. Orschansky drückt dies in anfechtbarer Weise aus: der kranke Erzeuger zeigt eine größere Neigung als der gesunde, sein Geschlecht besonders auf kranke Kinder zu übertragen. Nicht die physische Entwickelung der Eltern spielt bei der Entstehung des Geschlechts die erste Rolle, sondern das Geschlecht wird in erster Reihe durch den gegenseitigen Einfluß der geschlechtlichen Interferenz der Eltern bestimmt und erscheint als Resultat des Vorherrschens der spezifischen Energie des Erzeugers. Dies sind die Schlußfolgerungen Orchanskys, für die mir genügende Beweise nicht erbracht und auch nicht erbringbar zu sein scheinen.

Fünftes Kapitel: Die Ähnlichkeit. Verfasser machte seine Untersuchungen, die sich auf Hautfarbe, Gesichtszüge und Körperbau erstreckten, an Neugeborenen der Charkower geburtshilflichen Klinik. Die Ähnlichkeit wurde in jedem Falle durch die erste Hebamme mit Hilfe der Angaben der Mutter des Neugeborenen bestimmt, welche auch Mitteilungen über den Vater machte. Alle diese Untersuchungen werden demnach wohl nur einen bedingten Wert haben. Es herrschen im allgemeinen die Kinder vor, welche mit dem Vater Ähnlichkeit haben. Die meisten Knaben sind dem Vater ähnlich, die meisten Mädchen der Mutter. In den Familien des ersten Typus kommen mehr Knaben vor, welche mit dem Vater Ähnlichkeit besitzen, während die Ähnlichkeit mit der Mutter sich unter den beiden Geschlechtern gleichmäßig verteilt. Im zweiten Familientypus finden wir die entgegengesetzte Erscheinung: dem Vater ähnliche Knaben finden sich hier fast in derselben Anzahl wie die dem Vater ähnlichen Mädchen, die Zahl der der Mutter ähnlichen Mädchen ist aber bedeutend größer als die der Knaben. Bezüglich der atavistischen Ähnlichkeit geben die Knaben ein Vorherrschen nach der Linie des Vaters, die Mädchen nach der Linie der Mutter. Die

Knaben und die Mädchen sind gewöhnlich den Vorfahren ihres Geschlechts ähnlich, welcher Richtung der Atavismus auch sein mag.

Sechstes Kapitel: Körperbau der Neugeborenen und ihrer Mütter. Der Autor gibt hier genaue Vergleichungen der Skelettmaße von Neugeborenen und ihrer Mütter, er bespricht den Einfluß des Alters der Mutter auf das Skelett der Neugeborenen, den Einfluß der Reihenfolge der Geburten, die Beziehungen zwischen Körperbau der Neugeborenen und Ähnlichkeit der Neugeborenen mit ihren Eltern. Uns scheinen alle diese Untersuchungen, so wertvoll sie in physiologischer Beziehung sein mögen, speziell für die Lehre von der Erblichkeit keine weitgehenden Schlüsse zuzulassen.

Das siebente Kapitel behandelt: die Grenzen der Erblichkeit, Entwickelung des Skeletts. Auch hier treffen wir wertvolle vergleichende anatomisch-physiologische Untersuchungen über die Geschlechtsunterschiede, deren Reproduktion im einzelnen zu weit führen würde.

Achtes Kapitel: Die Erblichkeit in kranken Familien. Verfasser verfügt über 159 Familien, in denen die Mutter krank war, 190 mit krankem Vater, 42 mit Krankheit beider Eltern. Die hierfür in Betracht kommenden Krankheiten waren Syphilis, Alkoholismus, Krankheiten des Nervensystems. Kranke Väter erzeugen im allgemeinen mehr Knaben (125 : 100), kranke Mütter haben nur 101,5 Knaben zu 100 Mädchen; wenn beide Eltern krank sind, ist das Verhältnis 98 : 100 *). Von einem kranken Vater im Typus I beobachtet man ein besonders bedeutendes Übergewicht der kranken Knaben über die kranken Mädchen, während von einer kranken Mutter im Typus II ebenso bedeutend die kranken Mädchen die kranken Knaben überwiegen. Die nervenkranken Eltern äußern eine besonders starke Neigung, ihr Geschlecht und ihren Typus auf ihre Kinder, besonders auf die kranken Kinder, zu übertragen. In Familien dagegen, in denen die Eltern an Brustkrankheiten leiden, ist das Gegenteil der Fall: die Verteilung nach dem Geschlecht und Typus zeigt einen vorwiegenden Einfluß des gesunden Erzeugers. Eine besonders große Tendenz, Geschlecht und Typus auf die Nachkommen zu übertragen, findet sich bei organisch-nervenkranken Vätern; hier zählt man überaus viel kranke Knaben.

Väter organisch krank:

	gesunde Kinder			kranke Kinder	
Typus I	15 Knaben,	14 Mädchen	Typus I	32 Knaben,	10 Mädchen
„ II	1 Knabe,	1 „	„ II	49 „	3 „

In entsprechender Weise äußert sich der Einfluß kranker Mütter auf die Kinder am stärksten, wenn die Mütter funktionell-nervenkrank sind. Orschansky sucht eine Erklärung für dies auffällige Verhältnis organisch-nervenkranker Väter nnd funktionell-nervenkranker Mütter zur Verteilung der Geschlechter in der Übererregbarkeit des Nervensystems, die in den Initialstadien organischer Nervenkrankheiten und bei funktionellen Nervenkrankheiten vorhanden sei. In kranken Familien besteht ein deutliches Überwiegen der Ähnlichkeit der Knaben mit dem Vater, das Übergewicht der der Mutter ähnlichen Mädchen ist weniger deutlich. Der Typus spielt in kranken Familien gegenüber gesunden keine Rolle, so daß das Vorherrschen der Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn sowohl für den ersten wie für den zweiten Typus in gleicher Weise beobachtet wird; die Mädchen zeigen im Typus I mehr Ähnlichkeit mit der Mutter, in Typus II mit dem Vater.

---

*) Diese Zahl weicht von der früher gegebenen ab.

Bei den weiteren Untersuchungen über den Einfluß organischer und funktioneller Krankheiten bei den Eltern und die Entstehung derselben bei den Kindern macht Verfasser leider sehr unklare und zu Widerspruch herausfordernde Unterscheidungen zwischen organischen und funktionellen Krankheiten, so z. B. gilt eine akute und bald vorübergehende Neurasthenie als funktionell, eine chronische als organisch, Melancholie als funktionell, Paranoia und Schwachsinn als organisch. Man wird ihm deshalb nicht überall folgen können. Er findet eine Skala für die verschiedenen Grade der pathologischen Erblichkeit; am meisten gefährdend für die Kinder sind organisch kranke Väter, dann funktionell kranke Väter, organisch kranke Mütter, funktionell kranke Mütter. Orschansky kommt zu den Schlußfolgerungen, daß die Knaben von ihren Vätern und Müttern immer eine größere Dosis von pathologischer Erblichkeit erben als die Mädchen; sie haben die Tendenz, die funktionelle Erblichkeit in eine organische umzuwandeln, die Mädchen hingegen verwandeln die organische Erblichkeit in funktionelle. Für beide Geschlechter nimmt Verfasser eine Elektionsfähigkeit, eine Art Wahlverwandtschaft zu speziellen Formen der pathologischen Erblichkeit an. Die pathologische Erblichkeit seitens des Vaters hat einen progressiven, seitens der Mutter einen regressiven Charakter. In kranken Familien liefern die Erstgeborenen eine im Vergleich mit den gesunden größere Anzahl kranker Kinder. Am stärksten ist dies ausgeprägt in Familien, in denen beide Eltern krank sind; in den Familien kranker Väter ist das Vorherrschen kranker Erstgeborener für Knaben bemerkbarer, während bei kranken Müttern die Mädchen ein Vorherrschen der kranken Erstgeborenen darbieten. Nur in syphilitischen Familien liefern die zweiten und dritten Kinder zusammengenommen die größte Zahl von Erkrankungen.

Die pathologische Erblichkeit ist eine spezielle Form der normalen individuellen Erblichkeit, und zwar ist die pathologische Konstitution der Eltern ein Objekt, welches nach den allgemeinen Gesetzen der Vererbung auf die Nachkommen übertragen wird. Der direkten erblichen Übertragung einer konkreten Krankheitsform wirken entgegen: erstens die Existenz von Grenzen der Übertragung individueller pathologischer Modifikationen, welche sich vom mittleren gesunden Typus der Organisation deutlich unterscheiden, ferner die mit dem Alter sinkende Fähigkeit des Organismus, seine Individualität auf die Nachkommen zu übertragen, die innere und äußere Interferenz, das heißt der Kampf zwischen der Stabilität des gesunden mittleren Typus und der pathologischen Modifikation, und schließlich der Kampf der Organisation des gesunden Erzeugers mit dem Organismus des Kranken. Deshalb erscheint die Transformation derjenigen Krankheitsform, an der die Eltern gelitten haben, in eine neue pathologische Varietät als Haupteigenschaft, fast als Gesetz für das ganze Gebiet der pathologischen Vererbung. Die funktionellen Krankheiten der Mutter verwandeln sich oft in eine konstantere und schwerere organische Krankheit beim Sohne, und die organische Krankheit des Vaters verwandelt sich bei der Tochter nicht selten in eine leichtere funktionelle Krankheit. Endlich gibt es eine Grenze für die erbliche Übertragung eines pathologischen Zustandes überhaupt. Orschansky nimmt an, daß die Intensität eines pathologischen Zustandes in einem bestimmten Moment die maximale Grenze erreicht, wo eine Interferenz der gesunden und der kranken Konstitution unmöglich wird und die pathologische Konstitution sich nicht mehr erblich übertragen kann.

Auf Grund eines ziemlich kleinen Krankenmaterials schließt Orschansky, daß bei Syphilitischen der Einfluß der Prädisposition für Nervenleiden durch

die pathologische Vererbung, besonders durch die auf dem Gebiete des Nervensystems, nicht in sichtbarer Weise verstärkt wird; im Gegenteil tritt diese hier wenigstens für Nerven- und Geisteskrankheiten gleichsam als hemmendes Moment auf.

Das neunte Kapitel: (Die Elemente der Vererbung, Befruchtungstypen) behandelt eine Reihe von Geschlechtsunterschieden.

Zehntes Kapitel: Die Vererbung und die individuelle Evolution. Vorwiegend theoretische Betrachtungen führen den Verfasser zu dem Schlusse, daß die Grade der Geschwindigkeit und der Energie, mit welcher sich die plastischen Prozesse im Embryo abspielen, die Ausbildung des Geschlechts bestimmen. Je schneller die Prozesse im Embryo vor sich gehen und je größer ihre Energie, desto wahrscheinlicher ist es, daß sich ein weibliches Individuum ausbilden wird.

In dem Abschnitte: „Neutralisierung der Keimelemente und ihre Äquivalenz“ spricht Orschansky im Verfolg der Weismannschen Hypothese, daß im befruchteten Ei ein Teil des Keimplasmas des Eies unverändert bleibt und zum Aufbau der neuen Keimzellen verwendet wird, die Annahme aus, „daß zwischen den beiden Plasmaarten eine gewisse biologische Affinität, analog der chemischen, existiert und daß sich die beiden Plasmen in äquivalenten Mengen verbinden. Weiter ist es sehr selten, sogar nur ausnahmsweise möglich, daß die Masse des Ei- und des Spermaplasmas in absolut äquivalenter Proportion zusammentreffen. Setzen wir solch einen Fall voraus, wo beide Keimplasmenarten sich vollkommen neutralisieren und also die biologische Energie des Embryo sich im Gleichgewicht befindet, so könnten wir die Entstehung eines asexuellen oder hermaphroditischen Individuums erwarten. Nach der Theorie der Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, daß umgekehrt die eine Plasmaart nicht der ganzen Masse der anderen zu ihrer Neutralisation benötigt und daß deshalb immer ein, wenn auch geringer Rest oder Residuum einer bestimmten Art des Ei- oder des Spermaplasmas nachbleibt. Dadurch wird die Weismannsche Hypothese voll erklärt: das nicht verbrauchte Plasma stellt gerade diesen Stoff dar, welcher zur Ausbildung der künftigen Geschlechtszellen des Embryo dient. Man kann der Erklärung der Rolle dieser Residuen noch näher kommen, wenn man bedenkt, daß ein absolut neutralisiertes Plasma, das Produkt der Verschmelzung des Ei- und des Spermaplasmas, wohl kaum imstande ist, die speziellen Zellen eines bestimmten Geschlechtstypus hervorzubringen, da infolge der Neutralisation alle Zellen des Embryo schon einen mittleren, sozusagen asexuellen Charakter darstellen. Die Entstehung neuer Keimzellen eines bestimmten Geschlechtstypus im Embryo benötigt der entsprechenden Plasmaart, und dies ist doch gerade die Grundlage der Weismannschen Hypothese. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß diese Residua im Embryo einen besonderen, bestimmten Platz einnehmen; es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß dieselben in der ganzen Masse des Embryo gleichmäßig verteilt sind. Deshalb kann das Residuum eine doppelte Rolle spielen: erstens kann es in jedem wachsenden Teilchen des Embryo demjenigen biologischen und morphologischen Typus, zu welchem es selbst gehört, ein Übergewicht geben; zweitens muß es in dem Moment, wo die Ausbildung der Geschlechtszellen im Embryo stattfindet, als der einzige Träger des unveränderten Keimplasmas die Hauptrolle spielen“.

In dem Abschnitt: „Die Ontogenese und ihre Bedeutung für die Vererbung“ kommt Orschansky zu der Annahme, daß die Evolutionsstimuli in den Keimzellen, während des ganzen Lebens des Individuums, in einem laten-

ten Zustande verharren und daß diese Zellen, gleichzeitig mit der embryonalen und individuellen Evolution, parallel in latenter Form entsprechende Veränderungen erleiden, mit anderen Worten, eine latente Evolution durchmachen. Diese Hypothese setzt voraus, daß in jedem Moment der individuellen Evolution zwischen beiden Zellenarten des Organismus, den somatischen und den Keimzellen, eine Korrelation oder ein Konsensus existiert. Dem realen Zustande des gesamten Organismus in jedem Momente seiner Evolution entspricht ein korrespondierender Zustand des latenten Lebens in den Keimzellen, ganz abgesehen davon, ob zwischen den beiden Zellenarten, den somatischen und den Keimzellen, irgend ein direkter Zusammenhang oder eine gegenseitige Wirkung stattfindet.

Weitere Abschnitte behandeln den Zusammenhang zwischen den Geschlechtsorganen und dem gesamten Organismus und die Vererbung der im Leben erworbenen Veränderungen. Für die Hypothese der Korrelation findet Verfasser namentlich in den experimentellen Arbeiten von Gaule eine Basis. Die Korrelation hat einen synthetischen und evolutionären Charakter und dient hauptsächlich zur Erhaltung der Stabilität des Typus. Jede unter dem Einfluß der Ernährung, der funktionellen Tätigkeit und anderer Momente im Organismus sich entwickelnde individuelle Modifikation hat um so weniger Aussichten, auf die Geschlechtszellen übertragen zu werden, je weiter diese Modifikationen sich vom normalen Konstitutionstypus entfernen und je später sie sich entwickeln und je mehr partieller Natur sie sind.

Dr. Warda-Blankenburg i. Th.

III. Ethnologie.

137. A. Galloway Keller: Queries in ethnography. New York, London and Bombay, Longmans, Green & Co. 1903. 12⁰, 77 S.

Die vorliegende Zusammenstellung ist dazu bestimmt, Laien, welche sich einige Vorkenntnisse in der Ethnographie bereits erworben haben und fremde Länder, entweder als Kaufleute oder Missionare, aufzusuchen beabsichtigen, an die Hand mit Vorschlägen zu gehen, wie sie ihren ausländischen Aufenthalt für diese Wissenschaft (nur für die Ethnographie im eigentlichen Sinne; die somatische Anthropologie schließt der Verfasser aus) nutzbringend machen können. Für Forschungsreisende soll das Buch nicht bestimmt sein. Die 912 Fragen, welche das Büchlein enthält, sind in folgende Gruppen geordnet: maintenance, perpetuation, gratification, religious und superstitious ideas and usages, the social system and contact and modification. Ein am Schluß beigegebener Index erleichtert das Auffinden der einzelnen Gesichtspunkte.

Für den oben angegebenen Zweck, wie ihn der Verfasser verfolgt, dürfte sich meines Erachtens das Büchlein empfehlen, das sich durch seine handliche Form und seine Wohlfeilheit (2 Sh.) außerdem auszeichnet. *Buschan-Stettin.*

138. O. Stoll: Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Zweite umgearb. und verm. Aufl. Leipzig, Veit & Co. 1904.

Stolls hervorragendes Werk über den Einfluß der Suggestion im Völkerleben hat in der vorliegenden 2. Auflage eine vollständige Umwandlung und eine Stoffvermehrung fast auf das Doppelte des früheren Umfanges erfahren. Dadurch konnten die Beweismaterialien gehäuft werden und die Errungenschaft der ganzen Untersuchung liegt jetzt klar vor Augen. Die Suggestibilität ist eine normale Eigenschaft der menschlichen Seele, sie ist ein konstanter Faktor, der in individuell allerdings stark schwankendem

Maße alle Prozesse des Denkens begleitet und unter Umständen entscheidend für unser Handeln wird. Darum begegnen wir auch in allen Gruppen der Menschheit identischen Formen der psychischen Reaktion als Resultat identischer Formen suggestiver Einflüsse. Der Verfasser geht diesen Erscheinungen der suggestiven Betätigung und Beeinflussung im einzelnen nach, beginnend mit den Kulturvölkern und dem weit verbreiteten Schamanismus. Die bei letzterem in Betracht kommenden Suggestivwirkungen äußern sich sowohl auf den Zauberer selbst in Form von autosuggestiver Extase, in Konvulsionen, Sinnestäuschungen und Anästhesie, als auch auf sein Publikum und treten in den verschiedensten ethnischen Gebieten mit großer Gleichförmigkeit auf. Besonders gewürdigt werden die suggestiven Leistungen bei den Vorderindiern, bei welchen ja auch die empirische Praxis der Suggestion methodisch sehr entwickelt ist. Die indonesischen und australischen Stämme bieten Interesse durch die Dämonenvisionen, die Gräberinkubation, das Mali-mali oder Latah, das Amok, den Glauben an Tierverwandlungen usw. Auch bei den Ureinwohnern Westindiens weist der Verfasser die gleichen Formen suggestiver Einflüsse im Denken und Handeln nach, die er bei den Völkern der alten Welt aufgefunden. Wichtig ist auch die bei den Indianern zu beobachtende Kombination toxischer, besonders narkotischer Wirkungen einzelner Genußmittel mit suggestiven Elementen. Eingehend werden dann die Suggestiverscheinungen bei den alten westasiatischen Kulturvölkern, bei Eraniern, Assyrern, Babyloniern und Hebräern behandelt, und helles Licht fällt auf die Entstehung und die ersten Zeiten des Christentums und Islams. Von den entsprechenden Erscheinungen auf afrikanischem Boden sei hier nur des westafrikanischen Zauberwaldes gedacht, dem das Barlumfest der Papuas an die Seite gestellt wird. Mit Recht deutet aber Stoll das Auftreten ähnlicher Formen der suggestiven Beeinflussung in Afrika und Neu-Guinea nur als Ausfluß einer gleichartigen Reaktion der allgemeinen psychischen Anlage des Menschengeschlechtes auf identische Reize. Das griechische Orakel, das altägyptische Kinderorakel, das in der abessinischen Lebascha noch erhalten ist, erfährt eine eingehende Erklärung.

Sehr verdienstlich ist es aber, daß der Verfasser hier nicht halt macht, sondern auch die uns zeitlich und räumlich näher liegenden Suggestivwirkungen auf westeuropäischem Boden ausführlich behandelt. Alle jene Massensuggestionen, wie die Kreuzzüge, Teufel- und Hexenglaube, welche enorme Verwüstungen unter der europäischen Kulturmenschheit angerichtet haben, werden analysiert. Und von dem religiösen Gebiet begibt sich Stoll auf das politische, indem er in meisterhafter Weise an dem Beispiel der französischen Revolution auch in dem politischen Leben der Völker die suggestiven Einflüsse und Wirkungen aufdeckt. Einige Ausführungen über die Suggestion auf wissenschaftlichem Gebiet, über Rassenpsyche und über den Begriff der Völkerpsychologie beschließen das inhaltreiche Buch.

Da die Kenntnis der Suggestiverscheinungen für den Ethnologen und Völkerpsychologen eine conditio sine qua non bildet, wenn er sich nicht bloß an der Oberfläche bewegen, sondern in die Tiefe des psychischen Völkerlebens hinabdringen will, so wird kein Fachgenosse Stolls Buch ohne reichen Gewinn und vielseitige Anregung aus der Hand legen. *R. Martin-Zürich.*

139. Paul Wilutzky: Vorgeschichte des Rechts (Prähistorisches Recht). 2. Teil: Eltern und Kinder. III. Keine Flick-Verwandtschaft und Blutsbrüderschaft. IV. Kommunismus und Hausgenossenschaften. Die Anfänge des Vermögensrechts. — 3. Teil:

V. Stammesverfassung und Anfänge des Staatsrechts. VI. Blutrache. Anfänge des Strafrechts und des Prozesses. VII. Berührung der Völker und Sklaverei. Berlin 1903, Ed. Trewendt.

Die vorliegenden beiden Teile dieses Werkes tragen in der Hauptsache denselben Charakter, wie der früher (Z. f. A. VIII, S. 148) hier besprochene erste; der Inhalt ist jedoch anregender und die Darstellung geschlossener. Dieser Vorzug hängt damit zusammen, daß hier vielfach die Rechtsaltertümer der Germanen und der klassischen und orientalischen Völker einen dankbaren, verhältnismäßig gut durchgearbeiteten Stoff bieten. Die ethnographischen Quellenwerke freilich sind nur wenig ausgebeutet und auch zusammenfassende neuere Arbeiten, wie z. B. einiges von Schurtz oder das Buch von Steinmetz über die Entstehung der Strafe sind nicht verwertet. Ebenso hat der Verfasser auf eigene Untersuchungen im modernen Stil verzichtet. Aus dem überreichen Gebiet hat er eine Auswahl einzelner, verhältnismäßig gut beleuchteter Punkte einer zusammenfassenden Darstellung unterzogen, die, durch ein edles Pathos der Betrachtungsweise in der bekannten älteren Art ausgezeichnet, auf weitere Kreise anregend und belehrend zu wirken durchaus angetan ist. Auch diesen Teilen ist dringend zu wünschen, daß sie bei den Juristen recht viel Beachtung finden. *A. Vierkandt-Berlin.*

140. A. Hellwig: Das Asylrecht der Naturvölker. Berlin. Jurist. Beiträge (hrsgb. v. Dr. J. Kohler). Heft 1. 1903. Berlin, R. v. Decker.

Die kleine Schrift behandelt das Asylrecht der Verbrecher, der Fremden und der Sklaven bei den Australiern, den Ozeaniern und den afrikanischen Natur- und einigen Halbkulturvölkern. Von den Arbeiten der älteren und eigentlichen rechtvergleichenden Schule unterscheidet sie sich zu ihren Gunsten durch eine eingehendere Beachtung des gesamten Kulturschatzes, insbesondere der politischen Verhältnisse; immerhin steht sie ihnen innerlich nahe, so wie sie äußerlich aus diesem Kreise hervorgegangen ist, namentlich dadurch, daß vor der historischen oder entwickelungsgeschichtlichen die psychologische und teleologische, zum Teil auch die logisierend-konstruktive Behandlungsweise überwiegt. Der Möglichkeit, daß die vorhandenen Formen des Asylrechts aus erheblich andersartigen sich entwickelt haben können, kann auf dem hier eingeschlagenen Wege nicht näher nachgegangen werden; statt dessen wird ihr Ursprung, wohl bisweilen etwas zu unmittelbar, durch eine psychologische Konstruktion erklärt. Jedenfalls ist aber die hier vorliegende vergleichende Zusammenstellung lohnend; sie ist namentlich ein lehrreicher Belag für die immanente Zweckmäßigkeit der meisten sozialen Institutionen. Denn das Asylrecht erscheint hier als die organische Zwischenstufe zwischen der privaten Rache und der öffentlichen Strafe und als der naturgemäße Übergang von jener zu dieser, der sich auf einer gewissen Stufe wegen seiner Zweckmäßigkeit gleichsam mit innerer Notwendigkeit ergibt.

Ein Schlußwort verspricht die Fortsetzung der Arbeit für das Gebiet der asiatischen Natur- und Halbkulturvölker. Wir sehen ihr mit Spannung entgegen. *A. Vierkandt-Berlin.*

141. L. Manouvrier: Deux trépanations crâniennes préhistoriques avec longue survie et déformation consécutives. Bull et Mém. d. l. Soc. d'anthrop. de Paris 1903. Tome IV, p. 404—417.

Ein in einem neolithischen Grabe zu Menouville (Seine-et-Oise) aufgefundener trepanierter Schädel läßt interessante Rückschlüsse auf die chirurgische Fertigkeit der Neolithiker zu. Er trägt auf dem hinteren Teile des

Stirnbeins und auf einem großen Teile des Scheitelbeines linkerseits eine 73 mm lange und 35 mm breite, gut vernarbte ovale Trepanationsöffnung, an deren unterem Rande ein kleiner Knochenzapfen in sie hineinragt. Es ist dieses gerade die Eintrittsstelle der Arteria meningea in den Knochen. Ohne Zweifel muß hier der Operateur, wahrscheinlich durch Übung, von den anatomischen Verhältnissen sich Kenntnisse verschafft haben. Der betreffende Zapfen war absichtlich von ihm stehen gelassen worden, um einer heftigen Hämorrhagie vorzubeugen. Wie die gute Vernarbung der Ränder erkennen läßt, hat der so Operierte den Eingriff noch eine Reihe von Jahren überstanden; die Trepanation muß in seiner frühen Jugend vorgenommen worden sein. — Der Schädel ist ferner dadurch besonders bemerkenswert, daß er infolge des großen Defektes eine Verunstaltung erlitten hat in Form einer Scaphokephalie. Verfasser zeigt, wie diese Scaphokephalie zustande gekommen sein mag, die am Stirnschädel am ausgeprägtesten ist, am Hinterhaupt aber fast gar nicht in Erscheinung tritt. Man nimmt allgemein an, daß die scaphokephale Schädelform aus einer prämaturen Synostose der Pfeilnaht resultiert; der Schädel ist in seinem Breitenwachstum behindert, und geht daher ein größeres Längenwachstum als Equivalent ein. Im vorliegenden Falle nun liegt gleichfalls ein Wachstumshindernis vor, zwar nicht in der Mittellinie, sondern lateral (Knochendefekt); es trat hier ebenfalls ein kompensatorisches Wachstum im antero-posterioren Sinne ein, aber dasselbe konnte nicht so bedeutend ausfallen, wie bei der wirklichen Scaphokephalie (infolge von Sagittalsynostose). Da zudem das Wachstumshindernis nur einseitig war, so mußte das kompensatorische Längenwachstum auf der verletzten (linken) Seite auch stärker ausfallen, als rechts.

Ein zweiter aus demselben Dolmen stammender Schädel zeichnet sich durch die Regelmäßigkeit der Trepanationsöffnung und die vorzügliche Vernarbung ihrer Ränder aus, wie die beigefügte Abbildung auch deutlich ersehen läßt.

Buschan-Stettin.

142. Ludwig Woltmann: Die Germanen und die Renaissance in Italien. Pol.-Anthr. Revue 1903. Jhrg. II, S. 861 bis 868.

Der Verfasser widerspricht der verbreiteten Ansicht, die unter anderen auch der Kunstschriftsteller J. Burkhart vertritt, daß die Renaissance in Italien eine zweite Kulturepoche eines und desselben Volkes gewesen sei, wenn man die römische Zeit als die erste ansieht. Nach Woltmann war es eine zweite Kulturepoche einer und derselben Rasse, nicht eines und desselben Volkes. Nur die Rassengeschichte Italiens kann die Naturgeschichte dieses Landes erklären. Eine tausendjährige hohe Zivilisation, innere und äußere Kriege, Auswanderungen hatten die kulturschaffende indogermanische Rasse des alten Rom erschöpft. Die blonden Elemente waren verschwunden, übrig geblieben waren die brünetten Rund- und Langköpfe. Da begann eine neue Einströmung indogermanischer blonder Scharen in die apenninische Halbinsel, Longobarden, Goten, Franken, Normannen, Alemannen, Bajuvaren u. a.; aus ihren Nachkommen gingen die Anstöße zu der neuen Kulturentwickelung, der Renaissance, hervor, den Nachweis führt Woltmann auf dreifache Weise: erstens historisch durch die Einwanderung germanischer Stämme, dann linguistisch, da die berühmtesten Namen der Renaissance auf germanische Benennungen zurückzuführen sind, drittens anthropologisch, indem die hervorragendsten Männer jener Zeit schmale Gesichter oder blaue Augen oder blonde Haare und Bärte oder dies und jenes vereint hatten. Es ist nicht zu leugnen, daß überraschende Tatsachen in Fülle vorgebracht

werden. Der Wunsch, den Gegenstand noch eingehender behandelt zu sehen, als es auf knapp sieben Seiten geschehen konnte, ist nicht zu unterdrücken, aber Woltmann selbst ist ihm zuvorgekommen, indem er einen näheren anthropologischen und historischen Beweis mit Angabe der Quellen für eine spätere umfassendere Arbeit in Aussicht stellt. Dieser Arbeit wird man überall da erwartungsvoll entgegensehen, wo man Interesse für die Ausgestaltung der Rassenpsychologie besitzt. Anerkennenswert ist der Mut, mit dem Woltmann seine Sätze ausspricht. Noch vor zehn Jahren wäre er dafür ausgelacht worden, heute zollt man ihm Anerkennung, ein Beweis, daß wir trotz aller Hindernisse fortgeschritten sind.

Otto Ammon-Karlsruhe.

143. H. Gering: Die germanische Runenschrift. Mitt. d. anthr. Ver. in Schleswig-Holstein. 1903. Heft 16, S. 9—22.

Der ansprechende Vortrag gibt ein gutes Bild vom Gebrauch und der Fortentwickelung der Runenschrift im Norden, besonders von den schleswigholsteinischen Denkmälern (der jüngere Sigtryggstein des Kieler Museums ist abgebildet), der Anwendung bei Zauberei, Wahrsagung u. dgl. Leider aber ist gerade die Hauptsache, der Ursprung der Runen, verfehlt. Obwohl die von Tacitus erwähnten Zeichen als Runen anerkannt werden, womit zugestanden ist, daß sie „tatsächlich weit älter“ sind, als früher angenommen wurde, ist doch auf Seite 13 zu lesen: „soviel ist aber sicher, daß ein südgermanischer Volksstamm (welcher?) von einem höher kultivierten Nachbarn (welchem?) seine Schriftzeichen entlehnte und daß sie von hier aus über die ganze germanische Welt sich verbreiteten“. Das ist aus folgenden Gründen unmöglich: 1. sind die ältesten Runendenkmäler nicht im Süden, sondern im Norden gefunden, das Goldhorn z. B. zeigt, was kein Sprachkundiger leugnen kann, Sprachformen, die das älteste Denkmal germanischen Schrifttums, die aus dem 4. Jahrh. stammende gotische Bibelübersetzung, „an Altertümlichkeit übertreffen“; 2. hatten damals die mit aller Gewalt auseinanderstrebenden, sich zum Teil aufs heftigste bekämpfenden und außer gemeinsamer Abstammung und Sprache (aber auch schon in mehrere, durch Lautstand und Aussprache recht verschiedene Mundarten zerfallen) durch kein Band zusammengehaltenen Germanen eine solche Ausdehnung vom Mälarsee bis zum Oberrhein erreicht, daß die Verbreitung der von einem südlichen Völkchen entlehnten, seiner Eigenart angepaßten und umgestalteten Schrift über alle germanischen Stämme und Völker undenkbar ist; 3. haben, was von den wenigsten Forschern in Betracht gezogen wird, nicht nur unsere Vorfahren, sondern auch ihre westlichen und östlichen Nachbarn, Kelten und Keltiberer, Litauer, Slaven und Skythen, eine in vorgeschichtliche Zeiten zurückreichende, gemeinsamen Ursprung verratende Schrift besessen. Ausschlaggebend ist aber der Umstand, daß bei keiner Ableitung, aus irgend welchem südeuropäischen Alphabet, eine entwickelungsgeschichtliche Erklärung aller 24 Runen möglich ist, daß immer ein „non liquet“ bleibt. Daß die Runen mit den italischen, griechischen und kleinasiatischen Schriftzeichen verwandt sind, „das lehrt schon die flüchtigste Vergleichung auf den ersten Blick“, nicht aber, daß sie von diesen abstammen. Daß Wimmers Ableitung von den großen römischen Buchstaben der Kaiserzeit „lange als sicheres Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung“ gegolten hat, trifft nicht für alle Runenforscher zu; ich wenigstens habe ihm schon vor dem Erscheinen der deutschen „Runenschrift“ widersprochen und nachher seine Hypothese im einzelnen widerlegt. Die Forderung des dänischen Gelehrten, man müsse, um seine Ergebnisse „erschüttern“ zu können, ein „älteres Alphabet

nachweisen", habe ich erfüllt; auf seine Behauptung, „ein solches Alphabet findet sich nicht", habe ich erwidert, „doch, aber nicht außerhalb, sondern innerhalb der gemeingermanischen Runenreihe". Die weitere Entwickelung der Runenforschung hat mir Recht gegeben: alle seitdem gemachten Versuche, entweder die Herkunft des phönizischen Alphabets oder der Runen zu erklären, sind unter sich im Widerspruch und mit den Tatsachen unvereinbar. Auf diesem Wege, das hat die Erfahrung gelehrt, ist alle Mühe vergebens, auf dem umgekehrten aber wird Gestalt und Lautwert sämtlicher Zeichen aller europäischen und kleinasiatischen Schriftarten leicht verständlich.

Ludwig Wilser-Heidelberg.

144. Claerhout: Communication sur un ornement Frison trouvé à Dudzeele. Bull. d. l. Soc. d'anthr. d. Bruxelles, 1901—1902. Tome XX, 1902.

Im Norden des westlichen Flanderns tragen die Frauen um den Kopf einen Schmuck in Gestalt einer Binde aus Gold, Silber oder Kupfer. Derselbe sitzt hinten über dem Ohr nach Art eines offenen Diadems, dessen Enden, sobald sie das Ohr erreichen, im rechten Winkel nach den Schläfen umbiegen, um längs des Ohres hinabzusteigen und an jeder Seite des Kiefers mit einem goldenen Knopf oder einem sonstigen kostbaren Metallschmuck zu endigen. Gelegentlich hat dieser Kopfring eine Breite von 2 bis 3 Fingern und endet in wirklichen Platten, die mit Edelsteinen verziert sind. Wir haben es hier mit einem charakteristischen Abzeichen der friesischen Nation zu tun. Winkler hat gezeigt, daß dieser Schmuck nur in den Teilen der Niederlande getragen wird, wo Friesen, bzw. Frieso-Sachsen und Frieso-Franken ansässig sind. Seine Verbreitung fällt mit den Grenzen dieses Volksstammes zusammen. Halbertsma hat zuerst vermutet und Verfasser macht seine Annahme sehr wahrscheinlich, daß dieser Schmuck bis in die vorgeschichtliche Zeit zurückreicht. Auf einem Berge zu Han-sur-Lesse hat man zusammen mit römischen Urnen ein Skelett unter großen Steinfliesen aufgefunden, das um den Schädel ein Diadem aus gewundener Bronze trug; im Museum zu Namur befinden sich unter gallischen Bronzestücken vier Kreise, die ganz ähnlich den oben geschilderten von Dudzeele sind. Verfasser bringt mit diesen ferner die in Dänemark gefundenen zahlreichen gezähnten Ringe der jüngeren Bronzezeit, die Sophus Müller allerdings für Armringe hält, ferner analoge Funde aus Polen in Zusammenhang.

Buschan-Stettin.

145. Georges Hervé: Crânes néolithiques Armoricains de type négroïde. Bull. et Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Paris. 1903. tome IV, p. 432—435.

Zwei weibliche Schädel, der eine aus dem sicher neolithischen Dolmen von Conguel auf der Südostspitze der Halbinsel Quibéron (Brétagne), der andere aus einer höchstwahrscheinlich gleichfalls neolithischen Schicht auf dem nicht weit davon entfernten Inselchen Toul-Bras stammend, sind gut entwickelt und geräumig, weisen aber eine Reihe von Merkmalen auf, die von so ausgeprägt negroidem Typus sind, daß man sie mitten in einer Serie Negerschädel gleichfalls als solche ansprechen würde. Verfasser zählt hierhin: beträchtliche Prognathie (Index nach Flower 102 und 100), Zusammenziehung der hinteren Enden des Alveolarbogens, supranasale Furchen am Intermaxillare, Platyrrhinie (Nasalindex 56,7 und 53,5), den Verlauf der Schädelkurven, den Grad der Ausbreitung und des Vorspringens der Schädelhöcker, die hochgradige Dolichokephalie (Index: 69,3 und 73,2) und Höhe des Schädels (L.-H.-Index: 73,1 und 74,9; B.-H.-Index: 105,4 und 102,2). — Das

Vorkommen dieses Typus unter der Bevölkerung der jüngeren Steinzeit ist ein so merkwürdiges, daß Verfasser bisher vor einem Rätsel stand. Die neuesten Untersuchungen Verneaus an den Skelettresten aus der Höhle von Baoussé-Roussé (Grimalditypus) geben ihm jetzt die Erklärung hierfür. Es scheint sich um das Fortbestehen einer fossilen Rasse von negroidem Typus, um Überbleibsel aus der Quartärzeit, zu handeln, wozu besonders die recht abgeschiedene Lage der Halbinsel Quibéron das ihrige beigetragen haben mag. — In der Diskussion sprechen sich Manouvrier, Verneau und Baudouin in dem gleichen Sinne aus. *Buschan-Stettin.*

146. V. Giuffrida-Ruggeri: Cause probabili della bassa statura in Italia. Arch. di Psich., 1903, Vol. XXIV, p. 600—603.

Verfasser wendet sich zunächst in einer Anmerkung gegen die mittlerweile erschienene Arbeit von Gino De'Rossi (vgl. Zentralblatt 1903, S. 289), dem er entgegenhält, daß er mit Unrecht die Zunahme der Zurückgestellten in den Rekrutierungslisten als nicht für eine Verschlechterung der italienischen Bevölkerung in physischer Hinsicht sprechend betrachte. Er steht auf entgegengesetztem Standpunkt und sucht die Gründe der geringen Körpergröße außer in der Rasse und in der sozialen Umgebung noch in anderen Dingen. Vor allem weist er auf die in manchen Gegenden bestehende Inzucht hin, und erwähnt eine entsprechende Beobachtung von Bunker über die Birmanen. Ferner hält er eine Art von Auslese z. B. in Sardinien für wahrscheinlich, wo gerade die größten und kräftigsten Männer jahrhundertelang (z. B. in den Kämpfen der Phönizier gegen Rom) als Kriegsmaterial verbraucht wurden. Schließlich weist er noch auf den Einfluß fremder Blutzufuhr hin.

P. Bartels-Berlin.

147. A. Giussani: L'iscrizione nord-etrusca die Tesserete e le altre iscrizioni pre-romane del nostro territorio. Riv. archeol. d. prov. e ant. diocesi di Como 1902, Vol. XLVI, p. 25—64.

Vor drei Jahren wurde am Nordende des Luganersees ein im Kantonalmuseum von Lugano aufgestellter Stein mit sogenannter „nordetruskischer" Inschrift gefunden, bei der es sich um eine meterhohe gerade Gneisplatte handelt, die auf beiden Seiten oberflächlich eingehauene Schriftzeichen trägt. Verfasser liest sie folgendermaßen: „rkomui: pala — aai: pala — otiui pala = Grab des Rkomus, Grab der Aa, Grab des Otios". Im Anschluß an den verstorbenen Pauli hält er die Sprache für ligurisch, eine Ansicht, die mir unhaltbar scheint, da die Sprache der mit den Iberern verwandten, aber sehr bald mit keltischen Völkerschaften vermischten Ligurer wahrscheinlich schon in vorgeschichtlicher Zeit ausgestorben ist. Aus dem auf dem fraglichen Steine dreimal und auch sonst sich findende Wort pala, nichts anderes als makedonisch pela, pella (mit unserem Fels urverwandt), d. h. Stein, Grabstein, geht schon hervor, daß die Sprache der Inschrift nordetruskisch oder, was damit gleichbedeutend, rhätisch ist. Meines Erachtens ist zu lesen: —rkomui: pala, —avi: pala, otiui: pala, d. h. „Grabstein des —rkomos (vielleicht zu Arkomos zu ergänzen), des —avos (vielleicht Tisiavos), des Otios". Das Grab barg also drei Männer, nicht, wie der Verfasser meint, ein Ehepaar, da die Endungen alle männlich sind, und stammt jedenfalls aus der Zeit vor der Eroberung des Landes durch die Römer (222 v. Chr.). — Sehr dankenswert ist es, daß dieser Veröffentlichung eine Zusammenstellung aller bisher im Gebiet der alten Diözese von Como gefundenen vorrömischen Inschriften beigefügt ist. Sie sind, den geschichtlichen Verhältnissen des Landes

entsprechend, teils rhätisch, teils gallisch. Die Gallier hatten die ihrer eigenen ähnliche, landesübliche Schrift angenommen, jedoch einige ihrer besonderen Zeichen, so z. B. dasjenige für Doppel-s, das *a* in seiner ursprüngliche Gestalt mit kurzen Seitenstrichen, das der germanischen Rune näher stehende *m* u. dgl. beibehalten. Für die keltisch-germanische Namenforschung sind einige der in diesen Inschriften enthaltenen Formen von Wichtigkeit, z. B. Alkovinos, Ritukalos, Askonetos, Latomaros, Varsileos, Vitilios, Catiusos, Vilios u. a. Der erste Name stimmt mit dem germanischen Alcuin überein, der zweite enthält wie der geschichtliche Boiocalus, der inschriftliche Felucalus (Ecully bei Lyon), das Stammwort des Keltennamens.

Ludwig Wilser-Heidelberg.

148. E. Pittard: Étude de 30 crânes Roumains provenant de Moldavie. Rev. de l'Ecole d'anthr. de Paris. 1903. Année XIII, p. 369—381.

Analyse von 30 im anatomischen Institute von Jassy befindlichen Schädeln von Moldau-Rumänen, die, da sie Landleuten angehören, einen relativ wenig vermischten Typus darstellen dürften. Diese Schädel sind ausgezeichnet durch Subbrachykephalie (L.-H.-Index im Mittel 82,39; schwankend von 77,01 bis 86,81), ziemliche Höhe (H.-L.-Index = 77,40, L.-B.-Index = 94,31), gleichmäßig gut entwickelte Stirn, Leptoprosopie, Megasemie, Leptorrhinie; ihre Kapazität wird auf annähernd 1610 ccm geschätzt. In der Sagittalkurve überwiegt der parietale Abschnitt den frontalen. Im Vergleich zu anderen brachykephalen Schädeln besitzen die Moldauschädel eine hohe Hinterhauptkurve (Frontalsegment zum Parietal- und Occipitalsegment wie 126 : 128 : 113 mm).

Ein Vergleich mit anderen, vom Verfasser früher gemessenen Rumänenschädeln aus Cocosu zeigt, daß diese nicht so hochgradig brachykephal (Index 80,62) sind, nicht soviel Brachykephale und Subbrachykephale (62,8 : 76,7 Proz.), dafür aber mehr Dolichokephale und Subdolichokephale (23,2 : 6,7 Proz.) aufweisen, von geringerer Höhe sind, weniger entwickelten Stirndurchmesser, eine kürzere Sagittalkurve, ein im Vergleich zum Frontalstück kürzeres Parietalsegment derselben, eine kürzere Subaurikular- und Horizontalkurve, sowie einen geringeren Schädelbinnenraum besitzen. *Buschan-Stettin.*

149. Otto Herman: A Magyar Nep Arcza es Jelleme. (Antlitz und Sinnesart des ungarischen Volkes.) 11 Taf. u. 45 Abbildg., Budapest 1902. (212 S.)

Der Titel des Buches selbst impliziert keine Rassenforschung im anthropologischen Sinne des Wortes, sondern Untersuchungen auf dem Gebiete der Ethnographie und der Ethnologie. Otto Herman vernachlässigt das anthropometrische Element vollständig. Dies ist der Grund, warum wir seinen Untersuchungen nicht beipflichten können und weshalb sein interessantes Werk für die anthropologische Kenntnis der magyarischen Rasse absolut bedeutungslos erscheint.

Indem Verfasser bis zur Völkertafel des Moses zurückgreift, beschreibt er uns den Gang der physiognomischen Kenntnisse von Aristoteles an, vergleicht den französischen General Kleber in seinem Gesichtsausdrucke mit einem Löwen, und, nachdem er uns Schacks, Lavaters, Lichtenbergs, Duchennes und Piderits Anschauungen über die Physiognomik illustriert, die anatomische Grundlage der Mimik erörtert und es für nötig erachtet, Adler und Geierköpfe neben verschiedenen Nasenformen zu verzeichnen, wid-

met er ein reich illustriertes Kapitel, wo von Gesicht und Gesichtsbildung die Rede ist und besonders die Mimik des Auges, des Mundes usw. erörtert wird, interessante Betrachtungen, die aber mit der wissenschaftlichen Anthropologie nichts zu schaffen haben.

Bei dieser Gelegenheit erachtet es der Verfasser für geboten, neben dem Bilde Beethovens uns denselben Beethoven als preußischen Offizier verkleidet zu zeigen. Dasselbe Vexierstückchen führt er uns mit Déak und Lord Derby vor, indem er den großen ungarischen Patrioten mit der Haar- und Barttracht des englischen Staatsmannes darstellt und letzterem Déaks kräftigen Schnurrbart aufsetzt*). Endlich erscheint wieder ein Löwenkopf, um Derbys Physiognomie zu kennzeichnen. Verfasser selbst erklärt diese sonderbaren Zusammenstellungen für eine Spielerei. Es erscheint mir überflüssig. derartige anthropologische Studien einer näheren Erörterung zu unterziehen.

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, auf zwei Punkte aufmerksam zu machen. Eine Reihe von ungarischen Typen, die in Frontal- und Seitenansicht dargestellt und zum größten Teil einer im Jahre 1900 erschienenen Publikation Jankos entlehnt sind, weisen zumeist eine auffallende Häßlichkeit auf. Glücklicherweise hat man im westlichen Europa eine bessere Meinung vom Durchschnittstypus der Magyaren. Wie ich es seiner Zeit auch Janko mitgeteilt, halte ich es für unstatthaft, sowohl auf Forschungsreisen in entfernten Länderstrichen als auch bei Untersuchungen an Lebenden in unserem zivilisierten Europa immer die am tiefsten stehenden Kasten und häßlichsten Beispiele auszuwählen, um eine Anschauung vom Gesamtaussehen eines Volkes zu geben. Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß es am Platze gewesen wäre, diesen Bildern, die, wenn sie in drei Viertel Ansicht aufgenommen, gar kein anthropologisches Interesse darbieten, einige Zahlen beizufügen, wie z. B. die Körpergröße, den Breitenindex, den Gesichtswinkel, den Frontalindex, den Nasenindex, die Rumpfhöhe usw. Ferner will ich noch bemerken, daß jedes anthropologische Werk analytische Forschungen oder synthetische Ausführungen zum Zwecke haben sollte. Es genügt, zu diesem Behufe auf die mustergültigen Arbeiten eines Ammon, Livi, Retzius, Deniker, De Michelis und Ripley hinzuweisen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heutigen Magyaren Mischlinge sind, wie übrigens die Mehrzahl der meisten europäischen Völker. Nach den Bildern zu schließen, würde sie Collignon als disharmonische Rundköpfe bezeichnen, da die Entwickelung des Gesichtsschädels in gar keinem Verhältnis zu derjenigen des Gehirnschädels steht. Wahrscheinlich sind sie von den Heerscharen Arpáds typisch ebenso weit entfernt, als die Türken Konstantinopels von ihren im Herzen Asiens zurückgebliebenen Brüdern. Was die Psychologie der Magyaren anbetrifft, die im großen und ganzen seit Jahrhunderten dieselbe geblieben, so tragen Hermans Schilderungen den Stempel einer wahrheitsgetreuen Beobachtung. *Carl v. Ujfalvy-Florenz.*

150. Géza Kuun: Hazánk lakói a romai uralom megszünte után a honfoglalás idejéig. (Die Bewohner unseres Vaterlandes vom Ende der Römerherrschaft bis zur Zeit der Besitzergreifung) mit 28 Textillustrationen. Budapest, Athenäum-Gesellschaft 1903. (34 S.)

Graf Géza Kuun, einer der bedeutendsten ungarischen Philologen, der eine große Zahl von historischen und linguistischen Werken veröffentlicht

*) Ich sehe ganz davon ab, daß in Hermans Augen der ungarische Schnurrbart als einer der typischsten Rassencharaktere erscheint!

hat, behandelt in vorliegender Arbeit die Zeit der Völkerwanderung, welche sich mit besonderer Vorliebe Panonien und Dacien zum Tummelplatz erwählt hatte und von großer Bedeutung für die Entwickelung des heutigen ungarischen Volkes gewesen ist. Wie der Geologe die verschiedenen Schichten der Erdrinde untersucht, so erforscht Kuun die übereinander gelagerten Völkerschichten auf historisch-archäologisch-linguistischer Grundlage. Seine Forschungen sind besonders vom Standpunkte der historisch-genealogischen Anthropologie von hohem Werte, denn sie liefern uns unerwartete Aufschlüsse über den somatischen Charakter der heutigen Bewohner Ungarns.

Des Verfassers Darstellung, welche das achte Kapitel einer Monographie des hunyader Komitats bildet, umfaßt vier Abschnitte, von denen wir jeden besonders untersuchen wollen.

Die Aufschrift des ersten Abschnittes lautet: Die Völkerwanderung der Sarmaten und der Germanen. Die Westgoten und die Ostgoten. „Aus Jornandes entnehmen wir, daß der östliche, das heißt siebenbürgische Teil Ungarns seiner Zeit Gothia hieß und später unter dem Namen Gepidia bekannt war. Wahrscheinlich führten die Goten mit den im Lande vorgefundenen Überresten der Dacier häufig Krieg. Später überschritten sie die Donau und gelangten bis nach Thracien, von wo Kaiser Priscus sie wieder zurückdrängte. Bald darauf erschienen die Gepiden, welche sich mit Bewilligung der Goten an ihrer Seite ansiedelten. Hierauf entbrannte ein Krieg zwischen diesen beiden stammverwandten Völkern. Die besiegten Gepiden setzten ihre Wanderungen fort und wählten schließlich inmitten der gotischen Stämme in Dacien ihre Wohnsitze, wo wir sie zur Zeit der Avaren noch immer und auch später noch vorfinden; denn selbst im Jahre 870 ist noch von ihnen die Rede. Auch die Dacier sind weder plötzlich noch gänzlich aus Siebenbürgen verschwunden. Lange noch führten sie in jenen Gegenden ihr Hirtenleben fort, bis sie ebenfalls von rasch aufeinanderfolgenden neuen Volkselementen überflutet wurden.“ Die mit den Gepiden gekommenen Vandalen besetzten nach Jornandes den westlichen Teil Daciens, verblieben aber nur kurze Zeit in jenen Gegenden und wanderten dann in westlicher Richtung rasch weiter, bis sie endlich über Spanien nach dem nördlichen Afrika gelangten. Die Gepiden besetzten auch das untere Panonien, von wo sie von den Hunnen vertrieben wurden. Ammianus Marcellinus berichtet uns von den Sarmaten, welche in dem westlichsten Teil Daciens saßen und von denen noch zur Zeit der Hunnen die Rede ist; mit letzteren verschmolzen sie schließlich. Verfasser beschreibt hierauf verschiedene Gräberfunde, die sich auf jene zurückliegenden Zeiten beziehen und welche Waffen, Geräte, Zierate usw. darstellen. Unter diesen sind besonders gotische Goldgegenstände bemerkenswert, die zwar der Technik nach dem klassischen Altertum angehören, aber germanischen Geschmack bekunden. Unter diesen Gegenständen befindet sich auch ein 76 cm langes eisernes Schwert, welches aus der Zeit der Goten oder der Gepiden stammt und im Museum von Nagy-Enyed aufbewahrt wird.

Der zweite Abschnitt ist die Hunnenzeit betitelt. Zwischen den Jahren 375 und 378 brachen die Hunnen in Ungarn ein, das seinen Namen wechselte und (nach Priscus Rhetor) Skytike benannt wurde. Nach Kuuns Anschauung sind die Hunnen Attilas ein Volk von türkischem Ursprunge. Er identifiziert sie mit den Hiung-nu der chinesischen Chronisten. Er ist überzeugt, daß unter den Heerscharen des Hunnenkönigs sich viele Uferbewohner der Wolga und unter den letzteren auch Magyaren befanden. Weiter meint er, daß zwischen den Hunnen Attilas und den Magyaren Arpads zweifellos

eine auffallende Ähnlichkeit bestand. Verfasser erblickt einen Beweis hierfür in dem Umstande, daß die Erinnerungen an Attila und die Hunnen im ungarischen Volke tiefe Wurzeln schlugen, daß die bekannte Chronik des Thuroczi, welche aus dem Jahre 1490 stammt, dieser Erinnerungen voll ist, die sogar noch in der szeklerischen Volkssage fortleben. Ein Sprichwort aus dem szeklerischen Komitate Háromszék lautet: Der Szekler erzeugte den Magyaren. Ja viele andere Traditionen beweisen ebenfalls ein Fortbestehen der Hunnen in den Magyaren, und der Volkssage gemäß eroberte Arpad, mit dem Schwerte Attilas in der Rechten, Ungarn. Die Hunnen sind ebenso wenig aus Ungarn gänzlich verschwunden wie seiner Zeit die Dacier, die Gepiden und später die Avaren. Nach dem Tode Attilas 453 wurden seine unter sich uneinigen Söhne zuerst von den Gepiden und später von den Goten angegriffen und besiegt. Die Hunnen entflohen gegen Osten, doch ein Teil der Magyaren, der mit ihnen ins Land gekommen, zog sich in die waldigen und bergigen Gegenden zurück, wo er sich mit den später gekommenen Magyaren vermischte und heute unter dem Namen der Szekler fortlebt. — Was die archäologischen Überreste der Hunnenherrschaft anbetrifft, so besitzt das kaiserliche Antikenkabinett zu Wien prachtvolle Goldgegenstände, welche im Jahre 1799 in Nagy-Szent-Miklós aufgefunden wurden und Attila gehört haben sollen. Nagy-Szent-Miklós liegt im Torontáler Komitat, und vier Meilen davon befindet sich die Stadt Szeged, in deren Nähe sich aller Wahrscheinlichkeit nach Attilas Residenzschloß erhob. Hier erblickte Priscus Rethor bei seinem Besuche am hunnischen Hofe auf dem Tische des Königs goldene Pokale, deren sich die Gäste, Gesandten, die deutschen Fürsten und die Großen unter den Hunnen bei ihren Gelagen bedienten.

Der dritte Abschnitt lautet: Das Wiederauftauchen der germanischen Stämme usw. Nach dem Untergang des Hunnenreiches bemächtigten sich die Gepiden Daciens, welches fortan den Namen Gepidia führte. Die Ostgoten hielten Panonien besetzt, bald unter der Oberherrschaft der Hunnen, bald unter der von Byzanz. Die Überreste der Westgoten, welche gegen 380 Dacien verließen, waren über die Donau gezogen auf byzantinisches Gebiet. Die westlichen Nachbarn der Gepiden waren die sarmatischen Jazygen und südwestlich von ihnen, bis an die nördlichen Ufer der Donau, wohnten die Skyren und in ihrer Nachbarschaft die Heruler. Diese letzteren besetzten die Gegenden, welche früher den Quaden, einem Zweige der germanischen Sueven, gehört hatten. Noch zur Hunnenzeit kommen im nördlichen Ungarn Quaden vor. Im Jahre 488 führte Theodorich seine Goten nach Italien, wo er ein unabhängiges Königreich schuf. Die Gepiden nahmen darauf die in Panonien von den Goten freigelassenen Gebiete ein, und im Jahre 527 erschienen, von Kaiser Justinian dorthin berufen, die Longobarden in denselben Gegenden. Von den Quaden ist nun nicht mehr die Rede. Die Heruler hatten ebenfalls Ungarn verlassen, desgleichen die Longobarden. Letztere spalteten sich, und ein Teil zog gegen Norden, während der andere vom byzantinischen Kaiser Landstriche südlich der Donau zuerteilt erhielt. Jetzt erschienen auch die Kutuguren und die Utuguren auf dem Schauplatze, zwei Völker, deren Ursprung sich ebenfalls auf die Hunnen zurückführen läßt. Die Gepiden verschwanden nie gänzlich aus Ungarn. Sie waren so zahlreich und dabei so wohlhabend, daß, als sie besiegt wurden, Priscus, der Feldherr des oströmischen Reiches, 30 000 unter ihnen niedermetzeln ließ und ungeheure Schätze erbeutete. Im Jahre 582 endlich erschienen in Panonien die Avaren unter Bajans Führung. In ihrem Gefolge befanden sich auch sla-

vische Völker, die mit ihnen gleichzeitig bis nach Dacien vordrangen. Auch die Avaren sowie die Hunnen gehörten nach des Verfassers Anschauung zu türkischen Volksstämmen, ja Kuun ist fast geneigt, diese beiden Völker miteinander zu identifizieren. Er bespricht hierauf die avarischen Altertümer und unter diesen besonders die sogenannten Avarenringe. Die Avaren, im Jahre 803 besiegt, verschwanden ebenfalls niemals gänzlich, sondern leben heute noch in verschiedenen Gegenden des östlichen Ungarns fort und bilden eines der Grundelemente der Szekler, ja, die westlichen Chroniken nennen die Ungarn sogar Avaren. Gleichzeitig mit den Avaren ist auch von Ackerbau treibenden slavischen Stämmen die Rede, denen wir besonders im nordwestlichen Ungarn begegnen, und unter der Herrschaft der Franken finden wir, namentlich in Panonien, germanische Elemente.

Der vierte und letzte Abschnitt endlich behandelt die Herrschaft der Avaren und ihren Untergang. Dieses Kapitel betrifft ebenfalls die Ausbreitung der Theißbulgaren, die gleichzeitig mit den Avaren bis nach Siebenbürgen vorgedrungen waren. Bezüglich der Kasaren, auch eines Volkes türkischen Ursprungs, deren der namenlose Notar des Königs Béla Erwähnung tut, liefert uns der Verfasser höchst interessante linguistische Vergleiche, die seine gründliche Kenntnis aller dieser lebenden und toten Sprachen bekunden.

Schließlich gelangt er zu folgenden Schlußfolgerungen:

„Zur Zeit der Besitzergreifung gehörte das nordwestliche Ungarn südlich bis zur Donau zu Großmähren. Gegen Osten grenzte es an das von Zalán beherrschte Fürstentum. Jenseits der Donau wohnten Germanen, avarische Überreste und zahlreiche slavische Stämme. Zwischen der Theiß und der Maros regierte ein bulgarischer Fürst. Was die Szekler anbetrifft, so bewohnten die ineinander verschmolzenen Überbleibsel der hunnischen und avarischen Heerscharen das östliche Siebenbürgen, während den nordwestlichen Teil des Landes die vereinigten Slaven und Dacier besetzt hielten. Hier und dort im alten Dacien begegnete man noch Gepiden. Die Avaren waren diesseits der Donau über die nordwestlichen und südlichen Teile Ungarns sowie über die südlichen und östlichen Gegenden Siebenbürgens zerstreut. Dieses ist die ethnographische Karte Ungarns bei Ankunft der Magyaren zur Zeit der Besitzergreifung in den letzten zehn Jahren des neunten Jahrhunderts."

Graf Kuuns Werk dürfte sicherlich von großem ethnologischen Werte sein, da wir dank seiner Studien die verschiedenen Völkerschichten kennen lernen, über die sich schließlich die der Magyaren lagerte, bevor diese sich mit ihren Vorgängern verschmolzen. Wir müssen demnach bei Beobachtungen über das heutige ungarische Volk diesen verschiedenen Rassenelementen Rechnung tragen. Ich möchte noch bemerken, daß die philologischen Erörterungen, mögen sie noch so gediegen sein, für die Rassenbestimmung nur mit großer Vorsicht Anwendung finden dürfen. Die somatologischen Charaktere kennzeichnen eine Rasse; die Sprache oder die Tradition, die Religion und die Sitten machen ein Volk aus. Wenn daher Kuun z. B. sagt, daß die Avaren, wie seiner Zeit die Hunnen und später die Magyaren, zu den Türkenvölkern gehörten, so hat dies mit der Rassenbestimmung nichts zu tun und bedeutet nur, daß sie Schwestersprachen redeten. Aus allen geschichtlichen Quellen geht hervor, daß, während die byzantinischen Historiker die Hunnen wissentlich verleumdeten, sie den Avaren eine ganz verdiente Beurteilung zu teil werden ließen; hingegen berichten wieder völlig unparteiische Chronisten von der Loyalität der Hunnen und von der Tücke und

Falschheit der Avaren. Diese psychische Verschiedenheit bürgt uns dafür, daß sie nur sehr weitläufig miteinander verwandt gewesen sein können. Was sind die Türkenvölker übrigens anderes als das Resultat einer Mischung mongolischen und arischen Blutes oder, wenn man es vorzieht, des homo europaeus und des homo asiaticus? Abgesehen davon, daß bei diesen Mischlingen der Gesichtsschädel des letzteren und der Gehirnschädel des ersteren vorherrscht, so fand diese Mischung in ganz verschiedenem Grade statt. Mir deucht der Unterschied zwischen den Hunnen, Magyaren und Avaren ebenso groß, wie derjenige zwischen den Sakkas Yué-tschis und Ephtaliten oder weißen Hunnen. *Carl v. Uyfalvy-Florenz.*

151. A. N. Krassnow: Materialien zur Anthropologie des russischen Volkes. Mit 80 Fig. u. 4 Taf. (Russ). Russki antrop. shurn. 1902, Jhrg. 3, Bd. XI, S. 45.

Nach des Verfassers Ermittelungen unterscheidet sich der kleinrussische Volksstamm von dem großrussischen in einigen vom Standpunkt der gewöhnlichen anthropometrischen Darstellung nicht unwesentlichen Beziehungen. Erstlich fehlen den Kleinrussen fast vollständig jene blonden Dolichokephalen, die „unter den Großrussen so sehr reichlich sind"; zweitens ist zu betonen, daß innerhalb einer brachykephalen blonden grauäugigen Grundbevölkerung dunkelfarbige Brachykephalen vom allgemeinem Typus vorkommen, die mit dem vorherrschenden slavischen Typus durch zahlreiche Übergänge und Mischlinge sowie durch den Gehalt an vielen dunkel pigmentierten Fremdelementen verbunden ist (mit diesen Fremdelementen meint Verfasser Tataren, Moldauer, Mongolen, Zigeuner, Juden und andere „südliche" Völker). Indem diese Elemente in eine schon an sich dunkel pigmentierte Grundbevölkerung aufgingen, erzeugten sie mit den Blonden eine endlose Stufenleiter von Mischtypen von außerordentlicher Mannigfaltigkeit, unter denen manchmal recht reich anmutige Erscheinungen mit grünen oder hellbraunen Augen und dunkelbraunen Haaren hervortreten. Im ganzen also hat der kleinrussische Stamm im Verhältnis zu den Großrussen erheblich viel mehr dunkelfarbige Elemente, und insbesondere sehr viel mehr Individuen, die mit hell- bzw. gemischtfarbigen Augen dunkelbraune Haarfarben verbinden. Verfasser glaubt, das dunkle Element sei den Großrussen etwas ursprünglich ebenso Fremdes, wie die Langköpfigkeit den Kleinrussen. Mit der letzten Hälfte dieses Satzes mag der Verfasser Recht haben, die erste birgt entschieden eine irrtümliche Annahme in sich. Waren denn die dunkeln dolichokephalen Kurganvölker Zentralrußlands mit ihrer reichen Kultur etwas anderes als großrussischen Stammes? und überwiegt denn unter den heutigen Großrussen nicht das dunkle Pigment alle anderen Nüancen? Mit Recht weist Verfasser auf zukünftige Untersuchungen hin, von denen er eine endgültige Lösung der schwierigen Frage erhofft. — In der vorliegenden Mitteilung ist ein Material von 800 großrussischen und 600 kleinrussischen Wehrpflichtigen behandelt. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

152. E. Czepurkowski: Zur Anthropologie des russischen Weibes. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1903. Jhrg. 4, Bd. XIV, S. 13.

Verfasser entwirft als Ergebnis seiner Beobachtungen und Messungen an 825 erwachsenen russischen Bäuerinnen der Regierungsbezirke Petersburg, Nowgorod, Pskow, Twer und Jaroslaw folgendes Bild ihres physischen Habitus: Es sind unter der weiblichen Bevölkerung des bezeichneten Gebietes zwei

Typen zu unterscheiden; der eine ist hellhaarig, mit blauen oder grauen Augen, mit Neigung zu mäßiger Brachykephalie, mit breitem Antlitz, von mittlerer Körpergröße (153 bis 154 cm); der andere ist dunkelhaarig, braunäugig, dolichokephal, leptoprosop und von etwas kleinerem Wuchse. Zwischen beiden Typen scheinen zahlreiche Übergänge bzw. Mischformen vorhanden zu sein. Im ganzen überwiegt aber das dunkel pigmentierte Element sehr erheblich; ihm entsprechen 75 Proz. der Gesamtbevölkerung, dem hellen Element also nur 25 Proz. Auf die Gesamtmasse der ♂ und ♀ Bevölkerung bezogen gibt es vom hellen Typus 17 Proz., vom dunkeln etwa 13 Proz., gemischt sind 70 Proz. In der gemischten Gruppe stehen Individuen mit dunkelblonden Haaren und grauen Augen der Masse nach obenan; in den übrigen Gruppen erscheint dunkelblondes bzw. braunes Haar sehr oft mit grauen oder blauen Iriden kombiniert; helles Haar trifft sehr selten mit dunkeln Iriden zusammen. Nach Körpergröße und Kopfform glaubt Verfasser seinen Großrussinnen eine Mittelstellung zwischen Skandinavierinnen und Britinnen (also der sog. nordischen Rasse) einerseits und den Südrussinnen und Asiatinnen (?) andererseits zuweisen zu sollen. Geographisch verteilen sich die erwähnten beiden Frauentypen in der Weise, daß das hellpigmentierte Element gegen die zentralen Gebiete Rußlands hin immer mehr an Masse zunimmt. Auch der Kopfindex ist regionalen Abstufungen unterworfen. Auf des Verfassers ethnogenetische Deduktionen gehen wir hier nicht näher ein, es ist da noch gar zu viel schwankender Boden und wenig Fundament. Die Vermutung des Verfassers, daß der von ihm gefundene dunkle Frauentypus vielleicht ein Abkömmling der Kurganenrasse sein mag, ist gewiß in hohem Grade wahrscheinlich; wo sollten sie denn sonst herstammen?

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

153. K. Prochorow: Zur Anthropologie der Großrussen des Kreises Jelatomsk im Regierungsbezirk Tambow. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1903. Jhrg. 4, Bd. XIV, S. 78.

Auch die Beobachtungen vom Verfasser bestätigen (für den Regierungsbezirk Tambow) die Zusammensetzung des Volksstammes der Großrussen aus vorwiegend dunkel pigmentierten Elementen. Merkwürdigerweise treten hier im Osten des Reiches sehr häufig blaue Iriden auf, wenngleich immerhin in Kombination mit braun pigmentiertem Haar. Natürlich ist Verfasser schnell mit der Folgerung dabei: „Die Großrussen sind ein unzweifelhaft gemischter Stamm". Berücksichtigt wurde bei den Beobachtungen (es sind im ganzen etwa 1000 Rekruten gemessen) auch die Körpergröße; es handelt sich um ausgesprochen kleine Leute, mit gut entwickeltem Thorax, was besonders von den Blonden gilt. Von welchem Volksstamm diese Großrussen abstammen, weiß Verfasser nicht zu sagen, doch nennt er alle möglichen Fremdvölker (Tataren, Mongolen, Finnen usw.), die seiner Ansicht nach der slavischen Bevölkerung ihr Gepräge haben verleihen können. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

154. J. Baronas: Zur Anthropologie des Volksstammes der Litauer. (Russ.) Russki antrop. shurn. 1902. Jhrg. 3, Bd. XII, S. 63.

Die vorliegende kleine Arbeit über den Stamm der Litauer wird man schon deshalb als eine Bereicherung der Wissenschaft begrüßen, als auf diesem Gebiet noch keine einzige umfassende Untersuchung vorliegt (was bisher auf diesem Gebiete geschehen ist, ist nicht nur den gegenwärtigen gesteigerten Ansprüchen an wissenschaftliche Leistungen nicht entsprechend, sondern läßt von vornherein Umsicht und Genauigkeit der Ausführung ver-

missen) und niemand bis jetzt mit den sogenannten Letto-Litauern in anthropologischer Hinsicht etwas anzufangen weiß. Um nur einige Hauptpunkte hervorzuheben, so bilden die Litauer einen ausgesprochen blauäugigen und blondhaarigen Stamm, in welcher Hinsicht sie den Letten recht nahe stehen. Zugleich haben wir in ihnen offenbar einen sehr hochwüchsigen Menschenschlag (165 cm im Durchschnitt) vor uns. Einigermaßen auffallend ist die für europäische Verhältnisse ansehnliche Brachykephalie der Litauer, die allerdings von anderer Seite nur zum Teil Bestätigung findet. Verfasser geht in seiner Abhandlung die meisten übrigen Kopf- und Rumpfmaße unter Anführung der entsprechenden Zahlenreihen durch; doch getraut er sich kein zusammenfassendes Urteil über die anthropologische Stellung des von ihm untersuchten Volksstammes. Das Urmaterial, von dem der Verfasser ausgeht, ist für eine statistische Arbeit zwar nicht sehr groß (70 männliche und 30 weibliche Individuen), aber es ist immerhin ein Anfang, und der Stoff ist mit Sorgfalt und Umsicht bearbeitet. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

IV. Urgeschichte.

155. A. Rutot: L'état actuel de la question de l'antiquité de l'homme.

Bull. Soc. belge de géologie etc. (Brüssel) 1903, Juillet 27.

Während von den westeuropäischen Eolithenfunden derjenige von Thenay (Loir et Cher) aus dem Oligozän vorläufig in suspenso bleiben muß, da sich die Untersuchungen Abbé Bourgeois' zurzeit nicht genügend kontrollieren lassen, werden folgende von dem Verfasser anerkannt:

Puy Courny bei Aurillac (Cantal), wo im Jahre 1877 von dem Geologen J. B. Rames im oberen Miozän bearbeitete Feuersteine aufgefunden wurden. Bereits G. de Mortillet erkannte dieselben an; dazu gesellen sich außer dem Verfasser Capitan, Courty und Klaatsch. Letzterer besuchte zweimal die Fundstätte, wo er selbst eine große Anzahl von Feuersteinfragmenten ausgrub, die zum Teil, wovon auch der Referent sich überzeugen konnte, deutliche Spuren der Bearbeitung tragen (siehe Zeitschrift für Ethnologie 1903, S. 129). Desgleichen hat Ed. Krause dieselben geprüft und anerkannt (Zeitschrift für Erdkunde 1903, S. 543); er macht darauf aufmerksam, daß mehrere Stücke die gleiche Zuspitzung aufweisen, an deren beiden Seiten Einbuchtungen hergestellt wurden, welche vermittelst ihrer scharfen Kanten als Schaber zum Abrunden und Glätten von Holz- oder Knochenstäben sehr geeignet erscheinen. Ganz ähnliche Instrumente finden sich auch unter dem paläolithischen Kalkplateau von Kent. Die zuerst von J. Prestwich beschriebenen Eolithen finden sich in primärer Lage nur in Höhen über 130 m über dem Meeresspiegel auf den Kreidefelsen, an der Basis der darüber gelagerten geröllführenden tonigen Schichten. In die Felsen haben sich erst später die Flußtäler eingeschnitten. Diese Lagerung spricht für ein mittelpliozänes Alter der Eolithen. — Saint-Prest (Eure et Loire). Selbst de Mortillet beanstandete die hier vom Abbé Bourgeois im oberen Pliozän (mit Elephas meridionalis) aufgefundenen bearbeiteten Feuersteine. Die neuerdings auf Rutots Wunsch von dem Geologen Laville ausgegrabenen haben nach ersterem die gleiche Berechtigung wie die Industrie reutelienne, als Manufakte anerkannt zu werden. — Forest Beds von Cromer (Südengland). Diese nehmen bekanntlich eine Mittelstellung ein zwischen Tertiär und Diluvium. Die von Lewis Abbott darin aufgefundenen und beschriebenen Eolithen lagen Rutot zur Nachprüfung vor, der sie ebenfalls anerkennt.

Rutots Arbeiten über die Industrie reutelienne und mesvinienne, sowie über die Industrie paléolithique in Belgien sind schon wiederholt in dieser Zeitschrift besprochen worden, zuletzt Jahrgang 1903, S. 243. Der unermüdliche Forscher hat wieder eine große Anzahl neuer wertvoller Beobachtungen hinzugefügt, hinsichtlich welcher wir auf das Original verweisen müssen. *Dr. Otto Schoetensack-Heidelberg.*

156. A. Hedinger: Die vorgeschichtlichen Bernsteinartefakte und ihre Herkunft. Straßburg, Trübner, 1903. 8°. 36 S.

Ohne auf die Ausführungen Hedingers über die Geschichte der Bernsteinbenutzung einzugehen, möchte Referent nur dasjenige hervorheben, was ihm besonders beachtenswert erscheint. Helms Bernsteinuntersuchungen erfreuen sich eines großen Ansehens und seine Analysen werden gern archäologischen Betrachtungen über den vorgeschichtlichen Bernsteinhandel zugrunde gelegt; seine Theorie läuft, kurz gesagt, darauf hinaus, daß der baltische Bernstein sich durch einen größeren Gehalt an Bernsteinsäure von dem südlichen unterscheidet, daß demnach der im Süden gefundene bearbeitete Bernstein mit einem gewissen Gehalt an Bernsteinsäure aus dem Norden importiert sei. Dagegen betont nun Hedinger nicht nur den Unterschied der südlichen Artefakte vom nordischen Bernstein bezüglich der Farbe, sondern er hat auch 21 Proben von Bernsteinartefakten aus verschiedenen Gegenden und Perioden im Laboratorium von Hundeshagen und Philipp untersuchen lassen. Das Resultat ist die Feststellung, daß der Bernstein im Laufe der Zeit Veränderungen erleidet im Sinne einer zuweilen nicht unbeträchtlichen Vermehrung des Bernsteinsäuregehaltes. Dies ist für Helms Lehre nicht günstig und mahnt bei archäologischen Arbeiten zur Vorsicht in der Benutzung von Analysen. Wenn man Hedingers Arbeit auch nicht in allen Punkten folgen will, muß man doch anerkennen, daß er sich durch Aufrichtung dieser Warnungstafel ein Verdienst erworben hat. Es wäre nur zu wünschen, daß das wichtige Problem auf breiterer Basis bald weiter verfolgt würde. *Dr. A. Götze-Berlin.*

157. Wittmack: Die in Pompeji gefundenen pflanzlichen Reste. Englers Botan. Jahrb. 1903, Bd. XXXIII, S. 38—63.

Verfasser, unstreitig der beste Kenner prähistorischer Pflanzenreste, hatte Gelegenheit, die aus dem verschütteten Pompeji stammenden Früchte und vegetabilischen Reste, die merkwürdigerweise bis dahin noch nicht eingehender erforscht worden waren — die über die pompejanischen Pflanzen veröffentlichten Arbeiten beziehen sich nur auf die auf den Wandmalereien dargestellten — im Museo nazionale di Napoli persönlich in Augenschein zu nehmen. Im ganzen hat er im genannten Museum gegen 160 Proben, davon etwa 130 Samen und Früchte, untersucht. Er teilt uns das Resultat seiner Bestimmungen und Messungen unter besonderer Berücksichtigung der dort vorhandenen wichtigsten Kulturpflanzen im einzelnen mit. An diese Bestimmung knüpft er die Frage, wieweit es möglich ist, aus den aufgefundenen Früchten den Monat des Unterganges der Stadt zu bestimmen und kommt zu dem Ergebnis, daß dieses wohl der 24. August gewesen sein könne; nach Plinius' Briefen können nur August und November in Frage kommen. Zum Schluß läßt sich Verfasser noch über die Frage aus, wieweit Samen in Gasen und Flüssigkeiten ihre Keimkraft behalten können (nach Gigliolis Untersuchungen). *Buschan-Stettin.*

158. A. Rutot: Les cailloux*) de M. Thieullen. Comm. faite à la Soc. d'anthrop. de Bruxelles. 27 octobre 1902, 33 S.

Thieullen hat seit einer Reihe von Jahren die von ihm in dem fluviatilen Diluvialschotter in der Umgegend von Paris gemachten Funde der Pariser anthropologischen Gesellschaft und internationalen Kongressen vorgelegt, ohne im allgemeinen Anerkennung dafür zu finden. Es handelt sich um Feuersteine, die er als bearbeitet (zu Instrumenten, zu Schmuck oder auch zu Figuren hergerichtet) ansieht. Sie stammen namentlich von Billancourt, südöstlich von Paris, aus der großen Biegung, welche die Seine hier macht. Ebenso wie die Diluvialablagerungen der Marne bei Chelles (östlich von Paris) und der Oise bei Cergy (nordwestlich von der Hauptstadt), gehören sie dem Mosée (erste quaternäre Eiszeit-Rückzugsphase der Gletscher) an, das Reste des Elephas antiquus mit der Industrie reutelo-mesvinienne und mesvinienne aufweist. Diese Schichten wurden während des Campinien (zweite quaternäre Eiszeit, Zuwachsphase der Gletscher) ebenso wie die Elephas-primigenius-Stufe mit der Industrie chelléenne und acheuléenne, aufgerührt, wodurch eine Vermengung beider stattfand. Am Schlusse der zweiten Eiszeit lagerte sich sodann das Hesbayen darüber (Lehm mit Helix, Pupa und Succineen).

Rutot unterzieht nun die Thieullenschen Funde einer scharfen Kritik und gelangt dabei zu folgenden Ergebnissen: Es finden sich darunter Amboßsteine (Endumes), auf welchen die Feuersteine geschlagen wurden, Klopfsteine (Percuteurs) und Schaber (Racloirs-grattoirs), die durchaus der Industrie éolithique Belgiens entsprechen. Dagegen sind die von Thieullen als Silexbijoux bezeichneten, oft nur 10 bis 12 mm langen Instrumente nichts wie Abfallsplitter, wie sie überall bei der Bearbeitung des Feuersteines durch Schlag entstehen. — Die mit natürlichen Löchern versehenen Kieselkonkretionen wurden in mannigfacher Weise von dem Diluvialmenschen verwertet: die zylindrischen sehr wahrscheinlich als Perlen. Sie sind nämlich meist nur am Innenrande bearbeitet, wo, wenn der Rand scharf geblieben wäre, die Schnur, auf welche die Zylinderchen gereiht wurden, zerschnitten worden wäre. Rutot schreibt diese Arbeit dem Chelléen-Menschen zu, da er nicht glaubt, daß der Eolithiker, der noch keine Feuersteininstrumente von bestimmter Form anfertigte, sie geleistet haben könne. — Die aus der Kreide stammenden kleinen Kieselschwämme mit zentraler Öffnung, die ebenfalls zahlreich von Thieullen aufgefunden wurden, dürften dem gleichen Zwecke gedient haben. Referent hat über dieselben schon in dieser Zeitschrift, VII. Jahrgang, 1902, S. 236, berichtet. Auch die mit natürlichen Löchern versehenen bearbeiteten Feuersteine von zierlicher flacher, ovaler Form sind wohl als Schmuck anzusprechen. Dagegen haben die näpfchenartigen Kieselkonkretionen (Pierres cupules), deren Rand durch Dengelung (Retouches) geebnet ist, wohl eine praktische Verwendung als Gefäße, Lampen u. dgl. gehabt; die kleineren mit tiefen Löchern, welche sich meist hart am Rande dieser Gegenstände befinden, werden von Thieullen als Signalpfeifen gedeutet. Wenn man sie an die Unterlippe hält, kann man in der Tat einen schrillen Pfiff damit hervorbringen.

Noch bedürfen die Pierres figures einer Erwähnung. Es sind Feuersteinkonkretionen, die nach Thieullens Auffassung von dem Diluvialmenschen durch geringe Nachhilfe zu Tier- und menschlichen Figuren oder Körperteilen

*) Das hieraus gebildete Wort cailloutis ist bei der Besprechung einer anderen Publikation Rutots in dieser Zeitschrift, VIII. Jahrg. 1903, S. 243, zweimal derartig verdruckt, daß es gänzlich unverständlich ist; deshalb erfolgt diese Richtigstellung.

hergerichtet wurden. Rutot kann in ihnen nur Pierres utilisées erkennen. Die Absplitterungen sind keineswegs methodisch vorgenommen, sondern sie bestehen nur in unregelmäßig verteilten sternförmigen Schlagspuren, wie sie durch Aufschlagen eines spitzen Feuersteines auf eine harte Unterlage (Knochen u. dgl.) hervorgebracht werden. Auch die angeblich nachgebildeten Tierarten (Hund, Katze, Schwein, Hirsch, Vögel) usw. entsprechen nicht der Diluvialfauna, unter welcher Mammut, Rhinozeros, Wisent, Ur usw. vertreten sein müßten. — Es ist jedenfalls dankbar anzuerkennen, daß Rutot sich die Mühe nicht hat verdrießen lassen, aus den Thieullenschen Funden das herauszuschälen, was für die Urgeschichtsforschung Wert hat.

Dr. Otto Schoetensack-Heidelberg.

159. E. Cartailhac: Les stations de Bruniquel sur les bords de l'Aveyron. L'Anthropologie. 1903. Vol. XIV, Nr. 2, p. 129 bis 150.

Cartailhac gibt eine geordnete und ausführliche Darstellung der Funde aus der Umgebung von Bruniquel am Aveyron-Fluß, Departements Tarn und Tarn-et-Garonne. Vieles davon ist zerstreut in Notizen, Berichten und Katalogen publiziert worden; auch waren die Abbildungen, die gegeben wurden, unzureichend. Ob die große Zahl bearbeiteter Knochen und Geweihstücke aus der kältesten Zeit des Quartär von einer ständigen Niederlassung herrührt, bleibt fraglich, jedenfalls deuten Menge und Art der Fundstücke darauf, daß es sich um mehr als einen bloßen Jagdrendezvousplatz handelte. Unter den Feuersteinfunden werden besonders die vielen eingekerbten Stücke besprochen, die zur Herstellung von Knochennadeln dienten. Ferner seien kleine Perlen aus grünem Stein erwähnt, einige Knocheninstrumente, deren Gebrauchsweise nicht feststeht, neben den vielen schönen Renntiergeweihstücken. Hier sind Harpunen vom Madeleine-Typus zu nennen, deren eingeritzte Ornamente nach Cartailhac zur Aufnahme von Farben gedient haben. Am interessantesten sind aber die schönen Stücke, welche am einen Ende durchlocht als sogenannte Kommandostäbe bekannt sind. Einige sind reich ziseliert (46 u. a.), mit Ornamenten versehen, andere enden in Tierköpfe, eines endet ganz ausnahmsweise in die vier Beinchen eines Rehes, dessen Gestalt jedenfalls hier im weiteren Verlaufe weggebrochen wurde (Abb. 45). Der Deutung dieser Stöcke als paläolitische Fibeln von Schoetensack schließt sich Cartailhac nicht an, sondern er hält die Stöcke für Jagdtrophäen. Die Löcher darin sollen gar keinen besonderen Zweck haben, sondern an sich Kunstwerk der Technik jener Zeit sein (nach Salomon Reinach und A. C. Anderson). Von sonstigen Darstellungen seien eingeritzte Pferde und Fische erwähnt, ferner die plastische Darstellung eines Säugetierrumpfes. Ein Stock trägt eine Tierzeichnung, die jedenfalls (Füße!) einem Karnivoren entspricht. Mortillet hat sie als Tiger gedeutet.

H. Stahr-Dresden.

160. Émile Cartailhac: Les stations de Bruniquel etc. L'Anthropologie 1903. Vol. XIV, 3, p. 295—315.

In der Fortsetzung seiner Beschreibungen der teils noch nicht publizierten Funde von Bruniquel gibt Cartailhac genaue historische Daten. Es folgen Knochengravierungen von Fischen und vortreffliche Darstellungen von Ziegen, Renntieren und Pferden. Auch Rinder auf einem Renntierknochen sind unverkennbar. Ferner werden genau beschrieben Harpunen, Angelhaken, durchbohrte Zähne und einige Knochenwerkzeuge, deren Gebrauch nicht feststeht. Hingewiesen sei besonders noch auf das Knochenfragment, Fig. Nr. 121,

welches einen menschlichen Arm aufweist. Einige schön geschmückte Stücke werden als Wurfhölzer gedeutet, wie sie z. B. heute noch bei den Australiern und Eskimos in Gebrauch stehen. *H. Stahr-Dresden.*

161. G. Chauvet: Haches plates. La cachette de Mondouzil (Charente). Compt. rend. de l'Ass. franç. pour l'Avanc. des Sc. Congrès de Montauban 1902.

Besprechung von zwei Flachkelten aus Mandouzil, von denen der erstere sich durch seine Größe — 24 cm Länge — auszeichnet. Die Analyse dieses Keltes ergab Cu 98,8 Proz., F 0,60 Proz. und Spuren von Zinn und Antimon. Verfasser weist durch Zusammenstellung einer Reihe ähnlicher Fundstücke aus Europa und Asien auf das große Verbreitungsgebiet der Flachkelte hin und setzt diese primitiven Typen auf Grund der chronologischen Arbeiten von Montelius in eine Zeit, die vor dem 20. Jahrhundert v. Chr. liegt. Durch diesen Depotfund (und einen anderen aus Venat, der aus dem 10. Jahrhundert v. Chr. stammt; vgl. Chauvet, Bull. Soc. Arch. Charente, 1894, p. 321) hat man Anhaltspunkte für die Dauer der Bronzezeit im Departement Charente gewonnen. *Prof. Dr. Mertins-Breslau.*

162. G. Chauvet: Une ville gallo-romaine près Saint-Cybardeaux (Charente). Sermanicomagus-Germanicomagus? Rapp. au Comité des trad. hist. et scientif., Ruffec 1902.

Verfasser gibt eine systematische Zusammenstellung aller Arbeiten und Notizen, die er über die gallo-römischen Altertümer von Les Bouchauds und seiner Umgegend seit 30 Jahren gesammelt hat. Die alten Mauerreste von Les Bouchauds, die von dem Volke le Château des fées genannt werden, wurden erst um 1868 durch die Ausgrabungen von Gontier als die Überbleibsel eines römischen Theaters erkannt. Weitere Ausgrabungen bestätigten diese Entdeckung vollkommen und förderten aus der Umgebung dieses Bauwerkes zahlreiche Altertümer, wie Reste von Statuen und Säulen, Münzen, Fibeln, Gefäße und andere Gebrauchsgegenstände zutage, die dafür sprechen, daß dieser Ort eine bedeutende römische Station gewesen ist. Wahrscheinlich ist er identisch mit dem auf der Karte von Peutinger genannten Sermanicomagus zwischen Limoges und Saintes, das jedoch Germanicomagus zu lesen ist. Nach Ausweis einiger Münzfunde, die bis ins 1. Jahrhundert n. Chr. zurückgehen, wurde diese Station von den Römern zu Beginn der Eroberung gegründet; den Namen Germanicomagus erhielt sie zur Erinnerung an den Neffen des Augustus, der im Jahre 19 n. Chr. im Orient starb. Sie wurde, wie einige dort gefundene Münzen vermuten lassen, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts aufgegeben. — Im Anschluß hieran bespricht Chauvet Form und Technik einer gallo-römischen emaillierten Fibel aus Les Bouchauds. — Die Arbeit von Chauvet ist verdienstvoll und wird jedem, der sich mit dieser interessanten Frage beschäftigen will, sehr willkommen sein.

Prof. Dr. Mertins-Breslau.

163. Salomon Reinach: L'art et la magie à propos des peintures et des gravures de l'âge du renne. L'Anthropologie 1903, Bd. XIV, 3, p. 257—266.

Reinach schätzt die Menge der künstlerischen Darstellungen jeder Art, soweit die Motive gut erkennbar sind und überhaupt verwertet werden können, aus der Zeit des Magdalénien, im Perigord und den Pyrenäen auf etwa 150. An der Hand dieses Materials erörtert er die Frage, was die prähistorischen

Menschen zu diesen Schöpfungen veranlaßt hat. Die bei weitem zahlreichsten Motive stellt das Tierreich, und hier sind es ausschließlich solche Tiere, die damals ein schätzenswertes Wild darstellten, nur solche, die man „herbeiwünschte". Die „undesirable animals" (der Engländer), Schakal, Tiger, Schlangen usw. sind nie dargestellt. Die einzige Katze — Felis spelaea von Bruniquel — erkennt Reinach nicht als solche an, sondern hält sie für eine schlechte Darstellung eines Rindes und die sogenannten Schlangen sind große Aale. Andere fehlen, weil sie sehr selten waren (Rhinozeros), andere wieder, weil sie nicht mehr vorkamen (Hippopotamus); warum Vögel nicht abgebildet wurden, bleibt unklar. — Derartige Tiere wurden nun nach Reinach nicht ohne Absicht dargestellt, sondern in derselben Weise, wie heute noch wilde Völker ihr Wild oder gar den Regen herbeiwünschen, handelt es sich um eine Art der Beschwörung aus prähistorischer Zeit. Reinach verweist auf mehrere Gebräuche, von denen nur der bekannte Känguruhtanz der Australier angeführt sei. Auch die sogenannten Kommandostäbe sollen Zauberstäbe gewesen sein. Nicht Luxus, nicht Spiel, sondern die „magische Idee der Beschwörung" soll zu diesen Anfängen der bildenden Kunst geführt haben. Referent möchte bei dieser Gelegenheit an den deutschen Sprachschatz erinnern, welcher Reinach wohl unbekannt ist; neben den Wendungen: „Wenn man vom Löwen spricht, dann kommt er" und „etwas berufen" besitzen wir: „den Teufel an die Wand malen" (!). Das soll man nämlich nicht tun. *H. Stahr-Dresden.*

164. H. Breuil: Un torques en or, découvert à Massigny (Vendée) etc. L'Anthropologie 1903. Vol. XIV, Nr. 2, p. 173 bis 178.

An einem Orte, der vom Volke „Neros Lehen" genannt wird, fand man in einer Tiefe von 30 cm eine schöne Halsspange aus massivem Golde von 423 g Gewicht. Aus der Art der Gravierung, welche die Ornamente nicht symmetrisch und unregelmäßig wiederkehrend dargestellt hat, folgert Breuil, daß es eine Arbeit „vom Ende des Bronzezeitalters" ist. Ferner wurden noch goldene Ohrringe und ein Halsreifen mit Schloß aus gedrehtem Golde aus der Römerzeit gefunden, wie man solche oft an Statuen von Galliern dargestellt findet. *H. Stahr-Dresden.*

165. Émile Cartailhac: Gravure inédite de l'âge du renne. Grotte du Cheffaud (Vienne), Collection Gaillard de la Dionnerie. L'Anthropologie 1903. Vol. XIV, Nr. 2, p. 179 bis 182.

Die einzig dastehende Darstellung betrifft zwei Reihen von etwa je 17 Pferden, welche recht regelmäßig aufmarschiert sind. Während bei den meisten nur die Umrisse des Kopfes und die Beine gezeichnet sind, löst sich auf der rechten Flanke je ein Exemplar ab, welches ganz dargestellt wurde, ebenso wie das vorderste der geschlossenen Reihen. Cartailhac meint, daß diese Art der Darstellung vielleicht sogar Schlüsse auf das Herdenleben prähistorischer Pferde zuließe. *H. Stahr-Dresden.*

166. F. Pérot: Aiguilles en silex trouvées à Sitry-les-Paray. L'Homme préhist. 1903. Bd. I, Nr. 6, S. 178 mit 5 Fig.

In der Sammlung Dumont zu Paray-le-Monial fallen unter einer Menge fein gearbeiteter Feuersteinspitzen besonders einige Nadeln von demselben Material auf. Sie stammen alle aus dem Departement Saône-et-Loire und bezeugen eine erstaunliche Technik; drei sind pfriemenartig in der Form des Spans gekrümmt, zwei aber ganz gerade. Ursprünglich vierseitig, sind diese

zierlichen Instrumente an allen Seiten mit unsäglicher Sorgfalt fast mikroskopisch genau zugehauen, was bei einer größten Stärke von 4 mm und abnehmend bis auf 2 mm den Gedanken an einen ganz besonders geschickten Steinarbeiter nahe legen würde, wenn sie nicht an verschiedenen Stellen gefunden wären. Die Pfriemen schwanken in der Länge zwischen 30 und 45 cm, die Nadeln gehen bis auf 2 cm herab; sind die ersteren schon äußerst kunstvoll zu bearbeiten gewesen, so verraten die letzteren eine Geschicklichkeit der Hand, von der die besten Spitzen und Schaber des Solutréen keine Vorstellung zu geben vermögen. Ihre Herstellung war nur möglich in einem Lande, wo die Steinbearbeitung einen hohen Grad erreicht hatte, nämlich in Burgund (über dessen Reichtum an steinzeitlichen Funden vgl. Zentralbl. VIII, 1903, S. 238). Wie die gute Erhaltung der Feuersteinspitzen dieser Gegend, so weist umsomehr der unbeschädigte Zustand dieser Nadeln darauf hin, daß sie an den Schlagstätten sorgsam aufgespeichert waren. Es dürften diese Exemplare einzig in ihrer Art sein. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

167. G. Bourgeois: Cimetière Mérovingien de Villiers-aux-Chênes (Haute Marne). **E. Fourdrignier: Les Francs de Villiers-aux-Chênes.** Rev. de l'Ecole d'anthr. de Paris. 1903. tome XIII, S. 230 bis 245.

Bei Villiers-aux-Chênes wurde 1894 ein merovingischer Friedhof entdeckt und durch Maréchal untersucht. Nach seinen Angaben berichtet Bourgeois folgendes: Im ganzen wurden 57 Gräber gefunden, von denen aber nur 27 Beigaben enthielten. Der größte Teil ist von West nach Ost orientiert, einige Gräber liegen nach verschiedenen Richtungen. Die Skelette waren mit Steinen umgeben und mit großen Steinen bedeckt. Die Beigefäße, von denen nicht mehr als eines in einem Grabe war, standen stets zu Füßen. Die Skramasaxe lagen längs des linken Oberschenkels. An Münzen wurden gehoben in Grab 5 ein Konstantin I, in Grab 7 ein Nachfolger Konstantins, in Grab 9 und 15 je ein Claudius II. Gothicus; eine fünfte Münze, ebenfalls ein Claudius II. Gothicus, war ein Einzelfund; die Münze aus Grab 7 lag im Munde der Leiche.

Im Anschluß hieran bespricht Fourdrignier einige besonders bemerkenswerte Fundstücke dieses Gräberfeldes. Ein großer Skramasax aus Grab 4 hat auf beiden Seiten eine mediane Rinne, was als Charakteristikum der burgundischen Waffen gilt. Eine Fibel aus Grab 5 betrachtet Fourdrignier als einen sehr alten, noch heidnischen Typus; ihr Material ist trotz des silberartigen Äußeren Bronze mit starkem Zinnzusatz. Ferner macht Fourdrignier auf regionale Unterschiede in der Form der francisca aufmerksam. Das Ornamentmotiv einer Bronzefibel aus Grab 7 (zweiköpfiger Schlangenleib) führt er auf Entlehnung aus der nordischen Kunst zurück. Von großem Interesse sind zwei Ohrgehänge mit runenartigen Zeichen, bei deren Besprechung Fourdrignier Veranlassung nimmt, andere westeuropäische Runeninschriften anzuführen. *Dr. A. Götze-Berlin.*

168. C. Mehlis: Archäologische Studien XXI. Grabhügel im Ordens- und im Haßlocher Wald. Pfälz. Museum 1903, Bd. XX, S. 7 bis 11.

Mehlis berichtet über seine im Auftrage der Pollichia unternommenen Ausgrabungen in der Gegend von Neustadt a. d. H. Von den sieben Hügeln im Ordenswald öffnete er zwei. Der eine enthielt außer Scherben und Brandmassen eine Urne der La-Tène-Zeit mit einem Eisenstück (Pfeilspitze?). Der zweite Hügel lieferte keine Funde, er ist nach Mehlis' Ansicht ein Kenotaph.

Von den acht Hügeln im Haßlocher Wald wurden ebenfalls zwei untersucht. Sie gehören gleichfalls der La-Tène-Zeit an und enthielten die Überreste von Urnen und verschiedene Eisenbeigaben. In dem einen Hügel fand man einen Monolithen von 2,40 m (ursprünglich 3 m) Höhe. Alle drei Grabhügel — das Kenotaph bleibt außer Betracht — sind aus Sand und gestampften Letten errichtet und zeichnen sich durch glatte regelmäßige Form und eine Abplattung an der Spitze aus. Die Bestattungsform ist Leichenverbrennung. Anschließend vergleicht Mehlis die Funde mit Parallelfunden.

Dr. A. Götze-Berlin.

169. F. Weber: Bericht über neue vorgeschichtliche Funde im rechtsrheinischen Bayern. Für die Jahre 1900, 1901 und 1902 zusammengestellt. Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns. 1903. Bd. XV, S. 99 bis 124.

Der neue Bericht zeigt gegen die früheren einen etwas veränderten Titel und Inhalt, indem die Pfälzer Funde von jetzt ab unberücksichtigt bleiben, da sie in den Jahresberichten des historischen Vereins der Pfalz bearbeitet werden. Der Bericht behandelt Hügel- und Flachgräberfunde der vorrömischen Metallzeit von Ellbach, Straubing, Zöschingen, Steinheim, Hohenpölz, Sommerhausen, Großostheim, Beckersloh, Hohenaltheim, Paulushofen, Beilngries, Altenspeckfeld, Ledering, Berolzheim, Döckingen, Dienhausen, Lager Lechfeld, Kicklingen, Donauwörth, Oberhaunstadt, Rüdenhausen, Medersbach, Erbshausen, Hohentrüdingen, Manching, Lehen, Estenfeld, Hellmitzheim, Mettendorf; ferner Reihengräber von Schretzheim, Weiarn, Inzing, Greiling, Theuern (slavisch), Mechelwind (slavisch), Au, Berbling, Kipfenberg, Untereching, Überackern, Ebenhofen, Hellmitzheim, Salgen, Kirchdorf, Mauern, Oberammergau, Westheim. Daran schließen sich Mitteilungen über Höhlen bei Schwaighausen und im oberfränkischen Jura, Hochäcker bei Au, Befestigungen bei Burghausen und Ecksberg, eine Erdkammer bei Unterwesterbach, Wohnstätten bei Regensburg, Köfering und Karlstein und eine Kultstätte bei Pretzfeld. Unter den angeführten zahlreichen Einzelfunden sei besonders auf einen Depotfund von nahezu 100 Bronzebarren in Rippenform und 2 Leistenkelten bei Mittermühle hingewiesen. *Dr. A. Götze-Berlin.*

170. A. Schliz: Großgartach (Steinzeitliche Grabhügel mit Schnurkeramik). Korrespdzbl. der Westdeut. Ztschr. 1903, Bd. XXII, Sp. 97 bis 103.

Von einer Gruppe von drei Hügeln auf dem Heuchelberg hatte Bonnet bereits 1900 einen Hügel ausgegraben, welcher ein Grab mit Schnurkeramik enthielt. Bei einer neuerdings vorgenommenen Untersuchung erwies sich der zweite Hügel trotz seiner völlig gleichen äußeren Form als ein Krematorium der Hallstattzeit. Der dritte Hügel war dagegen wieder steinzeitlich; hier fand man in der aufgeschütteten Erde zahlreiche Spuren von Holzkohle, nesterweise Brandspuren und einzelne Scherben. In der Hügelmitte war in den gewachsenen Boden ein 2 m langer und $1^1/_2$ m breiter Schacht scharf eingeschnitten, auf dessen Grunde ein gestrecktes Skelett, Kopf nach Süd, lag. Beigaben: ein schnurverzierter Becher, eine Schale, ein Stück eines Mahlsteins und ein Feuersteinmesser.

Es folgt die Beschreibung eines schon 1883 ausgegrabenen, aber noch nicht veröffentlichten Steinkistengrabes vom großen Wolfsberg bei Wimpfen mit einem Hockerskelett und einem Steinbeil. Zum Schluß betont Schliz die Verschiedenheit der Bestattungsformen innerhalb einer ziemlich eng begrenzten Gegend bei einem und demselben Kulturkreise. *Dr. A. Götze-Berlin.*

171. A. Schliz: La-Tène-Flachgräber im württembergischen Unterland. Fundber. a. Schwaben 1902, Jahrg. X, S. 13 bis 32.

Schliz unternimmt es in dieser kleinen, aber gehaltreichen Arbeit, die Ergebnisse prähistorischer und anthropologischer Untersuchungen mit den geschichtlich überlieferten Daten in Verbindung zu bringen. Er schildert den aus den Funden erkennbaren Einbruch der Kelten, welcher um 400 vor Chr. von Frankreich her in das süddeutsche Gebiet der Hallstattkultur erfolgte. Der Zug geht von der Neckarmündung zunächst durch das badische Hügelland und teilt sich dann in zwei Arme, deren einer in nordöstlicher Richtung gegen den Main und Thüringer Wald, deren anderer nach Süden längs des Neckarstromgebietes gegen die Donau geht. Böhmen wird in der Gegend zwischen Plan und Taus erreicht. Im Ursprungslande der La-Tène-Kultur (Marne und Champagne) und am Endpunkte des mittleren Stromes der Invasion (Böhmen) gibt es nur Skelettgräberfelder vorwiegend der Früh-La-Tène-Zeit, in dem zwischenliegenden Gebiet neben solchen auch Hügelgräber; letztere sind aber wohl meist als Nachbestattungen in älteren Hügeln aufzufassen, da die Beerdigung im Flachgrabe sichtlich Volksgewohnheit der gallischen Kelten war. Das ganze Gebiet war so in den Besitz der Volker-Tektosagen (Caesar) gelangt. Zu Tacitus' Zeit saßen dort im Westen die Helvetier, im Osten die Bojer. Die inzwischen eingedrungenen Germanen hatten nach des Tiberius' Siegen zum Teil wieder ausweichen müssen, so die Markomannen 9 vor Chr. nach dem Osten. Das herrenlose frühere Bojerland wird nun wieder von gallischen Bauern besetzt. Dieser mehrfache Bevölkerungswechsel prägt sich nun nach Schliz in den archäologisch und anthropologisch verschiedenen Gruppen der La-Tène-Flachgräber aus, und Verfasser macht den Versuch, letztere den verschiedenen Bevölkerungselementen zuzuweisen. *Dr. A. Götze-Berlin.*

172. D. M. Kříž: Diluv. lebka lidská z Předmostí. (Ein diluvialer Menschenschädel aus Předmost.) Pravěk (Ung. Hradisch) 1903. Bd. I, p. 97 u. ff. mit 2 Abb. im Text u. Taf. X.

Kříž fand auf dem bekannten diluvialen Fundorte im Garten Chromeček bei Předmost in Mähren einen kindlichen Menschenschädel, in dessen Lehmumhüllung gebrannte Knöchelchen und Feuersteinsplitter, sowie auf der Stirn ein inkrustierter Mahlzahn eines Polarfuchses festgestellt wurden. Der Schädel wurde in diesem Zustande mehrmals demonstriert (Verh. d. Berl. Ges. f. A. E. U. 1867, S. 321 bis 343; Mitt. d. Wien. Anthr. Ges. 1897, p. 72; Sitzungsber., 1898, S. 1 bis 34), nun seiner Umhüllung entkleidet und die Fragmente zusammengefügt. Es handelt sich, nach dem Gebiß zu schließen, um ein zwölfjähriges Kind, weshalb die Geschlechts- und Rassencharaktere noch nicht entwickelt erscheinen und die Unterschiede mit einem gleichentwickelten prähistorischen Kinderschädel, der zum Vergleich herangezogen wurde, nicht gerade auffallend sind. Die Länge wurde mit 176, die Breite mit 134, die Höhe mit 120 mm abgeschätzt, woraus sich ein LB-Index von 76,2, ein LH-Index von 73,8 ergeben würde. Schädelumfang = 500 mm; Obergesichtshöhe = 57, Jochbogenbreite = 85, Obergesichtsindex 67; Nasenhöhe = 40, Nasenbreite = 20, Index = 80, Orbitalhöhe = 30, Orbitalbreite = 38, Index = 78. Das Gesicht prognath; die Augenhöhlen rechteckig, wenig schräg gestellt; gut ausgeprägte Crista frontalis. *Dr. Matiegka-Prag.*

173. D. M. Kříž: Výrobky diluv. člověka v Předmostí. (Erzeugnisse des diluv. Menschen in Předmost.) Pravěk (Ung. Hradisch) 1903, Bd. I, S. 49 u. ff. Mit Taf. III u. Abb. im Text.

In diesem Artikel gibt der bekannte Forscher des mährischen Diluviums eine übersichtliche Darstellung der von ihm schon zum Teil anderwärts beschriebenen Kulturerzeugnisse des diluvialen Menschen in Předmost, von denen die Feuer- und Hornsteininstrumente, das Fragment einer Sandsteinschale, ein Instrument zum Lassowerfen (? Fig. 9), Nadeln, Ahlen, Glätter, Dolche usw. aus Bein und Elfenbein, Ockerschollen zum Bemalen angeführt werden. Von den Schmuckobjekten werden ein Anhängsel aus Mammutelfenbein (Fig. 1), eine ornamentierte Mammutrippe (Taf. III, Fig. 1) und ein Stoßzahn, insgesamt mit geometrischen Ornamenten bedeckt, besonders angeführt. Die vom Verfasser als Frauengestalt gedeutete Zeichnung auf einem Mammutstoßzahne (Taf. III, Fig. 4) läßt sich in umgekehrter Lage ebenso deuten, wobei das unten zugespitzte Gesicht mit Augen, Nase und Mund, darunter die Brüste, der Unterleib mit Nabel, der Beckengürtel und das Genitale, sowie die Arme und Beine dargestellt erscheinen. *Dr. Matiegka-Prag.*

174. Frant Černý: Pohřebiště Opatovské. (Das Grabfeld von Opatowitz — S. Mähren.) Pravěk (Ung. Hradisch) 1903. Bd. I, S. 133. Mit Taf. XIII—XV.

Grabfeld liegender Hocker (etwa 40 an Zahl) mit Inventar vom Unětitzer Typus. Von den Gefäßen sind die einhenkeligen Töpfe mit Bauchkante, durch welche eigentlich der hohe Hals vom niedrigen Gefäßbauch abgegrenzt wird (vgl. besonders Taf. XIII, Fig. 12, 13), charakteristisch. Andere Verzierungen fehlen diesen Gefäßen; dagegen finden sich an größeren Gefäßen lineare Ornamente; an einem Henkeltopf verläuft um Hals und Bauch je ein mit Grübchen versehenes Band, welche Bänder durch sieben derartige, senkrecht verlaufende Querbänder vereinigt sind; um den Bauch zieht sich noch eine einfache, etwas winkelige Wellenlinie; überdies ist der innere Rand des Gefäßes mit zwei Punktreihen verziert. Charakteristisch sind weiter die aus Doppelbronzedraht spiralig gewundenen Fingerringe, die aus Doppelbronzedraht oder aus flachen (8 mm breiten) Bronzestreifen spiralig gewundenen Armbänder, die Säbelnadel mit eingerolltem Kopfende und drahtumwundenem Halse. Am Ende des Grabfeldes fand sich in einem Grabe anstatt einer Leichenbestattung eine tiefe Schüssel (Taf. XV, Fig. 5) mit Asche und Knochen, ein auf solchen Grabfeldern befremdender Fund. *Dr. Matiegka-Prag.*

175. K. Prokop: Hromadný hrob z doby přechodní v Kbelích. (Massengrab aus der Übergangszeit in Kbel — M. Böhmen.) Pravěk (Ung. Hradisch) 1903, Bd. I, S. 117. Mit Abbild.

Auf einer wohl schon zur prähistorischen Zeit vielfach benutzten Verkehrsstraße zwischen Prag und Brandeis, bzw. zwischen Moldau und Elbe, die durch zahlreiche prähistorische Fundorte markiert ist, liegt die durch mehrfache archäologische Funde bekannte Ziegelei bei Kbel. Hier untersuchte Prokop ein Massengrab, dessen Steinplattenbelag zum Teil zerstört war. In demselben fanden sich die Skelette eines liegenden und mehrerer kauernder Hocker. Die Gefäße, besonders ein Henkeltöpfchen mit Bauchkante und eine Schale mit quergestelltem Henkel, stammen aus dem Ende der Übergangszeit vom Neolith, deren Keramik durch das Zusammenstoßen der nordischen, der Dolmen-, Terramaren- und Pfahlbaukultur auf nordböhmischem Boden beeinflußt wurde und endlich zur Entwickelung der für Böhmen charakteristischen Unětitzer Kultur mit den eigentümlichen Gefäßen, den Säbelnadeln, Bernsteinschmuck usw. führte. *Dr. Matiegka-Prag.*

176. J. V. Želísko: Poslední předhist. výzkumy na Hradišti nad Vol. j. Čechách. (Die letzten prähist. Forschungen am Hradischt [Burgwall] an der Volinka in Südböhmen.) Pravěk, (Ung. Hradisch) 1903. Bd. I, S. 161. Mit Plan u. Taf. XX.

Diese schon von Woldřich untersuchte Burgstätte besteht aus der eigentlichen Burg und einer Vorburg; erstere mißt 148 m × 106 m und ist von einem 425 m langen, außen 7 bis 18 m, innen 3 bis 4 m hohen, 3 bis 4 m breiten Walle umgeben; der Wall der Vorburg mißt 300 m und ist nur 3 bis 5 m hoch. Am Burgraume und im Walle selbst fanden sich zahlreiche Scherben vom slavischen Burgwalltypus, Knochen von Haustieren, Eisenmesser usw., wodurch das Alter des Burgwalles (etwa 1000 n. Chr.) bestimmt erscheint. Der Wall besteht aus Erde, Steinen, Asche mit Holzkohle vermischt und stellenweise aus großen verschlackten Steinen (Glasburg?).

Dr. Matiegka-Prag.

177. Emanuel Synek: Galský hrob v Holubicích. (Ein gallisches Grab in Holubitz — S. Mähren.) Pravěk (Ung. Hradisch) 1903. Bd. I, S. 158. Mit Abbild.

Durch dieses Einzelgrab in Südmähren, unweit Austerlitz, wird die kleine Zahl der in Mähren bisher bekannten, nur vereinzelt vorkommenden La-Tène-Skelettgräber um eins vermehrt. Bei der Leiche fand sich: ein 17 cm hohes, auf der Drehscheibe gefertigtes, henkelloses, vasenförmiges Gefäß mit profiliertem Halse und schmalem Boden; am rechten Oberarme ein offener Armring aus 8 mm breitem Bronzeblech mit zwei Reihen von Kreisen (mit zentralem Punkte) verziert; am linken Vorderarme ein offenes Knotenarmband, über den Sprunggelenken je ein größerer, offener Knotenfußring, insgesamt aus Bronze. *Dr. Matiegka-Prag.*

178. Alois Procházka: Zprávy o nálezech na Výškovsku. (Berichte über Funde aus der Umgebung von Wischau-M.-Mähren.) Pravěk (Ung. Hradisch) 1903. Bd. 1, p. 64, 106, 122, 145 u. ff. Taf. V, XI, XII u. Abbild. im Text.

Von den zahlreichen Funden sind beachtenswert: Urnengräber mit Steinbelag bei Pustiměř, enthaltend Nadeln und Ringe aus Bronze und Eisen, ein geschweiftes Bronzemesser, einen Steinmeißel, Urnen, Schalen, Kinderklapper, ein kugeliges Gefäß, an dessen Rande zwei doppelt gelochte Ansätze sich befinden, deren Öffnungen im zugehörigen Deckel zwei Paar Schnurlöcher entsprechen; der Deckelknopf ist auch durchlocht (Hängelampe?). Die Keramik zeigt Übergänge vom lausitzer zum schlesischen Urnenfeldtypus. — Hockergräber und zugehörige Ansiedlung am Dřinovetz bei Kobeřitz (unweit Austerlitz) samt graphitierten Gefäßen und Scherben mit geometrischen Ornamenten, Feuersteininstrumente, Nachbildung eines Steinbeiles aus Ton, Beinpfriemen, Pfeilspitzen, Kornquetscher und Mahlsteine; ein verbogenes Bronzearmband. Schädel dolichokephal. — Neolithische Ansiedlung auf der Flur „Nová Pole" bei Kobeřitz: Kulturgruben, enthaltend Messerchen aus Feuerstein (70 Stück) und Obsidian (8 Stück), Nuclei, geglättete Steinbeile, Meißel, Bohrkerne. Wie an anderen Fundorten Mährens findet sich auch hier Obsidian unzertrennlich mit gemalter Keramik, zahlreiche Scherben zeigen roten, gelben und schwarzen Anstrich, die zarteren sind auch durch Einritzung verziert. So sind die Zwischenräume zwischen den Windungen einer auf schwarzem Grunde mit zwei parallelen Ritzen gezeichneten dreifachen Spirale rot bemalt; andere Scherben zeigen rote Linien oder flecht-

artige Zeichnungen auf gelbem Grunde. Andere Scherben sind mit Fingernägelabdrücken geziert. Beachtenswert ist der Fund zweier Scherben von glockenförmigen Gefäßen (Zonenbecher) mit der charakteristischen Verzierung, sowie der Fund eines geschweiften Bechers mit vier seitlich zusammengedrückten Knöpfen am Bauchumfang. Auch dieses Gefäß ist mit schwarzen, roten und gelben Bändern bemalt. Die dritte Eigenheit derartiger Ansiedelungen (figurale Tonnachbildungen) scheint hier in einem Figurenfragment aus Ton, das auch Farbspuren trägt, erhalten zu sein (Taf. XII, Fig. 5). — Fünf Grabhügel im Walde Bezedník bei Kobeřitz. Niedrige Erdhügel mit Brandbestattung im Niveau des Erdbodens. Von den Beigaben sind bemerkenswert: zwei ovale Schüsseln mit zwei zungenförmigen Ansätzen am Rande, eine graphitierte Urne mit je vier in zwei Reihen abwechselnd über und unter dem Bauchumfange verteilten, flach ausgezogenen Knöpfen, Schalen mit schraffierten Dreiecken geziert, ein Bronzeknopf, ein Feuersteinmesserchen usw. Die Gefäße stimmen in Form und Verzierung mit der Urnenfeldkeramik vom lausitz-schlesischen Übergangstypus dieser Gegend überein. — Grabhügel im Walde Křestánov. — Wohngrube auf der Flur „Na Čtvrtích“ mit vier kleinen, längsdurchbohrten Tonkegeln und einem hübschen Henkelbecher mit hohlem Fuße und drei kantigen Buckeln (127, Fig. 3, 4). — La-Tène-Skelettgräber in Dobročkowitz bei Bučowitz: am Goldfinger ein sattelförmig verbogener Fingerring, ein Ohrring aus Bronze; Eisenfibel und Kette mit achtförmig gedrehten Gliedern und einem löffelartigen Hacken. Die Indizes der erhaltenen Schädel betragen 77,7 und 84,8. — Depot am Berge Pratetz, bestehend aus fünf rechteckigen, 11 bis 15 cm langen Kupferbeilen von der gewöhnlichen Steinmeißelform. — Kulturgruben auf der Flur „Na dílech“ bei Blažowitz (Taf. XVI) mit Erzeugnissen provinzial-römischer Kultur neben Messerchen, Pfeil- und einer Lanzenspitze aus Feuerstein, geglätteten Steinartefakten, Bronzenadeln und Fibeln, Beinkammfragment, Eisenmesser, Doppelgefäß usw. Auf derselben Flur wurden auch mehrere römische Kaisermünzen gefunden. — Hockerskelett in Kroužek bei Neu-Rousinow mit Drahtarmring, Halsring und Säbelnadel mit eingerolltem Kopfende. — Spätslavische Skelettgräber bei Neu-Rousinow (Abbild. S. 152) mit Gefäßen vom Burgwalltypus, Holzeimer mit Eisenbeschlag und Tragband, Glasperlen, Eisenmesser und Lanzenspitze. *Dr. Matiegka-Prag.*

179. A. Gottwald: Nové nálezy na Prostějovsku. (Neue Funde aus der Gegend von Prossnitz-M.-Mähren.) Pravěk (Ung. Hradisch) 1903. Bd. I, p. 66, 153 u. ff. Mit Taf. XVII—XIX, u. Abb. im Text.

Neolithische Grubenfunde bei Brodek (von da eine lorbeerblattförmige retouchierte Pfeilspitze aus Hornstein) und Hrubtschitz. — Urnengräber bei Wranowitz vom lausitz-schlesischen Übergangstypus, ohne Steinbelag, desgleichen bei Krumsin. — Zwei Wohnungsreste bei Olschan mit graphitierten Scherben vom schlesischen Urnenfeldtypus, daneben solche der römischen Kaiserzeitkultur. — Spätslavische Skelettgräber (Burgwalltypus) bei Držow. In einem der sonst armen Gräber fanden sich Eisensporen mit kurzem Stachel, ein Beil (Franziska?), Messer, Eisenspangen usw. — Spätslavisches Skelettgrab bei Witonitz mit Glasperlen, Bronzeohrringen, Tonbecher mit Wellenornament. — Slavische Schläfenringe von Domamyslitz. — Von den zahlreichen Einzelfunden ist ein 8 cm langer geschliffener Feuersteinmeißel aus Hrubtschitz beachtenswert. — Neolithische Ansiedlung in Čechowitz (Taf. XVII, XVIII): Zahlreiche Instrumente, Splitter und Nuclei aus Feuer-

stein, auch aus Chalcedon und Jaspis; eine retouchierte Pfeilspitze; geglättete Steinmeißel, Beile, Bohrkerne; Mahl- und Schleifsteine; verschieden zugeschliffene Roteisensteinstücke zum Färben des Körpers, sowie Färben und Glätten der Gefäße, wie die gefärbten Scherben und Wirtel beweisen, Webstuhlgewichte, Scherben mit Fingerspitzen, Nagel-, Grübchen- oder Lochornament, zumeist auf aufgeklebten Lehmstreifen. Topfscherben mit Knöpfen, manchmal tunnelartig durchbohrt, eigentliche Henkel selten, zwei Tonlöffelstiele; keine Beinobjekte. Ansiedlung bei Ohrozim (Taf. XIX) von ganz demselben Charakter. Keine Bein-, äußerst zahlreiche Steinobjekte, aber selten ganz erhalten; beachtenswert ist ein geschliffener Meißel aus Achat und Feuerstein (Taf. XIX, 2, 7). Wirtel, Scherben usw. identisch mit jenen von Čechowitz, auch im Scherben mit Zweig- (Fischgräten-) ornament. — Neolithische Ansiedlung bei Zdětin. Scherben wie bei vorhergehenden; ein hornförmig ausgezogener Henkel. *Dr. Matiegka - Prag.*

180. Emil Hübner: Über urgeschichtliche Funde in Czegléd (Comitat Pest) (Ung.). Arch. Értesitö 1902. N. F., Vol. XXII, p. 401—402.

1901 wurden auf dem Hügel Öreghegy Schüssel und Näpfe und 1902 neben der Straße nach Örkény Urnengräber, Feuerstellen usw. gefunden; die ersteren waren bronzezeitlich, die letzteren im La Tène-Stile.

F. Milleker - Werschetz.

181. Andreas Orosz: Über urgeschichtliche Funde in Apahida, Com. Klausenburg. (Ung.) Arch. Értesitö 1902. N. F., Vol. XXII, p. 402—405.

Orosz führt von nicht weniger als 17 Stellen der Ortsgemarkung prähistorische Funde an. *F. Milleker - Werschetz.*

182. Stefan Téglás: Über in prähistorischen Gräbern gefundene Gefäße im Com. Tarda-Aranyos. (Ung.) Arch. Értesitö 1902. N. F., Vol. XXII, p. 405—406.

In Maros-Bogát, Alsót, Alsó-Detrehem, Szind und Alsó-Szent-Mihályfalva in Skelettgräbern Näpfe mit ansa cornuta. *F. Milleker - Werschetz.*

183. Alexander Hidvéghy: Über die Funde von Bakony-Tamás. (Ung.) Arch. Értesitö 1902. N. F., Vol. XXII, p. 406—408. Mit Abb.

Skelettgräber mit Bronze- und Eisenbeigaben und einer Münze von Constantius II. Beilform sarmatisch. *F. Milleker - Werschetz.*

184. Georg Bibó-Bige: Über Weberwerkzeuge der Völkerwanderungszeit. (Ung.) Arch. Értösitö 1902. N. F., Vol. XXII, p. 408—410. Mit Abb.

In einem Skelettgrabe in Szabadka (Com. Bács) befanden sich die Werkzeuge eines Webers. Neben anderen Altsachen und im alltäglichen Leben gebrauchten Knochengegenständen waren es Knochenwerkzeuge, die in der Weberei Verwendung fanden: Weberschiffchen, Werkzeug zur Regulierung der Dicke des Fadens und zur Ordnung des aufgespannten Fadenmateriales (letzteres kammförmig). *F. Milleker - Werschetz.*

185. **Lad. Éber: Zwei goldene Schmucksachen aus der Eisenzeit im ung. Nat.-Museum.** (Ung.) Arch. Értesitö 1903. N. F., Vol. XXIII, p. 22—30. Mit Abb.

Beide Gegenstände sind im La Tène-Stile gehalten. Das eine stammt aus Herczeg-Márok im Baranyaer Comitat und ist ein 164 g schweres hohlgetriebenes Armband, dessen Äußeres eine Reihe Beeren oder Bohnen zeigt, die durch reiche Detailverzierung sich auszeichnen. Analoge Funde wurden in Südfrankreich bei Feumillet und bei Sasgraisses gemacht. Das zweite Stück ist ein Fragment eines Torques, 110 g schwer, welchem ein bei Wald-Algesheim unweit Trier in einem Tumulus gefundener Halsring gleicht.

F. Milleker-Werschetz.

186. **F. Milleker: Neuere Funde aus Vattina,** Com. Temes. (Ung.) Arch. Értesitö 1903. N. F., Vol. XXIII, p. 180—190. Mit Abb.

Aus diesem (5.) Berichte über die Erwerbungen des Werschetzer städtischen Museums von Vattina in den Jahren 1901/02 geht von neuem deutlich hervor, daß Vattina, welches 1903 vom Referenten entdeckt worden ist, in Süd-Ungarn nicht nur in seiner Eigenschaft als Fundort Hallstätter Sachen, sondern als archäologischer Fundort überhaupt bis jetzt das Meiste geboten hat.

Selbstbericht.

187. **Achatius Horváth: Über einen steinzeitlichen Fund in der Zips.** (Ung.) Arch. Értesitö 1903. N. F., Vol. XXIII, p. 38—43. Mit Abb.

Unfern Szepes-Váralja auf einem abgegrenzten Bergplateau wurde beim Steinbrechen eine neolithische Station aufgedeckt; die dort gefundenen Altsachen aus Ton, Stein und Hirschhorn wurden dem Gymnasium in Leutschau überlassen. Neolithische Fundorte und Funde sind in diesem Comitat nicht selten. *F. Milleker-Werschetz.*

B. Literatur-Übersicht des Jahres 1904.

I. Anthropologie.

Bajenoff, N., Guy de Maupassant et Dostoïewsky, étude de psychologie comparée. Arch. d'anthr. crimin. XIX, p. 1—39.

Bornemann, L., Schule und Auslese, II. Pol.-Anthr. Revue, II, 10, S. 801—811.

Correns, C., Experimentelle Untersuchungen über die Entstehung der Arten auf botanischem Gebiet. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. I, 1, S. 27—52.

Giard, Castration et caractères sexuels. C. R. d. l. Soc. de biol. Janv. 4, p. 4.

His, W., Die Entwickelung des menschlichen Gehirns während der ersten Monate. 176 S. u. 115 Abb. Leipzig, S. Hirzel.

Krankheiten und Ehe. Darstellung der Beziehungen zwischen Gesundheitsstörungen und Ehegemeinschaft. Herausgeg. von H. Senator u. S. Kaminer. I. München, Lehmann, 182 S.

Kraus, F., Blutsverwandtschaft in der Ehe und Folgen für die Nachkommenschaft. Krankheiten und Ehe, I, S. 56—88.

Lendenfeld, R. v., Karl Pearsons Untersuchungen über verwandtschaftliche Ähnlichkeit und Vererbung geistiger Eigenschaften. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. I, 1, S. 78—83.

Mahoudeau, P. G., Indication des principales étapes de la phylogénie des Hominiens. Rev. de l'écol. d'anthr. XIV, 1, p. 1—20.

Möbius, P. S., Geschlecht und Unbescheidenheit. Halle, C. Marhold, 30 S.

Möbius, P. S., Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 6. Aufl. Halle, C. Marhold, 131 S.

Orth, T., Angeborene und ererbte Krankheiten. Krankheiten und Ehe. I, S. 26—55.

Podiapolsky, Les impressions ou suggestions paternelles ou maternelles se transmettent-elles aux enfants? Revue de l'hypnot. XVIII, 7, p. 212—220.
Probst, M., Zur Lehre von der Mikrokephalie und Makrogyrie. Arch. f. Psych. XXXVIII, S. 47—99.
Razous, P., Influence de la profession sur la morbidité. Rev. scientif. Sér. 5, I, 4, p. 97—106.
Rosen, K. v., Über den moralischen Schwachsinn des Weibes. 2. Aufl. Halle, C. Marhold, 48 S.
Rothmann, M., Über das Verhalten der Art. cerebri ant. bei Affen, Anthropoiden und Menschen. Arch. f. Psych. XXXVIII, S. 278—287.
Runge, Max, Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart. 5. Aufl., VI, 39 S. Berlin, S. Springer.
Schallmeyer, Wirkungen gebesserter Lebenshaltung und Erfolge der Hygiene als vermeintliche Beweismittel gegen Selektionstheorie und Entartungsfrage. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. I, 1, S. 53—77.
Weininger, O., Geschlecht und Charakter. 2. Aufl., 608 S. Wien, W. Braumüller.
Witzel, A., Ein Fall von phänomenalem Rechentalent bei einem Imbezillen. Arch. f. Psych. XXXVIII, S. 122—155.
Woltmann, L., Rasse und Genie. Pol. Anthr.-Revue, II, 10, S. 765—767.

II. Ethnologie.

Ammon, O., Die Bewohner der Halligen, sowie Erörterung einiger Fragen der Volkskunde. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. I, 1, S. 94—98.
Ballas, G., Beiträge zur Kenntnis der trierischen Volkssprache I—III. Trier, F. Lintz, 52 S.
Beschorner, Das Sammeln von Flurnamen. Korrespzbl. d. Ges.-Ver. d. deut. Geschichts-Ver. LII, 1, S. 5—20.
Brämer, Karl, Die Völkerschaften Preußens. Deutsche Erde, III, 1, S. 2—7.
Bühring, C. M., Über den Einfluß der Rassenmischung auf die Sprache. Pol.-Anthr. Rev. II, 2, S. 845—847.
Driesen, O., Der Ursprung des Harlekin. 17 Abb. im Text. Berlin, A. Duncker, 286 S.
Driesmanns, H., Die rassebildende Kraft des Milieus. Beil. z. Allgem. Ztg. 3.
Engelhardt, Eine Reise durch das Land der Mwele und Esum, Kamerun. Globus, LXXXV, 1, S. 1—6 u. 5, S. 73—77.
Enjoy, P. d', L'accouchement en pays Annamite. Rev. scientif. Sér. V, I, 2, p. 51—53.
Fischer, Emil, Die Herkunft der Rumänen. Eine hist.-biol.-ethnogr. Studie. VIII, 303 S. m. 4 Taf. u. 1 Karte. Bamberg, Handels-Druckerei u. Verlagshaus.
Gabnay, Fr. v., Ungarische Kinderspiele. Globus, LXXXV, 3, S. 42—45 u. 4, S. 60—63.
Gallenkamp, W., Staaten und Völker im Lichte der Entwickelungslehre. Umschau, VIII, 5, S. 89—94.
Gentz, Beiträge zur Kenntnis der südwestafrikanischen Völkerschaften, III. Globus, LXXXV, 5, S. 80—82.
Grosse, H., Bericht über weitere Versuche zur Salzgewinnung durch Briquetage. Korrespdzbl. f. Anthr. XXXV, 1.
Havelburg, W., Klima, Rasse und Nationalität in ihrer Bedeutung für die Ehe. Krankheiten und Ehe I, S. 89—144.
Hertz, Fr. O., Das religiöse Leben bei Ariern und Semiten V u. VI. Pol.-Anthr. Revue, II, 10, S. 812—819 u. S. 894—905.
Jabainville, Arbois de, Les Celtes; depuis les temps les plus anciens jusqu' à l'an 100 avant notre ère. Paris, Fontemoing.
Kempf, Rud., Dorfwanderungen. Die interessantesten Bauernhaus-Typen Süddeutschlands. In Aufnahmen nach der Natur. 100 Taf. u. 12 S. Text. Frankfurt a. M., H. Keller.
Koch, W., Japan. Geschichte nach japanischen Quellen und ethnographischen Skizzen. Dresden, W. Bänsch, 410 S.
Kraitschek, G., Der physische Typus Alexanders des Großen. Pol.-Anthr. Rev. II, 11, S. 859.
Klose, Industrie und Gewerbe in Togo. Globus, LXXXV, 5, S. 69—73 u. 6, S. 89—93.
Mélila, S., Le boeuf dans la vie Malgache. Rev. scientif. Sér. 5, I, 4, p. 111—116.

Much, M., Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung. 2. verm. Aufl., 421 S. Berlin, H. Costenoble.
Nielsen, S., Die altarabische Mondreligion und die mosaische Überlieferung. 223 S. Straßburg, K. S. Trübner.
Nordenholz, A., Über den Mechanismus der Gesellschaft. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. I, 1, S. 110—123.
Pini, C., Il Tibet (geografia, storia, religione) secondo la relazione del viaggio del P. Ippolito Desideri, Roma.
Plötz, A., Die Begriffe Rasse und Gesellschaft. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. I, 1, S. 2—26.
Preuß, K., Th., Die Entwickelung der altmexikanischen Religion. Naturw. Wochenschr. NF. III, S. 257—263.
Seiler, G., Von den Zwergstämmen in Südkamerun. Korrespdzbl. f. Anthr. XXXV, 1.
Stach, Jakob, Die deutsche Kolonie in Odessa. Deutsche Erde III, I, S. 10—13.
Tetzner, F., Die Kroaten. Globus, LXXXV, 2, S. 21—26 u. 3, S. 37—42.
Thurnwald, R., Zur Rassenbiologie. Bedeutung von Hammurabis Familiengesetzgebung. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. I, 1, S. 124—131.
Ujfalvy, C. v., Zur anthropologischen Geschichte Indiens. Pol.-Anthr. Rev. II, 10, S. 779—799.
Urban, M., Über altvolkstümliche Wundbehandlung. Prag. med. Wochenschr. XXIX, 1, S. 4—5; 2, S. 21—22 u. 3, S. 31—33.
Wiedemann, A., Die Rassen im alten Ägypten. Umschau, VIII, 4, S. 64—69 u. 5, S. 84—89.
Wiener, O., Das deutsche Kinderlied. Prag, J. G. Calve. 23 S.
Wilser, C., Menschenrassen und Weltgeschichte. Iduna (Weimar) 4—5. (16 S.)
Wirth, A., Die Herkunft der Japaner. Pol.-Anthr. Rev. II, 11, S. 847—859.
Woltmann, L., Die Germanen und die Renaissance in Italien. Pol.-Anthr. Rev. II, 11, S. 861—869.
Zaborowski, Origine européenne des Aryens de l'Asie. Rev. scientif. Sér. 5, I, 1.

III. Urgeschichte.

Anthes, Tätigkeit des Verbandes west- und süddeutscher Vereine für römisch-germanische Altertumsforschung. Korrespdzbl. d. Ges. Ver. d. deutsch. Geschichts-Ver. LII, 1, S. 1—5.
Anthes E., Römisch-germanische Funde und Forschungen. Korrespdzbl. d. Ges. Ver. d. deutsch. Geschichts-Ver. LII, 1, S. 33—42.
Blasius, W., Megalithische Denkmäler der Altmark zwischen Neumühle und Mellin im Westen und Immekath im Osten. — Die Hünengräber im Flögeler Holze bei Fickmühlen im Amte Bederkesa. XIII. Jahresber. d. Ver. f. Naturw. zu Braunschweig.
Blasius, W., Die megalithischen Grabdenkmäler im westlichen Teil des Kreises Salzwedel in der Altmark. XIII. Jahresber. d. Ver. f. Naturw. zu Braunschweig, S. 49—62.
Blasius, W., Fortsetzung der Ausgrabungen in den neuen Teilen der Baumannshöhle bei Rübeland am Harze i. J. 1901. XIII. Jahresber. d. Ver. f. Naturw. zu Braunschweig, S. 72—74.
Blasius, Die vorgeschichtl. Steindenkmäler bei Carnac in der Bretagne. XIII. Jahresber. d. Ver. f. Naturw. zu Braunschweig.
Ballet, Découverte de silex taillés pliocènes à Saint-Hilaire en Cignières (Cher). Bull d. l. Soc. préhist. de France. I, 1, p. 21—26.
Baudouin, M. et **Lacouloumère, G.**, Les Menhirs du Plessis ou Bernard (Vendée). L'Homme préh. II, 2, S. 33—54.
Capitan, L., Quelques observations sur les pièces recueillies par M. Doudou dans la deuxième grotte d'Engis. Rev. de l'École. d'anthr. XIV, 1, p. 25—32.
Coutil, Le paléolithique en Normandie. Bull. d. l. Soc. préh. de France I, 1, p. 31—37.
Denise, Sépulture néolithique de Mériel (Seine-et-Oise). L'Homme préhistor. II, 1, p. 5—8.
Denise, Les alignements de la forêt de la Tour-du-Lay. L'Homme préhistor. II, 1, p. 16—20.
Doudou, E., Note sur des graines de végétaux trouvées dans la brèche préhistorique de la seconde grotte d'Engis (Belgique). Rev. de l'École. d'anthr. XIV, 1, p. 21—25.
F. P., Fouille du dolmen de Mériel. — Fabrique de poterie dans l'Allier. L'Homme préhistor. II, 2, p. 55—57.

Imbert, M., Considérations générales sur les tumulus de Limousin. L'Homme préhistor. II, 1, p. 1—4.
Knoop, L., Ein Kistengrab aus neolith. Zeit. Korrespdzbl. f. Anthrop. XXXV, 1.
Lustig, G., Die Trichtergraben (Mardellen) vom Zobtenberge in Schlesien. Globus, LXXXV, 6, S. 85—89.
Martin, H., Sur la variabilité de forme de haches polies. Bull. d. la Soc. préh. de France I, p. 38—40.
Moulin, F., L'abri moustérien du Bau de l'Aubesier (Vaucluse). Bull. d. l. Soc. préh. de France I, 1, p. 14—20.
Quénel, Cl., Les pointes de flèches de la période néolithique aux environs de Compiègne (Oise). L'Homme préhistor. II, 1, p. 9—13.
Rivière, G., Une station préhistorique à Champigny-sur-Marne. L'Homme préhist. II, 1, p. 14—15.
Rivière, E. et **Foucault, E.**, Les perçoirs en silex à pointes multiples de la Brèche-au-diable (Calvados). Bull. d. l. Soc. préh. de France I, 1, p. 27—30.
Sautter, Fr., Prähistorische Grabhügel auf der schwäbischen Alb. Präh. Blätter XVI, 1, S. 1—6.
Schwalbe, G., Die Vorgeschichte des Menschen. 52 S. m. 1 Fig.-Taf. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.
Stubenrauch, A., Leichenbrandgräber mit steinzeitlichen Beigaben bei der Försterei Buchholz, Kr. Greifenhagen. Monatsblätter d. Ges. f. Pomm. Gesch.- u. Altskd. 1, S. 1—6.

C. Tagesgeschichte.

Berlin. Die anthropol. Gesellschaft erwählte zu ihren korrespond. Mitgliedern Sal. Reinach in St. Germain-en-Laye, Prof. Dr. Koganeï und Prof. Dr. Tsuboi in Tokyo.

Elberfeld. Ein Verein für rheinische und westfälische Volkskunde hat sich gebildet mit dem Sitz in Elberfeld. Vorsitz. ist Prof. P. Sartori in Dortmund.

Florenz. Am 31. Januar starb im Alter von 62 Jahren Karl Eugen von Ujfalvy de Mezö-Höverd, Mitglied d. Kgl. Ungar. Akademie, ein erfahrener Forscher auf dem Gebiete der Arierforschung, der sein kenntnisreiches Wissen seit kurzem auch in den Dienst des Zentralblattes zu stellen begann.

Grenoble. Die Association franç. pour l'avancement des sciences wird ihre Versammlung vom 4. bis 11. August in Grenoble abhalten. Dr. Bordier, der Generalsekretär des Kongresses, wird gleichzeitig Vorsitzender der Sektion (11) für Anthropologie sein. Die Archäologie ist der Sektion (8) Geologie unter Marcel Reymond zuerteilt.

Hamburg. Herr Strebel wurde gelegentlich der Feier seines 70 jährigen Geburtstages wegen seiner Forschungen auf dem Gebiete der mexikan. Ethnologie von der Universität Gießen zum Ehrendoktor ernannt.

Heidelberg. Prof. Klaatsch beabsichtigt Anfang Februar eine Forschungsreise nach Australien, und zwar zunächst nach Nord-Queensland anzutreten.

Köln. Das Rautenstrauch-Joest-Museum erhielt zahlreiche wertvolle Gegenstände von den Herren Th. Rautenstrauch, Küppers-Loosen und Baron v. St. Paul-Jllaire überwiesen.

London. Das anthropol. Institut von Großbritannien und Irland ernannte zu Ehrenmitgliedern Prof. F. v. Luschan, Dr. J. Reinach und Mr. A. W. Howitt.

München. Am 5. Januar starb im Alter von 65 Jahren (geb. 25. IX. 1839 zu Bahlingen bei Freiburg) Geheimrat Prof. Dr. Karl von Zittel, hervorragender Paläontologe und Präsident der Bayer. Akad. d. Wissenschaften.

Paris. In Frankreich hat sich eine „Société préhistorique de France" gebildet, die sich als Ziel gesteckt hat, die Palethnologen Frankreichs und seiner Kolonien zu vereinigen, die Beweise für die Vorgeschichte des Landes zu sammeln, im besonderen auf die Erhaltung der megalithischen Denkmäler ihr Augenmerk zu richten, zu Nachgrabungen die Anregung zu geben, in Paris und in den Provinzen Zusammenkünfte zu veranstalten und den Austausch zwischen den Sammlern zu erleichtern. Dieselbe gibt auch ein besonderes Bulletin heraus; Vorsitzender ist E. Rivière. Die Sitzungen finden monatlich, 93 Boulevard Saint-Germain, statt. — Es hat sich ferner eine „Société franç. de fouilles archéologiques" gebildet, um Mittel zu archäologischen Ausgrabungen aufzubringen. Sitz derselben ist 28 rue Bonaparte. — Professor Manouvrier wurde zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

Zentralblatt für Anthropologie

in Verbindung mit

F. v. Luschan, H. Seger, G. Thilenius

herausgegeben von

Georg Buschan.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

9. Jahrgang. Heft 3. 1904.

A. Referate.

I. Allgemeines, Methoden.

188. **Rud. Martin: Über einige neuere Instrumente und Hilfsmittel für den anthropologischen Unterricht.** Korrspdzbl. d. deutsch. anth. Ges. 1903, Nr. 11.

Auf der 36. Anthropologenversammlung zu Worms zeigte Martin die wichtigsten, von ihm selbst wiederum weiter vervollkommneten Instrumente, wie sie in seinem Laboratorium in Gebrauch stehen und zum Teil von anderen Fachgenossen angenommen und von Reisenden mit Vorteil benutzt worden sind. Hier sei nur einiges Wenige hervorgehoben. Neben exakter Ausführung wurde besonders auf den Gebrauch für Reisen, d. h. auf geringes Gewicht und Handlichkeit, aber auch auf Tropensicherheit (Vernickelung) geachtet. In einer Segeltuchmappe finden neben den Beobachtungsblättern Tasterzirkel, Gleitzirkel und Bandmaß Platz. Doch rechnet Martin zum Reiseinstrumentarium auch seinen Anthropometer, der aus vier mit Bajonettverschluß versehenen Röhren besteht, deren oberste am oberen Ende noch ein zweites nur horizontal verschiebbares Stahllineal trägt und so allein oder mit dem folgenden Stücke als Stangenzirkel verwandt werden kann (natürlich haben diese Teile eine zweite mit 0 oben beginnende Millimetereinteilung). Das Stück unterscheidet sich also wesentlich und vorteilhaft von Garsons „Traveller's Anthropometer". Von den Laboratoriumsinstrumenten besitzt der Goniometer (Rankes) Fußschrauben und die beiden horizontal verschiebbaren Stahllineale sind hier noch mit einer Einteilung versehen. Auch dieses Instrument kann nebenher als Stangenzirkel verwandt werden. Mit dem „Parallelograph" lassen sich z. B. die Winkel der Gelenkachsen eines Knochens bestimmen und Umrißzeichnungen herstellen. Auch der Lucaesche Zeichentisch erscheint in verbesserter Gestalt. Beim Zeichnen wird ein Aluminium-Pantograph und für Schädel noch ein „Kubus-Craniophor" verwandt, dessen Anschaffung auch den photographierenden Kollegen dringend empfohlen wird. Hierzu kommt das von Martin schon 1899 im Korrespondenzblatt beschriebene Schädelstativ. Alle Instrumente sind durch den Instrumentenmacher Hermann in Zürich, Clausiusstr. 37, zu beziehen. Ferner sorgte Martin auch für neue Farbenskalen: er zeigte einen Satz von 16 Glasaugen und meldete eine neue Hautfarbentafel an, die nicht fertig gestellt werden

konnte. Ganz unentbehrlich sind für den Unterricht große bunte Tafeln von Rassentypen. Martin ließ vorläufig 24 Brustbilder, teils von vorn, teils von der Seite gesehen, anfertigen, will dies Werk aber fortsetzen. Die einzelne Tafel begleitet ein kurzer Text. Andere noch jüngst erschienene Typentafeln werden von den Martinschen weit übertroffen. (Verlag Orell-Füssli in Zürich.) *Dr. Stahr-Dresden.*

189. Hermann Klaatsch: Die Fortschritte der Lehre von den fossilen Knochenresten des Menschen in den Jahren 1900 bis 1903. Ergebn. d. Anat. u. Entw.-Gesch. 1902, Bd. XII, S. 545 bis 651. Wiesbaden 1903. 30 Textfig.

Der ganze Kampf der letzten Jahre, der so wesentlich zur Klärung mancher Grundfragen der Anthropologie beigetragen, wird in diesem Berichte, der ausführlich die weit zerstreute Literatur berücksichtigt und die Einzelheiten durch eingehende Erläuterungen in Wort und Bild verdeutlicht, vor dem geistigen Auge des Lesers wieder lebendig. Der erste Abschnitt, „die Fortbildung der Grundlagen für die Lehre vom fossilen Menschen", beschäftigt sich mit der Vermehrung des Untersuchungsmaterials, das die letzten Jahre gebracht haben; vor allem mit der Rückeroberung des Neandertalers als Diskussionsobjekt durch Schwalbe und Klaatsch; ferner mit dem neuen reichen Funde Gorjanovič-Krambergers in Krapina; in letzter Linie werden dann die gleichfalls bedeutungsvollen Funde des Grimaldi-Menschen in den Höhlen von Mentone, die dem Fürsten von Monaco zu verdanken sind, die Reste von Galley-Hill, die durch Klaatsch eine erneute Untersuchung und Würdigung erfuhren, der durch Szombathy mitgeteilte Fund eines diluvialen Schädels aus der Fürst-Johann-Höhle bei Lautsch in Mähren aufgeführt. Die Reste der in Predmost seinerzeit gefundenen (im ganzen 20) Individuen erfuhren zum Teil eine neue Bearbeitung durch Křiž und durch Walkhoff; über letztere Untersuchungen ist hier bereits früher berichtet worden. Angeschlossen sind diesem Kapitel die Berichte über die Arbeiten, welche sich mit der Eiszeitfrage und mit der Gliederung des Paläolithicum, speziell der wesentlich durch Klaatsch ins Leben gerufenen Eolithenfrage, und den gemalten Grotten beschäftigen. Ein zweites Kapitel behandelt die paläolithischen Skelettreste des Menschen, und zwar zunächst den Schädel. Das Resultat der mühevollen, mit ingeniösen neuen Methoden, die wesentlich auf Verwendung des Lissauerschen Diagraphen basiert sind, vorgenommenen Untersuchungen besteht in der bekannten Aufstellung des Typus von Neandertal und Spy als einer besonderen, wenn auch nicht der einzigen, paläolithischen Rasse. Diesem Typus glaubt Klaatsch den Menschen von Krapina einreihen zu können. Dagegen gehören die Fragmente von Cannstatt, Egisheim, Denise nicht in die Neandertalgruppe. Als ein Vertreter eines anderen Formenkreises wird von Klaatsch der von ihm neu untersuchte Schädel von Galley-Hill in Anspruch genommen, den er mit dem von Makowsky 1891 aufgefundenen Brünnschädel zusammenzubringen sucht, während Macnamara eine Beziehung des ersteren zum Gibraltarschädel gefunden zu haben glaubt. Die Galley-Hill-Gruppe steht nach Klaatsch in der Mitte zwischen der Neandertal- und der Cro-Magnon-Rasse. — Die Kiefer- und Zahnreste haben größtenteils durch Walkhoff eine neue Untersuchung erfahren, wodurch ganz neue interessante Fragestellungen geschaffen wurden; seine Schlüsse sind bekannt. Die Skelettknochen eingehend untersucht und ihnen zu größerer Würdigung verholfen zu haben, ist Klaatschs anerkanntes Verdienst und eines der wichtigsten Ziele seiner intensiven Bemühungen der letzten drei Jahre;

der Bericht gibt im wesentlichen eine Wiederholung der bekannten Resultate und Ansichten des Verfassers. Dieser letzte Abschnitt trägt, wie überhaupt der ganze zweite Teil, begreiflicherweise eine ausgesprochene subjektive Färbung. Als wertvollster Gewinn für die Allgemeinheit werden jedenfalls bedingungslos die schärferen und oft neuen Fragestellungen, die die letzten drei Jahre gebracht haben, anerkannt werden. So sagt der Autor selbst im Schlußkapitel Neue Erkenntnisse und Probleme der Abstammung und Rassengliederung der Menschheit: „An die Stelle der unklaren Fragestellung, ob der Mensch schon im Tertiär existiert habe, ist eine schärfere Präzisierung des Problems der Menschwerdung getreten, indem als Ziel der Forschung die Beantwortung der drei Fragen erscheint, in welcher Zeit des Tertiärs die Ausprägung der spezifisch menschlichen Merkmale an dem gemeinsamen Primatenahnen des Menschen und der Menschenaffen stattgefunden habe, an welcher Gegend der Erdoberfläche diese Menschwerdung erfolgt sei und welche Faktoren hierbei wesentlich eingewirkt haben.“ Die erste Frage beantwortet Klaatsch mittels seiner und Verneaus Theorie von dem hohen geologischen Alter der Menschenband, die bis auf eocäne Ahnen der jetzigen Säugetiere zurückgeführt wird und auf das frühe Tertiär als Abspaltungszeit des Menschen vom Primatenstamm hinweisen soll; ferner werden hierfür angeführt Walkhoffs und anderer Arbeiten, die für die primitive Beschaffenheit des Menschengebisses eingetreten sind. Den Ort der Menschwerdung zu suchen, lehnt Klaatsch im Hinblick auf die seitdem eingetretenen kolossalen Veränderungen der Erdoberfläche ab; doch hält er, wenn spätere Zeiten ins Auge gefaßt werden, die bekannte Hypothese Schoetensacks für äußerst fruchtbringend, wie er ihr auch einen hervorragenden Wert für die Ausgestaltung der Vorstellungen über den Modus der Menschwerdung zuerkennt. *P. Bartels-Berlin.*

190. H. Klaatsch: Bericht über einen anthropologischen Streifzug nach London und auf das Plateau von Süd-England. Ztschr. f. Ethnol. 1903, Bd. XXXV, S. 875 bis 920 (33 Fig.).

Die vom Verfasser nach London unternommene Studienreise galt der Lösung dreier Aufgaben: der Untersuchung von Rassenskeletten, besonders solcher von Tasmaniern, die in verschiedenen Londoner Museen aufbewahrt werden, der Aufsuchung und wissenschaftlichen Erforschung des angeblich paläolithischen Skelettes von Galley-Hill, und einem Besuche des Kalkplateaus von Kent, dem Fundorte von Eolithen, von wo Klaatsch eine Kollektion von Fundstücken mitbrachte, die er der Berliner anthropologischen Gesellschaft vorlegte. Auch bei Erfüllung der beiden erstgenannten Punkte ergab sich eine reiche Ausbeute, und es seien aus der großen Menge der in dieser Arbeit niedergelegten und durch zahlreiche Figuren erläuterten Einzelresultate die hauptsächlichsten und allgemein interessanten hier kurz zusammengestellt. Drei Tasmanierskelette des Hunterian- und eins des South-Kensington-Museums konnten untersucht und die früher an vier in Paris befindlichen Tasmanierschädeln gewonnenen Resultate zum Vergleich herangezogen werden. Für den Schädel kam dabei vorzugsweise des Verfassers diagraphische Kurvenmethode zur Verwendung. Mit der guten Wölbung der Schädelkapsel steht die Konfiguration des Gesichtsteiles in auffälligem Mißverhältnis: starke Zurückziehung des Nasalteiles, allgemeine Vorwölbung der Mundregion; charakteristisch ist die starke Auftreibung des Schädels in der Parietalregion. Ein Vergleich der Horizontalkurven mit solchen von Australierschädeln, von denen acht verglichen werden konnten, ergibt bei einer vergleichenden

Projektion der Kurven erhebliche Abweichungen von den Tasmaniern in der hinteren Schädelregion, einen Unterschied, der aber am schärfsten zwischen den männlichen Repräsentanten beider Rassen hervortritt, während bei den Weibern die Differenzen relativ gering sind. Dies gibt dem Verfasser Grund zu der Annahme, daß sich die Extreme der Tasmanier- und Australier-Schädelbildung von einer gemeinsamen Basis aus entwickelt haben. Nähere Beziehungen der Tasmanierschädel zu solchen anderer Rassen konnten nicht erkannt werden. „Es bleibt für die Tasmanier nur die Möglichkeit eines Anschlusses an Vorfahrenzustände der heutigen Australier." Der Unterkiefer ist stark entwickelt, das Kinn rundlich, ohne den europäischen Vorsprung. Die Wirbel zeigen einen Breitenhöhenindex, der sich mehr den übrigen Rassen als den Australiern nähert; bei letzteren übersteigt er, wie bei den Anthropoiden, durchweg 60. Die Scapulae der drei Tasmaniermänner sind von höchst auffallender Form, sehr lang und schmal; der Längenbreitenindex der Schulter liegt bei ihnen unter 60, während das Tasmanierweib und die Scapulae anderer Rassenskelette Indizes über 60 (bis 70) haben. Die Femora zeigen die vom Verfasser auch an den Skeletten vom Neandertal, von Spy und an Australiern beobachtete Vertiefung der Patellargrube, sogar in noch höherem Maße. Das Skelett des Unterschenkels zeigt den von Klaatsch als niederen Zustand nachgewiesenen Befund einer im ganzen mäßig retrovertierten Tibia und einer geraden Fibula; bei dem weiblichen Skelett erstreckt sich das Capitulum fibulae ungewöhnlich hoch hinauf. Mit die merkwürdigsten Befunde ergaben sich am Fußskelette: es reicht bei allen drei untersuchten Individuen (das vierte Skelett war für diese Frage nicht zu verwenden) das Cuboideum bis an den Talus heran, während gewöhnlich sonst beim Menschen und auch bei den Anthropoiden sich ein Fortsatz des Calcaneus zwischen beide einschiebt; es liegt also nicht etwa ein pithekoider Zustand vor. Als Abnormität kommt dies auch beim Europäer vor, und Klaatsch beobachtete es auch einmal an einem Australierskelette. — Es sind also eine ganze Reihe von Punkten aufgefunden, auf welche es sich lohnen dürfte, auch bei Untersuchungen an Skeletten anderer Rassen die Aufmerksamkeit zu richten. Was den zweiten Punkt, das Skelett von Galley-Hill, betrifft, so steht Klaatsch gegenüber John Evans und Boyd-Dawkins auf dem Standpunkt, daß es paläolithisch sei. Die Kritik der geologischen Verhältnisse muß im Original nachgesehen werden, ebenso alle Einzelheiten der Beschreibung der Knochenreste. Im ganzen führt uns das Galley-Hill-Skelett eine seltsame Kombination vor, die wir heute nicht in gleicher Weise finden, nämlich eine kleine untersetzte Statur mit kurzen Gliedmaßen, verbunden mit einer starken ausgeprägten Dolichocephalie. So wird von anatomischer Seite ein Beitrag zur Beurteilung dieses Skelettes geliefert, das, obwohl nicht vom Neandertaltypus, doch mit großer Wahrscheinlichkeit als paläolithisch anzusprechen ist. Klaatsch findet eine sehr große Übereinstimmung dieses Schädels mit dem von Makowsky 1891 in Brünn gefundenen Schädeldach, eine Ähnlichkeit, die mittels Vergleichs der Projektionskurven demonstriert wird, ferner auch an manchen Skelettteilen übereinstimmende Bildungen. Hierüber werden weitere Untersuchungen in Aussicht gestellt. *P. Bartels-Berlin.*

191. G. Schwalbe: Die Vorgeschichte des Menschen. Mit einer Figurentafel. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn, 1904.

An den Namen des Verfassers knüpft sich nicht nur die Rehabilitierung des Neandertalfundes und die Bestätigung der von Schaffhausen vertretenen

Deutung, sondern auch die Schaffung neuer Methoden zur Untersuchung des Schädels, welche uns weit genauere Vorstellungen vermitteln können und zunächst schon zu der klaren Trennung des Homo primigenius vom Homo sapiens geführt haben. Schwalbes gut begründete Methoden haben einen ernsthaften Widerspruch überhaupt nicht erfahren, und seine Ansichten sind in ihren wesentlichen Zügen sehr rasch Gemeingut der Anthropologie geworden. Auf der Naturforscherversammlung 1903 hat Verfasser die Ergebnisse, zu denen er bisher gelangt ist, zusammenfassend dargestellt, und die vorliegende Schrift enthält den Vortrag, jedoch durch ein ausführliches Verzeichnis der Literatur und eine größere Anzahl von Anmerkungen in dankenswerter Weise ergänzt. Schwalbe begrenzt seine Ausführungen auf einen Überblick von rein anatomischen und zoologischen Gesichtspunkten aus über die körperlichen Reste des Menschen und über die zoologisch näher und ferner verwandten Formen, welche für die Vorgeschichte des Menschen in Betracht kommen. Der Vergleich jetzt lebender Menschenrassen mit den ihnen zoologisch nächststehenden Formen läßt die ersteren trotz ihrer großen Verschiedenheiten als einheitlich organisiert erscheinen. Gleiches gilt von den nächsten prähistorischen Resten bis herab an die Grenze der neolithischen Kulturperiode. Erst im Diluvium erscheinen fremdartigere Formen. Ihr bekannter Vertreter ist das Skelett aus dem Neandertal, dessen Typus bei den Skeletten von Spy und Krapina wiederkehrt; auch die Unterkieferreste von La Naulette, Malarnaud, Arcy sur Cure, Schipka sind hierher zu rechnen. Schwalbe stellt ziffernmäßig den Formwert der fliehenden Stirnen und der mächtigen Augenbrauenwülste dar, welche neben anderen Merkmalen zumal des Skeletts diese Gruppe der primitiven altdiluvialen Menschenart, Homo primigenius, charakterisieren. Wichtig ist, daß Verfasser auch die Funde von Krapina hierher rechnet. Sie sind nach der Rekonstruktion als hyperbrachycephal anzusehen, während Neandertal und Spy dolichocephale oder mesocephale Schädel lieferten. Die entsprechenden Indizes sind überhaupt kein Unterscheidungsmerkmal des Homo primigenius vom rezenten, sondern vielmehr die Höhe allein, welche Schwalbe als Kalottenhöhe darstellt. Sichere dem Homo primigenius oder einer ähnlichen Form angehörende Reste aus anderen Erdteilen sind nach Verfassers Ansicht bisher noch nicht erwiesen. Alle ihrem Alter nach vielleicht in Betracht kommenden Schädel sind dem Homo sapiens zuzurechnen. Auf die Deutung tertiärer Manufakte geht Verfasser nicht ein und sieht in den bisher vorliegenden Veröffentlichungen nur verheißungsvolle Wege für die weitere Arbeit. Sollte der Mensch in der jüngsten Tertiärzeit gelebt haben, was Schwalbe als nicht sicher erwiesen ansieht, so würde er zum Zeitgenossen des Pithecanthropus erectus werden. Wie vorher bei der Besprechung der Funde von Neandertal und Spy, so gibt Verfasser auch die Ergebnisse seiner Untersuchungen des Pithecanthropus wieder und betont unter anderem, daß der Oberschenkelknochen des Pithecanthropus menschenähnlicher ist als alle Femora jeglicher Gruppen von Affen und Halbaffen. Verfasser schließt sich daher der Ansicht Dubois' an, daß dem Pithecanthropus die aufrechte Stellung der bipeden Menschen zukam, und das Wesen eine Zwischenstellung zwischen Mensch und Affe einnimmt. Bei der Bestimmung der Art dieser Zwischenstellung zieht Verfasser die Affen mit heran und scheidet zunächst mit Sicherheit die Westaffen aus. Von den altweltlichen Formen sind es nicht die Halbaffen, sondern die Menschenaffen, welchen der Mensch am nächsten steht. Die zum Menschen führende Reihe wird wohl an der Wurzel mit der zu den jetzt lebenden Menschenaffen hinweisenden zusammenhängen; aber aus Formen, welche sich dem inten-

sivsten Baumleben so angepaßt haben wie die einseitig entwickelten jetzt lebenden Menschenaffen, kann der Mensch nicht entstanden sein. Bei der Behandlung der paläontologischen Seite der Frage geht Verfasser das vorliegende Material durch und weist, was sonst leider nicht immer geschieht, darauf hin, daß eine oder die andere Art auf ein Kieferfragment oder wie z. B. der pliocäne Orang auf einen einzigen Zahn begründet wurden, während Schädeldach und Extremitätenknochen, die zur Vergleichung mit dem Menschen unbedingt erforderlich sind, meistens unbekannt blieben. Für die spezielle Vorgeschichte des Menschen kommt nur der miocäne Dryopithecus Fontani in Betracht, der möglicherweise am Anfang der zum Menschen führenden Reihe steht, obgleich zwischen beiden Formen noch eine weite Kluft der Überbrückung harrt. Pithecanthropus füllt sie nicht aus, denn er steht bereits am Anfang der aufsteigenden Linie der von den Menschenaffen des Miocäns sich abzweigenden bipeden Menschenwesen und bildet das unterste Glied der Hominiden. Ein Widerspruch liegt in diesen Erörterungen nicht, denn es liegt keine Notwendigkeit vor, den Pithecanthropus direkt in die genealogische Reihe des Menschen zu bringen. Es steht der Annahme vielmehr nichts im Wege, daß diese Form ihre Entwickelung früh begann und sich bis in das oberste Tertiär erhielt, während aus ähnlichen Formen sich das Menschengeschlecht entwickelte, das im jungen Tertiär gleichzeitig mit dem Pithecanthropus aufgetreten sein kann. Dann ist der Homo primigenius die älteste Menschenform, die bis zur Mitte der Quartärzeit reicht, um dann durch den Homo sapiens der Jetztzeit ersetzt zu werden. Eine direkte genealogische Verknüpfung dieser beiden letzten Formen ist möglich, aber nicht notwendig, vielmehr kann auch zwischen ihnen ein ähnliches Verhältnis bestehen, wie zwischen dem Pithecanthropus und der Gattung Homo. Im Zusammenhang mit diesen genealogischen Fragen steht die Kritik, welche Verfasser an den Ausführungen von Klaatsch übt: Letzterer führt den Menschen auf primitive eocäne Säugetiere zurück wegen der Einrichtung der Hand, er vergißt aber dabei, daß die Hand der eocänen Säuger, der Beutler und Halbaffen zwar ein Greif- und Kletterorgan, gleichzeitig aber ein Lokomotionsorgan ist. Die Greifhand der niederen Säuger ist zum Festhalten durch Umgreifen zylindrischer Körper wie Baumäste usw. bestimmt und erst die Hand des Menschen ist von der Aufgabe der Lokomotion vollständig befreit. Auch die von Schoetensack aufgestellte und schon von Klaatsch mit einiger Zurückhaltung benutzte Hypothese über die Ausbildung des menschlichen Fußes weist Verfasser zurück. Unter den mehrfachen Einwänden ist vor allen Dingen der zu nennen, daß die funktionelle Umgestaltung des Greiffußes zum Gehfuß nur denkbar ist, wenn die von Schoetensack angenommenen Bewegungsformen stetig oder zum mindesten weitaus vorherrschend bestanden.

Das ist aber nicht anzunehmen und überdies fehlt der Nachweis dafür, daß der menschliche Fuß die Bedeutung eines Saugnapfes habe, wie Klaatsch meint. Verfasser ist vielmehr der Meinung, daß nach wie vor nichts übrig bleibt als die eigentümliche Umbildung, welche der menschliche Fuß erfahren hat, auf den aufrechten Gang zurückzuführen. Damit fällt auch die von Klaatsch geäußerte Ansicht über die Entstehung der Krümmung der Wirbelsäule. Endlich sei noch erwähnt, daß Verfasser nach den vorliegenden Veröffentlichungen die in der Grotte des enfants bei Mentone gefundenen Skelette des Grimaldi-Typus nicht als zwischen Homo primigenius und sapiens stehend anerkennt. Die Höhe der Wölbung dieser Schädel weist sie unzweifelhaft dem Homo sapiens zu und aus der allerdings starken Prognathie ergibt sich nur ihr Anschluß an die prognathen Formen des rezenten Menschen, so daß

man den Grimaldi-Typus vielleicht zu einer negroiden Rasse mit wohlgewölbtem schmalen Schädel, aber starker Prognathie stellen kann, jedenfalls aber zum Homo sapiens. *G. Thilenius-Breslau.*

II. Anthropologie.

192. Luis Vergara Flores: Nuevas mediciones en trece cráneos antiguos de Aimaráes (Huacas de Quillagua). Rev. Chil. de hist. nat. Valparaiso 1901, Vol. V, Nr. 5—6, p. 125—136.

Für die Geschichte der Anthropologie wird es immer interessant sein, die Versuche zu verfolgen, das Studium des Schädels auf andere Bahnen zu lenken und auf anderem Wege vorzugehen. Von diesem Standpunkte aus möchten wir auch den vorliegenden Aufsatz des Verfassers beurteilen, von dem bereits frühere Arbeiten an dieser Stelle besprochen wurden. Ein weiterer Wert wird den Arbeiten des Verfassers sonst wohl nicht beizumessen sein, zumal da er an ungeeignetem Material, künstlich in der bekannten Aimara-Weise deformierten Schädeln, operiert, während bei richtig gewähltem der eine oder andere seiner Gesichtspunkte sich vielleicht als wichtig herausstellen würde; Verfasser benutzt den von ihm konstruierten dreispitzigen Zirkel, den wir bereits früher besprochen haben (Zentralbl. 1900, S. 30) und mißt damit am Schädel selber verschiedene Winkel, welche durch Winkelmessungen an Profil- wie Transversalkurven des Schädels erweitert werden. Leider sind all seine Ergebnisse des schon charakterisierten Materials wegen weiter nicht verwertbar. Wir beschränken uns daher auch darauf, einige der Methoden wiederzugeben.

Auf die Stirnwinkel sind wir schon in dem früheren Referate eingegangen. Am Profil zieht Verfasser auch die größte Länge und fällt darauf vom höchsten Punkt eine Senkrechte, also Schwalbes Kalottenhöhe, nur daß Schwalbe genauest die Glabella-Inion-Linie als Basis nimmt. Der Kubikinhalt der 30 entstehenden Dreiecke wird ausgerechnet, ebenso wie der des transversalen Dreiecks, welches man erhält, wenn man an Transversalkurven die breitesten Ausladungen verbindet und deren Enden mit dem höchsten Punkte des Schädels verbindet. Die Methoden, auf analoge Weise die Wölbung des Occiput ziffernmäßig zum Ausdruck zu bringen, sind wegen Ungenauheit der Ausgangspunkte kaum brauchbar. Auch die Prognathie läßt sich mit dem dreispitzigen Zirkel des Verfassers leicht bestimmen, ob einwandfrei, bleibe dahingestellt. Verfasser nimmt die Cloquetschen Ausgangspunkte. Übrigens werden auch in sonst üblicher Weise Länge und Breite der Schädelkapsel, des Gesichtes und der Nase gemessen, auch die Kapazität (mit Hanfsamen). In letzterer Hinsicht variieren die 13 Aimaraschädel sehr stark, von 1447 bis 1090 ccm mit 1212 ccm als Mittel. *Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata.*

193. Luis Vergara Flores: Triangulación del cráneo. Actes d. l. Soc. scientif. du Chili 1901, Tome XI, p. 73—76, 1 Tafel.

Verfasser erläutert speziell den von ihm konstruierten dreispitzigen Zirkel zur Triangulation des Schädels, auf den wir in dem Referat über eine frühere Arbeit von ihm (Zentralbl. 1900, S. 30) bereits hingewiesen haben. *Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata.*

194. John Beddoe: De l'évaluation et de la signification de la capacité cranienne. L'Anthr. 1903, Tome XIV, p. 267—294.

Wir besaßen bisher zur Bestimmung der Schädelkapazität aus Massen der Außenfläche des Schädels im wesentlichen nur die Formeln von Manou-

vrier: $\frac{\text{Länge . Breite . Höhe}}{2,27}$ und deren Modifikationen; Beddoe suchte nach einer Bestimmung der Kapazität auf Grund von Umfangmaßen. Er betrachtet den Schädel als unregelmäßiges Sphäroid oder als Ovoid und gelangt zu der Formel: $\frac{\text{Horizontalumfang . Sagittalbogen}}{3} \cdot \frac{\text{Ohrbogen}}{2}$. Verfasser begrenzt den Sagittalbogen durch das Nasion und Inion; der Ohrbogen reicht von einer Ohröffnung zur anderen. Da der Inhalt des Schädels nicht proportional zu der Zunahme der äußeren Masse wächst, so ist es weiterhin nötig, die für die Bogenlängen gefundenen Zahlen um $^1/_2$ Proz. zu vermehren, für jede Einheit des Schädelindex über 80 und für jede Einheit unter 80 um ebensoviel zu vermindern. Das Verfahren des Verfassers ist auch für die Untersuchung des Lebenden verwendbar, indem man das Produkt aus ein Drittel größter Umfang, ein Drittel Sagittalumfang, ein Drittel Ohrbogen zugrunde legt. Die einzelnen Faktoren werden um 0,33 Proz. vermehrt für jede Einheit des Kopfindex über 50. Aus dem Vergleich der Ergebnisse der neuen mit denen der alten Methode ergibt sich, daß die neue ebensoviel leistet und vor allen Dingen keinen größeren Fehlerquellen unterliegt. Besonderen Wert kann Beddoes Methode beanspruchen für die Bestimmung der Kapazität prähistorischer Schädel; sie sind selten so gut erhalten, daß man eines der üblichen Kubierungsverfahren anwenden könnte, und vor allem wird man nicht gern das wertvolle Material der Gefahr der Beschädigung aussetzen. Bezüglich der Einzelheiten der Begründung der Methode und ihres Vergleiches mit den bisherigen muß auf das Original verwiesen werden. Der Verfasser hat seine Methode dazu benutzt, die Korrelation zwischen Kapazität und Intelligenz zu prüfen. Es standen ihm Maße von 526 Köpfen zur Verfügung, von denen zwei Fünftel Individuen der oberen Gesellschaftsklasse oder durch Intelligenz ausgezeichneten Leuten angehören. Das Ergebnis ist die Bestätigung der Annahme, daß eine Korrelation zwischen dem Volumen des Kopfes und der Höhe der Intelligenz besteht. Nur mit der natürlichen Einschränkung, daß größte Köpfe nicht das beste Gehirn enthalten und daß ein Mensch mit gut entwickelter Intelligenz nicht notwendig einen voluminösen Kopf hat. *G. Thilenius-Breslau.*

195. A. F. Le Double: Traité des variations des os du crâne de l'homme, et de leur signification au point de vue de l'anthropologie zoologique. Paris, Vigot, 1903. 400 Seiten mit 118 Textabb.

Der erste Band des auf drei Bände angelegten großen Werkes über die Variationen der Schädelknochen des Menschen liegt hiermit vor und enthält: Hinterhauptbein, Scheitelbein, Stirnbein, Siebbein, Keilbein, Schläfenbein. Es ist nicht möglich, dieses Riesenwerk hier eingehend zu würdigen, es soll nur sein Wert hervorgehoben werden für jeden, der ernstlich Kranioskopie treibt und genötigt ist, sich alle die vielen so zerstreuten Artikel der Autoren zusammenzurücken. Wo man das Werk auch einsehen mag, überall findet man eingehende Berücksichtigung von Zoologie, Embryologie, Pathologie, Statistik usw. und eingehende Erörterung der schwebenden Fragen. Ausführlich und kritisch wird stets die Frage behandelt, welche die Anthropologen am meisten interessiert, ob eine bestimmte Variation einen Charakter ethnischer Gruppen darstellt, ob sie also rassenanatomische Bedeutung hat. Das Buch ist die erste derartige Zusammenfassung, ebenso wie des Verfassers:

Traité des variations du système musculaire de l'homme. Eigentümlich berührt uns, daß im Autorenregister (S. 369 ff.) die Hinweise fehlen und daß die Namen dort gleich wie auf einer Ehrentafel prangen. *Dr. Stahr-Dresden.*

196. Louis Bolk: Entwickelungsvorgänge in der occipitalen Region des Primordial-Craniums beim Menschen. Petrus Camper (Nederl. Bijdr. tot de Anat.) 1903. Bd. II, p. 315—327. 1 Taf.

Im Hinterhauptgebiet der membranösen Hirnkapsel treten in der Medianlinie beim Menschen selbständig drei Knorpelkerne auf: der obere, dem Scheitel am meisten genäherte, verschwindet, ohne an den weiteren Entwickelungsvorgängen beteiligt zu sein; der mittlere bildet sich aus zu einem schmalen Knorpelstab, der die beiden Seitenwände des Primordial-Craniums verbindet; der untere ist noch nachweisbar, nachdem schon die Knochenbildung, die zur Entstehung der unteren Schuppe des Occipitale Anlaß gibt, angefangen hat. Verfasser weist auf die Möglichkeit hin, daß letzterer mit dem Ossiculum Kerckringii (Manubrium ossis occipitalis, Rud. Virchow) in Beziehung stehen könnte. *P. Bartels-Berlin.*

197. Louis Bolk: Über eine sehr seltene Verknöcherungsanomalie des Hirnschädels. Petrus Camper (Nederl. Bijdr. tot de Anat.) 1903. Bd. II, p. 211—222. 2 Fig.

Beschreibung eines vom Verfasser nicht für hydrocephal, sondern für exzessiv hypsicephal erklärten Schädels eines Neugeborenen aus der Sammlung Vrolik, welcher eine übermäßige Vermehrung der Anzahl der Ossifikationszentren des Parietale, der Oberschuppe des Hinterhauptbeines und des Frontale zeigt, und außerordentlich einem von Ch. A. Parker (Amer. journ. of Anat. I, S. 510) beschriebenen Schädel eines 45jährigen Individuums ähnelt, der gleichfalls eine sehr große Anzahl (172) kleiner Knochenplättchen in der Parietalregion enthielt. *P. Bartels-Berlin.*

198. A. de Blasio: Cranio acromegalico. Riv. mensile di psich. for. 1903. Vol. VI, 11, p. 437—442. Mit 3 Textfig.

Genaue Beschreibung des „acromegalen" Schädels eines 40jährigen Epileptikers, der an Hepatitis syphilitica starb. Die „Acromegalia" ist nach Ansicht des Verfassers hier zustande gekommen durch eine vorzeitige Verknöcherung der Sagittal- und des unteren Teiles der Coronalnaht, so daß der Schädel sich nach der Regio frontobregmatica hin mehr auszudehnen gezwungen war. Eine Reihe von Eigentümlichkeiten des Schädels wird mit großer Genauigkeit aufgezählt; dagegen suchte Referent vergeblich nach der Erklärung oder auch nur Erwähnung einer höchst merkwürdigen Bildung am Hinterhauptbein: aus der einen der freilich etwas primitiven Abbildungen scheint nämlich hervorzugehen, daß eine mediane Teilung der Unterschuppe besteht; doch ist leider nicht zu ersehen, ob eine wirkliche Naht oder etwa eine Fissur oder dergleichen vorliegt. *P. Bartels-Berlin.*

199. Edward Anthony Spitzka: The postorbital limbus; a formation occasionally met with at the base of the human brain. Philad. med. Journ. 1903. 6 pp. 2 Abb.

Als „postorbital limbus" beschreibt Verfasser eine der Spitze des Temporallappens gegenüberliegende Hervorwölbung des Stirnlappens, welche gegen diesen durch eine mehr weniger deutliche Inzisur, keinen eigentlichen Sulcus, abgegrenzt ist. Es sehe fast so aus, als ob in einem Kampfe des Stirnlappens

mit dem Schläfenlappen um den Besitz der mittleren Schädelgrube ersterer im Begriffe sei, den Sieg davon zu tragen, und als ob der kleine Keilbeinflügel die begrenzende Inzisur in die Gehirnoberfläche eingeschnitten habe. Er findet gleiches nur beschrieben von Retzius, etwas Ähnliches abgebildet in Wagners Abbildung des Gehirnes von Gauß. Er selbst fand den Limbus an den Gehirnen von einem Japaner, zwei weiblichen Papuas und dem eines bekannten amerikanischen Gelehrten, und er weist auf die Notwendigkeit hin, weitere Beobachtungen zu sammeln, um ein Verständnis für diese eigentümliche Bildung zu gewinnen. *P. Bartels-Berlin.*

200. G. Elliot Smith: The fossa parieto-occipitalis. Journ. of anat. and phys. 1904. Vol. XXXVIII (N. S. XVIII), P. II. p. 164—169. 2 Fig.

Als Fossa parieto-occipitalis bezeichnet Verfasser die gewöhnliche „Fissura p.-o.“ genannte Furche. Sie findet sich nur bei den Primaten. An dem dorsomedialen Rande der Hemisphäre bildet sie einen scharfen Einschnitt, die Incisura p.-o.; auf der dorsalen Fläche des Gehirnes wird sie gewöhnlich durch den Arcus p.-o. vom Sulcus interparietalis getrennt; doch sind die Fälle bei Mensch und Affe nicht selten, wo sie sich bis in den Interparietalsulcus hinein fortsetzt. Auf der medialen Fläche des Gehirnes wird sie von einem U-förmigen Arcus umgeben, dem Arcus intercuneatus Cunningham („Lobulus p.-o.“ Retzius, „Cuneolus“ Burt Wilder), dessen Schenkel als Operculum anterius bzw. posterius fossae p.-o. bezeichnet werden. Dieser Typus ist beim Schimpansen und Gorilla der gewöhnliche und stellt wohl die primitive Form der menschlichen Fossa dar. Dieser Zustand fand sich in 12 Proz. bei männlichen erwachsenen Ägyptern (Fellahs und Sudanesen); in diesen Fällen war gewöhnlich auch eine einfache pithekoide Gruppierung der Sulci im allgemeinen und das Vorhandensein einer gut entwickelten Affenspalte zu konstatieren. In mehr als 80 Proz. der Fälle legen sich aber die Ränder der Fossa aneinander und verbergen den Arcus dem Blicke, und zwar gewöhnlich infolge kaudaler Ausdehnung des Operculum anterius. Bei 5 Proz. konnte der Arcus nicht aufgefunden werden; bei „2 oder 3“ Hemisphären der mehrere Hundert umfassenden Untersuchungsreihe fehlte die Incisura p.-o. Das einzige Element der Fossa, welches niemals fehlte, ist der Sulcus limitans praecunei. — Ausführliche Mitteilungen über diese rassenanatomisch so wichtigen Beobachtungen werden in Aussicht gestellt.

P. Bartels-Berlin.

201. G. Elliot Smith: A note on an exceptional human brain, presenting a pithecoid abnormality of the Sylvian region. Journ. of anat. and phys. 1904. Vol. XXXVIII (N. S. XVIII), P. II, p. 158—161. 1 Fig.

An einem ♂ ägyptischen Fötus von 38 cm Länge und einem Alter von etwa 33 Wochen fand Smith eine einzigartige Anomalie der Gegend der Fissura Sylvii: „der vordere Grenzsulcus der Insula Reilii ist nach aufwärts verlängert über die Inselgegend hinaus auf genau demselben Wege, wie der Sulcus frontoorbitalis (nach Marchand und Cunningham sein Homologon bei den Affen) bei Hylobates, Simia und Anthropopithecus verläuft. Diese Verlängerung des Sulcus frontoorbitalis scheint den dorsal die Insel begrenzenden Sulcus, den Sulcus suprasylvius der Mammalia, im allgemeinen an seiner Verlängerung nach vorn gehindert zu haben, die normalerweise beim menschlichen Gehirn eintritt; vielmehr trennt ein schmaler Gyrus das vordere

Ende des Sulcus suprasylvius vom Sulcus frontoorbitalis, ein Zustand, der sich bei der großen Majorität aller Affenarten findet". So sehr auch dieser Fall die von Pansch, Marchand, Bolk und Zuckerkandl verfochtene Ansicht zu stützen scheint, daß die obere Verlängerung des Sulcus frontoorbitalis der Anthropoiden den Ramus ascendens fissurae Sylvii des menschlichen Gehirnes darstellt, so widerspricht Verfasser derselben dennoch, indem er eine ausführliche Arbeit über den Gegenstand in Aussicht stellt und darauf hinweist, daß von 1200 von ihm untersuchten Hemisphären von Ägyptern dies der einzige Fall ist. *P. Bartels-Berlin.*

202. K. Weigner: Ein Beitrag zur Bedeutung des Gehirngewichtes beim Menschen. Anatom. Hefte, 71. Heft (XXIII, 1). S. 67—111 (davon S. 74—101 Tabelle), 1903.

Die Stellung des Verfassers zur Anthropologie kennzeichnet der erste Satz: „Wenn wir eine ganze Reihe von menschlichen Schädeln in Betracht ziehen, fallen uns sofort so zahlreiche Variationen und Abweichungen in der äußeren Konfiguration ins Auge, daß die Schädel nur sehr schwer sich gruppieren lassen und dass gewisse Grundtypen als absolut unmöglich aufgestellt werden können." Ebenso skeptisch steht er den Aussichten, die die Gehirnwägung bietet, gegenüber, und er begann seine Untersuchungen in der Annahme, daß sich über den einen von ihm gewählten Punkt, die Beziehungen zwischen Gehirngewicht und Lebensalter, nichts Positives eruieren lasse. Als Material dienten ihm 135 im pathologischen Institut sezierte Leichen. Seine Schlüsse lauten: 1. „Das Gehirngewicht steht in keinem direkten Zusammenhange mit dem Alter, und wenn auch die angegebenen Zahlen sich zugunsten dieses Zusammenhanges verwerten ließen (!), verlieren dieselben an der Bedeutung, da durch dieselben nicht der Beweis geführt werden kann, wie sich das Gehirngewicht bei ein und demselben Individuum in verschiedenen Altersperioden verhält" (!). 2. „Zwischen dem Gehirngewichte und der Körperlänge läßt sich keine bestimmte Proportion feststellen." 3. „Die Durchschnittszahl hat bloß einen relativen Wert . . ." 4. „Zwischen dem Gewichte des ganzen Gehirnes und seines distalen Teiles (Kleinhirn, Pons und Med. obl.) existiert gar keine beständige Relation." 5. „Methodisch ist es sehr wichtig, die Wägung sofort nach der Herausnahme des Gehirnes vorzunehmen, weil der Verlust der Flüssigkeit schon in zehn Minuten ein beträchtlicher sein kann." 6. „Wenn also das Gehirngewicht von den somatischen Eigenschaften nicht direkt abhängig ist, ist es sehr ratsam, von den Versuchen, eine Parallele zwischen Gehirngewicht und psychischer Potenz zu ziehen, abzulassen, weil die Lösung solcher Fragen einer anatomisch reellen Basis vollkommen entbehrt." — Die übliche Methodik wird kaum, die Literatur fast gar nicht berücksichtigt. Einem Maximalgewicht von 1640 g (bei einem 18 jährigen Manne von 162 cm Körperlänge) wird als Minimalgewicht gegenübergestellt ein solches von 862 g bei einem $1^3/_4$ jährigen Knaben von 77 cm Länge; ebenso dem Gewicht von 1474 g des Gehirnes einer Frau von 158 cm Länge das Gewicht von 790 g des Gehirnes eines 14 monatlichen Mädchens. Am bedenklichsten erscheint es Referenten, daß etwaige pathologische Verhältnisse gar nicht bei der Verarbeitung des Materials berücksichtigt wurden. So hat Referent nicht weniger als 21 Fälle gezählt, wo die klinische Diagnose auf Geisteskrankheit gestellt war (Dementia paralytica, senilis, epileptica; Idiotia, Imbecillitas, Paranoia usw.). Die pathologisch anatomischen Befunde, die nach Vornahme der Wägungen erhoben wurden, hätten gleichfalls in vielen Fällen verlangt, daß der betreffende Fall nicht Verwendung

gefunden hätte; so findet sich z. B. der Befund „Hydrocephalus internus" nicht weniger als zehnmal; sieben Fälle zeigten „Atrophia cerebri" usw. So wird auch die Berechtigung des Verfassers, seinen Satz 6 zu formulieren, zweifelhaft, wenngleich ihm wohl trotzdem niemand heutzutage seine Richtigkeit bestreiten wird. Trotz dieser Mängel verdient die Arbeit ein gewisses Interesse: sie ist aus einem anatomischen Institut hervorgegangen und ist ein Symptom einer auch heute noch leider vielfach bemerkbaren Neigung, die Anthropometrie als einen sterilen Zweig der Forschung anzusehen. Hiergegen zu protestieren erscheint als Pflicht, zumal wenn das Beweismaterial so unzulänglich ist wie das vorliegende. *P. Bartels-Berlin.*

203. Max Rothmann: Über das Verhalten der Arteria cerebri anterior beim Affen, Anthropoiden und Menschen. Arch. f. Anat. Phys. (Phys. Abt.) Suppl. 1903. S. 516—517; Arch. f. Psych. 1904. Bd. XXXVIII, S. 1.

Die niederen Affen haben keine Communicans anterior, indem die beiden Artt. cer. antt. sich vor dem Chiasma spitzwinklig treffen und als ein unpaarer Arterienstamm nach vorn ziehen. Von 32 niederen Affen, die Verfasser untersuchte, zeigten 26 dieses Verhalten; sechs davon mit der Modifikation, daß die Art. cer. ant. kurz nach der Vereinigung ein Fenster zeigte; dreimal kam die Art. cer. ant. ganz oder beinahe ganz von der einen Carotis; dreimal zeigte sich eine Andeutung des menschlichen Verhaltens, indem ein schwacher Seitenast neben der eigentlichen Art. cer. ant. vorhanden war. Es wurden an Anthropoiden dann untersucht: 7 Schimpansen, 4 Orangs, 2 Gorillas. 4 Gibbons. Während die Gibbons in der Mehrzahl sich wie die niederen Affen verhielten, zeigten die Schimpansen in der kleineren Hälfte der Fälle menschliches Verhalten; die Orangs hatten stets zwei Artt. antt. cer. mit einem Communicans, doch mit sehr ungleichem Kaliber beider Arterien, einmal zwischen beiden eine Art. cer. ant. mediana. Dagegen zeigten beide Gorillas das typische menschliche Verhalten. Die übrigen Säugetiere haben meist die unpaare Art. cer. ant. ohne Communicans ant., doch finden sich z. B. bei Rind und Hirsch Verhältnisse, die denen des Menschen sehr ähnlich sind. *P. Bartels-Berlin.*

204. E. A. Spitzka: A study of the brain weights of men notable in the professions, arts and sciences. Philad. Med. Journ. 1903, May 2.

Diese interessante Arbeit zeigt recht auffallend den Fortschritt, den die Lösung der Frage über den Zusammenhang zwischen Hirngewicht und Intelligenz, welche Huschke (1854) bejahend beantwortete und R. Wagner (1860) noch bis dahin für nicht entschiedbar erklärte, seit den letzten 50 Jahren genommen hat. Die nicht zu seltenen, durch pathologische Abweichungen erklärbaren Fälle einer Hirngewichtsvermehrung bei Idioten und das kleine, anderweit kompensierte Hirngewicht einiger geistig hervorragender Männer mußten stets als die schlagendsten Gegenbeweise herhalten. Die endgültige Lösung der Frage, zu welcher vorliegende Arbeit einen weiteren Schritt bedeutet, kann wegen spärlicher Zunahme geeigneten Materials nur langsam erreicht werden. Dem Verfasser gelang es, 114 Hirngewichte geistig hervorragender Männer zusammenzubringen, von denen 96 statistisch verwendet werden konnten, während die ungenügend bezeugten Fälle hoher Hirngewichtswerte (Cromwell, Byron, Abercrombie), die mit Hirnkrankheiten komplizierten, nach der Präparation sichergestellten Werte unberück-

sichtigt blieben. Nach gründlicher Revision und Zurechtstellung der in ähnlichen Ausweisen vorkommenden irrigen Angaben stellte Verfasser eine neue Tabelle zusammen. Mit Recht wird auf den Einfluß verschiedener Umstände, besonders des hohen Alters, der Krankheiten und der Todesursache, hingewiesen, welcher sich aus dem Vergleiche des Hirngewichts mit der Schädelkapazität ergibt. Das Gehirngewicht des 70 jährigen Gall betrug z. B. 1198 g, während es, nach der Kapazität (1692 ccm) zu schließen, 1475 g aufweisen sollte. Aber auch die Körpergröße, Nationalität, das Körpergewicht usw. beeinflussen das Hirngewicht und sind die Angaben in dieser Hinsicht oft lückenhaft. Das arithmetische Mittel der 96 Gehirngewichte beträgt 1473 g, übertrifft also um 75 bis 125 g das für Europäer gewöhnlich angegebene Mittel, ohne Rücksicht auf das höhere Alter (durchschnittlich 63 Jahre) der betreffenden Personen. Noch einwurfsfreier ist der Vergleich der Kurve der Hirngewichte hervorragender Persönlichkeiten mit der Bevölkerung überhaupt (nach Bischoff und Marchand), wobei die erstere mehr gegen die höheren Werte verrückt erscheint. Ein Überwiegen des Hirngewichts der Intelligenten ist auch nach der Einteilung des Materials nach dem Alter kenntlich, wobei die Gewichtsabnahme im höheren Alter um ein ganzes Dezennium verzögert zu sein scheint, was mit der Langlebigkeit derselben in Zusammenhang stehen könnte. — Die Nationalitäten sind im Material derart vertreten, daß das durchschnittliche Hirngewicht der 21 Nordamerikaner 1518 g, der 14 Briten 1473 g, der 38 Deutschen und Österreicher 1443 g und der 17 Franzosen 1440 g beträgt; die Unterschiede dürften nach Ansicht des Referenten zum Teil durch die verschiedene Körpergröße erklärbar sein. — Was die Beschäftigung anbelangt, fand Verfasser das durchschnittliche Hirngewicht bei den Vertretern der I. a) exakten Wissenschaften (12 Personen) = 1532,0 g; b) Naturwissenschaften (45 Personen) = 1444,3 g, zusammen 57 Personen = 1463,0 g. II. Kunst, Philosophie usw. (25 Personen) = 1482,2 g. III. Staatswissenschaften (Regierung, Politik, Militär usw., 14 Personen) = 1490,0 g. Hiernach weisen die Vertreter der exakten Wissenschaften (Mathematiker, Astronomen usw.), deren Beschäftigung den kompliziertesten Denkmechanismus verlangt, durchschnittlich das größte Hirngewicht auf. Von den 12 Vertretern hatte allein der hochbetagte Grant ein Hirngewicht von unter 1400 g. — Die Künstler, unter ihnen drei Opernkomponisten (Levi 1690, Lenz 1636, Schubert 1420 g), ergaben einen Durchschnitt von 1482 g. — Die Naturforscher stehen an der letzten Stelle, aber noch immer über dem allgemeinen Durchschnitt. — Verfasser weist selbst auf die Schwierigkeiten einer solchen Einteilung hin. Aber wenn wir auch diesen absoluten Zahlen vorläufig wegen der geringen Zahl der Beobachtungen keine absolute Sicherheit zuschreiben können, müssen wir doch anerkennen, daß durch diese Analyse das ganze Problem einer harten Prüfung unterzogen wurde, nämlich ob bei hoher Intelligenz ein komplizierterer Denkmechanismus auch einen komplizierteren Nervenapparat voraussetzt, und daß es diese Prüfung bestanden hat, wenn auch weitere Untersuchungen dieser Frage wünschenswert erscheinen. Allerdings wird man sich auch hier durch zahlreiche, anderweitig zu erklärende Ausnahmen nicht beirren lassen dürfen. *H. Matiegka-Prag.*

205. A. da Costa Ferreira: La capacité du crâne et la profession chez les Portugais. Bull. et Mém. d. l. Soc. d'anth. de Paris 1903. Tome IV, p. 417—422.

Die in den von Ferraz de Macedo veröffentlichten Tabellen niedergelegten Werte der Schädelkapazität zeitgenössischer Portugiesen hat Verfasser

nach der sozialen Stellung (Beschäftigung) derselben gruppiert. Im ganzen standen ihm dazu 557 männliche Schädel mit einem durchschnittlichen Binnenraum von 1572 ccm zur Verfügung. Er leitet aus diesen hier veröffentlichten Tabellen folgende Schlüsse ab:

1. Die höchsten Werte der Schädelkapazität weisen diejenigen Individuen auf, die sich mit den Artes liberales beschäftigen, ferner die Handwerker und die Tagelöhner. — 2. Die höchsten Werte kommen dem Durchschnittswerte am nächsten bei untätigen Leuten, Individuen unbekannten Berufs und den Eigentümern. — 3. Die niedrigsten Werte sinken am tiefsten bei untätigen Leuten, Tagelöhnern und Handwerkern, weniger tief gehen sie bei den Vertretern der Künste und Wissenschaften, den öffentlichen Beamten und Kaufleuten herab. — 4. Von den drei Klassen Handwerkern sowie Tagelöhnern, Kaufleuten und Vertretern der Artes liberales weist die letzte Gruppe den größten Prozentsatz an großen Schädeln, die erste dagegen den größten an kleinen Schädeln auf. — 5. Bei den auf höherer Bildungsstufe stehenden Klassen hat die Anzahl der großen Schädel das Übergewicht über die der kleinen, bei den weniger gebildeten Klassen ist das Umgekehrte der Fall.

Aus diesem Verhalten schließt Verfasser weiter, daß der Schädel größer und das Gehirn dementsprechend schwerer ist bei Personen, bei welchen die intellektuelle Übung besonders ausgeprägt ist, sowie bei solchen, bei denen die organische Masse und die körperliche Arbeit einen besonders hohen Grad erreichen, hingegen das Hirngewicht niedrig ausfällt bei Ungebildeten oder körperlich Schwächlichen, bei denen die intellektuelle Übung die physische Inferiorität nicht kompensieren kann, wenn sie wirklich existiert.

Buschan-Stettin.

206. Walo Koch: Die Entwickelung der Ohrmuschel bei anthropoiden Affen in ihren Beziehungen zu den Bildungs-Anomalien der menschlichen Ohrmuschel. Inaug.-Diss. Zürich 1902. 21 S. und eine Tafel.

Unter Leitung von Fr. Rohrer hat Verfasser bei einer größeren Reihe von Affenarten das Helixsystem und namentlich das Anthelixsystem untersucht und für normale und abnorme Bildungen der menschlichen Ohrmuschel die entsprechenden Formationen festgestellt. Die Anthelix der menschlichen Auricula besteht aus drei fundamentalen Teilen: Truncus, Crus superius und Crus inferius anthelicis. Der größte Teil des Truncus und des Crus superius bildet die als Anthelixfalte bekannte Reduktionserscheinung. In der Crista anthelicis inferior der Lemuriden liegt der erste Versuch zur Bildung des untersten Teiles des Anthelixstammes vor, das erste Auftauchen einer eigentlichen Anthelixfalte bei Cebus unter den Platyrrhinen. Die Gibbons haben eine kräftig gebildete Plica, die bei den Schimpansen bald flacher, bald bedeutender entwickelt, endlich bei Orang und Gorilla durch hochentwickelte Evolution den größten Reduktionsgrad in der Tierreihe erreicht. Auch die Crista anthelicis anterior finden wir zuerst bei den Lemuriden; anfänglich Ohren noch ohne Anthelixfalte ein eigentümliches Gepräge verleihend, geht sie durch die ganze Reihe der Quadrumanen hindurch, an mehr oder weniger vollkommen entwickelte Anthelixfalten sich anlehnend, mehr oder weniger scharf ausgesprochen, bis zu den Anthropoiden, und selbst gelegentlich noch beim Menschen auftauchend. Bei den Anthropoiden macht es den Eindruck, als ginge mit der Bifurkation der Anthelixfalte in Crus superius und inferius eine Reduktion der Crista anthelicis anterior Hand in Hand. An der normalen menschlichen Ohrmuschel hat sich die Crista anthelicis anterior mit

dem Anthelixstamme verschmolzen; das Crus anthelicis inferius ist das Produkt dieser Verbindung. Aber trotzdem ist die Crista anthelicis anterior eigentlich nicht, wie unter anderen auch Schwalbe behauptet, mit dem Crus anthelicis inferius identisch, denn sie ist in dieser Verbindung untergegangen, ohne ihr den Stempel ihres eigenen Charakters aufzudrücken. Die Crista anthelicis anterior hat überall, wo wir ihr begegnen, eine konstante Verlaufsrichtung, nämlich in der Richtung der wahren Ohrlänge; ganz anders verläuft das Crus anthelicis inferius.

Von Bildungsanomalien der menschlichen Ohrmuschel werden besprochen: Macacusohr, Cercopithecusohr, Satyrohr (das namentlich an das Gorillaohr erinnert), das Morelsche Ohr (vergleichbar einer gewissen Form der Schimpanseohren), ferner das Crus tertium anthelicis ad apicem Darwini und das Crus quartum anthelicis in cymbam. Diese zuletzt genannte Leiste, entsprechend der Crista anthelicis anterior der Quadrumanen, erscheint als eine Fortsetzung des Tragus quer durch die Cymba zur Bifurkationsstelle der Anthelix, und das Crus tertium anthelicis als die direkte Fortsetzung jenes Crus quartum zur Darwinschen Spitze. Eine weitere menschliche Bildungsanomalie ist als rudimentäre Crista anthelicis anterior aufzufassen, nämlich das Tuberculum cruris helicis in cymbam und das seltene Tuberculum cruris helicis in fossam triangularem. Ferner fehlt bisweilen in abnormer Weise das Crus superius anthelicis, auch eine Reduplikation des Anthelixstammes kommt vor. Die Beigabe von mehr Abbildungen wäre erwünscht gewesen.

Dr. Warda-Blankenburg i. Th.

207. Friedrich Jamin und Eduard Müller: Über das spezifische Gewicht des lebenden Menschen mit besonderer Berücksichtigung eines für klinische Zwecke brauchbaren „spezifischen Äquivalentgewichts“ (Med. Klinik Erlangen). Münch. med. Wochenschrift 1903. Jg. L, Nr. 34/35 (23 S.).

Um die außer der Gewichtsbestimmung erforderliche Volumbestimmung des zu untersuchenden Menschen vornehmen zu können, wurde eine zylinderförmige heizbare Badevorrichtung hergestellt, die beim Untertauchen der Versuchsperson verdrängte Wassermenge mit Hilfe eines Wasserstandsrohres abgelesen und so das spezifische Gewicht bestimmt. Über die angewandten Kautelen ist das Original nachzusehen. Zur Bestimmung kamen bei beliebiger Atmungsstellung 19 gesunde männliche Individuen im Alter von 10 bis 40 Jahren, deren durchschnittliches spezifisches Gewicht 1007 betrug; das niedrigste spezifische Gewicht betrug (bei einem 15jährigen Jungen) 963, das höchste dagegen 1035 (bei einem 23jährigen Manne). Für diese großen Schwankungen, wie auch für die beträchtlichen Differenzen in den Angaben der verschiedenen Autoren machen die Verfasser hauptsächlich die Verschiedenheiten in der Atmung im Moment des Untertauchens und der Ablesung verantwortlich. Bei ein und demselben Manne betrug das spezifische Gewicht bei tiefster Inspirationsstellung 1003, nach möglichst vollkommener Exspiration 1044 und bei mittlerer Atmungsstellung 1017. Sie suchten deshalb das Untertauchen auszuschalten, ließen die Versuchsperson nur bis zu einer durch Kinn und Haargrenze gelegten Ebene eintauchen, warteten ab, bis die Atmung ruhig wurde, und lasen höchsten und tiefsten Stand im Wasserrohr ab. Das daraus berechnete arithmetische Mittel diente zur Grundlage für die Bestimmung des von ihnen so genannten spezifischen Äquivalentgewichtes, dem Quotienten aus dem Gesamtkörpergewicht und dem eben ermittelten spezifischen Gewicht des Körpers ohne Berücksichtigung des

Kopfes. Die so an 27 männlichen und 26 weiblichen normalen Versuchspersonen gewonnenen Werte für das spezifische Äquivalentgewicht, nach Alter und Geschlecht gruppiert, zeigt folgende Tabelle:

Alter	Männlich	Weiblich
8 bis 10 Jahre	1130	—
11 bis 20 „	1115	1097
21 bis 30 „	1099	1086
31 bis 50 „	1075	1076
51 bis 90 „	1061	1065
Durchschnitt aus allen Lebensaltern	1095	1081
Mittel aus beiden Geschlechtern	1088	

Die pathologischen Werte und die interessanten Ausführungen der Verfasser über die Verwertung ihres Verfahrens zur Kontrolle therapeutischer Maßnahmen können hier nicht berücksichtigt werden. Erwünscht gewesen wäre ein Bericht über die bisher angewandten Methoden, die, wie Verfasser nachträglich bei Durchsicht der Literatur fanden, teilweise der mitgeteilten sehr ähnlich sind, sowie eine genaue Angabe der Anzahl der für die einzelnen Rubriken der mitgeteilten Tabelle in Betracht kommenden Versuchspersonen.

P. Bartels-Berlin.

208. H. Fuchs: Über Riesenwuchs bei Neugeborenen und über Partus serotinus. Münch. med. Wochenschr. 1903. Jg. L, Nr. 33 und 34.

Zwei Fälle von ganz enormer Entwickelung Neugeborener (aus der Kgl. Frauenklinik in Kiel), die beide von derselben Mutter (sehr kräftig gebaut bei 219 Pfd. Körpergewicht) stammten. Das eine Kind wog 6100 g bei 60 cm, das zweite 7550 g bei 65 cm Länge. Beide Kinder waren, bis auf eine geringe Inkongruenz im Verhältnis des Kopfes zu den Rumpfdimensionen (zugunsten der letzteren), wohl proportioniert gebaut, ohne Bildungsfehler. Auch das Gewicht der einzelnen Organe war erhöht; besonders stark entwickelt war das Herz (1: 105 des Gesamtgewichtes).

Im Anschluß an diese Schilderung erörtert Verfasser die Frage nach den Ursachen, welche der übermäßigen Entwickelung der Früchte zugrunde liegen, und die für den praktischen Geburtshelfer sich daraus ergebenden Konsequenzen. Im besonderen verarbeitet er nach der ersten Richtung hin das Material der Frauenklinik in Kiel. Die Mütter schwerer Kinder standen zumeist im Alter von 26 bis 35 Jahren; Erstgebärende waren in diesem Alter aber nur zu 2,6 Proz. vertreten. Kräftiger, bzw. sehr kräftiger Körperbau und guter Ernährungszustand der Mutter war unter 185 Fällen 166 mal notiert. Über die Körperbeschaffenheit des Vaters fehlen leider Angaben. Ruhe der Mutter während der Schwangerschaft scheint der Entwickelung schwerer Kinder günstig zu sein. Der Schwangerschaftsdauer kommt zwar im allgemeinen eine ausschlaggebende Bedeutung für das Zustandekommen schwerer Früchte nicht zu, indessen zeigt sich doch, daß mit steigendem Gewichte die Verlängerung der Gravidität über die normale Zeit ätiologisch schon höherwertig eingeschätzt werden muß. Nach v. Winkels Statistik über 30000 Geburten war unter allen ausgetragenen Kindern die Schwanger-

schaftsdauer von 302 Tagen in nur 2,2 Proz. der Fälle überschritten, von den Neugeborenen dagegen, die ein Gewicht von 4000 g und mehr aufwiesen, waren nicht weniger als 14,2 Proz. an einer Dauer von mehr als 302 (303 bis 336) Tagen beteiligt. Einen ähnlichen Prozentsatz fand Verfasser zugleich in Übereinstimmung mit den aus der Leipziger und Marburger Klinik gewonnenen Erfahrungen. Die Schleswig-Holsteinerinnen waren zu 56 Proz., die Frauen aus den östlichen Provinzen des Reiches (zumeist mit slavischem Blut durchsetzt) zu 39 Proz. an den ausnahmsweise schweren Früchten beteiligt; nach der allgemeinen Geburtsstatistik der Klinik zu Kiel waren die ersteren mit 60,9 Proz., die letzteren mit 29,9 Proz. vertreten, mithin bestehen bezüglich der Geburt schwerer Früchte nur geringe Unterschiede zugunsten des ostdeutschen Elementes.

Was die Häufigkeit betrifft, so findet Verfasser, daß unter 2200 klinischen Geburten (innerhalb acht Jahren) 185 Kinder von 4000 bis 5870 g Gewicht geboren wurden. — Dem Geschlecht nach waren 1,82 mal soviel Knaben als Mädchen schwere Kinder. *Buschan-Stettin.*

209. V. Giuffrida-Ruggeri: La maggiore variabilità della donna dimostrato col metodo Camerano (coefficiente somatico). Monit. zool. ital. 1903. Anno XIV, Nr. 12, p. 294—304.

Die Methode Cameranos, über die schon vom Referenten gelegentlich der Besprechung einer Arbeit Paravicinis berichtet worden ist, erfährt in diesem interessanten Aufsatze eine sehr willkommene Erläuterung durch ein Beispiel ihrer praktischen Anwendung. Die Grundregeln derselben sind: „1. Man wählt sich irgend einen Teil eines Individuums und mißt ihn möglichst genau, so daß man seine absolute Länge in Einheiten des Dezimalsystems feststellen kann: dies ist die Grundlänge. 2. Ebenso werden die Maße der anderen Teile des Körpers in Einheiten des Dezimalsystems festgestellt. 3. Man bestimmt den somatischen Koeffizienten, der dem Werte der Grundlänge entspricht, d. h. diejenige Zahl, mit der man die absoluten Längen der verschiedenen Teile des Körpers eines Individuums multiplizieren muß, um diese Längenmaße selbst mit den an anderen Individuen von anderen Dimensionen auf dieselbe Weise gewonnenen Maßen vergleichbar zu machen.“ (Camerano.) Verfasser wendet diese Methode zum Zweck des Studiums der im Titel genannten Frage an auf Körpermessungen, die Peli an 120 (60 ♂, 60 ♀) Leichen in Bologna vorgenommen hatte; doch scheidet er die 5 ältesten ♂ und die 5 ältesten ♀ aus. In den Tabellen stehen nun nebeneinander die mittels des somatischen Koeffizienten gewonnenen Zahlen für Rumpf, Bein, Arm usw., also nicht die Meßzahlen des Dezimalsystems. Nun vergleicht man z. B. die für die ♂ Beinlänge gewonnenen Ziffern mit der ♀ und schreibt alle die verschiedenen beobachteten Fälle nebeneinander, der Größe nach geordnet, und dabei immer, wie oft der beobachtete Fall vorgekommen ist. Nun bezeichnet Verfasser mit C die Anzahl der Klassen von Varianten, soweit sie wirklich zur Beobachtung gekommen sind; mit A den Index der Variabilität, d. h. die Anzahl der möglichen Klassen von Varianten, soweit sie innerhalb der beiden Grenzen der Reihe liegen; mit a den Index der Variation, $= \frac{C}{A}$; mit Ce die beiden äußersten Klassen der Reihe; mit M die mittlere Klasse der Reihe, welche man bestimmt durch Addition der beiden äußersten Klassen und Halbierung dieser Summe; mit $F < M$ den Häufigkeitsindex der Varianten, welche kleiner, und mit $F > M$ den Häufigkeitsindex der Varianten, welche größer sind als die mittlere; schließlich mit Σ

einen „Indice di deviazione“, für dessen Erklärung auf Cameranos Originalarbeit verwiesen wird. Alle diese Werte werden berechnet, und es ergibt sich z. B. für die untere Extremität als Index der Variabilität *A* (die Definition fällt mit dem bei uns üblichen Begriff der Schwankungsbreite zusammen): 125 beim Manne, 169 beim Weibe; für die obere Extremität ergeben sich die Werte: ♂ 116, ♀ 118; für die „Distanza biacromiale“ ergibt sich beim Manne 74, beim Weibe 82; überall ist die Variabilität beim Weibe größer. — Die angeschlossenen Auseinandersetzungen, besonders mit Havelock Ellis, über die Frage, ob die geringere Variabilität einen Vorteil oder einen Nachteil bedeute, und ob die erhaltenen Resultate für eine höhere oder eine inferiore Stellung der Frau gegenüber dem Manne sprechen, müssen im Original nachgesehen werden. *P. Bartels-Berlin.*

210. G. v. Bunge: Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen. Die Ursachen dieser Unfähigkeit, die Mittel zur Verhütung. 3. durch neues statist. Mat. verm. Aufl. München 1903. 32 S.

Verfasser nahm in seine Statistik, die in der jetzt vorliegenden dritten Auflage 1629 Fälle umfaßt, nur die zweifellos zum Stillen Befähigten und die zweifellos nicht Befähigten auf. Alle zweifelhaften Fälle wurden von vornherein von der Vergleichung ausgeschieden. Für befähigt erklärt er etwas willkürlich nur diejenigen Frauen, die ihre Kinder neun Monate ausreichend gestillt haben oder bei denen lediglich durch äußere Momente vorübergehende Störungen und Unterbrechungen im Stillen eintraten. Alle anderen Frauen, die diesen Bedingungen nicht genügen, gelten als nicht befähigt. Fälle, in denen das Stillen durch abnorme Bildung der Brustwarzen unmöglich war oder aus äußeren Gründen unterblieb, wurden von der Statistik ausgeschlossen. In 519 Fällen waren die Frauen befähigt; von diesen hatten 422 ebenfalls zum Stillen befähigte Mütter, nur eine Mutter war nicht befähigt. Demgegenüber stehen 1110 Fälle nicht befähigter Frauen; in 281 von diesen waren die Mütter befähigt, in 435 Fällen nicht befähigt. Es ergeben sich ferner 703 Fälle befähigter Mütter; diese hatten 422 zum Stillen befähigte Töchter und 281 nicht befähigte Töchter. 436 nicht befähigte Mütter hatten 435 nicht befähigte Töchter und nur eine befähigte Tochter.

Durch diese Zusammenstellung ist die Erblichkeit der Unfähigkeit zum Stillen bewiesen. Kann eine Frau ihre Kind nicht stillen, sagt Verfasser, so folgt daraus fast ausnahmslos auch bei der Tochter Unfähigkeit zum Stillen, und die Fähigkeit ist unwiederbringlich für alle kommenden Generationen verloren.

Tuberkulose, Nerven- und Geisteskrankheiten, Zahnkaries scheinen für den Verlust der Fähigkeit zu stillen keine ätiologische Bedeutung zu haben, sie gelten mehr als koordinierte Symptome der Degenereszenz. Auch der Syphilis scheint eine ätiologische Bedeutung zu fehlen. Dagegen ergibt v. Bunges Statistik die auffällig hohe Zahl von 42,2 Proz. ausgesprochenen Potatoriums und 37,7 Proz. „gewohnheitsmäßigen unmäßigen Alkoholgenusses“ beim Vater in den Fällen, in denen die Mutter zum Stillen befähigt ist, die Tochter nicht befähigt ist. Bemerkenswert ist auch die hohe Zahl „gewohnheitsmäßigen mäßigen Alkoholgenusses“ bei Vater (56,3 Proz.) und Mutter (64 Proz.) in der Gruppe derjenigen Fälle, in denen Mutter und Tochter beide nicht befähigt sind. *Dr. Warda-Blankenburg i. Th.*

211. Oskar Kraus: Über den Einfluß des Korsetts auf die somatischen Verhältnisse. Wien. med. Wochenschr. 1904. Jhg. LIV, S. 333 bis 340 und 378 bis 386.

Die dauernden sichtbaren Veränderungen durch das Korsett sind: 1. Herabrücken der Ebene des kleinsten Umfanges; 2. Verstärkung der normalen Lordose und der Beckenneigung; 3. Verlegung des Scheitels der Lordose in die Ebene des kleinsten Umfanges, d. h. Erzeugung einer Taille; 4. Faßform des Thorax. Als Ergebnis seiner Ausführungen zieht Verfasser den Schluß: Das Korsett als Kleidungsstück normaler Frauen ist ohne Einschränkung zu verwerfen. Die Behandlung von Hängebauch gehört, wie die der Skoliose oder des Plattfußes, in das Gebiet der orthopädischen Chirurgie. Alle Formen des Korsetts vermehren die Lordose, sind daher nicht geeignet, den Hängebauch zu bekämpfen, im Gegenteil, sie werden sein Entstehen begünstigen. Vor nahezu 100 Jahren ist die Schnürbrust auf der Wartburg feierlich verbrannt worden, möge ihr Epigone, das Korsett, bald von demselben Schicksal erreicht werden. Wollen aber unsere Frauen durchaus der Natur durch Kunst zu Hilfe kommen, so mögen sie ihrer Brust eine besondere Pflege angedeihen lassen und statt des Korsetts ein Suspensorium mammae benutzen, ein Rat, welchen bereits der altehrwürdige Martial den Römerinnen erteilte. *E. Roth-Halle a. S.*

212. Étienne Rabaud: L'atavisme et les phénomènes tératologiques. Bull. et Mém. d. l. Soc. d'Anthr. de Paris. 1903, tome V, p. 441—457.

Rabaud wendet sich gegen den Mißbrauch, der mit dem Begriff des Atavismus als eines Erklärungsprinzips getrieben wird. Die „Rückschlagserscheinungen" sind wie alle anderen biologischen Phänomene zu erklären. Was wir an ihnen sehen, ist nur eine Analogie, nicht eine Identität mit der früheren Form: die gegenwärtige Form hätte entstehen können, selbst wenn die frühere Form nicht existiert hätte. Aus den für alle anderen Formen geltenden Vererbungs- und Anpassungsgesetzen müssen auch die sogenannten Atavismen erklärt werden. *Dr. Warda-Blankenburg i. Th.*

213. I. Orth: Angeborene und ererbte Krankheiten und Krankheitsanlagen. In: Krankheiten und Ehe. Darstellung der Beziehungen zwischen Gesundheitsstörungen und Ehegemeinschaft. Bearb. u. herausgeg. v. Senator u. Kaminer. Abt. I, S. 26 bis 55. München, J. F. Lehmann, 1904.

Die plazentare Infektion, selbst die germinale Infektion werden von dem, was als ererbt anzusehen ist, ausgeschlossen. Ererbt kann nur etwas sein, was durch die Keimstoffe den Nachkommen zu teil geworden ist. Nur wenn die Keimzellen in ihrer inneren Zusammensetzung, in ihrem Bau oder vielleicht auch nur ihrem Chemismus eine Änderung erfahren haben, wenn dadurch an dem Körper des neuen Individuums neue besondere Eigenschaften hervortreten, nur dann liegt eine Erscheinung vor, welche in das Gebiet der Vererbung gehört. Nur dann könnte von einer ererbten Krankheit die Rede sein, wenn bereits eine oder auch beide Keimzellen vor der Kopulation spezifisch krank gewesen wären. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß kranke Keimzellen einem regelmäßig sich entwickelnden Embryo den Ursprung geben können, wenn auch die Möglichkeit der Weiterentwickelung auch einer aus einer kranken Keimzelle hervorgegangenen Embryonalanlage nicht völlig abzustreiten ist. Daraus folgt, daß zweifellos die meisten kongenitalen Krank-

heiten nicht hereditär sind, daß es sehr wahrscheinlich überhaupt keine hereditären Krankheiten gibt. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den Krankheitsanlagen. Die generellen Krankheitsanlagen (Alters-, Geschlechts-, Rassendispositionen) kommen hierbei nicht in Betracht, sondern lediglich die individuellen und Familiendispositionen. Da wir die feineren, sowohl morphologischen, wie biologisch-chemischen Verhältnisse jener Konstitutionseigenschaften, welche hauptsächlich als Krankheitsdispositionen zu gelten haben und welche sowohl aus den ersten Anfängen der Embryonalanlage stammen (Keimversprengungen, unvollständige Differenzierung usw.) als auch in späterer Entwickelungszeit entstanden sein können, noch so wenig kennen, so sind wir auch in der Regel nicht imstande, dieselben objektiv nachzuweisen, sondern müssen sie meistens aus dem Erfolg, aus ihrer Wirkung erschließen. Verfasser exemplifiziert dabei vor allem auf die vererbte Anlage für Tuberkulose.

Bei der Beurteilung der erblichen Übertragung von Mißbildungen und Abnormitäten muß man vorsichtig sein und beachten, daß gelegentlich solche Bildungen nicht das Primäre, sondern etwas Sekundäres, Konsekutives sind, das sich notwendig an einen primären Zustand anschließt. Wird dieser vererbt, so muß auch der Folgezustand eintreten, ohne doch selbst erblich übertragen zu sein.

Um eine Vererbung kann es sich natürlich in solchen Fällen nicht handeln, in denen die vorher nicht vorhanden gewesene Veränderung bei der Mutter erst im Laufe der Schwangerschaft eingetreten ist; hierher gehört das Versehen der Schwangeren, gegen dessen tatsächliches Vorkommen sich der Autor ausspricht. Auch die Möglichkeit, daß Sinneseindrücke oder lebhafte Vorstellungen vor der Kopulation auf die Keimzellen einwirken (hier würde es sich also ev. um wirkliche Vererbung handeln), ist vorderhand zu bezweifeln. Dem Verständnis zugänglicher ist die Möglichkeit, daß die Keimstoffe in der Zeit zwischen ihrer Absonderung und der Kopulation durch chemische Einwirkungen verändert werden.

Neu erworbene Eigenschaften können nur vererbt werden, wenn das Keimplasma eine entsprechende Veränderung erfahren hat; und jede Keimplasmavariation ist etwas Erworbenes, nicht eine dem Keimplasma von Urbeginn innewohnende Variationskraft, die ohne äußere Ursachen zu immer neuen Variationen führt, sondern für das Keimplasma sind äußere Ursachen für jede Variation des Keimplasmas maßgebend. Die ganze Lehre von einer phylogenetischen fortschreitenden Entwickelung ist auf der Vererbung erworbener Eigenschaften des Keimplasmas begründet, und wenn auch die pathologische Entwickelung nicht ein Fortschreiten zu höheren Formen, sondern vielmehr eine Degeneration bedeutet, so können die grundlegenden Vorgänge bei ihr doch unmöglich andere sein als bei der natürlichen Entwickelung. Verfasser unterscheidet dann die primäre Keimvariation von der sekundären, die sich erst aus einer primären Variation an dem metazoischen Träger des Keimplasmas, dem Soma, ergibt.

Für die Entstehung pathologischer primärer Keimvariationen ist schon die Mischung beider Keimplasmen an sich bedeutungsvoll; dann sind Störungen der Kopulation dafür verantwortlich gemacht worden, auch ist es möglich, daß primäre Variationen in der Zeit zwischen Verlassen der Bildungsstätte und Kopulation entstehen und endlich daß sie an den noch in den Keimdrüsen befindlichen Keimzellen auftreten können. Viel schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob und wie sekundäre Keimvariationen möglich sind. Es versteht sich von selbst, daß eine Abhängigkeit der Keimzellen vom

Körper vorhanden ist in bezug auf die Ernährung. Und es gibt Gründe, welche dafür sprechen, daß durch eine dauernde qualitative Änderung der Ernährung auch eine Änderung der somatischen Qualität herbeigeführt werden kann; es wäre denkbar, daß durch eine entsprechende Variation des Keimplasmas eine Anpassung an die veränderte Ernährungsweise und eine vererbbare somatische Veränderung hervorgerufen werden könnte. Wie es nervöse und chemische Einwirkungen von den Keimdrüsen auf den übrigen Körper gibt, so sind auch umgekehrt Einflüsse vom Soma auf die Keimzellen möglich, aber bewiesen sind sie noch nicht. Daß sich Verstümmelungen nicht lebenswichtiger Teile nicht vererben, ist allgemein anerkannt (Zerreissung des Hymens, Beschneidung bei den Juden). Aber nach den Versuchen von Westphal, Obersteiner und anderen muß man anerkennen, daß mindestens die Möglichkeit der erblichen Übertragung einer erworbenen Schädigung des Nervensystems gestützt worden ist. Erst recht muß man theoretisch eine erbliche Übertragung für möglich halten, wenn es sich um Abänderungen durch Gebrauch und Nichtgebrauch handelt. Was die Vererbung künstlich erzeugter Immunität betrifft, so ist ein Beweis dafür — Übertragung allein durch das Sperma — bisher nicht geführt worden; bisher ist lediglich die rein plazentare Übertragung der immunisierenden Substanzen festgestellt worden. *Dr. Warda-Blankenburg i. Th.*

214. W. Havelburg: Klima, Rasse und Nationalität in ihrer Bedeutung für die Ehe. In: Krankheiten und Ehe. Abt. I, S. 89 bis 144. J. F. Lehmann, München 1904.

Verfasser bespricht im ersten Teil seiner Arbeit im wesentlichen die Schwierigkeiten der Akklimatisation, die sich für den Europäer in den Tropen ergeben und für das weibliche Geschlecht in stärkerem Maße vorhanden sind, im zweiten Teile ethnische Verschiedenheiten der sexuellen Funktionen von Mann und Frau und speziell der ehelichen Beziehungen.

Dr. Warda-Blankenburg i. Th.

215. Siegfried Rosenfeld: Zur Frage der vererblichen Anlage zu Mehrlingsgeburten. Ztschr. für Geburtshf. u. Gynäkol. 1903. Bd. L. Heft 1, S. 1 bis 24.

Diese Abhandlung bietet an der Hand eines statistischen Materials von 216 deutschen Adelsgeschlechtern mit 5432 verheirateten Männern biologische und soziologische Erörterungen. Verfasser weist nach, daß gelegentlich Zwillingsgeburten in einem über die Wahrscheinlichkeit hinausgehenden Maße in einzelnen Familiengruppen in männlicher Linie sich kumulieren. Es läge nahe, daraus die Vererbbarkeit der Neigung zu Zwillingsgeburten zu schließen. Dieser Schluß aus der statistischen Tatsache wäre aber nur dann berechtigt, wenn auf anderem Wege erwiesen würde, daß die Hervorbringung einer Zwillingsgeburt nur auf einer angeborenen Eigenschaft beruht. Solche Beweise liegen aber nicht vor, und es ist deshalb nach Rosenfeld richtig, die Vererbbarkeit einer Neigung zu Zwillingsgeburten (in männlicher Linie) in suspenso zu lassen. *Dr. Warda-Blankenburg i. Th.*

216. F. Kraus: Blutsverwandtschaft in der Ehe und deren Folgen für die Nachkommenschaft. In: Krankheiten und Ehe. Abt. I, S. 56 bis 88. München, J. F. Lehmann, 1904.

Diese Arbeit gibt eine interessante Darstellung des ganzen Problems. Die verschiedenen Grade der Blutsverwandtschaft, die Begriffe des Ahnen-

verlustes und der Erbmasse werden besprochen, geschichtliche und ethnographische Betrachtungen angestellt. Von den Bildungsfehlern, für die namentlich die Konsanguinität beschuldigt wird, bespricht Verfasser hauptsächlich die Retinitis pigmentosa — hier stellt die Statistik den Einfluß der Konsanguinität zweifellos fest — und die Taubstummheit. Es folgen statistische Überblicke über die Häufigkeit konsanguiner Ehen nach amtlichen Ermittelungen. Danach beträgt die Häufigkeit konsanguiner Ehen in Frankreich 10,45 pro mille, in Preußen 6,47 pro mille (als Minimalzahl anzusehen). Aus den Statistiken der preußischen Irrenanstalten ergibt sich, daß konsanguine Ehen ohne gleichzeitige erbliche Belastung eine erheblich größere Krankheitsziffer für Idiotie ergeben, als nach der Häufigkeit der konsanguinen Ehen in der allgemeinen Bevölkerung angenommen werden müßte; dieses Verhalten erklärt Verfasser aus dem Umstande, daß zwei gleiche Anlagen, welche jede für sich bei den Eltern wegen zu geringer Intensität nicht bemerkbar sind, sich vereinigen, an Intensität gewinnen und damit der Nachkommenschaft eine bestimmte Richtung aufprägen können. Dagegen ergibt sich aus derselben Statistik, daß bei der einfachen und paralytischen Seelenstörung, sowie bei der mit Epilepsie verbundenen Seelenstörung der aus blutsverwandten Ehen Stammenden unter denjenigen Individuen, welche als nicht belastet erscheinen, kleiner ist, als ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entspricht.

Nach Kraus läßt eine hereditäre Degeneration einzig und allein infolge Fortfallens fremden Blutes sich nicht zwingend nachweisen. Für die wissenschaftliche Erforschung der Folgen der Inzucht fehlt es noch an einer breiten Unterlage. Für die Praxis des Lebens ergibt sich immer noch ganz allgemein, daß von dem Eingehen konsanguiner Ehen abgeraten werden soll.

Dr. Warda-Blankenburg i. Th.

217. Heinrich Gottgetreu: Die Bedeutung der Vererbung bei der Dementia paralytica. Med. Inaug.-Diss. Jena 1902. 32 S.

Bei 154 Fällen von Dementia paralytica fand Verfasser 71 mal erbliche Belastung, in besonders schwerem Maße 23 mal.

Dr. Warda-Blankenburg i. Th.

218. A. Ruppin: Inzuchtserscheinungen bei den Karaiten in Halicz. Pol.-anthrop. Revue 1903, Jahrg. II, S. 704 bis 706.

Die Karaiten in Halicz, die einzige in Galizien noch vorhandene Gemeinde ihres Glaubens, sind eine angeblich dort schon im 14. bis 15. Jahrhundert ansässige jüdische Sekte, die ihre zahlreichen Anhänger noch heute in der Türkei und der Krim besitzt. Infolge ihrer scharfen Absonderung von den Andersgläubigen sind die Karaiten darauf angewiesen, Ehen unter sich selbst einzugehen. Zurzeit traf Verfasser daselbst 52 Familien mit 190 Seelen an; von den Ehefrauen waren nur drei von auswärts (aus der Türkei und der Krim) gebürtig, alle übrigen stammten aus Halicz und standen somit zu ihren Männern in einem näheren oder ferneren verwandtschaftlichen Verhältnis. Die Folgen solcher Inzucht sind, wie Verfasser zu beobachten Gelegenheit hatte und von zuverlässiger ärztlicher und behördlicher Seite bestätigt erhielt, entschieden schädliche. Obwohl Ackerbürger und in viel gesünderen äußeren Verhältnissen als die Handel treibenden Juden lebend, sind die Karaiten in weit höherem Grade als diese Krankheiten aller Art, insbesondere Tuberkulose und Skrophulose, unterworfen. Sie sind diesen geistig auch bei weitem nicht ebenbürtig; die Karaiten-Kinder bleiben in der Schule hinter

den jüdischen und den christlichen zurück, und ein nicht geringer Teil von ihnen muß als schwachsinnig bezeichnet werden. Organische Gebrechen sind bei ihnen häufig. *Buschan-Stettin.*

219. J. Dolgich: Einiges über Rinder mit beweglichen Hörnern. (Russ.) Archiw weterin. nauk 1902, Heft II, S. 976 bis 979.

Verfasser sucht das Auftreten beweglicher Hörner durch andauernde und systematische Kreuzung von gehörntem mit hornlosem Vieh zu erklären. Auch systematische Abtragung der Hörner kann, gewöhnlich erst nach einer ganzen Reihe von Generationen, zu Hornbeweglichkeit führen. Die Sache müßte, ev. unter Zuhilfenahme von Messungen, genauer verfolgt werden, um die Beziehungen zwischen Bos brachyceros und Bos akeratos besser zu beleuchten, als dies bisher geschehen ist. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

220. A. Liwanow: Zur Frage nach dem Einfluß der chronischen Weingeistvergiftung auf die Entwickelung des Körpers und Gehirns. (Russ.) Russk. arch. patol., klin. med. i bakt. 1902, Bd. XIII, Heft 2.

Durch systematische Alkoholisierung von 28 Kaninchen, von denen allerdings nur 18 als eigentlich chronische Säufer gelten dürften, sucht Verfasser darzulegen, daß chronische Vergiftung mit Weingeist die Entwickelung des Gehirns und des übrigen Körpers sehr merklich aufhält. Frühzeitiger Alkoholismus wirkt deletärer, als später Alkoholismus. Das Gewicht des Organismus nimmt um 35 Proz. ab, und zwar ist die Abnahme um so hochgradiger, je früher die Alkoholaufnahme begann. Auch die inneren Organe bleiben an Gewicht zurück, bei früher Alkoholisation um 35 Proz., bei späterer um 25 Proz. Nur die Milz nimmt sowohl an Gewicht, als an Umfang zu, und zwar um volle 30 Proz. Das Knochenlängenwachstum bleibt zurück. Das Dickenwachstum der Knochen ist um 18 Proz. vermindert, was besonders bei frühem Alkoholismus schnell eintritt. Die allgemeine Hirnmasse verringert sich um 10 bis 20 Proz., wobei wiederum früher Alkoholismus am deletärsten sich geltend macht. Doch erscheinen auch die Dimensionen des Gehirns verringert, besonders der quere, weniger der antero-posteriore Durchmesser; die Abnahme beträgt 8 bis 12 Proz. Auch Haut und Muskeln werden mit der Zeit atrophisch im Falle der chronischen Alkoholisierung.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

221. Gordon: Über die Verbreitung des Selbstmordes im Kindesalter. (Russ.) Russki Wratsch 1902.

Selbstmord im Kindesalter nimmt in allen Ländern von Jahr zu Jahr an Häufigkeit zu, wie Verfasser auf Grundlage ausgedehnter Statistiken nachweist. Man hat hier nach Ansicht des Verfassers zwei große Gruppen von Ursachen zu unterscheiden: persönliche und allgemeine Faktoren. In ersterer Hinsicht sind zu nennen: Geisteskrankheiten (1 bis $1^1/_2$ Proz. aller Selbstmorde), erbliche Belastung, vor allem Alkoholismus (25 bis 30 Proz.) und gesteigerte Affekterregbarkeit. Zu den allgemeinen Ursachen, die einen überaus großen Prozentsatz von Selbstmorden bedingen, rechnet Verfasser Armut und materielle Entbehrungen der Kinder, zumal bei den arbeitenden Klassen und in der Fabrikbevölkerung (10 Proz.), ungenügende Erziehung in Familie und Schule, geistige Überanstrengung beim Schulunterricht und rauhe Behandlung der Schüler durch die Lehrer. Das Gros der kindlichen Selbstmorde (gegen 40 Proz.) ist hervorgerufen durch schlechte Behandlung der

Kinder seitens ihrer Lehrmeister und Brotgeber in den verschiedenen Handwerkszweigen. Eine gewisse Bedeutung spielt aber auch einfache Nachahmung, also psychische Infektion spontaner Art bzw. unmittelbare Suggestion durch Erwachsene oder auch Rache für erlittene Unbilden. Der größte Prozentsatz kindlicher Selbstmorde entfällt auf das Alter von 12 bis 14 Jahren. Ob ein geschlechtliches Überwiegen vorkommt, läßt sich nicht sagen. Als Mittel zur Abhilfe schlägt Verfasser vor: Kampf gegen Alkoholismus, Abänderung der herrschenden Erziehungssysteme in Schule und Haus, staatliche Beschützung des Kindesalters gegenüber unzulässiger Exploitierung und roher Behandlung durch Brotgeber und Lehrmeister. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

222. Edw. Anth. Spitzka: The execution and post-mortem examinations of the three van Wormer Brothers at Dannemora, N.-Y., October 1903. Daily med. Journ. 1904. Vol. I, Nr. 1. (3 Abb.)

Spitzka wohnte der elektrischen Hinrichtung der drei Brüder bei und hatte die Möglichkeit, unmittelbar post mortem die Untersuchungen anzustellen. Die genaue Beschreibung der Hinrichtung selbst sowie der Obduktionsbefunde kann hier übergangen werden. Die wichtigsten Maße sind:

	Willis	Burton	Frederick
Alter	27 Jahre	23 Jahre	21 Jahre
Körperlänge	172,8 cm	178,0 cm	175,2 cm
Kopflänge	18,2 "	19,1 "	19,1 "
Kopfbreite	15,1 "	15,1 "	16,0 "
Kopfindex	82,9 "	79,0 "	83,7 "
Kopfumfang	53,3 "	54,1 "	56,1 "
Gänge des rechten Ohres	6,6 "	6,5 "	6,9 "
Lörpergewicht	140 Pfd.	145 Pfd.	150 Pfd.
Kehirngewicht (frisch)	1340 g	1358 g	1600 g

Den breitesten Raum der vorliegenden Sektionsberichte nehmen die Beschreibungen der Befunde an den Gehirnen ein. Abbildungen der verschiedenen Normen jedes einzelnen Gehirns sind beigefügt. Die Untersuchung wurde nach zwei Seiten hin durchgeführt. Einmal wurde auf Zeichen des „geborenen Verbrechers" gefahndet, doch ohne jeden Erfolg: keine Mißbildungen oder gröberen Defekte irgend welcher Art, kein Freiliegen der Insel oder des Kleinhirns (Benedikt), keine Hypertrophie des Wurmes (Lombroso), keine Verdoppelung des Sulcus centralis (Tricomi), keine pithekoiden Bildungen. Zweitens wurden bei der Untersuchung die ererbten Ähnlichkeiten berücksichtigt. Der älteste Bruder hatte das leichteste, der jüngste das schwerste Gehirn. Verfasser sucht die Ursache dieser Erscheinung darin, daß entweder bei jeder folgenden Geburt eine physische Verbesserung stattfand, oder aber, daß im Gegenteil infolge Nichtgebrauchs der intellektuellen Anlagen eine Verkleinerung, eine Art von Schrumpfung des Gehirns stattgefunden hat, die sich naturgemäß bei dem ältesten der Brüder am meisten bemerkbar machte. Eine genauere Beschreibung wird in Aussicht gestellt und nur kurz hervorgehoben, daß Freds Gehirn einen wohlausgebildeten Limbus postorbitalis (Spitzka; vgl. Bericht Nr. 199) auf der linken und einen weniger deutlich ausgeprägten auf der rechten Seite aufwies, und daß hier, wo das Gehirn ganz frisch zur Untersuchung kam, der Einwand eines durch Konservierung hervorgerufenen Kunstproduktes hinfällig wird. *P. Bartels-Berlin.*

223. Gius. Paravicini: Morfologia dell' apparato genitale esterno nelle idiote ed imbecilli degenerati nel Manicomio di Mombello. Milano 1903, Gius. Civelli; 42 pp.

Untersuchung der äußeren Genitalien von 93 weiblichen Kranken, die noch nicht defloriert waren. Die Eigenschaften der Brüste, des Mons veneris, der großen und kleinen Labien, des Hymen, der Clitoris, der Harnröhrenmündung usw. werden geschildert, in zahlreiche Unterabteilungen zerlegt und einzelne Fälle aufgezählt. Eine sehr große Anzahl von einzelnen rein morphologischen Angaben, die aber nicht von einem bestimmten Gesichtspunkte aus geordnet sind. *P. Bartels-Berlin.*

III. Ethnologie und Ethnographie.

224. Friedrich S. Krauss: Die Volkskunde in den Jahren 1897 bis 1902. Berichte über Neuerscheinungen. Erlangen, Fr. Junge, 1903. 8°. 180 S.

Das vorliegende Werk ist ein Sonderabdruck aus dem XVI. Bande von Vollmöllers Romanischen Forschungen; demgemäß betont der Verfasser besonders die Bedeutung der Folklore und ihrer Erscheinungen für Romanisten. Was bei Romanisten zutrifft, gilt mutatis mutandis auch für Germanisten und klassische Philologen, die bisher der Volkskunde gegenüber oft eine feindliche Stellung eingenommen haben. Den größten Gewinn aber werden naturgemäß die Ethnologen und Folkloristen aus diesem Buche ziehen: die Ethnologen, denn „eine gleiche Bedeutung, wie der Anatomie in der Medizin, kommt der Folklore in der Ethnologie zu; wenn die Folkloristen das Material herbeigeschafft haben, müssen die ethnologischen Bauherren erst das allgemein menschlich Feststehende als solches aussondern, um diejenigen Ursächlichkeiten zu finden, wodurch in den topischen Verschiedenheiten die formellen Eigentümlichkeiten hervorgerufen sind“ (S. 19), die Folkloristen, denn der Verfasser begnügt sich bei seinem Berichte über Neuerscheinungen nicht, neben einem Überblick über den Inhalt die Vorzüge und Mängel hervorzuheben, sondern er geht ihren Gründen nach und führt sie zurück auf Vorzüge und Mängel der Methode. Da er aber nicht seine Methode geben, sondern vor allem die seiner Fachgenossen beleuchten will, so läßt er in allen wichtigeren Fragen nur als Berichterstatter die anderen zu Worte kommen, und erst im Anschluß daran wahrt er sich das Recht, seine Auffassungen im einzelnen kritisch darzulegen (S. 17). So bildet das ganze Werk gewissermaßen eine Methodologie der folkloristischen Forschung, einen „Kanon für den Lernenden“.

Die behandelte Literatur ist nicht nur dem Inhalte, sondern auch der sprachlichen Form nach international; sie weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben, hebt das Buch über ähnliche zusammenfassende Berichte hinaus und verleiht ihm einen bleibenden Wert. Der Verfasser führt den gewaltigen Stoff zweckmäßig in 42 Kapitel geordnet vor und erleichtert dadurch dem Forscher die Mühe der Orientierung sehr: I. Gesichtskreis der Volkskunde. II. Die Folklore und ihr Name. III. Aufgaben und Zweck der Volkskunde. IV. Nutzen der Volkskunde. V. Die Methode im allgemeinen. VI. Volkskunde und Ethnologie. VII. Volkskunde und Sprachkunde. VIII. Blutsverwandtschaft der Völker. IX. Volkskunde und Volkstum. X. Vermutungen, Beobachtungen und Erfahrungen. XI. Wert der Musealgegenstände für die Volkskunde. XII. Fata Morgana-Volkstümer. XIII. Ein-

führungen in die Folklore. XIV. Fragebogen. XV. Bibliographie. XVI. Wort-, Namen- und Bilderschriftforschungen. XVII. Musik. XVIII. Volkslieder. XIX. Sagen und Märchen. XX. Sprichwörter. XXI. Rätsel. XXII. Tiere. XXIII. Pflanzen. XXIV. Volksmedizin. XXV. Aberglaube. XXVI. Ursprung der Religion. XXVII. Die Seele, Totenbräuche und die Wiederkehr Verstorbener. XXVIII. Sonnendienst. XXIX. Opferdienst. XXX. Hexen- und Blutglaube. XXXI. Monographien auf dem Gebiete der Glaubensforschung. XXXII. Zweifelhafte Mythen und Götter. XXXIII. Symbolismus. XXXIV. Recht und Gewalt. XXXV. Das Geschlechtsleben. XXXVI. Das Weib. XXXVII. Das Kind. XXXVIII. Sippenfest, Hochzeitsbräuche. Ernte-, Haus-, Acker- und Fischerbräuche. XXXIX. Feuerbereitung. XL. Ornamente und Trachten. XLI. Generelle Monographien über Folklore. XLII. Zeitschriften. — Schlußwort. Besonders wichtig und ergebnisreich erscheinen mir die Abschnitte VI, VII, XIII, XXVII, XXXI. In seiner Polemik ist der Verfasser fast durchweg geschickt, in seiner Kritik treffend, in der Darlegung seiner eigenen Anschauungen überzeugend.

Nur auf eins hätte ich gern in dem Buche verzichtet: es werden wiederholt Fragen, die mit der Volkskunde nur in losem oder gar keinem Zusammenhang stehen, mit zu großer Breite behandelt (z. B. Ursprung und Verbreitung der Syphilis, S. 100). *Dr. A. Brunk-Stettin.*

225. L. Manouvrier: Les marques sincipitales des crânes néolithiques considérées comme reliant la chirurgie classique ancienne à la chirurgie préhistorique. Rev. d. l'Ecole d'anthr. de Paris 1903. An. XIII, p. 431—436.

Für die Entstehung des T. sincipital (s. Zentralbl. I, S. 142), wofür Verfasser jetzt lieber die Bezeichnung „marques sincipitales" angewendet wissen möchte, nachdem in dem Dolmen zu Menouville (Seine-et-Oise) zwei Schädel aufgefunden wurden, welche diese rätselhafte Eigentümlichkeit nicht in der üblichen T-Form aufweisen, sondern in Gestalt einer linearen, bzw. ovalären Längsrinne, glaubt er nunmehr mit größter Wahrscheinlichkeit einen chirurgischen Eingriff verantwortlich machen zu dürfen, der leichterer Natur gewesen sein dürfte, wie Kauterisation oder Skarifikation. Zu dieser Annahme paßt gut das gleichzeitige Vorkommen so behandelter Schädel mit trepanierten Schädeln in demselben Dolmen. Dazu kommt, daß die klassischen Chirurgen des Altertums und des Mittelalters gerade solche Operationen am Schädel empfehlen, die ähnliche sincipitale Narben hervorgerufen haben dürften. Verfasser führt eine Reihe diesbezüglicher Stellen aus mittelalterlichen chirurgischen Schriftstellern an, die bekanntlich aus der Galenischen Schule geschöpft haben; in diesen handelt es sich um Kauterisation des Kopfes behufs Beseitigung von Melancholie, Manie, Epilepsie, Kopfschmerzen und ähnlichen Leiden mehr. Die Galenische Medizin schöpfte aber bereits ihre Lehre von der Revulsion aus der Hippokratischen Medizin, und diese scheint auf uralte praktische Erfahrungen, wie die vorliegenden Fälle sie zeigen, zurückzugreifen.

Buschan-Stettin.

226. Iwan Bloch: Das erste Auftreten der Syphilis (Lustseuche) in der europäischen Kulturwelt. Jena, G. Fischer, 1903. 35 S.

Wie schon in seinem 1901 erschienenen Werke: „Der Ursprung der Syphilis", so tritt Verfasser auch in dieser lesenswerten kleinen Schrift aufs neue für eine präcolumbische Existenz der Syphilis in Amerika und für eine nach Entdeckung Amerikas erfolgte Einschleppung dieser Krankheit in Europa

ein, indem er für diese Ansicht eine Reihe gleichzeitiger Berichte über das Auftreten der Seuche in Europa und das Vorkommen einer als Syphilis zu deutenden Geschlechtskrankheit bei den Indianern ins Feld führt; für einen absolut zwingenden Beweis hält er außerdem den Umstand, daß die Syphilis in Europa überall als eine neue Krankheit auftritt und sie sich überall auf eine Einschleppung von außerhalb („d. h. vom Orbis novus, aus Amerika") zurückführen läßt. *P. Bartels-Berlin.*

227. Simon von Nathusius: Atlas der Rassen und Formen unserer Haustiere (nach Originalen vom Tiermaler Th. v. Nathusius). I. Serie: Die Pferderassen. 24 Taf. Verlag von E. Ulmer, Stuttgart. (Preis 6 Mk.)

Wenngleich wohl vorwiegend für den Gebrauch des praktischen Landwirtes bestimmt, so verspricht doch auch für denjenigen, der sich für Rassenkunde und Rassenbildung überhaupt interessiert, das vorliegende Unternehmen eine wertvolle Fundgrube zu werden. Nach dem Plan sollen in weiteren Serien folgen die Rinderrassen, die Schaf-, Schweine- und Ziegenrassen, die Geflügelrassen, die Hunderassen; die sechste Serie endlich soll „Verschiedenes über Form und Rassen" (Einfluß von Geschlecht, Aufzucht, Gebrauchszweck, Variabilität usw.) enthalten. Die Bilder sind vom Maler umgearbeitete Originalphotographien; der Zweck der Umarbeitung war vor allem Richtigstellung der Größenverhältnisse. Als Vorbilder wurden grundsätzlich weibliche Tiere gewählt, im Gegensatz zu dem herrschenden Gebrauch, „da das weibliche Tier mehr der Träger des universellen, des Rassetypus ist, während das männliche mehr individuelle Eigenheiten aufweist". Es wurden in erster Linie die für die deutschen, daneben noch einige der für österreich-ungarische Verhältnisse in Betracht kommenden Rassen dargestellt. Zu bedauern ist, daß nicht immer die allerdings im allgemeinen vorherrschende scharfe Profilstellung festgehalten ist. Bei der reichen Anregung, die schon bisher die Anthropologie durch die Lehre von den Haustierrassen erfahren hat, kann der Fortsetzung des Werkes mit Interesse entgegengesehen werden. *P. Bartels-Berlin.*

228. Wirt Tassin: Descriptive catalogue of the collections of gems in the United States. National-Museum. Smithsonian Institution. Washington 1902. 670 S., 9 Taf.

Der Autor gibt auf Seite 558 bis 587 dieses Katalogs eine Aufzählung derjenigen Edel- und Halbedelsteine, die in früheren Zeiten als Heilmittel Verwendung fanden, und sucht all jenen Aberglauben, welcher sich seit Jahrtausenden bei Natur- und Kulturvölkern an diese Gegenstände knüpft, kurz zusammenzufassen. Leider sind die Quellen des Verfassers zu seiner Arbeit nicht die besten: Er hat neben dem „Speculum lapidum" eines sonst unbekannten Camillus Leonardus (1502) wohl hauptsächlich Übersetzungen, eventuell Auszüge der Werke des Albertus Magnus und J. B. Porta gebraucht; darum findet sich bei der Beschreibung der angeblichen „Kräfte" der Edelsteine vieles an falschem Orte. Plinius, Dioskorides und Avicenna sind zwar, letzterer wiederholt als „Ben Adloulah", zitiert, aber nicht benutzt. Der Kirchenvater Epiphanius lebte nach Mr. Tassin (S. 584) im 16. Jahrhundert! *Fühner-Strassburg i. E.*

229. Wm. Wright: Skulls from the Round Barrows of East Yorkshire. Journ. of Anat. and Phys. 1904. Vol. XXXVIII (N. S. XVIII), P. II, p. 119—132. 1 Taf.

Genaue Beschreibung von 16 Schädeln der jüngsten Stein- und frühen Bronzezeit, die sich jetzt in der Sammlung Mortimer in Driffield befinden. Es sind Repräsentanten des Typus Ellipsoides pelasgicus longissimus, des Ellipsoides africus rotundus, des Sphenoides latus vertreten. Auch die Skelette sind vorhanden; sie sollen später beschrieben werden.

P. Bartels-Berlin.

230. Paul Raymond: Recherches sur l'ethnographie du Gard. Bull. d. l. soc. d'étude des sc. nat. de Nîmes 1903. Tome XXX, p. 44—57.

Das Departement Gard zerfällt in zwei in den Bergen gelegene Arrondissements (Alais und Le Vigan) und in zwei in der Ebene gelegene (Nîmes und Uzès). Wie Verfasser zeigt, bestehen merkliche Unterschiede in somatischer Hinsicht zwischen den Bewohnern der einen und der anderen Gruppe, besonders zwischen denen von Le Vigan und denen der drei übrigen Arrondissements.

Der mittlere Kephalindex stellt sich für das Departement auf 84; für das ganze Land variiert er zwischen 79,2 bei dem Departement Ost-Pyrenäen und 88,2 bei Lozère, bei den meisten der 86 Departements Frankreichs liegt er zwischen 81 und 84. Die gebirgigen Arrondissements von Le Gard sind stärker brachykephal (85, 92 und 85, 65) als die in der Ebene gelegenen (82, 67 und 81, 88). Le Vigan weist ziemlich dieselbe hohe Ziffer auf wie die am meisten brachykephalen Arrondissements Frankreichs. Merkwürdigerweise besitzt Le Vigan, ganz im Gegensatz zu den sonstigen Beobachtungen, eine große Menge (17,7 Proz.) von Leuten hoher Statur, wodurch die durchschnittliche Körpergröße für dieses Arrondissement (1,66) höher ausfällt als für die drei übrigen. Der hohe Wuchs seiner Bewohner dürfte von dem hohen Wuchse seiner beiden Nachbararrondissements, Montpellier und Florac, herrühren, zwischen denen es eingekeilt ist; woher aber Florac, ein ebenfalls gebirgiger Himmelsstrich, seine großen Leute hat, bleibt ein Rätsel. Die durchschnittliche Körpergröße für Le Gard beträgt 1,65 Meter; die Extreme für Frankreich liegen in Côtes-du-Nord mit 1,633 und 1,674 in Haute-Marne. — Die Farbe der Iris ist zu 46,4 Proz. dunkel; Leute mit stark pigmentierter Iris finden sich unter den 86 Departements des Landes am stärksten in L'Hérault mit 54,4 Proz., am schwächsten in Ardennes mit 26,9 Proz. vertreten. In Le Vigan kommen mehr Leute mit hellen Augen vor als in Nîmes. — Über die Haarfarbe standen dem Verfasser leider keine Beobachtungen zur Verfügung. — Nach den Untersuchungen von Bertillon sollen Vorderarm und Fuß bei den Bewohnern von Le Vigan und Nîmes länger sein als bei denen der beiden übrigen Arrondissements.

Die angeführten Unterschiede zwischen den Bewohnern der Bergdistrikte und denen der Ebene in Le Gard sind ethnische. In der Ebene ist die Bevölkerung aus einer Mischung der Ibero-Ligurer des Littorale mit dolichokephalen Einwanderern hervorgegangen. Hingegen sind die Bewohner der gebirgigen Teile auf die brachykephale Rasse zurückzuführen, die durch die Einwanderer zurückgetrieben wurde. Diese Einwanderer kamen hauptsächlich aus Savoien die Rhône aufwärts.

Einige Unterschiede in pathologischer Beziehung, welche Verfasser noch unter den einzelnen Arrondissements von Le Gard herausfindet, scheinen uns ohne Bedeutung zu sein, wenigstens dürften sie kaum auf ethnische Momente zurückgeführt werden, sondern vielmehr durch die Unterschiede zwischen Gebirge und Ebene, klimatische Verhältnisse usw. bedingt sein. *Buschan-Stettin.*

231. Alex. Schenk: Les sépultures et les population préhistoriques de Chamblandes. Bull. d. l. Soc. Vaud. d. sc. nat. 1903. Vol. XXXVIII, No. 144 und XXXIX, No. 146 u. 147. (217 S.)

Die für die vorgeschichtliche Forschung so überaus wichtigen Grabfunde von Chamblandes bei Lausanne (s. Zentralbl. f. Anthr. V, S. 28 u. VII, S. 118) werden vom Verfasser im Zusammenhange analysiert. — Der erste Abschnitt (S. 5 bis 34) ist der Schilderung der Grabstätten und ihrer Beigaben gewidmet. Die Toten finden sich in hockender Stellung auf der linken Seite liegend in Steinkisten beigesetzt, die aus großen Fliesen aufgebaut sind. Mit Recht zieht Verfasser die ziemlich identischen Funde von Pierrea-Portay, Châtelard sur Lutry und Montagny sur Lutry, die auf ganz benachbartem Terrain gemacht wurden, mit in den Kreis seiner Betrachtung. Das Grabinventar ist vertreten durch Faustwerkzeuge vom Acheul-Typus, Silex-Schaber, Eberhauer, Halsbänder aus mediterranen Muscheln, Perlen aus Schneckengehäusen, Jett und Korallen, gelben und roten Ocker; alles dieses würde auf die paläolithische Zeit hinweisen, wenn nicht eine geglättete und durchbohrte Klinge aus Steatit und ein ebenso beschaffenes Serpentinbeil Beweis sein würden, daß die Gräber bis in die neolithische Zeit hinein reichten. Die Jettperlen einerseits und die Korallenperlen andererseits sprechen dafür, daß zur damaligen Zeit bereits Handelsbeziehungen sowohl nach Nordost als auch nach Südeuropa bestanden haben. Besonders wichtig sind die menschlichen Skelettreste, mit denen sich Verfasser daher auch eingehend (S. 35 bis 130) beschäftigt. Es sind im ganzen 5 einzelne Schädel, 15 vollständig oder ziemlich vollständig erhaltene Skelette Erwachsener, 5 Kinderskelette und eine ganze Reihe isolierter Knochen. — Von den allgemeinen Betrachtungen, die Verfasser hieran knüpft (S. 131 bis Schluß), möge nur folgendes hervorgehoben werden: Die Schädel sind durchweg in die Länge gezogen; kurzköpfige kommen überhaupt nicht vor. Für die Männer stellt sich der mittlere Kephalindex auf 75,48 (variierend zwischen 70 bis 78,41) und für die Frauen auf 74,19 (71,87 bis 77,84). Verfasser glaubt drei Typen unterscheiden zu dürfen: 1. den Typus von Cro-Magnon, 2. den von Genay (neolithischen dolichokephalen Typus nordischen Ursprunges) und 3. den Typus von Chamblandes, der sich unter die bisher beschriebenen prähistorischen Typen nicht einreihen läßt und daher vom Verfasser als eigener Typus aufgestellt wird. Er ist charakterisiert durch Mesokephalie und übermäßige Prognathie, langes, schmales Gesicht, mikroseme oder schwach mesoseme Augenhöhlen, relativ kleine Molarknochen und plathyrrhine oder nur schwach mesorrhine Nasenform. Er erinnert durch seine Formen an den Negerschädel, und im besonderen durch sein Gesichtsskelett an den Grimalditypus. Die genannten Typen sind nicht immer ganz deutlich ausgeprägt, mehrfach kann man an gewissen Schädeln eine Vereinigung von Merkmalen feststellen, die bereits eine Mischung der Rassen beweist. Indessen die meisten Schädel scheinen sich doch sehr ähnlichen Schädeln zu nähern, die aus Südfrankreich und aus den Grotten und Höhlen Norditaliens stammen. Aus den Funden scheint schließlich noch hervorzugehen, daß damals, d. h. gegen Ausgang der älteren und Beginn der jüngeren Steinzeit, bis in die Schweiz die ersten brachykephalen Elemente asiatischer Herkunft noch nicht vorgedrungen waren. *Buschan-Stettin.*

232. Friedrich Schrader: Zum vorderasiatischen Volksglauben. Beilage z. Allgem. Ztg. 1903, Nr. 217 u. 218.

Diese kleine Abhandlung des gediegenen Kenners der Sprache und Sitten

der Völker Vorderasiens bietet uns eine Fülle von Material, das in völkerpsychologischer und ethnographischer Hinsicht interessant ist.

Verfasser unterzieht sich der bis jetzt so gut wie noch nicht unternommenen Mühe, zu untersuchen, ob sich in dem osmanischen Volksglauben noch vorislamische Elemente finden. Als Überbleibsel aus der heidnischen Zeit des Türkenvolkes findet er den Gebrauch, Rautenkörner zu räuchern, um gegen den bösen Blick zu sichern. Dieser Gebrauch herrscht noch heute ganz allgemein. Auch für die Verehrung des Jadeit und Karneols werden Belege aus Anatolien angeführt. Die Sitte, aus den Schulterblättern der Schafe den günstigen oder ungünstigen Ausgang eines Unternehmens zu erfahren, ist noch während des österreichischen Kampfes gegen die Aufständischen in Bosnien beobachtet. Eine Unmenge interessanter Einzelheiten über Dämonologie und Aberglauben schließen sich an diese Untersuchungen. Es werden hier auch die abergläubischen Vorstellungen der Armenier und Griechen gestreift, da bei dem auf diesem Gebiete herrschenden Synkretismus naturgemäß vieles Christen und Muhammedanern gemeinsam ist. Es wäre angebracht, hier trotzdem noch genauer, als es der Verfasser getan hat, die Stätten anzugeben, wo der betreffende Aberglaube angetroffen ist. Nur auf diese Art kann es einst gelingen, in diesem Gemisch einige Ordnung zu schaffen und die einzelnen Erscheinungen des Aberglaubens auf ihre Quelle zurückzuführen. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser seine Sammlungen fortsetzte und unsere Kenntnis auf diesem dunkeln Gebiete erweiterte.

Dr. Friedrich Giese-Konstantinopel.

233. R. Redlich: Vom Drachen zu Babel. Eine Tierkreisstudie. Globus 1903, Bd. LXXXIV, Nr. 23, S. 364 bis 371 und S. 384 bis 389.

Bei den Ausgrabungen der Deutschen Orientgesellschaft in den Ruinen Babylons ist in der letzten Zeit eine mächtige Toranlage aufgedeckt worden. Die Wände des Tores waren mit bunten Glasurziegeln geschmückt, auf denen Stiere und eigenartige Fabelwesen dargestellt waren. Die letzteren, von Delitzsch in seinem bekannten zweiten Vortrage als „Drache zu Babel“ vorgeführt, sind nicht der Künstlerphantasie entsprungen, sondern typische Darstellungen der von der ältesten Zeit her die Vorstellung der Babylonier beschäftigenden Urweltschlange. Dies Fabelwesen mit dem Kopf einer Schlange, der zugleich gehörnt ist, den Vorderfüßen eines Hundes (?), den Hinterfüßen eines Adlers, mit schuppenbedecktem, langem Leibe und aufgerichtetem, langem Schwanz, der in einen Skorpionstachel endet, ist ein Abbild der Gestirne wie der ebendort dargestellte Löwe und Stier. Was will es besagen? Es ist die Urwasserschlange Tiamat, die von Marduk, dem Sonnengott, auf seinem jährlichen Wege am Himmel besiegt wird. Sie steht also in Beziehung zum Sonnenlauf und den Jahreszeiten, wie man das — mit Unrecht — bisher von einem anderen, ähnlich zusammengesetzten Wesen, dem Kerub, angenommen hat. Man muß weiter aufgeben die bisherige Meinung, daß die Babylonier die Schiefe der Ekliptik gekannt hätten, und daß die von ihnen dargestellten Tierkreisbilder die des Zodiakus seien, denn der Nachweis dafür ist bis jetzt nicht geglückt. Vielmehr sind es, wie eine nähere Betrachtung ergibt, Bilder eines Äquatortierkreises. Indem aber Verfasser dies zu erweisen versucht, deutet er mehrfach die überlieferten babylonischen Sternbilder sicher nicht richtig, so daß ich seinen Beweis als gelungen nicht ansehen kann. Was er als Bild des Siebengestirns deutet — ein einer Lanzenspitze ähnliches Zeichen — ist gar kein Siebeneck. Ein

lyraähnliches Zeichen, heute noch als Zeichen des auf- und absteigenden Knotens verwendet, als Widdergehörn zu deuten, scheint mir unmöglich. Auch sehe ich nicht ein, warum der eine im Hause liegende Drache den ganzen Sonnenlauf symbolisieren soll, während alle anderen Bilder richtig als direkte Sternbilder aufgefaßt werden usw. — Die Tiamatschlange und ihre elf Helfer im Weltschöpfungsepos sind babylonische Sternbilder älterer Zeit, die am Himmel des Babyloniers zwischen Zenit und Horizont zu suchen sind. Der Kopf dieses Drachens war wahrscheinlich etwa 5000 v. Chr. die Gruppe der Leier. (??) Ihr Gegenbild auf der Südhälfte war der Ziegenbockdrache, das augenscheinliche Urbild der Chimaira. Er steht zum Winter, zur Unterwelt und zum Tode in Beziehung, und daraus entspringt jedenfalls auch die Bezeichnung Tragödie (Ziegenbocksgesang). — Unser, von den Griechen überkommener Tierkreis ist ein verzerrtes Spiegelbild des babylonischen Äquatorkreises. — Der Drache von Babylon, von dem die Untersuchung ausging, wird nun verständlich als Symbol des Jahreskreislaufs: der Schlangenkopf ist das Jahresanfangssymbol im Widder, der Skorpionstachel am Schwanz ist der Herbstpunkt im Skorpion, die Vorderbeine zeigen den Hund, das Bild des Sommersolstitiums, die Hinterbeine mit ihren Vogelkrallen den Adler, das Bild der Wintersonnenwende.

Dr. Messerschmidt-Berlin.

234. W. Worobjow: Die astrachanischen Kalmyken. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1903. Jhrg. 4, Bd. XIII, S. 1.

Verfasser entwirft folgendes Bild des physischen Habitus der astrachanischen Kalmyken. Sie sind im allgemeinen von kleinem Körperwuchse, aber kräftig gebaut, breitschultrig, mit hoher gewölbter Brust; die unteren Extremitäten zeigen das für Nomaden charakteristische Bild typischer Reiterbeine. Das schlichte borstenartige Haupthaar ist ohne Ausnahme glänzend schwarz bzw. ganz dunkelbraun; bastardierte Kalmyken zeigen häufig welliges Haar; Bartwuchs an Wangen und Oberlippen ist kaum angedeutet. Iris gewöhnlich dunkel pigmentiert. Augenlidspalte merklich schief gerichtet, Mongolenfalte entwickelt (am deutlichsten, wie gewöhnlich, bei jugendlichen Individuen und Kindern, im mittleren Lebensalter häufig verschwindend bzw. zurückgehend; beiläufig bemerkt ist Mongolenfalte und Epikanthus, die Verfasser promiscue gebraucht, doch nicht ganz dasselbe — die Falte ist eine normale Besonderheit von Russen, der Epikanthus dagegen eine ausgesprochene Mißbildung der Augenlider). Teint der Kalmyken dunkel mit einem Stich ins Gelbliche, hin und wieder aber auffallend hell. Gesicht flach-breit, aber nicht eigentlich rund, sondern immer noch länglich zu nennen. Nase groß bzw. lang, Nasenrücken an der Wurzel breit und niedrig, Nasenspitze flach, breite Flügel, Ohrmuschel groß bzw. sehr lang (Mongolenohr!), doch ist mangelhafte Helixumbiegung kein Charakteristikum der Kalmyken, wohl aber ist angewachsenes Ohrläppchen (Form I nach Schwalbes Schema) vielleicht als spezifisch mongolische Eigentümlichkeit anzusehen. Ihrer brachykephalen Kopfform (L:B = 83) nach erweisen sich die Kalmyken als echte Mongolen, doch sind bei ihnen die Kopfindizes bedeutenden Schwankungen unterworfen. Verfasser hält stattgehabte Blutmischung für nicht ausgeschlossen, und zwar kommen hier zunächst Tataren und Armenier, und noch mehr Slaven in Betracht. Die Beobachtungen des Verfassers betreffen 75 erwachsene Individuen aus dem Stamme der astrachanischen Kalmyken, die zum Teil wegen ihrer nomadischen Lebensweise der wissenschaftlichen Forschung gewiß nicht leicht erreichbar sind.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

235. S. Koroljow: Die astrachanischen Kalmyken. Mit 4 Fig. und 3 Diagr. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1903. Jhrg. 4, Bd. XIII, S. 23.

Verfasser untersuchte an 200 Individuen verschiedenen Geschlechts und Alters den allgemeinen Körperbau der Kalmyken, hauptsächlich mit Rücksicht auf ihre Verwandtschaftsverhältnisse zu den asiatischen Torgoten, ihren Stammesbrüdern, von denen sie vor etwa 130 Jahren sich abzweigten und auf europäisch-russisches Territorium übersiedelten. Diese Gegenüberstellung und Vergleichung bildet den Kernpunkt der Arbeit. Es ist von größtem Interesse, zu sehen, wie der Körperbau eines Stammes unter dem Einfluß neuer Verhältnisse in verhältnismäßig schnellen Zeiträumen merkbare Variationen erleidet, ohne auf der anderen Seite den Grundtypus der Rasse zu verlieren. Man hat hier ein Experiment in großem Maßstabe vor sich, das die Folgen fortgesetzter Rassenkreuzung klar veranschaulicht und doch die Ausdauer der Rassenformen mit voller Evidenz hervortreten läßt. Der Einfluß von Vererbung und Anpassung ist maßgebend für die Entwickelung der Völkertypen des Menschen, das verändernde Prinzip geht Hand in Hand mit dem erhaltenden. Das ist der allgemeine Eindruck, den die vorliegende Spezialarbeit, soweit ihre Hauptresultate in Frage kommen, auf den Leser macht; auf einzelnes kann ja nicht mehr eingegangen werden bei einem noch so wenig erforschten Gegenstande, vielmehr ist in Hinsicht der Messungsergebnisse auf die Darstellung von Worobjow (s. d.), die über den gleichen Gegenstand an einem anderen Material handelt, zu verweisen. Bemerkt sei nur, daß die von Metschnikow seiner Zeit als charakteristisch für die Mongoloiden bezeichnete Hochlage der Symphyse für die hier untersuchten Stämme nicht zutrifft, sondern daß hier annähernd europäische Verhältnisse obwalten. Nach Ansicht des Verfassers kommt die Symphysenhöhe überhaupt kaum als Rassenmerkmal in Frage, und andererseits ist zweifelhaft, ob Metschnikow Recht hatte, die Mongolen als Stammrasse des europäischen Volkes hinzustellen. Im übrigen stimmen die eigentlichen Messungsergebnisse des Verfassers, auch was den Kopf betrifft, in allen wesentlichen Stücken mit den Befunden seiner Vorgänger überein, was im Hinblick auf andere Erfahrungen vielleicht auf eine geringe Variationsbreite der Körperformen bei den Mongolen im Vergleich zu dem Homo europaeus zurückzuführen sein wird. Die kalmykischen Volkstypen, die den Artikel illustrieren, sind außerordentlich charakteristisch, zumal ausschließlich ganz jugendliche Individuen zur Darstellung kommen. Ob „Sakralflecke“ bei den Kalmyken vorkommen, ist nicht erwähnt. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

236. M. A. Rjasanski: Die Morbidität der Juden und die Verbreitung der Nerven- und Geisteskrankheiten unter ihnen. (Russ.) Wratschebnaja gaseta 1902, Nr. 19.

Was Verfasser hier mitteilt, wissen wir schon von anderen Untersuchungen zur Genüge. Die russischen Juden (deren Verfasser in der Stadt Dagda, Bezirk Dwinsk, 1014 Individuen beobachtete) verhalten sich gegenüber Nervenkrankheiten offenbar ähnlich, wie die ganze übrige jüdische Rasse. Es macht sich im Verhältnisse zu Nichtjuden (Russen, Polen, Letten, Deutschen usw.), wie ja allgemein bekannt, eine Art gesteigerter Prädisposition zu solchen Affektionen bei den Juden bemerkbar, nur wissen wir fast gar nichts Sicheres über die Ursachen dieser Eigentümlichkeit. Manche glauben an einen unmittelbaren Einfluß der Rasse. Verfasser denkt sich die Sache anders. Er führt als Ursachen eine Reihe sozialer Einflüsse auf, und

zwar: 1. Armut, ungünstige Ernährungsverhältnisse, schlechte Wohnungen usw.; 2. zu früher Schulbesuch (das ist gewiß ein wichtiges Moment, das in früheren Darstellungen fast gar nicht beachtet ist. Ref.); 3. die rituelle Beschneidung durch unerfahrene Operateure (nachfolgende Blutung und deren Einfluß auf die Hirnernährung) — dieser Punkt ist jedoch kaum von allgemeiner Bedeutung, denn meist oder fast immer sind die Operateure, von denen Verfasser spricht, doch sehr erfahrene Leute, die ihre Sache gut verstehen und sich schon im Interesse ihres Ansehens vor groben Kunstfehlern in Acht nehmen. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

237. J. Mainow: Die Jakuten. Nach Erhebungen von N. L. Hecker. (Russ.) Mit 7 Doppelbild. i. Text. Russki antrop. shurn. Moskau 1902. Jhrg. 3, Bd. XII, S. 35.

Verfasser, der unermüdliche Völkerforscher, liefert eine im üblichen anthropologischen Stil gehaltene Bearbeitung von Erhebungen, die N. Hecker bei Gelegenheit einer sibirischen Expedition an einigen hundert Individuen teils jakutischer, teils gemischt jakutischer Herkunft zu machen Gelegenheit hatte und ihm zur Bearbeitung übergab. Außer sehr genauen tabellarischen und anderen Zusammenstellungen findet sich in dem Artikel eine Anzahl recht charakteristischer jakutischer Volkstypen in Vorder- und Seitenansicht dargestellt. Interessant sind diese Bilder zum Teil insofern, als die sog. Mongolenfalte bei Vollblutjakuten (Fig. 2) fast immer sehr auffallend ist, während die abgebildeten Bastarde nirgends Anzeichen dieser Bildung zeigen, vielmehr ganz den europäischen Augentypus wiederholen, so befremdlich sie sonst in ihrem ganzen Habitus auch erscheinen mögen (vergl. besonders Fig. 3 und 4). Verfasser betont eine Annäherung der hier untersuchten Jakutengruppen an den physischen Typus gewisser Kirgisenhorden, doch sind auch an dem Stamm der Tungusen, zumal im Bereiche des Kopfes, einige Anlehnungen leicht zu erkennen. Im ganzen und großen scheint es sich da um einen mäßig brachykephalen Menschenschlag zu handeln, wobei unter den jakutischen Weibern ein für jenes Gebiet überaus niedriger durchschnittlich mesokephaler Kopfindex auffällt. Verfasser glaubt das hochgradige Herabsinken des Kopfindex beim weiblichen Geschlecht vermutungsweise auf den Einfluß russischer Mütter und Großmütter (vielleicht noch weiterer solcher Ascendenz?) zurückführen zu dürfen. Diese Vermutung wäre freilich nicht so ganz unwahrscheinlich, wenn sich nachweisen ließe, daß die Töchter ihre Kopfformen vorzugsweise den Müttern entlehnen, ein Satz, zu dessen Gunsten bereits eine ganze Reihe von Beobachtungen angeführt werden kann (vergl. z. B. J. Orchanski, Vererbung, 1903). Die ♂ jakutischen Bastarde sind der Kopfform nach ihren resp. Vätern so ähnlich, wie ein Ei dem andern. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

238. A. N. Djatschkow-Tarassow: Die Abadsechen. Eine historisch-ethnographische Skizze. (Russ.) Schrift. d. kauk. Abt. d. K. Russ. geogr. Ges. Tiflis 1902. Bd. XXII, Heft 4.

In dieser vorwiegend historisch-ethnographischen Beschreibung des westkaukasischen Volksstammes der Abadsechen führt Djatschkow auch einige Angaben über körperliche Verhältnisse auf. Danach handelt es sich um einen ungewöhnlich schönen Menschenschlag: über mittelgroße, stets auffallend schlanke Gestalten mit breiten Schultern und feiner Taille; regelmäßige angenehme Gesichtszüge, Habichtnasen selten. Kopf- und Barthaare werden sorgfältig entfernt, im Sommer rasiert. Blonde Individuen sind nichts seltenes;

Iris gewöhnlich grau oder blau. Frauen von seltener Schönheit, mit blendend weißem Teint, ovalem Augenschnitt und feinen schwarzen Brauen; die Brüste werden durch aufgelegte Holzplatten flach geformt. Beiden Geschlechtern ist eine leichte schnelle Gangart eigentümlich. Der Volksstamm der Abadsechen umfaßt heute etwa 5000 Individuen im Kubangebiete, also etwa nur den zehnten Teil der ursprünglichen Bevölkerung Abadsechiens.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

239. A. Jwanowski: Die Kirgisen der mittleren Horde. 4 Fig. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1903. Jhrg. 4, Bd. XIV, S. 54.

Verfasser liefert eine sehr detaillierte und durch genaue Zahlentabellen belegte Beschreibung des äußeren anthropologischen Signalements der Kirgisen im Regierungsbezirk Ssemipalatinsk (Russisch-Asien). Danach erscheinen die Kirgisen der mittleren Horde fast ausschließlich (95 Proz.) von dunkler Pigmentierung, mit sehr geringem Gehalt an gemischten Elementen (5 Proz.). Blonde gibt es überhaupt nicht unter ihnen. Der Körpergröße nach sind hochwüchsige und kleinwüchsige Elemente gleich stark vertreten, doch ergibt die Berechnung des Mittels einen verhältnismäßig kleinen (1510) Menschenschlag. Der Kopf erscheint wenig in die Länge gezogen, der Längsdurchmesser, im allgemeinen von mittlerer Größe, ist eher klein als groß. Dem Kopfindex nach sind die Kirgisen extrem brachykephal; Dolichokephale fehlen ganz. Mesokephale kommen nur vereinzelt zur Beobachtung. Bezüglich der Kopfhöhe überwiegen die kleinen und mittleren Maße. Hypsikephalie gibt es nur 17 Proz. Es sind also chamäbrachykephale Typen. Die Mehrzahl der gemessenen 156 Individuen erwies sich als Breitgesichter. Sehr stark entwickelt ist das Gesicht der Kirgisen in der Jochbogenebene; hierin übertreffen sie sogar die Torgoten. Der Nasenindex ist meist leptorrhin, doch steht die relative Nasenbreite in direkter Abhängigkeit von der Jochbreite. Mit einem relativ langen Rumpf verbindet der Kirgise einen gut entwickelten Thorax, verhältnismäßig lange Arme und kurze Beine. In physisch-anthropologischer Beziehung bestehen recht deutliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Horden und Sippen des Kirgisenstammes, Unterschiede, die namentlich auch mit der geographischen Verbreitung im Zusammenhang stehen. Doch hält Verfasser es nicht für gerechtfertigt, die Kirgisen als „hochgradig gemischte Rasse“ anzusehen, wie dies einige tun, wobei häufig von „einem wenig ausgesprochenen Typus der Kirgisen“, von einem „Vorherrschen dreier verschiedener Typen“, von „Typen, die bald der kaukasischen, bald der mongolischen Rasse sich nähern“ usw. die Rede zu sein pflegt, ohne daß die tatsächlichen Grundlagen dazu berechtigen würden. An den abgebildeten Kirgisentypen (2 ♂ und ♀) ist uns unter anderem die Ohrform aufgefallen, doch wollen wir, da Verfasser über diesen Punkt in vorliegender Mitteilung noch schweigt, seinen eigenen weiteren Ausführungen, die hoffentlich recht bald folgen, nicht vorgreifen. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

240. A. Arutinow: Zur Anthropologie der Aissoren. (Russ.) Russki antrop. shurn. Moskau 1902. Jhrg. 3, Bd. XII, S. 63.

Verfasser liefert eine Schilderung seiner Messungen am Volksstamm der Aissoren, jener in Persien und in der asiatischen Türkei vorhandenen Reste bzw. Nachkommen der alten Chaldäer und Assyrier, die sich selbst zum Teil als Syrier bezeichnen und in Persien unter dem Namen Nazran bekannt sind. Da im ganzen bisher nur 37 Messungen an Aissoren vorliegen, so sind des

Verfassers Mitteilungen von insgesamt 13 Individuen schon von einiger Bedeutung, zumal da es sich hier um einen entlegenen und interessanten Volksstamm handelt. Allem zufolge erweisen sich die Aissoren von mehr als mittlerer Größe mit Neigung zur Großwüchsigkeit. Antlitz in der Jochregion schmal, mit hoher Stirn, mit ziemlich langem Untergesicht. Schädel auffallend hoch, mit flachem Hinterhaupt (künstliche Deformierung?), hochgradig brachykephal (L : B = 88). Pigmentierung an Haut, Iris und Haaren ausgesprochen dunkel, Haupthaar wellig, Körperbehaarung reichlich und frühzeitig auftretend. Verfasser bestätigt, daß die Aissoren in körperlicher Hinsicht den Eindruck typischer Semiten machen, er sagt aber leider nicht genauer, wie das gemeint ist; auch scheint er in seinem Urteil nicht ganz unbefangen zu sein, vermutlich unter dem Einfluß fremder Darstellungen (Chantre u. A.) über diesen Gegenstand. Daß die Aissoren eine Anlehnung an die kaukasischen Juden der Achalzych-Gruppe zeigen (Pantjuchow), will uns schon besser einleuchten. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

241. Carlo Puini: Il Tibet. (Geografia, storia, religione, costumi) secondo la relazione del viaggio, del P. Ippolito Desideri (1715 bis 1721). Roma, Soc. geogr. Ital. 1904. (S. 402.)

Carlo Puini, Professor der Geographie Mittel- und Ostasiens am Istituto Superiore zu Florenz, ist einer der bedeutendsten Sinologen der Gegenwart. Im Jahre 1875 war es diesem strebsamen Forscher vergönnt, in Pistoria, im Privatbesitze des Herrn Rossi-Cassigoli, die höchst wichtige Handschrift des Jesuitenpaters Ippolito Desideri, welcher Tibet durch sechs Jahre bereist hatte, zu entdecken. Puini war sofort bereit, dieses hochinteressante Manuskript mit den nötigen Illustrationen und Anmerkungen zu veröffentlichen, aber der Besitzer desselben, welcher es der englischen Gesellschaft Hakluyt veräußern wollte, verweigerte seine Einwilligung dazu. Kurz darauf starb Herr Rossi-Cassigoli und die Nationalbibliothek von Florenz erwarb die wertvolle Handschrift, die dadurch nun zum Gemeingut wurde. Puini nahm sein altes Projekt wieder auf und studierte das Manuskript, besonders seinen religiösen Teil. Im Jahre 1896 beschloß die italienische geographische Gesellschaft, die Handschrift des Pistoieser Jesuitenpaters auf ihre Kosten herauszugeben und betraute Puini mit dieser ehrenvollen Aufgabe, doch der plötzliche Tod des verdienstvollen Präsidenten dieser Gesellschaft, Marinelli, der für Puini eine besondere Abschrift des Manuskriptes hatte anfertigen lassen, verzögerte noch einmal die Ausführung des Vorhabens, bis im Jahre 1901 die geographische Gesellschaft die Arbeit Puinis, welche bereits seit Jahren fertiggebracht der Veröffentlichung harrte, herauszugeben endgültig beschloß.

Desideris Reisebericht umfaßt Persien, Kaschmir und liefert uns interessante Aufschlüsse über den Hofstaat des Großmoguls. Im Jahre 1715 überschritt der Jesuitenpater den schnee- und eisbedeckten Zoji-la-Paß, den auch wir im Jahre 1881 gewählt hatten, um nach Kleintibet vorzudringen. Er verweilte sechs Jahre im eigentlichen Tibet und kehrte dann über Nepal nach Indien und später nach Europa zurück. Das Manuskript ist nicht von der Hand Desideris, sondern wurde von drei verschiedenen Schreibern abgefaßt, aber die zahlreichen tibetanischen Wörter, die es enthält, sind mit so gewissenhafter Richtigkeit aufgezeichnet, daß man berechtigt ist, vorauszusetzen, daß auch die anderen Auskünfte vom Standpunkte der Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Puinis Werk umfaßt außer einer Vorbemerkung vier Teile, einen Zusatz und vier sorgfältig bearbeitete Inhaltsverzeichnisse.

In der Vorbemerkung werden alle bedeutenden Reisen nach Tibet von Planus Carpinus, Wilhelm von Rubruck und Marco Polo bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts erörtert. Im ersten Teile seines Buches bespricht der Verfasser die geographischen Verhältnisse Tibets: Von Baltistan und Ladak bis ins eigentliche Tibet mit besonderer Berücksichtigung der geheimnisvollen Stadt Lhassa. Der zweite Teil ist „Sitten, Gebräuche und Regierung" überschrieben. Verfasser bespricht darin die Sinnesart der Tibetaner, den höchst merkwürdigen Gebrauch der Vielmännerei (Polyandrie), die Bestattungsgebräuche, die Gesetze und die Verwaltung, sowie die Behandlung der Fremden. Im dritten Kapitel werden der tibetanische Buddhismus vom Standpunkte der Moral, die Lehre selbst, sowie die Kultusobjekte, Tempel und Klöster eingehend betrachtet. Das vierte Kapitel endlich begreift die lamaische Kirche und handelt von Dalai Lama, von der kirchlichen Hierarchie, dem Mönchtum usw. — Der Zusatz begreift die politischen Ereignisse, welche zur Zeit von Desideris Aufenthalt in Tibet vor sich gingen.

Die vier Register, welche das Buch beschließen, geben uns die tibetanischen Wörter, die sich auf die Geographie, die Geschichte und die Sitten beziehen, zweitens die tibetanischen Wörter, welche in den Kapiteln über den Buddhismus und Lamaismus enthalten sind, drittens die Sanskrit-Wörter, viertens ein Sachregister.

In dem Augenblicke, wo ein durch seine wissenschaftlichen Arbeiten bekannter englischer Offizier im Begriffe steht, an der Spitze einer kleinen Armee nach dem Herzen Tibets vorzudringen, um uns dessen geheimnisvolle Beschaffenheit endgültig zu erschließen, gewinnt Puinis Werk an besonderer Bedeutung und wird wohl von allen Freunden der Wissenschaft freudig begrüßt werden. *Carl v. Ujfalvy-Florenz.*

242. Dambo Uljanow: „Dsche-du-nin-nov", Kap. 91 und „Chlantab", Kap. 30: Über die Behandlung der Pest, der Cholera und des Aussatzes nach tibetanischen Grundsätzen. (Russ.) Übersetzung und Verkauf untersagt. St. Petersburg 1902.

In diesem merkwürdigen Buch, das uns der Verfasser, ein geborener Tibetaner und seines Zeichens Arzt, in russischer Übertragung vorlegt, finden nicht bloß einige spezielle Kapitel tibetanischer Medizin (Cholera, Lepra, Pest) Darstellung, sondern es läßt sich auch eine ungefähre Vorstellung von dem Stande der Naturwissenschaften in der Heimat des Verfassers gewinnen. Überall tritt in der naturwissenschaftlichen Anschauungsweise ein tiefwurzelnder religiös-mystischer Zug zutage, und dazu kommt die allegorische Sprache des Asketismus, für die uns jeder Ausdruck fehlt. Ein Beispiel statt vieler genüge hier. Die Bakteriologie der Tibetaner teilt die Mikroorganismen in zwei Gruppen: beständige Körpermikroben, „rot, rund, ohne Füße, im Blute wohnend", und Pestbakterien, mit dem Kopf einer Eidechse, großem Munde, langem schlangenähnlichen Schwanz, vielfüßig, Dalah-ähnlich. — Eine außerordentliche Vereinfachung der Anschauung herrscht in der Anatomie und Physiologie Tibets vor. Die Anatomie teilt den menschlichen Organismus in zwei Abschnitte: der eine liegt oberhalb des Nabels und heißt Erde, der andere, unterhalb vom Nabel, wird Drachen genannt. In der Physiologie werden als normale Eigenschaften des Organismus aufgeführt: Hysterie, galliges Temperament, Phlegma, die sich zu einem Gesamtcharakter vereinigen können. — In der Pathologie und Klinik werden eine ganze Reihe

heterogener Krankheitsprozesse, wie Pest, Cholera, Lepra, Milzbrand, Diphtherie, mit einem gemeinsamen Namen, nämlich als „Zehrkrankheiten“, bezeichnet; es herrscht also auch hier, ganz im Gegensatz zur europäischen Medizin, die Absicht vor, die Dinge möglichst zu vereinfachen und zusammenzufassen.

Dr. R. Weinberg-Dorpat.

243. D. A. Murinow: Anatomische Abbildungen aus China, mit erläuterndem chinesischen Text. (Russ.) Russki Wratsch. St. Petersburg 1902. Bd. I, Nr. 4, S. 157.

Nach chinesischen Begriffen lebt im Menschen ein höheres und ein niederes Prinzip. Das höhere Prinzip findet sich in den Oberextremitäten und in dem Körper von 15 oberen Wirbeln, das niedere in den unteren Extremitäten und in 15 unteren Wirbeln. Das Gehirn ist Mittelpunkt des Lebens und der menschlichen Gedanken und regiert den ganzen Körper. Die wichtigsten Organe sind: Herz, Lunge, Leber, Magen und Nieren. Das Herz bringt alle offenbaren und geheimen Gedanken und Absichten des Menschen hervor. Das aus dem Herzen kommende Blut ist weiß oder rot. Das weiße Blut strömt zu den Knochen. Die Lungen dienen zur Aufnahme der Luft, die durch den Hals in sie eindringt. Der Magen verbrennt unter Mithilfe höherer Mächte die in ihn gelangenden Speisen. Eine ähnliche höhere Kraft läßt alles Flüssige sich in der Blase sammeln, die unter dem Magen gelegen ist und der Mittelpunkt alles Flüssigen im Körper ist — mit alleiniger Ausnahme des Speichels, der durch die Atmung entsteht. Atmet man nur mit dem Brustkasten, so wächst derselbe um 3 Werschok (1 Werschok = $4^1/_2$ cm); bei gemeinsamer Bauch- und Brustatmung, wie dies im Schlafe der Fall ist, beträgt die Ausdehnung 6 Werschok. Bei den Bewegungen verbrennen die Muskeln einen Teil des Blutes. Der Rücken wird oben gestützt durch 14 Gelenke, unten durch 6 Gelenke. Die Länge der Eingeweide schwankt von 1 chinesischen Faden bis 16 chinesischen Arschin. Im Frühjahr erwachen die menschlichen Leidenschaften, es wird ein Blutzustrom zu den Gefäßen bemerkbar. Bei dem Weibe wirkt die Luftwärme anregend auf die Tätigkeit der Brüste. Dem Verfasser standen Medianschnitte und Frontalschnitte des Körpers von der Hand chinesischer Anatomen zur Verfügung, doch muß bezweifelt werden, ob alle diese Darstellungen den gegenwärtig in China herrschenden ärztlichen Anschauungen entsprechen: beides (Bild und Wort) sind höchst wahrscheinlich veraltete Dinge. Es liegen von seiten russischer Ärzte Angaben über chirurgische und geburtshilfliche Literatur Chinas vor, und man erkennt da, was die Art des Operierens und die Form der Instrumente betrifft, kaum nennenswerte Unterschiede gegenüber den entsprechenden Verfahren europäischer Ärzte. Daher wird es mit der Anatomie wohl auch nicht so schlimm bestellt sein. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

244. Y. Koganei: Messungen an chinesischen Soldaten. Mitt. d. med. Fak. d. k. japan. Univ. z. Tokio. 1903. Bd. VI, H. 2. (23 S.)

Es ist erfreulich, daß Prof. Koganei, unter den japanischen Anthropologen der facile princeps inter pares, seinen Landsleuten das gute Beispiel gibt, die Ergebnisse seiner Forschungen auch in einer anderen Sprache als der japanischen der übrigen Welt zugänglich zu machen. Vor uns liegen dieses Mal die Resultate der Messungen, welche an 942 chinesischen Soldaten — Kriegsgefangenen aus den Jahren 1894/1895 — von ihm und anderen Ärzten vorgenommen wurden. Schon wegen der großen Serie der Individuen

eines und desselben Volkes ist die Arbeit als ein wichtiger Beitrag zur Anthropologie Chinas zu betrachten, um so mehr, als in derselben Vergleiche mit den Untersuchungen anderer an Chinesen, Koreanern und Japanern angestellt werden.

Das Alter der gemessenen Soldaten schwankte zwischen 20 und 66 Jahren; die Mehrzahl war aber zwischen 23 und 33 Jahre alt. Die meisten Gefangenen stammen aus den nördlichen Provinzen Schantung, Tschili, Honan, Tschekiang und der mandschurischen Provinz Schöngking. Aus den sowohl von den Militärbehörden an japanischen Soldaten, als auch von Indo und Miwa an über dreißigtausend Japanern beiderlei Geschlechts der verschiedensten Altersstufen angestellten Massenuntersuchungen ergibt sich, daß das Wachstum bei den japanischen Soldaten noch im 24. Jahre nicht ganz abgeschlossen ist und daß die größte Körperhöhe erst im 30. Lebensjahre erreicht wird. Daraus läßt sich wohl mit einiger Sicherheit schließen, daß auch bei den Chinesen die Wachstumsverhältnisse nicht wesentlich andere sind. Wenn man dieses ins Auge faßt, wird der relative Wert vieler dieser Meßzahlen deutlich.

Wir wollen davon die wichtigsten herausgreifen. Die größte Länge des Kopfes von Koganeis Soldaten beträgt im Mittel 188,5 mm, die größte Breite 151,2 mm. Der mittlere Kopfindex stellt sich demnach auf 80,2, mit einer Variationsweite 69,8 bis 94,3. Die Kopfformen gruppieren sich wie folgt: Hyperdolichokephalie 0,1 Proz., Dolicho- 8,3 Proz., Meso- 39,5 Proz., Brachy- 38,2 Proz., Hyperbrachy- 11,9 Proz., Ultrabrachykephalie 2,0 Proz. Demnach fällt die große Mehrzahl in den Bereich der Meso- und Brachykephalie. Der Längen-Ohrhöhenindex beträgt im Mittel 65,5 mm, der Breiten-Ohrhöhenindex 81,7 mm, der Jochbreiten-Gesichtsindex 87,0 mm. Nur die Nasenlänge (53 mm) ist angegeben, so daß der Nasenindex gar nicht erwähnt ist. Dies ist sehr zu bedauern, weil gerade dieser Index an Lebenden für eins der besten anthropometrischen Merkmale gilt. — Die Körperhöhe beträgt im Mittel 1676 mm, oszillierend zwischen 1480 und 1860 mm. Nicht weniger als 32,2 Proz. sind 1700 mm und darüber hoch. Andere mittlere Zahlen sind: Klafterweite 1711 mm, Schulterhöhe 1383 mm, Mittelfingerhöhe 625 mm, Länge der oberen Extremität 757 mm, Trochanterhöhe 838 mm, Scheitelhöhe im Sitzen 900 mm, Schulterbreite 369 mm, Brustumfang 86,9 mm. Die aus einigen dieser Zahlen berechneten mittleren Indizes sind: Körperhöhe-Klafterweite 102,1 mm, dieselbe Höhe im Verhältnis zur oberen Extremität 45,2 mm, zur unteren Extremität 50,0 mm, zur Stammeslänge 53,7 mm, zum Brustumfang 51,8 mm.

Das mittlere Körpergewicht beträgt 64,384 kg. Die Druckkraft der Hände, mit Mathieus Dynamometer gemessen, erzielt rechts 37 kg, links 35 kg.

Die Vitalkapazität beträgt im Mittel 3214 ccm, mit Schwankungen von 1300 bis 5000. Diese Zahlen sind besonders interessant, weil auf diesem Gebiete von exotischen Rassen so wenig Material vorliegt. Wenn man nun auf die Mittelzahl die Ziemssensche Formel anwendet (Ref.), so ergibt sich das nicht gerade hohe Verhältnis von 1 : 19′ für die Vitalkapazität. So wichtig auch dieser Beitrag zur Rassenanthropometrie ist, werden aber deskriptive Merkmale leider gar nicht erwähnt. Sogar über die Form des Gesichts und der Nase findet man keine Angaben. Aus den Meßzahlen allein geht jedoch schon hervor, daß nicht nur verschiedene Elemente unter diesen Chinesen vorhanden sind, sondern auch daß beträchtliche Unterschiede zwischen ihnen und den Japanern vorliegen. Wer die anthropologischen Verhältnisse

Japans genau kennt, ist deshalb noch nicht berechtigt, ein endgültiges Urteil über die Verhältnisse Chinas und Koreas abzugeben. Vor allem soll man sich vor Verallgemeinerung hüten. Schließlich hoffen wir, daß Professor Koganei und die übrigen japanischen Menschenforscher uns Europäern noch manchen Einblick auf die bis jetzt ziemlich unzugänglichen anthropologischen Literaturquellen ihres Landes gestatten werden. *H. ten Kate-Kobe.*

245. T. Richard: Chinesische Musik. Der Ferne Osten, ill. Ztschr. z. Verbrtg. d. Kenntn. d. Kultur u. d. Verhältn. Ostasiens. Shanghai 1903. Bd. II, Heft 2.

Diese Mitteilungen der Frau Richard über chinesische Musik stammen angeblich sämtlich von chinesischen Musikern her. Die Melodien, deren eine Anzahl dieser Arbeit beigegeben ist, sind teils von der Verfasserin aus chinesischen Notenbüchern in die bei Europäern übliche Form gebracht, „teils unmittelbar nach dem Vortrag von Priestern oder blinden Sängern niedergeschrieben worden“. Das ist nun alles sehr schön und verdienstlich, aber Referent hätte gewünscht, daß Verfasserin die Arbeiten ihrer Vorgänger über chinesische Musik, zunächst die vortreffliche Studie von van Aalst, dann von Eastlake, Faber und Soothill, wohl erwähnt hätte. Frau Richard ist jedenfalls nicht die erste gewesen, welche diesen Gegenstand behandelt hat. Auch ist aus dieser Arbeit nicht ersichtlich, in welcher Beziehung — etwa Bearbeitung oder bloße Übersetzung? — sie zu einem früheren, in englischer Sprache erschienenen Aufsatz derselben Verfasserin über die Musik der Chinesen steht. Die vorliegende kleine, aber inhaltsvolle Arbeit behandelt ein so spezielles Gebiet, daß es untunlich ist, sie hier in Einzelheiten zu besprechen. Referent kam es namentlich darauf an, ihr Erscheinen dem sich dafür Interessierenden anzuzeigen.

Verfasserin behandelt in der Reihenfolge die Geschichte der chinesischen Musik, die Noten, das Zeitmaß, die mathematischen Verhältnisse, das Modulieren, die Tonarten, die Harmonie, die Liederbücher, die Instrumente, den Tanz und die Anwendung und Wirkung der Musik. Sie hat sich allgemeinen ethnologischen Schlußfolgerungen ferngehalten. Jedoch tritt aus ihren Mitteilungen oft das mythologische bezw. philosophisch-religiöse Prinzip der Musik deutlich hervor. So bemühen die Chinesen sich, ihre Musik „in ein gewisses Verhältnis zu den zwölf Monaten des Jahres und den zwölf Stunden des Tages zu bringen“. Durch die Pflege aller Arten Musik glauben sie „mit der ganzen Natur in Berührung zu kommen — mit dem Himmel, der Erde und den Menschen“, u. dgl. m.

Es gibt wenige Dinge, aus welchen die Unterschiede der „Rassenseele“ mehr ersichtlich sind als die Künste, sei es die bildende oder die Tonkunst. Wenn uns Europäern z. B. chinesische Musik vorkommt „wie das wirre Getöse von Dynamitexplosionen, Kesselschmieden und Serenaden, entzückend schrecklich wie von Katzen, die Baß mit heiserer Stimme zu singen versuchen“, so finden die Chinesen selbst darin ein großes Behagen und die Musik wird, namentlich als Beruf, in China viel gepflegt.

Die Textillustrationen stellen Musikinstrumente und religiöse Tänzer vor.

H. ten Kate-Kobe.

246. E. Chavannes: Voyage de Song Yun dans l'Udyāna et le Gandhāra. (518—522 p. C.) Bull. de l'Ecole franç. d'Extrême Orient 1903. Vol. III, p. 379—441.

Song Yun war einer von den chinesischen Reisenden, die aus religiösen Gründen nach Indien zogen, um den Buddhismus in seinem Heimatlande auf-

zusuchen und über ihn genauen Bericht abzustatten. Die chinesische Bewegung, die durch indische Gedanken angefacht wurde, hat für die Wissenschaft den besonderen Vorteil, daß sie eine Zahl wichtiger und genauer Reisebeschreibungen hinterlassen hat, die die chinesischen Abgesandten über die von ihnen besuchten Länder Indiens verfaßten. Song Yun und Houei-cheng zogen gegen 518 auf Veranlassung der Kaiserin-Witwe Hou aus, die seit ihrer Jugend dem Buddhismus ergeben war, nahmen Geschenke für die zu besuchenden Heiligtümer mit und brachten 170 indische Werke nach China zurück. Er nahm seinen Weg nach Indien über Karghalik, Waschān nach Udyāna und Gandhāra. Er drang nicht, wie manche seiner anderen Landsleute, bis in das Gangesland vor, wo der Buddhismus in ursprünglicher und reinerer Form sich bewahrt hatte, sondern machte in jenen nordwestlicheren Ländern Halt, wo die „Mahāyāna“, „großes Fahrzeug“, genannte Abart des Buddhismus sich gebildet hatte, die nur noch entfernte Anklänge an den Buddhismus des Ostens zeigte, aber um so wichtiger ist, als sie nach Norden hin sich ausbreitete und literarisch wie künstlerisch China beeinflußte. Dementsprechend gehören die von Song Yun gesammelten Schriften nicht der Schule des „kleinen Fahrzeugs“, sondern dem Mahāyāna an. Song Yuns Reisebeschreibung ist schon früher übersetzt worden, teilweise von Abel Rémusat, nachher von C. F. Neumann und von Beal. Auf Grund der Forschungen A. Fouchers über die Geographie von Gandhāra und von Marquart hat der verdiente französische Sinologe Chavannes Song Yuns durch Yang Hiuan-tche erhaltenes Reisewerk aufs neue übersetzt und reichlich kommentiert. Den Schluß bildet eine Übersicht über die Indien angehenden Werke, die in China vor der Epoche der T'ang veröffentlicht worden sind. *A. Hillebrandt-Breslau.*

247. Durand: Notes sur une crémation chez les Chams. Bull. de l'Ecole franç. d'Extrême Orient 1903. Vol. III, p. 447—460.

Die brahmanischen Tscham werden dem Feuer, die muhammedanischen dagegen der Erde übergeben. Verf. beschreibt als Augenzeuge eingehend die Feuerbestattung eines reichen Bürgers von Palei Lizot, im Tale Phanri, von der Aufbahrung bis zur Verbrennung und schließlichen Beisetzung. Durch 17 Nächte bleibt der Leichnam in dem kayang patar, einem Katafalk, ausgesetzt, sein Haupt dem Sonnenaufgang zugekehrt, den Leib mit Amuletten usw. bedeckt; ihm zur Seite sein Theeservice, Tabak-, Betel-, Zigarettendose aus Silber. Zur Rechten des kayang patar erhob sich der bāsal, eine Hütte, die als Ruhestätte und für die verschiedenen Totenmahle diente. Auf die Aussetzung folgt die Verbrennung, an der verschiedene Priester mit bestimmt abgegrenzten Funktionen teilnehmen. Wenn die an abergläubischen und interessanten Einzelheiten reiche Handlung vorüber ist, werfen die Priester und Familienmitglieder dreimal eine Hand voll Reis in ein Kohlenbecken und fügen später drei Schalen Wasser hinzu: das letzte Viatikum für die Seele. Es folgt die Knochenreinigung, das Seelenmahl und die Rückkehr ins Haus. Das Gefäß mit den Gebeinen bleibt ein ganzes Jahr im Haustempel, bis es nach einer letzten Zeremonie, einem letzten Totenmahl auf dem Familienfriedhof beigesetzt wird. Die ganze Beschreibung, deren kulturgeschichtlicher Wert oft gerade in den Einzelheiten liegt, hier wiederzugeben, ist nicht möglich; die Rolle der beiden Ragei genannten Diener oder Priester während des ganzen Vorganges empfiehlt sich besonders der vergleichenden Beobachtung. Der Oṃlaut, die Anrufung Śivas (oṃ no·mo·h śibāya) zeigen den Zusammenhang mit dem brahmanischen Ritual und machen eine Vergleichung mit dem uns aus den Sūtren bekannten Totenzeremoniell wünschenswert. *A. Hillebrandt-Breslau.*

248. A. A. Spitzka: The brain-weight of the Japanese. Science 1903. N. S. Vol. XVIII, No. 455, p. 371—373.

An der Hand der von Taguchi (Sei-I-Kwai Med. Journal, Tokyo 1903, Vol. XXII, 1 u. 2) veröffentlichten Studie über das Hirngewicht des Japaners (597 Wägungen) versucht Verf. einen Vergleich zu dem Gehirn europäischer Völker (nach den Untersuchungen von Bischoff, Marchand, Matiegka, Giltschenko und Retzius) zu ziehen. T. hatte bei seinen Untersuchungen, die sich auf 156 kindliche Gehirne (von 9 bis 14 Jahren) und 374 männliche und 150 weibliche Gehirne Erwachsener (21 bis 95 Jahre) beziehen, folgende Werte gefunden: Gewicht des Gehirns des japanischen Kindes von 9 bis 14 Jahren 1235 g, des erwachsenen männlichen Japaners (über 21 Jahre) 1367 (Max. 1790, Min. 1063), des weiblichen 1214 (Max. 1431, Min. 961) g.

Bei seinem Vergleich findet Verf. nun, daß das Gehirn des Japaners während der Kindheit und ersten Jugend langsamer wächst als das des Europäers, daß es beim Erwachsenen dagegen mit diesem sich wohl messen kann und wenn man die Körpergröße berücksichtigt, das europäische Gehirn an Gewicht sogar noch übertrifft. *Buschan-Stettin.*

249. E. Schiller: Japanische Geschenksitten. Mittl. der deutsch. Gesellsch. f. Natur- u. Völkerk. Ostasiens. Tokyo 1903. Bd. IX, T. 3, S. 343 bis 358.

Von der im VIII. Jahrg. dieser Zeitschrift, S. 26, referierten Arbeit des Herrn Pfarrer Schiller liegt nunmehr die damals in Aussicht gestellte Fortsetzung, zugleich der Schluß, vor. Sie ist, wie man erwarten konnte, „ebenso reichhaltig und lehrreich“ ausgefallen wie die vorige Arbeit und auch wieder reichlich illustriert. Vier Tafeln mit zahlreichen Figuren sind beigegeben. Verf. beschreibt zunächst, bis in die kleinsten Einzelheiten, die Art des Verpackens, nämlich in Fäßchen, Holzkästchen, Porzellangefäßen, runden Dosen (Magemono), Körbchen, Papierumschlägen usw., ferner die eigentlichen Geschenkabzeichen: Mizuhiki und Noshi, die Geschenkaufschrift, das Geschenkverzeichnis und Utsuri und endlich die verschiedenen beim Schenken zu beachtenden Regeln. Alle diese Abschnitte werden in derselben erschöpfenden Weise behandelt. Auch nur eine Aufzählung würde uns zu weit führen. Einige Beispiele des Usus und Modus dürften genügen.

Viele der japanischen Geschenkregeln haben eine symbolische Bedeutung, nicht selten der chinesischen Philosophie entlehnt. Andere finden ihren Ursprung in abergläubischen Vorstellungen. Die dem Empfänger zugekehrte Seite einer runden Schachtel heißt On Mae (geehrtes Vordere) oder Yō no Kata (Seite von Yō, dem männlichen Prinzip der chinesischen Philosophie), die abgekehrte Seite heißt Ju no Kata (Seite des weiblichen Prinzips). Nach diesen beiden Prinzipien sind bekanntlich alle Dinge eingeteilt. Eine Schleife heißt auch Jn; zwei Schleifen auch Yō. Gehört also ein Geschenk zu Yō, z. B. ein Bäumchen, so bindet man zwei Schlingen; gehört es zu Jn, z. B. eine Blume, so bindet man nur eine Schlinge. Obwohl Fächer gewöhnlich in einem Kasten geschenkt werden, findet bei der Hochzeit eine Ausnahme statt. Dabei werden zwei mit Mizuhiki (fünf in der Mitte durch Gold- oder Silberpapier zusammengehaltenen, dünnen, gerollten Papierfäden) zusammengebundene Fächer überreicht, was eine Anspielung auf das Band der Ehe, welches die beiden Gatten verbindet, sein soll. — Eins der bekanntesten Dinge bei Geschenken ist das Noshi oder eigentliche Noshiawabi, ein nach einer Hauptform zusammengefaltetes, buntes Papier, aus welchem oben und auch manchmal unten ein schmaler Streifen Awabi, eßbares Meerohr (Haliotis), hervorragt.

Der erste Bestandteil dieses Wortes, Noshi, ist vielleicht eine Verkürzung aus Nobashi, d. h. Ausdehnung, ein glückbedeutendes Wort. Durch die Überreichung des Noshi drückt man den Wunsch aus, daß sich vor dem Empfänger ein glückliches Leben ausdehnen möge, so wie das zum Noshi zusammengefaltete Papier sich ausbreiten läßt. Der eigentümliche Gebrauch, einen Streifen Awabi in das Papier zu stecken, hat seinen Ursprung darin, daß im Anfange das Noshi überhaupt nichts anderes als ein eingewickeltes Awabigeschenk gewesen ist. Awabi war ein Reisegeschenk (Miyage), welches die Pilger ihren Verwandten von dem Tempel der Sonnengöttin zu Jte mitzubringen pflegten. Allmählich wurde nun Awabi ein beliebtes Geschenk, das man anderen Geschenken hinzufügte. Schließlich schrumpfte es immer mehr zusammen, so daß heute die bunte Umhüllung die Hauptsache ist und das Ganze, das Noshiawabi, nur noch die Bedeutung eines dekorativen Geschenksymbols hat. Statt des Awabi gebrauchte man zuweilen auch Kobu, eßbaren Seetang (Laminaria japonica). — Macht man ein Geschenk zu einem Umzuge in ein neues Haus, so muß man alle Sachen vermeiden, in deren Namen das Wort Hi, Feuer, vorkommt, sowie auch alle diejenigen, welche rot, das ist die Farbe des Feuers, oder hellgrün gefärbt sind. Hellgrün, moegi, könnte nämlich auch verstanden werden als „Verbrennen (Moe) des Holzes (Ki)“. — Macht man einem Kranken ein Geschenk, so ist roter Tai (Meerbrasse) sehr passend. Der blaue Tai ist nämlich zu vermeiden, da blaue Farbe traurig stimmt. In einem solchen Falle ist ebenso die Vierzahl der Geschenke zu vermeiden, denn das Wort shi = 4 kann auch Tod bedeuten. — Unter Fische, welche man schenkt, muß man kein Bambuslaub legen; denn das war Brauch bei der letzten Mahlzeit der Samurai, welche Harakiri ausüben wollten.

Aus der Beschreibung dieser durch und durch konventionellen Gebräuche und mühseligen Sitten — eine Last sowohl für den Empfänger als für den Schenker — tritt deutlich der merkwürdige Zug des orientalischen Charakters hervor, den B. H. Chamberlain witzig „love of elaborately conceived methods of killing time“ genannt hat. Ein jeder, der sich mit der Ethnographie Japans beschäftigt, soll Pfarrer Schiller für seine interessante Arbeit Dank wissen. *H. ten Kate-Kobe.*

250. Nelson Annandale und Herbert C. Robinson: Fasciculi malayenses. Anthropology Pt. I. (Engl.) London, Longmans, Green & Co. 1903, 180 S. m. Tafeln.

Annandale hatte als Volontär die „Skeat-Expedition“ durch die östlichen siamesischen Malayen-Staaten der Halbinsel Malakka begleitet und wiederholte dann zusammen mit Robinson diese Reise auf Kosten der Universität Edinburg und der Royal Society. Der vorliegende Band gibt in vier Abschnitten einstweilen nur das gesammelte, rein deskriptive ethnographische und anthropologische Material, begleitet von einer reichlichen Anzahl guter und instruktiver Abbildungen, sowie ausführlicher, aber nicht sehr übersichtlich angeordneter Messungstabellen am Lebenden sowohl, wie am Skelett. Die vergleichende Durcharbeitung der gewonnenen Resultate und Diskussion derselben soll in einem späteren fünften Teile erfolgen.

Bezüglich der allgemeinen Ergebnisse wird einstweilen nur gesagt, daß die Autoren — in Übereinstimmung mit den früheren Erforschern der Urstämme Malakkas: v. Miklucho-Maclay, Logan, Stevens, Martin, Skeat-Duckworth — ebenfalls zwei getrennte Typen unterscheiden, für die sie, weil einmal eingebürgert, die eigentlich unrichtigen Namen Semang und Sakai beibehalten:

die Semang negroid von dunkler Komplexion und krausem oder wolligem Haar, und die Sakai von hellerer Komplexion und welligem oder gar schlichtem Haar. Eine Linie, gezogen vom Perakfluß im Westen bis zum Pahangfluß im Osten der Halbinsel, bildet ungefähr die Grenze zwischen beiden Völkern, die von den Sakai nur wenig nach Norden überschritten wird. Im allgemeinen sind die Sakai Bergmenschen, die bereits einen gewissen Kulturgrad, Häuser und Ackerbau, besitzen und den Toten ihr persönliches Eigentum mit ins Grab geben, während die vorzugsweise in der Ebene lebenden Semang nach der Meinung der Reisenden noch reine Nomaden ohne Ackerbau, ohne Kenntnis der Töpferei sind, die ihre Toten (auf der Seite liegende Hocker) ohne jegliche Beigabe beerdigen. Für den von den umwohnenden Stämmen behaupteten Kannibalismus der Semang wurden keine Unterlagen angetroffen.

Von reinen Semang konnten zwei Stämme beobachtet werden: Hami und Semán (in Jaler und Ober-Perak). 16 Männer und 3 Weiber wurden gemessen, fast lauter ausgewachsene Individuen. Die Größe der ersteren betrug 1524 mm, der letzteren 1452 mm. An totem Material erhielt man drei Schädel und zwei weibliche Skelette, wozu noch ein „Panghanschädel“ im Museum zu Singapore kommt. Alle Schädel sind meso- bis dolichokephal und haben eine geringe Kapazität (1030 und 1150 ccm nach Turners Methode). Alle zeigen neben Unterschieden auch wieder Ähnlichkeiten sowohl mit dem Negritotypus, wie er durch die Andamanesen, als auch mit dem Dravidatypus, wie er durch die Weddas repräsentiert wird. — An den Extremitätenknochen fallen die kleinen schwachen Scapulae auf. Der Humerus ist nicht perforiert. An den Beinknochen findet sich eine starke Linea aspera am Femur, an der Tibia Platycnemie und Retroversion des Kopfes.

Von Sakai wurden drei Stämme untersucht, die Pô-Klô (von diesem Stamme sollen die starken, aber kleinen Bogen und die Pfeile mit eisernen, vermittelst Steinen zurechtgeklopften Spitzen herrühren, die gewöhnlich den Semang zugeschrieben werden; auch die Blasrohre der letzteren dürften zum größten Teil von ihnen verfertigt sein), die Jehehr in Ober-Perak und die Mai-Darat in Süd-Perak, von denen aber die beiden ersten wahrscheinlich nur starke Mischungen mit Semangblut darstellen, wie auch aus den Abbildungen hervorgeht. Die Körpergröße der lebend gemessenen 55 erwachsenen Männer betrug 1531 mm. Das tote Material (drei männliche, vier weibliche Schädel, ein nahezu komplettes Skelett und die Extremitätenknochen von zwei weiteren) zeigte bezüglich der Extremitäten ganz die Eigentümlichkeiten, wie bei den Semang. Ein rechter Humerus besitzt einen spitzen 7 mm langen Processus oberhalb des Condyl. int. Die dolichokephalen Schädel von geringer Kapazität zeigen weniger primitive Merkmale als die Semangschädel und sind im Vergleich zu letzteren schwer und plump. Die Charaktere, welche sie mit den Wedda gemeinsam haben, sind besonders deutlich ausgesprochen. Wegen der Deutung dieser gemeinsamen Züge hinsichtlich direkter Beziehungen wird auf den später erscheinenden Teil der Arbeit hingewiesen. Darauf darf man gespannt sein.

Außer den Semang und Sakai wurden noch untersucht die malayoiden Küstenvölker des Siamesenstaates Trang, unter denen ebenfalls zwei differente Typen unterschieden werden: die orang laut kappir mit mesokephalen, sehr stark an die Selungschädel des Mergui-Archipels erinnernden Schädeln, an denen die starke Entwickelung des Cerebellarteils des Occiput bemerkenswert ist, und die orang laut islam oder „Samsam“ mit brachykephalen, weit von denen der vorigen abweichenden Schädeln. Die erbeuteten Tibiae beider Typen zeigten Platycnemie, an einem Humerus fand sich auch ein For. intercondyl.

Endlich kamen auch noch die eigentlichen Malayen von Perak zur Beobachtung, die sich körperlich kaum von den Samsams unterscheiden und mit ihnen auch in verwandtschaftlichen Beziehungen stehen. Die Schädelindizes am Lebenden schwankten zwischen 90,9 und 76,2.

Interessant ist die Beobachtung über die Verschiedenheit des Typus dieser Malayen auf der Ost- und auf der Westküste Malakkas. Der Malaye der Patanistaaten auf der Ostküste ist ein untersetztes, kräftiges Individuum mit gedrungenen Gliedern und breitem Gesicht. In Kedah auf der Westküste aber, wie in Süd- und Zentral-Perak ist der Typus schlanker, mit feineren Gliedern, reineren Zügen und länglicherem Gesicht (dieser westliche Malayentypus rührt höchst wahrscheinlich von der stärkeren Durchdringung der Westküste mit Tamil-(Kling-)Blut her. Ref.).

Die Messungsmethoden waren die in dem bekannten Büchlein: Anthropological Notes and Queries von Beddoe empfohlenen. Garsons Anthropometer hat sich den Reisenden nicht besonders bewährt; sie empfehlen dringend die Versilberung oder Vernickelung aller Metallinstrumente für den Tropengebrauch, eine Notwendigkeit, die uns längst bekannt ist.

Das ethnographische Material, welches namentlich bezüglich der Semang und Sakai recht reichlich ist und ausführlichere Mitteilungen über Behausung, Pfeilgift, Feuererzeugung, Nahrungsgewinnung, Ornamentik, Waffen usw. enthält, wird vervollständigt durch zwei größere Kapitel über den primitiven Glauben und die Sitten des Fischervolkes in Patani und über die Religion und Zauberei der dortigen Malayen. *Dr. B. Hagen-Frankfurt a. M.*

251. A. W. Nieuwenhuis: Anthropologische Untersuchungen bei den Dajak. Bearb. d. Dr. J. H. F. Kohlbrugge. Haarlem, H. Kleinmann & Co., 1903. Mit 3 Taf. u. 1 Karte.

Mit der vorliegenden Arbeit beginnt die Direktion des Niederl. Reichsmuseums ein neues Unternehmen, die „Mitteilungen aus dem Niederl. Reichsmuseum für Völkerkunde". „Sie sind bestimmt sowohl zur Aufnahme größerer Aufsätze über besonders interessante, neu erworbene ganze Sammlungen, als auch für solche über einzelne Stücke, deren schnellere Bekanntmachung wünschenswert ist. Ebenso werden Studien über älteres Material darin Platz finden."

Nieuwenhuis hat während seiner bekannten Durchquerung Borneos auch anthropometrische Untersuchungen an verschiedenen Dajakstämmen vorgenommen, und zwar an der Hand des von A. Serrurier aufgestellten Schemas. Daß Dr. J. H. F. Kohlbrugge die Bearbeitung des Materials übernommen hat, ist uns eine Gewähr dafür, daß wir den Zahlen Nieuwenhuis', trotzdem er nicht anthropologisch geschult war, Vertrauen schenken dürfen. Wir tun das um so lieber, als durch seine Messungen eine stets schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt wird; denn mit Ausnahme des einen von Weisbach veröffentlichten Mannes, den Dr. Janka in Singapore und einiger Leute, die Mantano maß, fehlten Messungen lebender Dajaks bis jetzt vollständig; ob die physisch-anthropologischen Resultate der Expedition Alfred Haddens nach Sarawak schon publiziert sind, ist Ref. nicht bekannt; auch Kohlbrugge kennt sie noch nicht.

Nieuwenhuis hat 135 Individuen (100 Männer, 35 Frauen) untersucht und gemessen; darunter auch Kinder von acht Jahren an. Die meisten der Gemessenen gehören den seßhaften reisbauenden Kajan im nördlichen und den Uluajar oder Ot Danam im südlichen Zentralborneo an. Von den nomadisierenden Jägerstämmen der Punan, Beketan usw. wurden nur wenige Individuen gemessen. Aus den Ergebnissen heben wir folgendes hervor:

Die Dajak gehören zu den Völkern kleinerer Statur im Archipel; die erwachsenen Kajan messen im Mittel 158,4 cm (Männer) und 144,5 cm (Weiber), die Uluajar 157,1 cm. Bei allen ist die Klafterweite größer als die Körperlänge; die Beckenweite ist bei Männern und Weibern der Kajan gleich; die Extremitäten der Dajak sind kürzer als bei den übrigen Indonesiern; beim Arm beruht dies auf der Kürze des Humerus, beim Bein auf der Kürze der Tibia. — Der mittlere Index aller Köpfe ergibt 80; dies wäre also, nach Abzug der üblichen Einheiten, um auf das Maß des knöchernen Schädels zu kommen, die bei allen Indonesiern bereits festgestellte Mesokephalie. Trennt man aber die Individuen nach Stämmen, so erhält man deutlich zwei Schädeltypen: einen dolichokephalen (75,8 lebend) bei den Uluajar und einen an der Grenze der Brachykephalie stehenden (82 lebend) bei den Kajan und den Jägerstämmen. Die langköpfigen Uluajar-Dajak haben einen größeren Prozentsatz konkaver Nasen und einen größeren Mund als die Kajan-Gruppe; sie dürften mithin den reineren Indonesier- oder Urmalaientypus repräsentieren. Die Jochbreite ist bei beiden Gruppen annähernd die gleiche. Auffallend ist ein außerordentlich hoher Prozentsatz sehr dunkler Individuen bei den Uluajar. Unter 35 Personen, Männern wie Frauen, wurden 10 angetroffen, deren Hautfarbe Nieuwenhuis als schwarz oder sogar blauschwarz bezeichnen mußte; bei den übrigen, und den Kajan ausschließlich, ist sie das gewöhnliche, oft sehr helle Indonesierbraun oder -gelb. Kohlbrugge hat keine Erklärung für das Auftreten dieser dunkeln Färbung; an negroide Elemente darf man da nicht denken, da das Haar durchweg schlicht und nur bei den Kajan in 28 Proz. bei den Männern und 17 Proz. bei den Frauen wellig ist. Krauses Haar ward überhaupt nur bei einem einzigen Mann, einem Kajan, gefunden. Als Eigentümlichkeit der Völker Zentral-Borneos wird schließlich noch das verhältnismäßig weite Abstehen der einzelnen Zehen voneinander hervorgehoben.

Als allgemeines Resultat können wir der Arbeit Nieuwenhuis-Kohlbrugges, der drei prächtige Lichtdrucktafeln mit anthropologischen Gesichtstypen und eine Karte beigegeben ist, entnehmen: Die Dajaks sind kein homogener Stamm, sondern setzen sich aus einer Reihe somatisch verschiedener Gruppen zusammen, die vielleicht ihre Verschiedenheit nur verschiedenen Mischungsgraden und -faktoren (Chinesen, Indiern) verdanken. Am reinsten und ursprünglichsten erscheinen die Uluajar, die sich in ihren somatischen Merkmalen, bis auf die rätselhafte schwarze Haut, eng an die indonesische Urbevölkerung der großen Nachbarinseln Sumatra, Java, Celebes anschließen, wie das Ref. schon vor langen Jahren behauptet hat, und vielleicht das relativ reinste Element derselben darstellen, wenn die Sarasins uns nicht von Celebes noch reinere Repräsentanten kennen lehren werden. Die Beobachtungen Nieuwenhuis' schließen somit die Beweiskette für die Existenz einer großen, heute in ihrem Kern noch ziemlich homogenen ur- oder prämalaiischen Rasse im Innern der großen Sunda-Inseln, um die sich die übrigen malaiischen Stämme wie eine Oxydationsschicht oder Patina herumlegen.

Dr. B. Hagen-Frankfurt a. M.

252. Walter E. Roth: Superstition, Magic and Medicine. North Queensland Ethnography, Bullet. Nr. 5, Brisbane 1903.

Die vorliegende, im offiziellen Jahresbericht der Regierung von Queensland veröffentlichte Arbeit handelt über Aberglaube, Zauberei und Medizin der Eingeborenen von Nord-Queensland und bringt eine große Menge diesbezüglichen Tatsachenmaterials, worunter manches zu finden ist, was an

europäische abergläubische Vorstellungen erinnert, z. B. daß man nicht in den Mond starren oder mit ausgestrecktem Finger auf ihn zeigen soll. Es seien hier aus der großen Fülle des Gebotenen wenigstens die Hauptgruppen angedeutet, worüber sich die Mitteilungen erstrecken: Sonne und Mond; Donner, Blitz und Sturm; Regen, Regenmachen, Regenbogen; Feuer; Pflanzen- und Tier-Aberglauben und -Märchen, deren eine große Fülle existiert; Entstehung des Menschen, wobei unsere biblische Legende von „Jonas im Bauche des Meerfisches" in australischer Variation: „Der Jüngling im Bauche der Schlange" wiederkehrt; Intelligenz, Bewußtsein, Gedächtnis (der Sitz aller dieser Geistesfunktionen, der die Eindrücke der äußeren Welt nach innen vermittelt, ist ausschließlich das Ohr); Namengebung, Namensänderung; der menschliche Körper, seine Teile und seine Ausscheidungen; Sexuelles (Konzeption ist nicht immer an Kopulation gebunden; die kleinen Kinder werden vom Geiste [Anije-a] gemodelt aus Schlamm und der Mutter heimlich eingepflanzt); Schwangerschaft; Vorbedeutungen, Träume, Glücks- und andere Zauber (wenn jemand niest, so spricht ein anderer von ihm; wenn ein Vogel ganz nahe an einem Menschen vorbeifliegt, ist's eine gute Vorbedeutung); Krankheit, böse Zufälle durch einen Feind veranlaßt; Medizinmänner und ihre geheimen Kräfte (eine Person kann krank gemacht bzw. verzaubert werden, indem man ein rohes hölzernes Abbild von ihr anfertigt und begräbt oder ihr Bild auf ein Schwirrholz malt, außerdem durch eine ganze Reihe von Manipulationen und Zaubereien, wobei auch wirkliche Vergiftungen, durch Rinde, Früchte und Blätter von Exocarpus latifolia R. Br.?, im Gebrauch zu sein scheinen); Krankheit usw. durch eigene Schuld (Bruch des „tabu" usw.) veranlaßt; Amulette (kommen, soviel bekannt, nur in den westlichen Distrikten vor); Medizinen. Von anorganischen Medizinen wird Schlamm gegen Magenschmerz, Lehm- oder Schlammpillen mindestens doppelt so groß wie unsere Apothekerpillen in der Anzahl von einer oder zwei gegen Diarrhöe genommen. Von animalischen Präparaten sind Ameisen und ihre Larven eine Universalmedizin; ebenso Menschenblut innerlich und äußerlich. Der vegetabilische Arzneischatz ist bedeutend reichhaltiger; Roth zählt eine Liste von 42 verschiedenen Pflanzen auf.

Sieben Tafeln mit vorzüglichen Illustrationen sind der verdienstvollen und vermöge der offiziellen Stellung ihres Verfassers jedenfalls verläßlichen Arbeit beigegeben. *Dr. B. Hagen-Frankfurt a. M.*

253. W. Schmidt: Beiträge zur Ethnographie des Gebietes von Potsdamhafen (Deutsch-Neu-Guinea). Globus 1903. Bd. LXXXIV, Nr. 5.

Seit die katholische Mission sich auf dem Festlande von Neu-Guinea niederließ, hat sie schon manchen wichtigen Beitrag zur Ethnographie der von ihr bearbeiteten Gebiete geliefert, und Namen wie die der P. P. Erdweg und Schmidt sind bei den Fachgenossen hoch geschätzt. Letzterer gibt in der vorliegenden reich illustrierten Arbeit, gestützt auf das von P. Vormann zusammengebrachte Material, einen ausgezeichneten Beitrag, der sich eingehend mit der Ornamentierung der Signaltrommeln, der Kriegsschilde (die auf denselben erscheinenden Gesichter „sollen stets nur Masken vorstellen"), der Ahnenfiguren („Söhne machen das Bildnis ihrer verstorbenen Väter, Väter ihrer verstorbenen Kinder, Männer ihrer verstorbenen Gattinnen, die letzteren oft, wie sie eine Schüssel mit Wasser auf dem Kopfe oder einen Sack mit Taros und Yams auf dem Rücken tragen, oder wie sie in Geburtswehen sich befinden, wenn sie vielleicht im Kindbett gestorben sind"), der

Masken (von denen besonders die Tanzmasken in Zusammenhang mit dem Schädelkultus gebracht werden) und der Kopfbänke bzw. Nackenstützen beschäftigt. *Dr. B. Hagen-Frankfurt a. M.*

254. C. Mehlis: Verzierter Armreif von der Gazelle-Halbinsel. Prähist. Blätter 1903, Bd. XV, Nr. 2, S. 20 mit Abbildungen.

In einer Sammlung aus dem deutschen Schutzgebiet in Neu-Pommern, jetzt in Dürkheim, sind zwei Armreifen wegen ihrer Verzierungen bemerkenswert. Diese Papua-Schmuckstücke sind mit Feuersteinmessern*) aus dem Rande der Perlmuttermuschel*) in einer Höhe von 8 mm ausgeschnitten und ergeben so natürliche Armbänder von 9,5 cm Weite. Die glänzende Außenfläche trägt sauber eingeritzte Vertikalbänder mit schwarzer Färbung, deren Vierecke durch aufeinander gestellte Wolfszahnmuster (? ?) unterbrochen werden; dasselbe Ornament wiederholt sich in der Mitte ohne andere Figuren, während es zu beiden Seiten der Mitte zweimal quergestellt ist. Nun ist diese Verzierung bekanntlich auch auf mitteleuropäischen Gefäßen der neolithischen Zeit zu finden, und zwar sowohl in Band- wie Schnur-Keramik: ein auffälliger Parallelismus der Ornamentik so entfernter Gebiete. Ähnliche Reifen sind im Museum zu Braunschweig; auch weist ein Holzbecher von Neu-Guinea im Berliner Museum das eingepreßte Wolfszahnornament (??) auf, doch wird niemand an einen direkten Einfluß des einen Gebiets auf das andere denken; vielmehr ist durch solche Einzelfälle nur noch mehr vor übereilten Schlußfolgerungen zu warnen. — Naue führt weiter Beispiele von übereinander gestellten Dreiecken an Hallstatt-Gefäßen und Armbändern der älteren oberbayerischen Bronzezeit an. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

255. Max Bartels: Die sogenannten Mongolenflecke der Eskimokinder. Zeitschr. f. Ethn. 1903. Bd. XXXV, S. 931—935.

Es wird darauf hingewiesen, daß die erste Erwähnung der blauen Steißflecke sich bei einem dänischen Missionar, Hans Egede Saabye, findet, der seine Aufzeichnungen in den Jahren 1770 bis 1778 machte, und zwar beobachtete er diese Flecke an Kindern grönländischer Eskimo; auch noch weitere bisher nicht beachtete gleichlautende Angaben aus der späteren Literatur werden angeführt. Direkte Anfragen bei Missionaren, die die Grönländer aus eigener Anschauung kennen, ergaben gleichfalls Bestätigung dieser Angaben; in einer Missionsstation in Alaska wollte niemand es glauben, niemand, auch der Doktor nicht, hatte bisher eine derartige Beobachtung gemacht; erst jetzt überzeugte man sich durch den Augenschein, daß die Sache ihre Richtigkeit hatte. Es ist damit das Gebiet, in welchem der nun wohl nicht mehr gut als „Mongolen"-Fleck zu bezeichnende Steißfleck beobachtet wird — außer Japan Celebes (Riedel), Java (Baumgarten, Kohlbrugge), Samoa (v. Bülow), Hawai (ten Kate), Philippinen (Matignon), Madagaskar (Chemin) — um eine neue Provinz vergrößert worden.

P. Bartels-Berlin.

256. Aleš. Hrdlička: The region of the ancient „Chichimecs", with notes on the Tepecanos and the ruin of La Quemada, Mexico. Amer. Anthropologist N. S. 1903. Vol. V, No. 3, p. 385—440.

Ein in anthropologischer, archäologischer und ethnographischer Beziehung fast unbekanntes Land ist der von den Eroberern Mexikos so genannte Distrikt

*) Der Bericht des Herrn Verfassers klingt sehr unwahrscheinlich; offenbar ist er einer Täuschung von Seiten seines Gewährsmannes zum Opfer gefallen. Die Schriftleitung.

Nueva Galicia, d. h. der nördlichste Teil des heutigen mexikanischen Staates Jalisko, der südliche Teil am Zacatecas und die westliche Spitze von Aguas Calientes. Nach spanischen Berichten wohnten dort im 16. Jahrhundert in ziemlich dichter Besiedelung die barbarischen Stämme der Cazcanes, Teules-Chicimecos, Tepecanos und Zacatecos. Verfasser hat besonders zum Zwecke der Sammlung anthropologischen Materials der jetzigen und früheren Bewohner Mexikos auch diese Landstriche in drei Expeditionen (1898 bis 1902) bereist und dabei auch viel archäologisch interessante Punkte entdeckt, die einer systematisch eingehenden Untersuchung wert wären. Besonders reich an Spuren alter Besiedelung ist das Tal des Rio de Bolaños, in dem sich überall an Stellen, deren Bodengestaltung einen natürlichen Schutz darbietet, Spuren alter Ansiedelungen finden, Häuserfundamente, Steinfundamente, über denen die Häuser wahrscheinlich aus leichten Holz- oder Riedkonstruktionen bestanden, Topfscherben, Splitter und Geräte aus Obsidian, Steinplatten mit Petroglyphen eigentümlicher Form, Begräbnishügel (Leichenbrand) mit schönem Tongeschirr, auch große, wahrscheinlich für Kultzwecke errichtete Gebäude. Alles spricht für eine eigenartige Kultur. Jetzt lebt in jener Gegend (zwischen Mezquitic und Bolaños) der etwa 300 Köpfe starke, sehr wenig bekannte Stamm der Tepecano-Indianer. Verfasser beschreibt ihre Wohnungen, Kleidung, Nahrung, altes Wampum-Geld, ihre Organisation, Religion, Kultgegenstände, ihre Zauberei, Traditionen, Sitten, geistigen Anlagen (intelligent, aber gegen Fremde schüchtern), ihre medizinischen Kenntnisse und ihre somatischen Eigenschaften. Der Körperbau ist nicht groß, untersetzt, die Hautfarbe rötlich braun, von mittlerer Tontiefe, das Haar schwarz und straff, die Augen dunkelbraun, die Kopfform gerundet, nicht künstlich deformiert, die Backenknochen mäßig breit. Verfasser gibt von der Sprache der Tepecanos ein umfängliches Wörterverzeichnis. Seine weitere Reise führte ihn noch in andere Teile Nord-Jaliskos und Zacatecas ins Land der alten Tlaxcalteken und Chichimeken. Auch hier waren viele Ruinen alter Niederlassungen; die Bevölkerung glich in somatischer Beziehung sehr den Tepecanos. In dieser Gegend liegt eine bereits bekannte, aber nicht genügend erforschte mächtige Ruine, La Quemada, offenbar eine alte Festung und zugleich Kultstätte der früheren Bewohner. *Emil Schmidt-Jena.*

257. J. Walter Fewkes: Prehistoric Porto Rican pictographs. Amer. Anthropologist. N. S. 1903, Vol. V, No. 23, p. 441—467.

Fewkes bespricht nach eigenen und fremden Beobachtungen die Petroglyphen der Insel Portoriko. Er unterscheidet nach dem Vorkommen: a) Petroglyphen in und an Flußbetten, auf Felsen und Steinen mit wassergeglätteten Wänden; b) Petroglyphen in Höhlen; c) solche auf Steinplatten oder Pfeilern, die um sogenannte „Tanzplätze“ gestellt sind. Diese letzteren stehen stets in Verbindung mit Begräbnisstellen (Mounds mit Knochen und Grabhügeln), und es ist kein Zweifel, daß auf jenen, mit Steinsäulen umstellten Plätzen die Totenfeiern und Totentänze zu Ehren der Verstorbenen ausgeführt wurden. Auch in Höhlen wurden Tote beigesetzt, und wahrscheinlich stehen auch deren Petroglyphen in Zusammenhang mit dem Totenkult. Die Fundorte dieser Steinzeichnungen (auch die in den Flußbetten) weisen darauf hin, daß sie mit irgend welchen religiösen Riten in Zusammenhang standen und eine bestimmte, dauernde Bedeutung hatten. Ganz ähnliche Zeichen werden jetzt noch von den Indianern Guianas angefertigt, die damit höhere Gewalten, die Sonne, den Himmelsgott, den Gott des Windes, des Wasserwirbels usw. darstellen sollen. Es sind Symbole uralter Clan-Schutzgötter, Darstellungen von Totems

uralter Völker. Es ist auffallend, daß die größten der Antillen, Cuba und Haiti, keine solche Petroglyphen besitzen; aber ihr Fehlen gibt uns einen Fingerzeig für die Urheber derselben: die Kariben sind nicht dorthin vorgedrungen, während sie wenigstens den östlichen Teil von Portoriko noch inne hatten. Auf allen anderen Antilleninseln wohnten, ebenso wie auf dem Festlande in Venezuela, Kariben, und auch hier kommen die gleichen Petroglyphen vor. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Kariben die Verfertiger derselben gewesen sind. Wenn der Westen Portorikos zur Zeit der spanischen Herrschaft nicht von Kariben besiedelt war, so ist es doch nicht ausgeschlossen, daß der Einfluß der letzteren auch bis dahin vorgedrungen ist. Jedenfalls tragen jene Zeichnungen mehr südamerikanischen als nordamerikanischen Charakter. *Emil Schmidt-Jena.*

258. Mathilda Cox Stevenson: Zuñi games. Amer. Anthropologist 1903. N. S., Vol. V, No. 23, p. 468 ff.

Verfasserin beschreibt in großer Ausführlichkeit die Spiele der Zuñi Pueblos-Indianer, die teils religiös-zeremonieller Natur, teils Unterhaltungs-, Geschicklichkeits- oder Gewinnspiele sind, immer aber einen religiösen Hintergrund haben und auf Götter zurückgeführt werden. Alle haben ihre festen Regeln und ihre bestimmte Bedeutung; die Kinder haben ihre besonderen Spiele, ahmen aber auch die Spiele der Großen nach, ohne ihren tieferen Sinn zu verstehen. Verfasserin hat diese Spiele zum großen Teil selbst beobachtet, teils wurden sie ihr durch die Priester der Regen-, Bogen- usw. Brüderschaft beschrieben und erklärt. Von den 17 hier beschriebenen Spielen sind acht den Göttern des Krieges geweiht, vier andere sind Spiele der Kóyemshi (gewisse Götter in Menschengestalt); ein Spiel wurde von den Navahos, drei andere aus Mexiko entlehnt. Die Beschreibung der einzelnen Spiele eignet sich nicht gut zu einer auszugsweisen Wiedergabe. *Emil Schmidt-Jena.*

259. Clarence B. Moore: The co-called „hoe-shaped implement". Amer. Anthropologist 1903. N. S., Vol. V, No. 23, p. 498 ff.

Der sehr verdienstvolle Erforscher der Altertümer der südöstlichen von den Vereinigten Staaten Amerikas, Georgias, Floridas, Alabamas, hat bei seinen Untersuchungen eine Anzahl eigentümlicher beilähnlicher Steingeräte gefunden. Der schneidende Teil derselben ist halbkreisförmig oder halbmondförmig, mit geschliffener Schneide; davon setzt sich der längliche, meist rechteckige Körper oder Handgriff, der stets auffällig schmaler ist als das schneidende Blatt, in scharfer rechtwinkliger Biegung ab, so daß die Schneide seitlich mit spitzen Ecken über jenen Teil vorspringt. Dieser Handgriff ist öfter, aber nicht immer, durchlocht, und zwar befindet sich diese Durchbohrung gewöhnlich über, manchmal aber auch unter dem Schwerpunkt. An einzelnen Stücken sind an diesem Teil des Gerätes auch quere Rauhigkeiten vorhanden, die darauf hinweisen, daß hier befestigende Umwickelungen für einen Stiel oder Handgriff vorhanden gewesen sind. Die Länge dieser „Beile" ist verschieden; nach den gegebenen Abbildungen schwankt sie zwischen 25 und 6,3 cm. Was ist die Bedeutung dieser Objekte? Die Weichheit des Gesteins bei manchen derselben schließt eine Benutzung als Axt oder Beil aus; die Lage mancher Durchbohrungen unter dem Schwerpunkt läßt einen Gebrauch als hängendes Ornament nicht wahrscheinlich erscheinen, und es bleibt kaum eine andere Deutung übrig als die eines Prunkbeiles bei gewissen Zeremonien und Feiern. Da ganz ähnliche „Beile" in Argentinien, Britisch-Guyana, Ecuador usw. gefunden worden sind, muß der Gebrauch solcher „Zeremonienbeile" in Amerika sehr verbreitet gewesen sein. *Emil Schmidt-Jena.*

260. W. H. Holmes: Traces of aboriginal operations in an iron mine near Leslie, Missouri. Amer. Anthropologist 1903. N. S., Vol. V, No. 3, p. 503 ff.

Bei Leslie in Frank county, Missouri, wurde vor einem Jahre eine neue Eisensteingrube in Angriff genommen, in der sehr eigentümliche Spuren alten indianischen Bergbaues gefunden wurden. Es handelte sich um ein Hämatitlager, dicht unter der Erdoberfläche; die bis jetzt in beträchtlicher Breite und Länge in Angriff genommenen Grabungen erreichten bei 20′ Tiefe noch nicht das Liegende des Eisenerzes (Hämatit). Die Erde über diesem Erzlager war durch alte Arbeiten schon durchbrochen worden, die 1 bis 5′ tiefe trichterförmige Löcher hinterlassen hatten. Aber auch das Erzlager war bis zu noch größerer Tiefe als die Sohle der heutigen Grube durch zahlreiche, meist sehr enge und gewundene, stellenweise etwas weitere und bis manneshohe, jetzt zum Teil wieder ausgefüllte Gänge durchzogen. In den Halden der alten Arbeiten und in den alten Auffüllungen der Gänge (toter Mann) lag viel altes (mehr als 1000 Stück) Steingerät in plumper Hammerform mit roh gearbeiteten Rinnen zur Befestigung an einem Stiel. Diese Hämmer, die meist aus hartem Hämatit bestanden, glichen ganz denen in den alten indianischen Bergbauen auf Kupfer am Lake superior. Ohne Zweifel handelte es sich hier um einen alten indianischen Bergbau. Das Eisenerz, als Material für Schmelzung von Eisen, konnte nicht das Ziel jener Bergleute sein, wohl aber der rote Farbstoff (Roteisenstein), der sich zusammen mit dem festen Hämatit fand, und der auch heute noch die Arbeiter und ihre Geräte mit glänzendem Rot überzieht. In den Spalten und Klüften des Lagers finden sich Bänder von weichem roten und gelben Erz (Roteisenstein und Ocker), und diese waren das Ziel jenes alten Bergbaues. Der Fund ist besonders deshalb interessant, weil er das erste Beispiel unterirdischen Indianerbergbaues in den Vereinigten Staaten ist. Alle Kupfergruben der prähistorischen Indianer am Lake superior, sowie die Quarzitgruben der flint ridge zur Gewinnung von Material für Steingerät sind nur offene Tagebaue. In den Stollen von Leslie ist die Arbeit in den gewundenen Gängen zu bewundern, die oft so eng sind, daß ein Mann kaum hindurchkriechen konnte, und die dann zum Ausholen eines Hammerschlages keinen Raum ließen. Man konnte hier nur durch Schaben und Kratzen vorwärts kommen, während an geräumigeren Stellen der Hammer zur Geltung kam. *Emil Schmidt-Jena.*

261. Sénechal de la Grange: Pointes de flèches provenant de la baie, d'Antofagasta (Chilé). L'Homme préhistorique. 1903, Bd. I, Nr. 6, S. 161 mit 2 Tafeln.

In Gräbern auf den Küstenhöhen der nordchilenischen Bai von Antofagasta oder Chimba sind eine Anzahl von Schädeln, Harpunen und Pfeilspitzen gefunden. Letztere werden beschrieben und auf zwei vortrefflich ausgeführten Tafeln in Chromo-Photographie abgebildet. Der Form nach zeigen diese Pfeilspitzen zwar manche Verschiedenheit, doch verdienen sie mehr Aufmerksamkeit wegen der verwendeten Steinarten. Vier Exemplare zeigen einen langen und flachen Stiel und vertreten eine speziell amerikanische Form, die sich vom Feuerlande bis Grönland findet; die übrigen Formen sind auch in Europa bekannt, es sind dreieckige mit entweder gerader oder geschwungener Basis, geraden oder gebogenen Seitenflächen; seltener ist ovale oder mandelförmige Gestalt. Die mit Schaft und Wiederhaken versehenen sind meist fein gezahnt, die Wiederhaken spitz oder auch viereckig auslaufend.

Dem Material nach sind alle aus Silikaten des Quarzes hergestellt, die durch Eisen verschieden gefärbt und durch Verbindung mit Wasser sich verändert haben. Da fallen zuerst Stücke aus echtem Opal auf, zum Teil mit feinen bläulichen Zonen oder noch nicht ganz durchgedrungenem Einfluß des Wassers, dann die mehr oder weniger zum Chalcedon hinüberleitenden Arten mit der zwischen Blau, Rot und Gelb wechselnden Färbung; ebenso spielen in Lila die Übergänge vom Opal zum Jaspis, hervorgerufen durch geringeren Wassereinfluß. Endlich ist der reine Jaspis vertreten und undurchsichtiger milchweißer Silex: eine Fülle von Arten und Farben trotz der Grundverwandtschaft des Gesteins. Prähistorische Objekte dürften schwerlich schon vollkommener dargestellt sein wie auf diesen Tafeln, die jede Farbennuance und die größere oder geringere Durchsichtigkeit des Materials sowie die Details der Bearbeitung mit größter Treue wiedergeben. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

262. R. T. Latcham: Notes on Chilian Anthropology. Journ. of the Anthr. Inst. of Great Brit. a. Irl. 1903. Vol. XXXIII, p. 167 bis 178.

Eine anthropologische Untersuchung der Landbevölkerung, da unter dieser nach Meinung des Verfassers der Typus der Urbevölkerung noch am reinsten vertreten ist; die fremden Zuflüsse finden sich vorwiegend in den Städten. Die Bevölkerung ist gemischt aus drei Typen, einem Typus der Urbevölkerung, einem Typus der Fremden und einem dritten, der das Produkt der Mischung beider ist. Eine Reihe von Schädelmessungen wurden vorgenommen, die Durchschnittszahlen werden angeführt: Kapazität (gemessen nach Broca, an 127 Schädeln) 1417 ccm (1461 ♂, 1327 ♀); Horizontalumfang 260 ♂ = 506,1 mm; 221 ♀ = 494,7 mm; Schädelindex im allgemeinen meso- oder brachykephal, zwischen 78 und 80; u. a. *P. Bartels-Berlin.*

263. Bertholon: L'Année anthropologique Nord-Africaine. 1902 bis 1903. Extr. aus Revue Tunis 1903. (20 S.)

Auf Seite 291 des vorigen Jahrganges (1903) lenkten wir die Aufmerksamkeit der Leser auf den Versuch Bertholons, die Fortschritte auf dem Gebiete der Anthropologie Nordafrikas, im besonderen des Berber-Landes, alljährlich in zusammenfassender Darstellung vorzuführen. Es liegt nun ein weiterer Bericht vor, in welchem Verfasser mit der gleichen Gewissenhaftigkeit die Literatur des Zeitraumes 1902 bis 1903 behandelt. Der Stoff erfährt dabei eine Einteilung nach den Gesichtspunkten: 1. Prähistorie, 2. Kraniologie und Anthropometrie, 3. Ethnographie und Soziologie der Eingeborenen, und 4. Demographie. *Buschan-Stettin.*

264. A. Bloch: De l'origine des Égyptiens. Bull. et Mém. d. l. Soc. d'anthrop. de Paris 1903. Tome IV, p. 393—402.

Wie vor ihm bereits andere Forscher, tritt Verfasser von neuem für eine Abstammung der alten Ägypter von Negervölkern ein. Er sucht diese Auffassung durch eine Analyse ihres Typus, wie er uns in den Nachrichten der Alten, den Darstellungen auf Reliefs, Wandmalereien, Statuen, Sargdeckeln usw., sowie in den erhaltenen Schädeln entgegentritt, zu begründen. Als charakteristisch „atavistische" Merkmale der Rasse schält er folgende heraus: die besonders an der Basis breite, gerade oder nur leicht gebogene, wenig vorspringende und sich in fast gerader Linie in die Stirn fortsetzende Nase, die dicken und fleischigen, manchmal zurückgeworfenen Lippen, die sehr dunkle, fast den schwarzen Tönen sich nähernde Hautfarbe, den spärlichen Bart-

wuchs, die schmalen Hüften und relativ dünnen Unterschenkel im Gegensatz zu den breiten Schultern und den muskulösen Armen, sowie verschiedene negroide Züge an gewissen altägyptischen Schädeln (worauf Sömmering, Blumenbach, Larrey, Morton, Schmidt u. a. bereits hingewiesen haben). Alle diese Eigenschaften sind weder der semitischen noch der kaukasischen Rasse eigentümlich; sie finden sich hingegen bei den Negern ausgeprägt. Verfasser folgert hieraus, daß die Ägypter das Umbildungsprodukt einer schwarzen, Neger- oder äthiopischen, Rasse vorstellen, die aus dem Süden gekommen ist und sich unter Einwirkung des Milieus und der Evolution auf dem ägyptischen Boden modifizierte, zunächst zu einem groben, später zu einem feineren Typus. Indessen waren es nicht mehr die Ägypter der ersten Dynastie, ebensowenig die der vorhergehenden Epochen, welche diesen primitiven Typus aufwiesen, denn auf den ältesten Denkmälern findet sich bereits derselbe Typus wie auf den späteren. Die Umwandlung des ursprünglichen negroiden Typus muß sich bereits in weit zurückliegender Zeit vollzogen haben. — In der sich an den Vortrag anschließenden Erörterung erhob Zaborowski Einspruch gegen die vorgebrachte Auffassung und gab seiner Ansicht dahin Ausdruck, daß die negroiden Merkmale bei den Ägyptern nicht ursprüngliche waren, sondern durch weit zurückliegende Kriege mit den Schwarzen Nubiens und selbst den Galla aufgepfropft worden seien.

Buschan-Stettin.

265. A. Plehn: Die akuten Infektionskrankheiten bei den Negern der äquatorialen Küsten Westafrikas. Arch. f. path. Anat. u. Phys. 1903. Bd. CLXXIV, Suppl. S. 1—103.

Während seiner achtjährigen Tätigkeit als Regierungsarzt in Kamerun ging dem Verfasser das stattliche Krankenmaterial von 15 000 Eingeborenen durch die Hände, sowohl von solchen des Kamerungebietes, als auch von aus anderen Gegenden Westafrikas eingewanderten Negern. Wenngleich die vorliegende Abhandlung sich vorwiegend mit dem Verlauf der akuten Infektionskrankheiten beschäftigt, so werden nebenbei auch die wichtigsten chronischen Leiden mit berücksichtigt, um einen allgemeinen Begriff von der Gesamtpathologie des fraglichen Gebietes zu geben. Von chronischen Erkrankungen fehlen bei der eingeborenen Bevölkerung Kameruns Tuberkulose, Skrofulose, Rachitis, Syphilis, Tabes und progressive Paralyse, anscheinend auch Lepra und Schlafkrankheit. Was die akuten ansteckenden Krankheiten anbetrifft, so zeigen die Schwarzen eine besonders auffällige Widerstandsfähigkeit gegenüber der Wundinfektion (unter über 4000 Verletzungen noch nicht einmal 10 wirkliche Panaritien) und dazu eine vorzügliche „Heilhaut". Ähnliche Widerstandsfähigkeit besitzt der westafrikanische Schwarze gegenüber der Gonorrhöe, der Dysenterie und der Malaria. Besonders gegen die letztere Krankheit zeigt die relative Immunität einen hohen Grad. Entgegen neueren Behauptungen ist Verfasser der Überzeugung, daß dieselbe nicht durch ein frühzeitiges Überstehen erworben worden ist, sondern angeboren sein muß. Gegenüber Gelbfieber scheint die Widerstandsfähigkeit eine fast vollkommene zu sein. Nicht bemerkbar ist sie beim Tetanus, den akuten Lungenleiden und dem Tropentyphoid. Auf der anderen Seite ist der westafrikanische Schwarze besonders empfänglich für Blattern, die auch einen schweren Verlauf bei ihm nehmen. Dagegen kann es mit den örtlichen Verhältnissen zusammenhängen, daß die Beri-Beri so ungemein verderbliche Folgen annimmt, denn beim Europäer verläuft sie in den wenigen bisher beobachteten Fällen ganz ähnlich wie beim Neger. Gelenkrheumatismus ist zwar recht verbreitet, ver-

läuft aber ziemlich gelinde und hat keine sekundäre Entzündung der serösen Häute zur Folge.

Verfasser bestätigt also durch seine persönlichen Erfahrungen, was Referent in seinen verschiedenen rassenpathologischen Arbeiten bereits auf Grund der in der Literatur zerstreuten Beobachtungen früher festgestellt hat, und legt erfreulicherweise ebenfalls das eigentümliche Verhalten der Schwarzen gegenüber verschiedenen Infektionskrankheiten als eine angeborene Erscheinung aus.

Wertvoll ist die der Abhandlung beigegebene Zusammenstellung der einschlägigen Literatur (347 Nummern!). *Buschan-Stettin.*

266. Santos Fernandez: Die Dimensionen des Tränennasenkanals beim Neger. Klin. Monatsblatt f. Augenheilkunde. XLI, 2, S. 551.

An der Hand genauer anatomischer Untersuchungen kommt Verfasser zu folgenden Schlüssen: Der Tränennasenkanal des Negers ist kürzer, weiter und gerader, als der des Weißen, bei dem er länger und bis zu einem gewissen Grade geschlängelt erscheint. Daher ziehen sich Weiße häufiger Erkrankungen derselben zu; auch bei Mischlingen sind solche seltener als bei Weißen.

Buschan-Stettin.

267. Fehlinger: Die Sterblichkeit der europäischen und der Neger-Rasse. Naturwiss. Wochenschr. 1904, N. F. III, 18.

Der kleine, anscheinend von einem Deutschamerikaner geschriebene Aufsatz enthält viel Lehrreiches und bestätigt frühere Erfahrungen, wie sie besonders in Hoffmans Buch „Race traits and tendencies of the American Negro“, New-York 1896, zum Ausdruck gekommen sind. Im letzten Jahrzehnt ist die Sterblichkeit der weißen Rasse in den Vereinigten Staaten von 19,1 auf 17,3 für 1000, die der „farbigen“ (hauptsächlich Neger) dagegen nur von 29,9 auf 29,6 heruntergegangen. Im Jahre 1900 betrug in einigen nordöstlichen Staaten die Sterblichkeit von rund 27,5 Millionen Weißen 17,3 auf 1000, die von rund 1,2 Millionen Negern 30,2, war demnach fast doppelt so hoch. In ländlichen Gebieten schwächt sich der Gegensatz etwas ab, verstärkt sich aber um so mehr in den großen Städten. Ich glaube kaum, daß die große Sterblichkeit der Schwarzen „von den ungünstigen klimatischen Verhältnissen der Südstaaten“ herrührt, denn ihre Rasse stammt ja aus heißen Ländern, sondern vielmehr, wie der Verfasser am Schlusse auch hervorhebt, von der „geringeren Vitalität der Negerrasse“. Diese Schwächung der Lebenskraft und der Widerstandsfähigkeit ist eben keine ursprüngliche, sondern durch die ungünstigen Lebensbedingungen der Neger erworben und hauptsächlich erst seit ihrer Befreiung hervorgetreten. An Malaria sterben jetzt zehnmal mehr Neger als Weiße, obwohl man denken sollte, als tropische Rasse würden sie dagegen widerstandsfähiger sein. Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts starben im Gesamtgebiet der Union bei 100000 Einwohnern 174 Weiße, dagegen 485 Neger an Tuberkulose, ein deutliches Zeichen, daß bei dieser „Infektionskrankheit“ hauptsächlich die äußeren Lebensbedingungen im Verein mit der Widerstandsfähigkeit ausschlaggebend sind. Wir können daraus lernen, wie man bei uns diese Volkskrankheit am wirksamsten bekämpft, nicht durch Milchdesinfektion oder Serumbehandlung, auch nicht durch Heilstätten, die nur dem Einzelnen zugute kommen, sondern durch Verbesserung der Wohnungsverhältnisse und durch Kräftigung der Rasse im allgemeinen. Das hilft zugleich gegen alle anderen Krankheiten.

Ludwig Wilser-Heidelberg.

IV. Urgeschichte.

268. Oscar Montelius: Die älteren Kulturperioden im Orient und Europa. I. Die typologische Methode. Stockholm, Selbstverlag des Verfassers, 1903. XVI, 110 S., 4°. Mit 498 Abb.

Mit diesem groß angelegten Werke unternimmt der unermüdliche Verfasser einen neuen Versuch, zwischen dem alten Orient und dem vorgeschichtlichen Europa eine Brücke zu schlagen und dadurch die Chronologie des letzteren auf immer festere Grundlagen zu stellen. Fürs erste behandelt er an der Hand eines erstaunlich reichen Anschauungsmaterials noch einmal die Grundsätze der von ihm in die archäologische Praxis eingeführten „typologischen Methode". Diese Methode besteht bekanntlich darin, daß die verschiedenen Typen derselben Gerätgattung miteinander verglichen werden und aus ihrer mehr oder minder entwickelten Form und Verzierungsweise auf ihre zeitliche Aufeinanderfolge geschlossen wird. Natürlich sind daneben auch die Fundverhältnisse in Betracht zu ziehen. Sie bilden gewissermaßen die Probe auf die Richtigkeit der durch Typenvergleichung gewonnenen Ergebnisse. Aber Montelius hebt mit Recht hervor, daß sein im Jahre 1885 aufgestelltes System der nordischen Bronzezeit durch die seitdem in Skandinavien und Norddeutschland, gemachten Funde in allen wesentlichen Punkten bestätigt worden ist. Wenn man nun von den wichtigeren Gruppen von Waffen, Geräten, Schmucksachen und Gefäßen nebst ihren Ornamenten sichere Typenreihen gefunden hat, so gilt es, diese wieder untereinander in Beziehung zu setzen und auf Grund der Funde einen Parallelismus der verschiedenen Serien festzustellen. Es zeigt sich alsdann, daß ein älterer Typus der einen Serie mit einem älteren der anderen, und ein jüngerer Typus der einen Serie mit einem jüngeren der anderen gleichzeitig ist. Fehlt ein solcher Parallelismus, entsprechen also die Typen einander nicht, so beweist dies, daß irgend ein Fehler bei der Aufstellung der Serien begangen worden ist.

Im Grunde beruht die typologische Methode auf der Erfahrung, daß der Mensch bei seinem Schaffen, gleich der übrigen Natur, bestimmten Entwickelungsgesetzen unterworfen ist. Je nach den Anlagen eines Volkes kann die Entwickelung schnell oder langsam vor sich gehen. In Europa war man von jeher dem Fortschritt geneigt, der Orient hingegen war immer konservativ und bewahrte mitunter durch Jahrtausende die alten Formen. Dieser Gegensatz ist für das wechselseitige Verhältnis der beiden Kulturkreise von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Er darf auch bei typologischen Vergleichen niemals außer acht gelassen werden.

Den Hauptinhalt des Buches bilden die Beispiele typologischer Serien. Es werden in dieser Weise nacheinander die italischen und die nordischen Metalläxte, die Dolche und Schwerter, die italischen, die griechischen und die nordischen Fibeln, die nordischen Hängebecken, eine Serie italischer Ton- und Bronzegefäße, endlich das Akanthus- und Lotusornament in den verschiedenen Ländern behandelt. Namentlich der letzte Abschnitt bietet eine Fülle neuer, überraschender und geistvoller Bemerkungen. Daß das Werk in deutscher Sprache veröffentlicht wird, begrüßen wir mit besonderem Danke. Möge uns bald eine Fortsetzung beschieden sein!

W. Seger-Breslau.

269. Joseph Déchelette: Chainette en or, attachée à une lance de l'âge du bronze. Mém. d. l. Soc. Eduenne, 1903. Tome XXXI. Mit Abb.

Beschreibung einer der im Rhonetal sehr häufigen Bronzelanzenspitzen mit langer Schafttülle (III. Periode nach Montelius, la chronologie en France etc.) und einer Goldkette, die am unteren Teile des Blattes befestigt ist und sich aus neun Spiralringen zu je vier Windungen zusammensetzt. Entgegen einer früheren Ansicht wisse man heute, daß Gallien das Gold schon während der Bronzezeit kannte, ja man müsse sagen, wie es Dr. Seger bei Besprechung schlesischer Goldfunde aus der Bronzezeit in Übereinstimmung mit Montelius und Much getan habe, daß die ältesten Goldschmucksachen zum Teil bereits in einer gewissen Vollendung im Verein mit Kupfer am Ausgange der Steinzeit auftreten. *Oskar Mertins-Breslau.*

270. P. du Chatellier: La pointe de Kermorvan, en Ploumoguer, ses monuments, pierres à cupules. Bull. d. l. Soc. arch. du Finistère 1903. (9 S.)

Eine Zusammenstellung der auf der Landspitze Kermorvan recht zahlreich vorhandenen vorgeschichtlichen Denkmäler in Gestalt von Dolmen, Ganggräbern und Menhirs. Abgebildet werden drei Tragsteine eines zerstörten Ganggrabes. Sie sind mit grubenartigen Vertiefungen bedeckt, die zum Teil durch gerade oder gebrochene Linien untereinander verbunden sind.

Oskar Mertins-Breslau.

271. Wilh. Blasius: Die vorgeschichtlichen Steindenkmäler bei Carnac in der Bretagne. XIII. Jahresber. d. Ver. f. Naturwissensch. z. Braunschweig 1904. Sonderabdr. (9 S.)

Schilderung der bekannten Megalithe von Carnac, die Verfasser persönlich in Augenschein genommen hat. Es dürfte dieses die erste zusammenfassende Darstellung dieser so merkwürdigen Zeugen der Vorzeit sein, die uns in deutscher Sprache vorliegt. *Buschan-Stettin.*

272. O. Schoetensack: Der durchlochte Zierstab (Fibula) aus Edelhirschgeweih von Klein-Machnow. Globus 1903, Bd. LXXXIV, Nr. 7, S. 107. Mit 4 Abb.

Bei Anlage des Teltowkanals sind in einer Tiefe von sechs bis sieben Meter unter Torf und Ton Knochenartefakte gefunden, auf deren Wichtigkeit schon Klaatsch in der Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 732 hingewiesen hat. Einmal war es ein spitzes Instrument aus dem Metatarsalknochen eines Cerviden, am Rande gekerbt und mit Ritzen versehen, die eine rhombische Figur bilden, wie sie die neolithische Keramik aufweist; dabei ein etwas kürzeres, aber breiteres Knochengerät mit Widerhaken, als Harpune oder zum Anfertigen von Netzen verwendbar. Gesondert davon fand sich eine 44 cm lange Edelhirschgeweihstange, oberhalb des Rosenstocks rund durchbohrt und von da an auf der geglätteten Oberfläche mit Ritzzeichnungen versehen, die mit schwarzer Harzmasse ausgefüllt sind. Diese werden nun nicht als lineare Verzierungen, sondern als Darstellungen von Fischnetzen in drei Gruppen angesehen, ein Stellnetz, Zaunflechtwerke und Reisigwände enthaltend; einmal ist aus Raummangel das fehlende Stück der Zeichnung einfach daneben gesetzt, eine bei naiven Naturkünstlern auch sonst beobachtete Eigentümlichkeit. Ähnliche Knochengeräte finden sich vielfach bei paläolithischen Renntierjägern; hier wäre deren Tradition auch beibehalten, nachdem der Mensch sich weiter östlich gezogen und dem Fischfang zugewendet hatte. Zeichnung und schwärzliche Füllung entspricht auch der neolithischen Keramik. Nachdem noch ein schwer zu deutendes Stück der südfranzösischen Höhlen-

kunst gleichfalls auf den Fischfang bezogen ist, wird dieser Zierstab als Fibula erklärt, die, auf der Brust getragen, zugleich die Fischfangvorrichtungen der Steinzeitmenschen und ihre Darstellungskunst zeigte.

Prof. Dr. Walter-Stettin.

273. O. Schoetensack: Die Gleichzeitigkeit der Niederlassung aus der Renntierzeit bei Munzingen und der paläolithischen Schicht von Thaingen und Schweizersbild. Arch. f. Anthr. 1903. N. F., Bd. I, S. 69—77. Mit 6 Abb. u. 3 Taf.

In Munzingen bei Freiburg i. B. wurde die schon von Ecker untersuchte paläolithische Fundstelle über 4 m tief im Löß nochmals durchforscht und lieferte Jaspismesser; wichtiger ist, daß aus der genauen Betrachtung der früheren Fundstücke und ihrer Vergleichung mit anderen inzwischen bekannt gewordenen aus paläolithischen Fundstätten des oberen Rheintals unsere Kenntnis jener Zeiten eine gewisse Bereicherung erfahren hat. Die Tonscherben müssen zunächst für die sicher paläothische Schicht ausscheiden; unter den zahlreichen aus Jaspis durch Schlag hergestellten Steinwerkzeugen könnte man neben den messerförmigen Klingen vom Magdalénien-Typus auch Pfriemen und Pfeilspitzen unterscheiden, die auch Piette für das Ende der paläolithischen Zeit nachgewiesen hat. Ein Rundschaber beweist ferner, daß dieser Gerättypus im Widerspruch mit der Annahme Mortillets sich ebenfalls bis in den Ausgang jener Epoche gehalten hat. Mehrfach sind Teile von Knochen und Steinwerkzeugen in sogen. Lößkindeln festgebacken, andere Stücke aus der Kulturschicht zeigen die Einwirkung des Herdfeuers. An den Renntierresten endlich ist dieselbe Art der Bearbeitung zu beobachten wie in Thaingen und am Schweizersbild, nämlich Einkerbung langer Rinnen zur Gewinnung falzbeinartiger Geräte, die hier dahin erklärt werden, daß man mit ihnen vielleicht Hohlsäume in der Pelzkleidung herstellte. Durchgezogene Schnüre oder Tiersehnen hätten dann die Kleidung um Hals und Arm fest anziehen lassen. Dabei wird besonders auf ein kleines Bruchstück eingegangen, aus Renngeweih geschnitzt mit rundlichem Ausschnitt; es wird als abgebrochenes Schlußstück eines durchbohrten Zierstabes erklärt. Diese in Niederlassungen des paläolithischen Renntierjägers häufigen Objekte, bisher als Kommandostäbe gedeutet, werden nunmehr als Fibeln angesehen, deren Befestigung am Fellmantel mittels Schnur und Stäbchen eine Rekonstruktion (wie im vorigen Artikel) veranschaulicht. Wie die Metallfibeln sichere Zeitbestimmungen ermöglichen, so orientiert nun auch die paläolithische Fibel über das relative Alter ihrer Fundschicht, denn sie weist auf das Magdalénien hin; bei Munzingen liegt dies im Löß, und eine sechsmal so mächtige sterile Schicht darüber trennt es von der neolithischen Kulturschicht. Zwischen beiden scheint also eine Zeit der Vergletscherung zu liegen, deren Unwirtlichkeit noch deutlich zu erkennen ist. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

274. O. Schoetensack: Über einen neolithischen Knochenschmuck vom Burtnecksee (Livland). Zeitschr. f. Ethnol. 1903. Bd. XXXV, S. 378. Mit 4 Abb.

Während paläolithische Steingeräte von neolithischen Ansiedlern derselben Stelle noch benutzt oder als Modelle verwertet wurden, konnten Knochengegenstände sich weniger gut halten, auch fehlte es später an Elfenbein und Renngeweih und das nun benutzte Hirschgeweih war zu Schnitzereien viel weniger geeignet. Neolithische verzierte Knochengegenstände sind deshalb selten, ein schon früher veröffentlichter Fund aus Livland ist aber

näher zu besprechen, da in der Skelette, neolithische Gefäße und Knochengeräte führenden Schicht besonders ein Stück auffällt. Es ist ein durchbrochen gearbeitetes, linearverziertes Schmuckstück, das überraschende Ähnlichkeit hat mit dem durchlochten Zierstabe der Magdalénienne-Epoche; denkt man sich diesen horizontal auf der Brust getragen, so konnte er als Fibel dienen, denn man konnte dadurch eine Schnur mit Querhölzchen ziehen, die den Fellmantel vorn offen tragen ließ — das wäre die Fibula palaeolithica horizontalis, aus der sich eine ebenso getragene neolithica ableiten ließe; die palaeolithica verticalis dagegen mit nur einer Öffnung in der Renngeweihstange hängt vertikal herab und schließt den Fellmantel vollständig durch eine Schnur mit Querhölzchen. Drei Rekonstruktionen veranschaulichen diese Tracht. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

275. Gabriel Csallány: Alte germanische Gräber in der Gemarkung von Szentes, Com. Csongrád. (Ung.) Arch. Értesitö 1903. N. F., Vol. XXIII, p. 14—22.

Südlich von der Stadt zieht sich ein „Berekhát" benannter Rücken von 1 bis 3 m Höhe hin, auf welchem in einer Ausdehnung von beiläufig 44 Katastraljochen schon seit längerer Zeit vorgeschichtliche Funde beobachtet wurden. Hier fanden sich La-Tène-Sachen, sodann Gegenstände im germanischen und sarmatischen Geschmacke, also aus dem früheren Mittelalter. Seit 1897 gräbt Verfasser auf dem Meierhofe des Gregor Dancsik; er öffnete dort 100 Skelettgräber, 3 Wohnungen, 3 freie Feuerherde und mehrere Gruben.

Die Wohngruben waren rund, 2,5 bis 3 m im Durchmesser und 2,5 m tief. Ihren Inhalt bildeten nur Topfscherben und Röhrenknochen von Tieren. Die Gräber finden sich stets in der Nähe der Wohngruben, etwas näher beisammen. Die Skelette lagen ausgestreckt ohne Sarg in der Richtung Ost-West und Süd-Ost-Nord-West, mit dem Antlitz der Sonne zugewendet, je nach der Jahreszeit, in welcher die Verstorbenen beigesetzt wurden. Am Kopfe fanden sich Gefäße und Kämme, einmal goldene Ohrgehänge; am Halse Perlen, jedoch selten, bei der Achsel Fibeln und Pfeilspitzen (letztere auch beim Fuße), auf der Brust Schildbuckel und links daneben, von der Achselhöhle bis zum Fuße, mit der Spitze nach unten das breite Schwert. In der Hüftengegend lagen Schnallen und Feuerzeug (eine Prunkschnalle ausgenommen, welche bei der Achsel sich fand), neben der Hand, manchmal auch in derselben, bei Frauen Spinnwirtel, in Männergräbern Messer, daneben Lanzen. Einmal kam auch ein Fingerring und ein andermal ein Armband, beide aus Bronze, zum Vorschein. In der Hand- und Armgegend endlich wurden auch noch andere Objekte aufgedeckt, u. a. Kleidungsreste usw. Schließlich konstatierte Verfasser auch das Vorhandensein eines Panzerhemdes. Im Anschluß an diese Funde befaßt sich Verfasser mit der Frage, wann die sarmatischen (mit Greifen und Ranken verzierten) und die germanischen (Zellenschmuck-) Artefakte auftreten, und wie lange diese Stilarten andauerten. Daß die ersteren hunnisch-sarmatischen Ursprunges seien, steht bei ihm außer Zweifel, da die Motive orientalisch sind und nur in Ungarn, und hier auch nur an den Stellen vorkommen, wo jene Völker sich aufgehalten haben; deshalb zählt er auch die Gräber von Keszthely hierhin. Ein Beweis für diese Ansicht sind ihm auch die Münzen, welche aus dem dritten und vierten Jahrhunderte stammen. Die Funde mit Zellenschmuck, Granat und Almandin, Halbscheibenfibeln, welche überall gefunden werden, wo Germanen weilten, und wie solche Objekte auch im Grabe des Frankenkönigs Childerich, † 480,

vorkamen, schreibt er den Germanen — Gothen und Gepiden — zu, wie dies auch Pulszky, Hampel u. a. getan.

Der vom Verfasser aufgegrabene Friedhof lieferte die zuletzt genannten Kunstgegenstände, deren Analogien sich in den den Germanen zugeschriebenen Funden von Puszta-Bakod, Apahida, Mezőberény, Bökény-Mindszent und Berzenye finden. Lindenschmit verlegte den Anfang dieses Stiles in das fünfte Jahrhundert; ihm widersprach aber schon Pulszky, indem er erwähnte, daß in Ungarn die Völkerwanderung mit der Ankunft der Gothen früher als in Deutschland und in Frankreich begonnen hat und Objekte dieses Stils in Ungarn auch wirklich schon früher auftreten. Ihm schließt sich Hampel an, indem er auf den berühmten Szilágy-Somlyóer Goldfund hinweist.

Wimmer will die mit Runen bedeckten Fibeln von Berzenye aus dem neunten Jahrhundert stammen lassen; Hampel wieder ist geneigt, das achte Jahrhundert, die Zeit des Rückzuges der Avaren, als deren Entstehungszeit annehmen zu dürfen. Da nun Verfasser den Szentes-Berekháter Gräbern Gefäße und breite Schwerter mit La-Tène-Typus, sowie Münzen aus dem zweiten bis vierten Jahrhundert und endlich Analogien zu dem erwähnten Berzenyeer Funde entnahm, so spricht er die Ansicht aus: daß die ersten Bestattungen im Bereksáter Friedhofe zur Zeit des Auftauchens der Germanen in Ungarn, in den Markomannenkriegen des Marcus Aurelius, aus welcher Periode auf der Fundstelle Münzen vorkommen, stattgefunden haben, und daß somit der Merowingerstil in Ungarn schon im zweiten Jahrhundert auftaucht. — Die größte Bedeutung verleiht dieser Grabstätte der Umstand, daß Schildbuckel, Schwerter und Panzerhemden, welche sonst einzeln zu den Seltenheiten gehören, hier öfter zusammen vorkommen.

F. Milleker-Werschetz.

276. Koloman Darnay: Der Urnenfriedhof von Dálya, Com. Baranya. (Ung.) Arch. Értesitö 1903, N. F., Vol. XXIII, p. 30—37. Mit Abb.

In den Weingärten von Dálya wurde ein Urnenfriedhof entdeckt, in welchem die Urnen ohne Deckel, beiläufig $1^1/_2$ m voneinander entfernt in die bloße Erde gebettet, ohne Ausnahme wenig Bronze enthielten. Trotz ungünstiger Verhältnisse gelang es Darnay für sein Sümegher Museum Schüsseln, Henkelnäpfe, Bronzeschmuck, Seitenstange eines Pferdegebisses aus Bronze und zwei eiserne Lanzenspitzen zu erwerben. Analogien zu den Urnen fanden sich bei Ödenburg (Mitt. der anthrop. Gesellschaft in Wien). Die Bronzeobjekte sind übrigens vorhallstättisch und hallstättisch.

F. Milleker-Werschetz.

277. J. Hampel: Berittene Götter auf antiken Denkmälern der Donaugegend (Ung.). Arch. Értesitö 1903. N. F., Vol. XXIII, p. 305—365. Mit Abb.

Als mit dem Anfange unserer Zeitrechnung im mittleren und unteren Donautale die Römer ihre Herrschaft begründeten, zog auch deren Religion hier ein. Im dritten Jahrhundert verbreiteten sich besonders in Dakien orientalische Kulte, und im vierten Jahrhundert das Christentum. Trotzdem die Römer die Ausübung des Kultus der eingeborenen Kelten und Daker nicht verfolgten, besitzen wir doch über die Götterwelt der letzteren nur dürftige Nachrichten. Es scheint, daß die thrakischen Götter die Unterjochung am längsten überlebt haben. Den richtigen Namen des volkstümlichen Glaubens wissen wir

wohl noch heute nicht, aber einzelne Momente desselben haben die Denkmäler uns erhalten. Die Anhänger dieser Religion verehrten ihren Genius in Gestalt eines Reiters, und zwar erscheint derselbe entweder als einzelner Reiter, oder tritt paarweise auf. Solcher Denkmäler kennen wir aus Pannonien, Dakien und Mösien heute mehr als sechzig. Gewiß eine stattliche Anzahl, wenn man bedenkt, daß der Mithraskultus auch nicht viel mehr Spuren hinterlassen hat.

Die Verehrung des berittenen Gottes scheint mit der des Mithras gleichzeitig gewesen zu sein. Der Geschmack und die Ausführung der in den Kreis beider Kulte gehörenden Bildwerke sind einander gleich, und daß die beiden Religionen etwas miteinander gemein hatten, das bezeugt die gemeinschaftliche Anwendung einzelner Symbole in beiden Kultkreisen. Doch scheint es, daß dem Mithraskult die vornehmere Rolle zufiel. Seine Denkmäler sind größer, bedeutender, während die Verehrung des unbekannten Reitergottes sich mit roheren Darstellungen zufrieden gab, welche die untergeordneten Fähigkeiten der Grenzdistrikte bezeugen, ja oft den Eindruck machen, als wenn die frommen Gläubigen selbst ihre Götzenbilder verfertigt, oder die Erzeuger die Arbeit ihrer Hände dem Geschmacke von Wallfahrern angepaßt hätten. Diese mangelhafte Ausführung erschwert oft sehr die Erkennung der dargestellten Szenen.

Die Denkmäler sind gewöhnlich ohne Aufschrift, nur eines kennen wir, welches nach gewohnter Römersitte mit Titel versehen ist. Wenn wir endlich trotz der mangelhaften Basis doch zum Erkennen der dargestellten Szenen kommen, dann stehen wir denselben doch immer noch ratlos gegenüber, weil die alten Autoren kaum einen Anhaltspunkt uns bieten für die Erklärung dieses volkstümlichen Kultes. Hampel glaubt auch, trotz seines mitgeteilten bedeutenden Materials, daß es noch nicht an der Zeit sei, sich definitiv über diesen Kult, seine Symbole und seine Ausübung auszusprechen. Doch teilt er seine Erfahrungen mit, nach welchen in diesem Kult mindestens drei Elemente Hauptrollen spielen. Das eine ist der „thrakische Reiter", der Urgenius der thrakischen Stämme. Das zweite sind Teile des Kultus der Kabyren, der, durch die Phönizier zu den thrakischen Stämmen an den Ufern des Mittelmeeres gebracht, bei diesen nationalen Charakter annahm. Endlich ist in demselben jene Form der Verehrung der Dioskuren zu konstatieren, welche dieselbe bei den Römern angenommen hat. Einmal wird sein Name genannt: „Drobates".

Der Form nach unterscheiden sich die Denkmäler in 39 Stein- und 24 Metalltafeln mit Reliefdarstellungen zum Aufhängen oder Anlehnen an die Wand und 4 geschnittene Steine. *F. Milleker-Werschetz.*

278. Theodor Lehoczky: Die Uransiedelung von Egyek, Com. Hajdú. (Ung.) Arch. Értesitö 1903. N. F., Vol. XXIII, p. 365—374. Mit Abb.

An der Theiß bronzezeitliche Reihenskelettgräber. Die Erwachsenen hockend, die Kinder ausgestreckt. Dabei Tongefäße und einmal Bronze. Urnengräber: Urnen mit Deckeln. Wohngruben. Lehoczky konstatiert, daß die Keramik von Egyek derjenigen am Fuße der nördlichen Karpathen nicht ähnelt. *F. Milleker-Werschetz.*

279. Julius Dudás: Über die Tumuli und Erdburgen der Bácska. (Ung.) Arch. Értesitö 1903. N. F., Vol. XXIII, p. 375—378.

Die Arbeit bildet eigentlich eine Statistik der Tumuli, welche im genannten Comitate überall, am meisten aber längs der Theiß, vorkommen.

An Erdburgen gibt es noch 23; die größte (und am besten erhaltene in Ungarn) ist diejenige bei Vaskút, welche von einigen Hügeln umgeben ist.
F. Milleker - Werschetz.

280. Johann Reizner: Über die Ausgrabungen in der Flur Rivó und über die Funde von Kötörés in der Gemarkung von Segedin. (Ung.) Arch. Értesitö 1903. N. F., Vol. XXIII, p. 378—387. Mit Abb.

An ersterem Orte waren Skelettgräber aus der römischen Kaiserzeit (Fibel in Form der Svastica); an letzterem Gräber aus dem frühen Mittelalter (Altsachen im sarmatischen Stile). *F. Milleker - Werschetz.*

281. Edmund Gohl: Numismatische Daten zur Konstatierung einer gallo-keltischen Verbindung durchs Donautal (Ung.) Numizmatikai Közlöny, 1903. Vol. III, p. 30—33.

Beachtenswertes numismatisches Material zur Feststellung einer steten kommerziellen oder stammverwandtschaftlichen Verbindung der pannonischen Kelten mit den mittel- und nordgallischen Stämmen vom dritten Jahrhundert v. Chr. bis zur römischen Oberherrschaft. *F. Milleker - Werschetz.*

282. Edmund Gohl: Fund von Koistoboker Münzen in Aranyos-Medgyes, Com. Szatmár. (Ung.). Numizmatikai Közlöny, 1903. Vol. III, p. 57—61. Mit Abb.

107 barbarische Silbermünzen in einem Topfe. Die Münzentypen kommen in Dakien, besonders aber in der Katmárer Gegend häufig vor. Verfasser verlegt die Wohnsitze der Koistoboker in die Gegend des Fundortes und schreibt diese Münzen, welche im zweiten Jahrhundert v. Chr. geprägt wurden, jenem Volksstamme zu. *F. Milleker - Werschetz.*

283. Quagliati: Ripostigli di bronzi arcaici del circondario di Taranto (Terro d'Otranto). Bull. di paletn. ital. 1903. A. XXIX, S. 108 ff. Tav. VIII.

Zwei Depotfunde, der eine von Manduria (1 Absatzmeißel mit Schaftlappen, 103 Hohlkelte, 4 Äxte mit Schaftloch, 2 Flachbeile, 1 Schmalmeißel mit Querzapfen, 2 Lanzenspitzen mit Schaftröhre, 4 Sicheln, flach, mit breitem durchlochten Griffende) und die Reste eines Fundes von Mottola (2 Äxte und Fragmente, 1 Hammer mit rechteckiger Schlagfläche, Fig. A, 4 Schmalmeißel verschiedener Formen, 1 Bronzenadel) gehören der ersten Eisenzeit an und stellen sich zwischen den großen Depotfund von F. Francesco bei Bologna und die immer noch seltenen jüngeren Bronzedepots aus Sizilien (vgl. Orsi, Bullet. di paletn. ital. XXVI, S. 166 ff.).
Dr. Hubert Schmidt-Berlin.

284. Pieroni: La prima età del ferro in Garfagnana. Bull. di paletn. ital. 1903. A. XXIX, S. 103 ff.

Pieroni berichtet über die Aufdeckung von 9 Steinkistengräbern zu Garfagnana, in den südwestlichen Apenninen (Prov. Massa-Carrara): Urnen mit Leichenbrand, Beigefäßen und 2 Fibeln a sanguisuga. Pieroni bringt die Funde mit anderen, gleichartigen derselben Gegend in Verbindung und schreibt sie den apuanischen Ligurern zu. *Dr. Hubert Schmidt-Berlin.*

285. P. Orsi: Necropoli e stazione Sicule di transizione. Bull. di paletn. ital. 1902. A. XXVIII, S. 103 ff. Tav. I, II; S. 184 ff. Tav. VI; A. XXIX, 1903, S. 23 ff. Tav. II; S. 136 ff. Tav. X bis XII.

Die von Orsi für die Vorgeschichte Siziliens aufgestellte Periodeneinteilung, nach der eine vorsikelische oder sikanische (noch rein neolithische) und vier sikelische Perioden zu unterscheiden sind, versuchte Patroni (Guida del Mus. arch. di Siracusa 1896, S. 11 ff. L'Anthropologie VIII, 1897, S. 129, 294) zu modifizieren, indem er Orsis vorsikelische und erste sikelische (d. i. aeneolithische) Periode zusammenfaßte und den Sikanern zuschrieb, die Sikeler dagegen erst mit der zweiten (d. i. mykenischen) Periode nach Sizilien einwandern ließ. Diese Streitfragen, zu denen E. Petersen (Mitt. d. arch. Inst. Röm. Abt., 1898, S. 174 ff.) eine vermittelnde und ausgleichende Stellung behauptet, indem er eine von der Steinzeit bis zur Ankunft der Griechen durchgehende Kontinuität der Entwickelung zu erweisen unternahm, sucht Orsi in ähnlichem Sinne durch den Spaten zu entscheiden und veröffentlicht in Serien die Ergebnisse von Untersuchungen solcher sikelischen Grabgrotten, die nach dem Befunde in mehreren der aufeinander folgenden Perioden benutzt worden sind oder nach dem Charakter der Funde den Übergangszeiten angehören.

Die vielfach ausgeraubten Felsengräber von Valsavoja, 22 an Zahl, fallen durch ihre Form und Größe auf und zeichnen sich durch weiträumige Vorhallen aus (a. a. O. Fig. B bis D); singulär ist für die erste Periode, der die meisten der Gräber angehören, in Grab 5 am Ende der Kammer eine Bank und eine rechteckige Nische; einige enthalten auch Gegenstände der zweiten (Grab 4, 16, 18, 21, 22) und dritten Periode (Grab 4, 8, 9, 11). $1^1/_2$ km nördlich davon entfernt untersuchte Orsi das Sepolcreto Galermi mit 10 Grotten der ersten Periode, die alle ausgeraubt und geöffnet waren; in einer von ihnen wurden von den Arbeitern verbrannte und unverbrannte menschliche Knochen konstatiert; das wäre ein neuer und singulärer Fall von Leichenverbrennung bei den Sikelern, die sonst nur die Leichenbestattung kennen. Doch bleibt dieser Fall unsicher, da Orsi selbst bei der Auffindung nicht anwesend war; es könnte sich auch um spätere Nachbestattung handeln. — Die Gräber von Cana Barbára, 30 an Zahl, brachten einige neue Vasenformen der ersten Periode und Obsidian als Import von den Liparischen Inseln oder Pantelleria. Mykenischer Import fand sich in Grab 6 und 9, aber so spärlich, daß sich hier die Übergangsperiode der ersten zur zweiten kundgibt. Eine Schlangenfibel weist schon auf die dritte Periode. — In ähnlicher Weise repräsentiert auch die Nekropole von Rivetazzo am Anapo, an der Straße Solarino-Sortino, mit 25 Gräbern in zwei auseinander liegenden Gruppen die Perioden I bis III. Die Charakterzüge der ältesten Periode (Nischen mit cappezzale) zeigen sich in der zweiten mehr abseits von der Straße gelegenen Gruppe. Nur zwei Gräber (Nr. 16 und 24) erweisen durch die Keramik des Pantalica-Typus ihre Zugehörigkeit zur zweiten Periode. Grab 10 mit einer bronzenen Schlangenfibel ist der dritten zuzuweisen. — Wichtigere Ergebnisse hat die Neuuntersuchung (1898) des schon im Jahre 1871 entdeckten Grabes von Milocca, in der Ebene von Matrensa, und die daran sich anschließende Aufdeckung einer ganzen Nekropole von sechs gleichartigen, unterirdischen Felsgräbern geliefert. Diese bestehen aus kreisförmigen, tholosartigen Kammern mit je einem davor liegenden, trapez- oder schlauchförmigen Eingange (a pozzetto) und ein bis zwei seitlichen Nischen; bei einem (Grab 2) liegt hinter dem Eingange zunächst eine elliptische Vorhalle, bei Grab 6 zwei Zellen

nebeneinander. Wegen ihres Inhalts sind hervorzuheben Grab 1, das alte von 1871, und von den neu aufgefundenen Gräbern 3, 4, 6; die übrigen sind ausgeraubt. Grab 1 mit mykenischen Vasen und einer mykenischen Bronzeschwertklinge ist für die Datierung des Grabes — nach Orsi 9. bis 10. Jahrhundert v. Chr. — und somit für die Datierung der in allen vier Gräbern hervorragend vertretenen zweiten Periode von entscheidender Bedeutung. In Grab 6 und 3 verbinden sich die beiden ältesten Perioden, im ersteren in mehreren getrennten Schichten. *Dr. Hubert Schmidt-Berlin.*

286. Ghirardini: Palette primitive italiche. Bull. di paletn. ital. 1902. A. XXVIII, S. 120 ff. Tav. III. IV.
L. A. Milani: Palette sacrali dell' Etruria e il „vatellum prunae" oraziano. Bull. di paletn. ital. 1903. A. XXIX, S. 28 ff. Tav. III. IV.

Schon in den Not. d. scavi 1901, S. 317, hatte Ghirardini die Bronzeschaufel aus Padua (tav. III a. b.) bekannt gemacht und stellt nunmehr eine Reihe von Analogien zusammen. Ihre Bedeutung erschließt er aus ihrer Form, die mit tönernen, an Herden (foculi) befestigten Schaufeln aus der Nekropole von Sovana (S. 127, Fig. 1 bis 3) identisch ist. Sie dienten nach Ghirardini zum Fassen und Schüren des Kohlenfeuers, wurden aber auch als Votivgaben verwendet, worauf die Inschrift auf der Schaufel von Padua weist. Nach der Dekoration sind ältere mit geometrischen Mustern, dem 7. Jahrh. v. Chr. angehörige, und jüngere mit Tierbildern (Pferde, geflügelte Löwen) aus dem 6. bis 5. Jahrh. v. Chr. zu unterscheiden. Diese figürlichen Darstellungen vergleicht Ghirardini mit den Situlen und Gürteln aus Bronze von Este und hält die Schaufeln, tav. III a. b. und IV, 2, für venetische Arbeiten, möchte aber den Ursprung dieses Gerättypus auf Etrurien zurückführen.

Milani vertieft diese Untersuchungen, vermehrt die Typenserien, unterscheidet Schaufeln von Löffeln und sucht die Typen auch chronologisch zu ordnen, indem er die ovale Schaufel (a padellina) ins 8. bis 7. Jahrh. v. Chr., die trapezförmige (ad accetta) ins 6. und 5. Jahrh. v. Chr. versetzt. Die eigentliche Bestimmung dieser Schippen ist aber nach Milani nicht eine profane, rein praktische, sondern eine sakrale: einerseits zum „ossa legere", andererseits zum Weihrauchstreuen. Seine Erklärung bekräftigt er durch das „vatillum prunae" bei Horaz (Sat. I, 5, 35), das nicht nur nach der allgemeinen Interpretation als Weihrauchgefäß zu deuten, sondern von vatua-padella (Schaufel) abzuleiten ist. So gewinnt man einen Ausblick auf die aus Pompeji stammenden Schaufeln römischer Zeit. *Dr. Hubert Schmidt-Berlin.*

287. Loddo: Stazione neolitica del Monte Urpino presso Cagliari. Bull. di paletn. ital. 1903. A. XXIX, S. 45 ff.

Die Untersuchungen Loddos auf den Höhen von Cagliari sind bemerkenswert wegen einer dort entdeckten Werkstätte für Steingeräte, besonders solche aus Obsidian, auf dem Rücken des östlich von Cagliari liegenden Monte Urpino. Der dort verarbeitete Obsidian stammt vom Monte Arci und Monte di Trebina im Gebiete von Oristano an der Westküste der Insel.
Dr. Hubert Schmidt-Berlin.

288. Taramelli: Stazione neolitica Rumiano a Vayes in Valle di Susa. Bull. di paletn. ital. 1903. A. XXIX, S. 1 ff., 125 ff. Tav. I u. IX.

In einem Beitrage zur „ligurischen" Höhlenforschung macht Taramelli die aus dem Tale von Susa, besonders aus einer Höhle bei Vayes stammenden

Steingeräte, meist Beile aus Jadeit und Chloromelanit von charakteristischer, dreieckiger Form mit spitzem oder abgerundetem Bahnende bekannt und teilt das Resultat der an Ort und Stelle in den Jahren 1900 und 1901 vorgenommenen Ausgrabungen mit. Die vorgefundene Fauna (Hirsch, Reh, Hase, Feldmaus, Ratte, Huhn, Rind) ergibt für die Höhlenbewohner auch die Bekanntschaft mit dem wichtigsten Haustiere, dem Rinde. Die Funde von Steingeräten haben ihre Parallelen sowohl unter anderen Höhlenfunden, sowie im Inventar der schon der aeneolithischen Periode angehörigen Gräber von Remedello und Fontanella. Es fehlen aber die schönen Pfeilspitzen und Dolche aus Feuerstein. An Stelle der Flintpfeile sind noch knöcherne im Gebrauch. Das einzige Gerät von entwickelterem Typus, ein durchbohrter Hammer, hat die Merkmale des Archaismus noch an sich. Die Ansiedlung ist noch rein neolithisch; die Blüte der ligurischen Steinindustrie ist noch nicht erreicht. Ausführlich wird die Keramik behandelt, obgleich sie nur in Scherben vorliegt. Drei Gruppen sind zu unterscheiden: 1. grobe, rohe Ware mit rauher Oberfläche; Dekoration: Tupfenreihen oder Tupfenleisten; 2. mit Überzug und Glättung (a spatola), fest gebrannter, gerösteter Ton; Dekoration: Reliefleisten und Buckel; 3. feinere, gut polierte Ware, in der Regel ohne Ornamente. Für die vorauszusetzenden Formen werden zahlreiche Parallelen aus den ligurischen Höhlen und Nekropolen angeführt.

Dr. Hubert Schmidt-Berlin.

289. Colini: Tombe eneolitiche del Viterbese (Roma). Bull. d. paletn. ital. 1903. A. XXIX, S. 150 ff.

Die zufällige Aufdeckung von drei Skelettgräbern bei Viterbo (Prov. Roma) veranlaßte Colini, zu seinen Aufsätzen über Remedello und die neolithische Periode Italiens einen Nachtrag zu liefern. Er behandelt die Form der Gräber (a fossa), die in Italien im Gegensatz zu den sizilischen Grabgrotten (a forno) für die neolithische und aeneolithische Periode charakteristisch sind; ferner die beiden Typen der Metallgeräte, kupferne Flachbeile und trianguläre Dolchklingen, die er beide auf einen Ursprung aus den östlichen Mittelmeerländern (Ägypten, Cypern) zurückführt; dasselbe gilt nach Colini auch von den birnförmigen durchbohrten Steinkugeln, während andere Formen desselben Geräts in Europa allgemein verbreitet sind. Von sonstigen Steingeräten werden auf ihre Verbreitung untersucht: dreieckige, mit Schaftzapfen und Flügeln versehene Feuersteinpfeilspitzen, die erst gegen das Ende der neolithischen Kultur auftauchen, aber noch in späteren Epochen als Amulette oder Kultgegenstände im Gebrauch sind, ferner die Steinhämmer mit gewölbter Hammerfläche, stark eingezogenem Halse und geschweiften Seiten, die in Mitteleuropa als Nachbildungen von kupfernen angesehen zu werden pflegen, dann steinerne Votiväxte in Form von Flachbeilen mit durchbohrtem Bahnende, die in Europa, Asien und Afrika verbreitet sind und vielfach als Amulette gebraucht wurden, schließlich auch die Keramik, die in zwei flaschenartigen Gefäßen mit Buckeln und vertikalen, bzw. horizontalen Röhrenhenkeln aus den Gräbern von Viterbo vertreten ist; sie hat nach Colini zahlreiche Analogien in den neolithischen Fondi di capanne Italiens, ferner in Spanien und Sardinien; ja sogar in die neolithischen Stationen Belgiens und die Gräber Nordeuropas glaubt Colini sie weiter verfolgen zu können. Zu diesem alten Bestande kommen in der aeneolithischen Periode neue Formen, die in der Bronzezeit zur höchsten Blüte gelangen. Bei allen Verschiedenheiten ergeben sich so auch engere Beziehungen zwischen der neolithischen Bevölkerung Italiens und den zugewanderten Pfahlbauern der Lombardei. Die neuen in der aeneolithischen Periode wirk-

samen Impulse aber, die zu einer Kulturänderung führten, sind den Kulturgruppen des östlichen Mittelmeergebietes zu verdanken.

Dr. Hubert Schmidt-Berlin.

290. Colini: La civiltà del bronzo in Italia. Bull. di paletn. ital. 1903. A. XXIX, S. 53 ff.

Nachdem Colini seine verdienstlichen Aufsätze über Remedello und die aeneolithische Periode in Italien abgeschlossen hat, kommt er einem gewiß nicht weniger dringenden Bedürfnis nach, indem er die Behandlung der Bronzezeit in Italien beginnt. Zu einer zusammenfassenden Darstellung derselben drängte nicht nur das überreiche Fundmaterial Oberitaliens, sondern auch die zwar langsamer, aber doch sicher fortschreitende Erforschung der mittel- und süditalischen Kulturprovinzen. Ein zuverlässiger Wegweiser sind dabei dem Verfasser die grundlegenden Arbeiten Pigorinis und seiner Schule gewesen.

Um den Anschluß der Bronzekultur an die älteren Kultur- und Lebensformen in Italien begreiflich zu machen, stellt Colini zwei große Denkmälergruppen einander gegenüber: 1. die Altertümer der Pfahlbau- und Terramarenbewohner; 2. die Funde aus den Wohngruben (fondi di capanne) und Grotten, die als Wohnungen und Grabstätten gedient haben. Die Pfahlbauten und Terramaren Oberitaliens sind nach Pigorini in zwei Gruppen zu trennen: 1. die westlichen in der Lombardei und in Piemont; 2. die östlichen im Gebiete der Veneter, in den Provinzen Mantua, Brescia, Cremona und in der Emilia. Die ältesten Pfahlbauten, der ersten Gruppe angehörig, müssen noch während der Dauer der aeneolithischen Kultur gegründet worden sein, da sich in den Fundgruppen derselben, besonders in den Nekropolen von Remedello und Fontanella, Analogiestücke finden. Freilich fehlen noch die Gräber zur ältesten Periode der Pfahlbautenkultur. Einem etwas weiter vorgeschrittenem Stadium gehören Gräber aus den Provinzen Mailand, Como und Bergamo an, die der jüngeren Gruppe der westlichen Pfahlbauten aus der Lombardei und Piemont parallel stehen. — Während nach Pigorini die ältesten Pfahlbauten über die Schweizer Alpen in die Provinz Como eingewandert und allmählich weiter westwärts vorgedrungen sind, rechtfertigt die östliche Gruppe der Pfahlbauten mit ihrem, im allgemeinen jüngeren Charakter und wegen ihrer greifbaren Beziehungen zum Donautieflande und auch zum jüngst bekannt gewordenen Pfahlbau von Donja Dolina an der Mündung der Save die Annahme zweier aufeinanderfolgenden Wanderungen von gleichartigen Stämmen. Da ihr Bestattungsritus, die Leichenverbrennung und die Beisetzung der verbrannten Gebeine in Tongefäßen, dem in der neolithischen und aeneolithischen Periode herrschenden Brauche der Beerdigung entgegengesetzt ist, sollen nach der von den Italienern angenommenen Theorie die zugewanderten, jüngeren Stämme von den Neolithikern ethnisch verschieden sein. Diese gehören der nicht-arischen, ibero-ligurischen Urbevölkerung an, jene sind die Arier.

Anders die bronzezeitlichen Hütten- und Höhlenbewohner, denen wir die zweite Gruppe der Denkmäler verdanken. In ihren Sitten und Gewohnheiten (Wohnart, Verwendung von altertümlichen Steingeräten, Beibehaltung der Leichenbestattung) verraten sie sich als Nachkommen der neolithischen Urbevölkerung, als Angehörige des ibero-ligurischen Stammes. Der Prozeß der Verschmelzung der beiden verschiedenen Bevölkerungselemente ist erst gegen Ende der Bronzezeit oder mit dem Beginn der Eisenzeit nach der Verallgemeinerung des Leichenbrandes vollzogen.

Sehr willkommen sind Colinis umfassende Vergleiche zwischen dem italienischen und dem ägäischen Kulturkreise. Mögen sie im einzelnen vielleicht noch anfechtbar sein, im allgemeinen geht daraus mit Sicherheit hervor: 1) die ältere Bronzezeit in Oberitalien ist gleichzeitig der vormykenischen Kultur von Troja (d. h. im allgemeinen 2. bis 5. Ansiedlung), Phrygien und den griechischen Inseln; 2) das Ende der Bronzezeit und den Übergang zum Eisenalter in Oberitalien charakterisieren die noch häufigeren Beziehungen zur ägäisch-mykenischen Kultur. Diese weiten Perspektiven, die auch für das Verhältnis der trojanischen zur mitteleuropäischen Kultur maßgebend sein müssen, schließen einen Zusammenhang Trojas mit der neolithischen „Bandkeramik" völlig aus.

Die Einflüsse der östlichen Gruppe der Pfahlbauten und Terramaren lassen sich noch weiter nach Süden verfolgen, zunächst in den mittelitalischen Marche. Die ältere, ibero-ligurische, Bevölkerung, die in den Provinzen Ancona und Pesaro durch Ansiedlungs- und Grabfunde gesucht wird, behält freilich ihre Wohnart und zum Teil sogar ihre Grabriten bei; sind doch noch in der ersten Eisenzeit in den picenischen Nekropolen reich ausgestattete Skelettgräber mit liegenden Hockern gefunden worden.

Auch in Unteritalien ist jetzt eine der nördlichen analoge Entwickelung gesichert. Quagliatis Untersuchungen von Scoglio del Tonno in Tarent ergaben eine den oberitalischen Terramaren entsprechende Anlage; in den oberen Schichten lagen importierte, mykenische Topfware und ein mykenisches Tonidol, Funde, die für die ganze Chronologie der Bronzezeit, nicht nur Italiens, sondern auch der nahestehenden mittel- und nordeuropäischen Kulturen von Bedeutung sein müssen. Der letzten Bronzezeit Unteritaliens oder dem Übergange zur Eisenzeit gehört die Nekropole von Timmari, Prov. Matera, an. Da sie Leichenbrand aufweist, schließen Pigorini und andere, daß die bronzezeitliche, arische Bevölkerung gegen das Ende der Bronzezeit bis ans Jonische Meer vorgedrungen sein müsse.

Wie in Nord- und Mittelitalien ist aber auch im Süden von den genannten Funden eine andere Gruppe von Altertümern abzusondern, die man den von den Ariern auch in diesen Gegenden angetroffenen Abkömmlingen der neolithischen Bevölkerung zuschreibt. Die Dekoration ihrer Keramik zeichnet sich aus durch Spiral- und Mäandermotive in Bandform, die neben einer einfachen, geradlinig-geometrischen Art besteht; sie wird begreiflicherweise zur Keramik von Butmir, Jablanica, Tordos und anderen „bandkeramischen" Stationen in Beziehung gesetzt. Da aber die Chronologie dieser ganzen Gruppe noch unsicher ist, wird man für eine Beurteilung derselben das Weitere abwarten müssen und darf auf eine von Colini selbst in Aussicht gestellte Bearbeitung der aeneolithischen Keramik Italiens gespannt sein.

Dr. Hubert Schmidt-Berlin.

291. K. v. Löwis: Vorgeschichtliche Gräber in Sawensee. Sitz.-Ber. d. Gesellsch. f. Gesch.- und Altertumsk. d. Ostseeprov. Rußlands 1902. Riga 1903. S. 99.

Sawensee liegt im Wendenschen Kreise in Livland, zu beiden Seiten der Ewst. Außer Einzelfunden (Bronzemesser mit Kette, Hufeisenfibel, drei Armringe mit Bandflecht- und Spiralornament, Fingerringe, breite und schmale Eisenbeile, eiserne Nadeln, sichelförmige Eisenmesser) fand sich ein unberührtes Skelettgrab 60 bis 70 cm unter der Erdoberfläche. Bei dem morschen Skelett lagen: ein Ledergürtel mit Bronzeschnalle, ein 38 cm langes Messer, Skramasax, ein Bronzearmring mit verbreiterten Enden und Bandflechtornament und ein

zweiter Armring mit unkenntlichem Ornament; in Höhe des Schädels eine Armspirale, beim Kopfe einige Topfscherben; in der Fußgegend eine 34 cm lange eiserne Speerspitze mit Angel, parallel zu letzterer eine 24 cm lange Lanzenspitze aus Eisen mit Tülle und Schaftresten darin. Außerdem zwei schmale Eisenbeile. — In einem in der nämlichen Gegend eröffneten 50 cm hohen runden Hügelgrabe fanden sich auf dem Schädel des 1 m unter der Erdoberfläche begrabenen Skeletts ein Kopfschmuck mit sechs Bronzespiralen, auf dem Rumpf ein Klapperblech in der bekannten länglichen Paralleltrapezform. In einigem Abstand von dem Skelett lagen zwei Bronzegewichte und ein Teil einer Wagschale. — Ein anderes rundes Hügelgrab daselbst ergab nur ein quer über das Skelett gehendes 20 cm langes Messer.

Die zutage geförderten Gräberfunde gehören alle der nach dem Jahre 800 beginnenden Periode an und sind nach der Lage der Fundstätten wie auch ihrem Alter nach als rein lettischer Herkunft anzusehen.

Auf die Skelette selbst scheint der Verfasser keinen besonderen Wert zu legen; jedenfalls sagt er nichts Näheres über ihre anthropologischen Besonderheiten. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

292. Robert Jaksch: Untersuchung eines Hügels in Oger (Livland). Sitz.-Ber. d. Gesellsch. f. Gesch.- und Altertumsk. d. Ostseeprov. Rußlands a. d. Jahre 1902. Riga 1903.

Bemerkenswert: Feuersteinsplitter, ein bisher in Livland noch seltener Fund. ›Mehrere der Steinsplitter zeigten unverkennbare Spuren stattgehabter Bearbeitung. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

293. E. Majewski: Wellenornament der neolithischen Keramik aus dem Süden des Königreichs Polen. (Poln.) Światowit Bd. V, p. 3 ff. **E. Majewski: Horizontale Wellenlinie als Ziermotiv der prähistorischen Keramik.** (Poln.) Ibidem. S. 17 ff.

Majewski hat an Fundorten im südlichen Teile des Königreichs Polen Gefäße mit Wellen-Schnur-Ornament entdeckt, das bisher nicht beobachtet worden ist. Dasselbe kommt auf demselben Gebiete vor, wo das allgemein bekannte Wellenornament des slavischen Burgwalltypus gefunden wurde, das aus geraden und wellenförmigen Linien besteht. Beigegeben sind 8 Abb.

Sehr ausführlich handelt Majewski über die Wellenlinien als Verzierung vorgeschichtlicher Keramik. Majewski konstatiert, daß sie in Europa in allen Epochen seit der neolithischen Zeit bis zur Gegenwart vorkommt. Sie steht in engster Beziehung zum geometrischen Ornament, doch ist sie auf ein engeres Gebiet angewiesen (s. die Kartenskizze S. 39). Sie verschwindet leicht, indem sie in Zickzack- und gezahnte Linien übergeht. Größere Bedeutung erlangt dieses Ornament erst zur Zeit, da die Töpferscheibe in Gebrauch kam, und zwar besonders bei den Slaven. Das Illustrationsmaterial ist sehr reich. *R. F. Kaindl-Czernowitz.*

294. A. Bydłowski: Grabstätten zu Nowosiółka. (Poln.) Światowit 1904. Bd. V, p. 59.

Bydłowski berichtet über 18 von ihm ausgegrabene Gräber im Dorfe Nowosiółka, Bezirk Lipowiec, Gouvernement Kiew. Die reichen Funde sind in zahlreichen Abbildungen wiedergegeben. Neben zahlreicher Bronze kommt Eisen und reicher Goldschmuck vor. Die dreikantige Pfeilspitze aus Bronze, die Bronzespiegel, deren Griffe in einen Tierkopf ausgehen usw., deuten an, daß wir es zum großen Teil mit Denkmälern der sogenannten skythischen

Kultur zu tun haben, die aber schon stark vom griechischen Einflusse ergriffen ist. Schlanke Amphoren, wie sie in Grab V gefunden wurden (Fig. 100), sind in Brandgräbern in Hliboka (Bukowina) ausgegraben worden, die aber nur spärliche Eisenfunde ohne Bronze ergaben. *R. F. Kaindel-Czernowitz.*

295. S. Tanaka, W. Hayashi u. G. Nonaka: Tabelle der Fundorte von Resten aus der Steinzeit in Japan. (Japan.) Hgb. v. anthropol. Institute der Univ. zu Tokyo. 3. Aufl., Tokyo 1901. 292 S. Taschenbuchformat.

Die Tabelle ist in der Weise gedruckt, daß in der obersten Reihe die genauen Ortsnamen der Funde, in der zweiten die Arten derselben, in der dritten die Berichterstatter sowie die Literatur und in der untersten noch die Nummernzahl angegeben sind. Die Gesamtzahl der bisherigen Fundorte beträgt **3466**. Aus der von den Verfassern gegebenen Zusammenstellung der Fundorte aus den verschiedenen Provinzen des japanischen Reiches geht hervor, daß nur noch in den Provinzen Wakasa, Shima, Iga, Tamba und auf den beiden Inseln Iki und Tsushima steinzeitliche Funde bisher nicht nachgewiesen sind.

In der ersten Auflage (1897) sind 1837 Orte, in der zweiten (1898) 2304 enthalten; hieraus kann man ersehen, welche Vermehrung der Fundorte inzwischen eingetreten ist. — In der Vorrede bespricht S. Tsuboi in Hauptzügen die Steinzeit im allgemeinen und gibt seine Ansicht über die Verfertiger dieser Steinzeitreste in Japan dahin ab, daß sie ein eskimoähnliches Volk (Koropokguru) gewesen seien. *Y. Koganei-Tokyo.*

296. S. Yagi, S. Makita u. S. Tamaki: Tabelle der Fundorte von Grabhügeln (Kofun) und Höhlen (Yokoana) in Japan, sowie von Gegenständen, welche aus diesem Zeitalter herstammen. (Japan.) Hgb. v. anthropol. Institute der Univ. zu Tokyo. 2. Aufl. 1903. 346 S. Taschenbuchformat.

In der Einleitung bemerkt S. Tsuboi, daß die protohistorischen Funde in Japan, im Gegensatz zu den Resten der Steinzeit, von den Vorfahren der gegenwärtigen Bewohner herstammen, daß in der Hauptsache aus diesem Zeitalter die Grabhügel (Kofun) und Höhlen (Yokoana), stammen und ihm die Magatama und Kudatama genannten Fundstücke (beides sind Schmucksachen aus Edelstein), Waffen, Pferdegeschirre, Spiegel, Tongefäße, Tonfiguren (Haniwa) angehören. Da Kofun am meisten charakteristisch für dieses Zeitalter ist, so wird dasselbe gewöhnlich als das des Kofun bezeichnet; manche nennen es nach den charakteristischen Gegenständen auch wohl die Periode des Chokutō (d. h. des geraden Schwertes) oder des Haniwa.

Der Anfang dieses Zeitalters muß sehr weit zurückliegen, über sein Ende aber ist man sich noch nicht ganz einig. Wenn man es aber bis in die Zeit vor 1200 bis 1300 Jahren verlegt, dürften sich keine großen Widersprüche erheben.

Die Einrichtung der Tabelle ist die gleiche wie bei der für die Steinzeit aufgestellten. Die Zahl der Fundorte beträgt im ganzen 3675.

Nur in acht Provinzen von Hokkaidō und in Formosa hat man somit bis jetzt nichts gefunden, sonst sind alle Provinzen des eigentlichen Japans vertreten. Die erste Auflage (1900) enthält nur 2737 Orte, die zweite hat also eine Zunahme von 938 erfahren. Eine Übersichtskarte, auf welcher die Fundorte eingezeichnet sind, und mehrere Abbildungen der Funde erleichtern die Orientierung in erheblichem Maße. *Y. Koganei-Tokyo.*

297. T. Shibata: Notes on an ancient sepulchre of Hiromi-mura, Mino. (Japan.) Journ. Anthr. Soc. Tokyo 1903. Nr. 202, p. 131—143.

Über die Grabhügel in der Provinz Mino besitzen wir schon zahlreiche Berichte. Der Hügel, von dem hier die Rede ist, wurde zwar schon einmal ausgegraben und das Ergebnis der Ausgrabung publiziert. Verfasser hat aber denselben von neuem, und zwar gründlich, untersucht. Er beschreibt genau seine Beschaffenheit, namentlich die Form und den Bau der Grabkammer, sowie die daraus zutage geförderten Beigaben und deren Lageverhältnisse.

Die Grabbeigaben bestehen in zwei runden Spiegeln, zwei Beilen, mehreren geraden Schwertern, zwei hakenkreuzförmigen Svastica-Bronzescheiben und mehreren aus Stein verfertigten Gegenständen von merkwürdiger Form, deren Anwendungsweise und Bedeutung noch nicht klar ist (wohl zu unterscheiden von den Steingeräten aus der Steinzeit!). Bemerkenswert für diesen Grabhügel ist die Tatsache, daß die Grabkammer nicht, wie gewöhnlich, aus Steinen aufgebaut, sondern einfach durch Ausgraben des felsigen Bodens hergestellt ist, daß sie verhältnismäßig schmal und lang ist, daß keine Decksteine für die Grabkammer, keine Gebeine und keine Schmucksachen (aus Edelstein, wie Magatama usw.) vorhanden und daß die Grabbeigaben von ungewöhnlicher Art sind. *Y. Koganei-Tokyo.*

298. S. Tsuboi: On the investigation of human images from anthropological point of view. (Japan.) Journ. Anthr. Soc. Tokyo 1903. Nr. 204, p. 226—230.

Nach einer allgemeinen Betrachtung über die Wichtigkeit der Untersuchungen menschlicher Figuren in der Anthropologie überhaupt, über die verschiedenen Zwecke ihrer Herstellung, sowie über die Rohmaterialien verschiedenster Art, welche dabei zur Verwendung kommen, unterscheidet der Verfasser unter den alten menschlichen Tonfiguren, welche in verschiedenen Orten Japans gefunden wurden, zwei verschiedene Formen: die einen, welche von den Vorfahren der Japaner herstammen und in der Peripherie alter Grabhügel (Kofun) gefunden werden, Haniwa-dogū (d. h. Haniwa-Tonfiguren) genannt, und die anderen, welche einem vorjapanischen Steinzeitvolke angehören und in Muschelhaufen (Kaizuka) gefunden werden, Kaizuka-dogū (d. h. Tonfiguren aus Muschelhaufen) genannt. Daß die ersteren als Ersatz für die Menschenopfer um das Grab aufgestellt werden, ist schon allgemein bekannt, und daß die letzteren religiöse Bedeutung haben, läßt sich aus verschiedenen Umständen vermuten. — Obwohl so verschieden die Zwecke der Verfertigung menschlicher Figuren sind, so steht doch unzweifelhaft fest, daß jede derselben die körperlichen Eigenschaften und die Tracht des betreffenden Volkes wiedergibt.

Die Haniwa-Tonfiguren lassen sich in zwei Gruppen einteilen. 1. Gruppe: Mit verschiedenen Kopfbedeckungen versehen, am Gesicht bisweilen ein Bart angezeichnet, Mammalgegend nicht vorgewölbt, gewöhnlich mit Kriegsrüstung versehen, Oberkleid reicht nur bis zum Oberschenkel. 2. Gruppe: Ohne Kopfbedeckung und das Haar in verschiedenen Formen tragend, ohne Bart, Mammalgegend häufig vorgewölbt, stets ohne Kriegsrüstung, Oberkleid bis zum Unterschenkel herabreichend. Ohne Zweifel weist die erste Gruppe auf Männer, die zweite auf Frauen hin. Da nun diese Figuren die Bedeutung von Menschenopfern haben, so stellen sie wohl nur Erwachsene dar. — Für die Tonfiguren aus Muschelhaufen sind gleichfalls zwei Gruppen zu unterscheiden. 1. Gruppe: Haarknoten einfach, Mammalgegend wenig vorgewölbt.

2. Gruppe: Haarknoten kompliziert, Mammalgegend stark vorgewölbt. Die der ersten Gruppe bedeuten männliche, die der zweiten weibliche Personen; auch hier handelt es sich wahrscheinlich um Erwachsene. — Vorläufig will Verfasser nur auf die hohe Bedeutung der Untersuchung der Tonfiguren für die Erforschung der körperlichen Eigenschaften und der Tracht des Altjapaners, bzw. der Steinzeitmenschen hingewiesen haben, ohne sich auf weitere Folgerungen einzulassen. *Y. Koganei-Tokyo.*

B. Literatur-Übersicht des Jahres 1904.

(Fortsetzung.)

I. Anthropologie.

Alsberg, Moritz, Erbliche Entartung bedingt durch soziale Einflüsse. Verhandl. d. Ges. deutsch. Naturf. u. Ärzte, 75. Vers. 1903. Leipzig 1904, S. 183—187.

Ammon, O., Beiträge zur Erforschung der Vererbung und Auslese beim Menschen. Naturw. Wochenschrift III, S. 23.

Bartels, P., Untersuchungen und Experimente an 15000 menschlichen Schädeln über die Grundlagen und den Wert der anthropol. Statistik. Zeitschr. f. Morph. VII, S. 81—132.

Bartels, P., Über ein Os praebasioccipitale, Sergi (Os basioticum, Albrecht) an einem Chinesenschädel. Zeitschr. f. Ethnol. XXXVI, S. 147—152.

Bergonzoli, La fossetta occipitale media nei pazzi e nei pazzi epilettici. Arch. di psich. XXV, p. 43—49.

Blasio, de, La secrezione lattea nei pederasti passivi. Arch di psich. XXV, p. 152—154.

Blasio, A. de, Un microtatocefalo frai microcefali. Riv. mens. di psich. VII, p. 19—21.

Blasio, A. de, Urantropo sanguinario. Riv. mens. di psich. VII, p. 12—19.

Bölsche, W., Die Abstammung des Menschen. Stuttgart, Frankh.

Bolk, L., Over een belangwekkenden vorm van minimus bifidus, en over het ontstaan van polydaktylie in het algemeen. Weekbl. v. h. Nederl. Tijdschr. v. Geneeskd. 8, p. 391—396.

Bouin, P. et Ancel, P., Sur le déterminisme des charactères sexuels secondaires et de l'instinct sexuel. Compt. rend. de la Soc. de biol. Febr. 27.

Bunge, G. v, Alkoholismus und Degeneration. Arch. f. pathol. Anat. CLXXV, S. 185—198.

Brialmont, Zur Bevölkerungszunahme und deren Folgen für die Zukunft. Übersetzt v. J. Rütgers. Zürich, Grütli. 8°. 24 S.

Driesmans, Heinrich, Galton contra Malthus. Die Umschau (Frankfurt a. M.) VIII, 14, S. 261—265.

Duncker, G., Symmetrie und Asymmetrie bei bilateralen Tieren. Arch. f. Entwickelungsmech. XVII, 1, S. 1—682.

Ehrenfels, Ch. v., Zur Frage des Selektionswertes kleiner Variationen, dazu E. Plate. Arch. f. Rass.- u. Ges.-Biol. I, 2, S. 190—197.

Estense, B. G. Salvatico, Donne uomini, contributo allo studio della omosessualità, Riv. mens. di psich. VII, p. 1—12.

Fischer, V., Der Gang des Menschen. 5: Die Kinematik der Beinschwingungen. Abhandl. d. Königl. Sächs. Ges. d. Wissenschaften, math.-phys. Kl., XXXVIII, 5.

Forel, A., Über Polymorphismus und Variation bei den Ameisen. Zool. Jahrb. VII, Suppl., S. 571—586.

Grassi e Munaron, Ricerche preliminari dirette a precisare la causa del gozzo e del cretinismo endemico. Atti d. R. Accad. d. Linc. Rendic., Cl. d. sc. fis. XIII, 2, p. 57—65.

Giuffrida-Ruggeri, Una spiegazione dei gergo dei criminali al lume dell' etnografia comparata. Arch. di psich. XXV, p. 26—33.

Grotjahn, A., Industriestaat und körperliche Depravierung. Med. Reform XII, S. 84—86.

Hartel, F. P., Die Bedeutung des Darwinschen Selektionsprinzipes. Pol.-Anthr. Rev. II, 12, S. 925—929.

Herrmann, W., Auftreten des Mongolenfleckes. Zeitschr. für Ethnol. XXXVI, S. 137.
Hesse, A., Natur und Gesellschaft. Eine kritische Untersuchung der Bedeutung der Deszendenztheorie f. d. soziale Leben. 234 S. Jena, G. Fischer.
Holmes, S. J., The problem of the form regulation. Arch. f. Entwickelungsmech. XVII, 2 u. 3, S. 265-305.
Hoppe, E., Natur und Offenbarung. Eine Untersuchung über die Weltstellung des Menschen. 2. erw. Aufl. VIII, 238 S. Hannover, Hahn.
Jarricot, Les dégénérés et la détermination de la taille par les procédés ostéométriques. Arch. d'anthr. crim. XIX, p. 127—136.
Kidd, Walter, Note on the eyebrows of man, p. 3—7. Proc. of the anat. Soc. of Gr. Britain, Nov. 1903, p. 3—7.
Kiernan, S. G., Mixoscopic adolescent survivals in art, literature and pseudoethics. Alienist and Neurologist XXV, 1, p. 1—7.
Kolster, R., Über Längenvariationen des Oesophagus und deren Abhängigkeit vom Alter. Zeitschr. f. Morph. VII, 1, S. 1—21.
Kraus, O., Über den Einfluß des Korsetts auf die somatischen Verhältnisse. Wien. med. Wochenschr. LIV, S. 333—340 und 378—386.
Krisis des Darwinismus, Vorträge und Besprechungen über die —. Leipzig, Joh. A. Barth.
Ladenburg, A., Über den Einfluß der Naturwissenschaften auf die Weltanschauung. Verhandl. d. Ges. deutsch. Naturf. und Ärzte, 75. Vers., S. 29—43.
Laidlaw, P. P., The varieties of the os calcis. Journ. of anat. XXXVIII, 2, p. 133—143.
Lanz-Liebenfels, Anthropozoon biblicum. Vierteljahrsschr. f. Bibelkunde I, 3.
Leche, W., Über Zahnwechsel bei Säugetieren im erwachsenen Zustande. Zoolog. Anzeiger XXVII, S. 219—222.
Lombroso, C., Der Einfluß von Rasse und Freiheit auf das Genie. Polit.-Anthropol. Revue II, 12, S. 948—950.
Michaelis, R., Die erbliche Beanlagung bei der menschlichen Tuberkulose nach eigenen Beobachtungen. Arch. f. Rass.- u. Ges.-Biol. I, 2, S. 198—209.
Mies, J. und **Bartels, P.**, Über die größte Breite des menschlichen Hirnschädels. Zeitsch. f. Morph. VII, S. 63—80.
Miller, W. D., Notizen über die Wurzeln der Zähne. Deutsch. Monatsschr. für Zahnheilkunde XXII, S. 65—71.
Neugebauer, v., Mann oder Weib? Sechs eigene Beobachtungen von Scheinzwittertum und „Erreur de sexe" a. d. J. 1903. Zentralbl. f. Gynäkol. XXVIII, 2, S. 33—51.
Niewen, H. v., Ursachen und Zwecke in der Natur (Kausalität und Finalität). Neuland des Wissens I, 11, S. 97—106.
Plate, C., Prof. Dr. Reinkes Einleitung in die theoretische Biologie. Arch. f. Rass.- u. Ges.-Biol. I, 2, S. 161—189.
Plötz, A., Bedeutung des Alkohols für Leben und Entwickelung der Rasse. Arch. f. Rass.- u. Ges.-Biol. I, 2, S. 229—253.
Rabl, C., Über die züchtende Wirkung funktioneller Reize. 8°, 44 S. Leipzig, Engelmann.
Rabaud, E., Les stigmates anatomiques de la dégénérescence mentale. Rev. de l'écol. d'anthr. XIV, p. 33—49.
Reisert, Veränderungen am Kiefergelenk 2000 Jahre v. Chr. und jetzt. Deutsche Monatsschr. f. Zahnheilkunde XXII, S. 71—75.
Sanna-Salaris, La delinquenza negli alienati sardi. Arch. di psich. XXV, p. 11—25.
Schlosser, M., Zoologie. Literaturbericht f. 1902. Arch. f. Anthr. XXVIII, Suppl., S. 117—138.
Schwalbe, G., Über die Vorgeschichte des Menschen. Verhandl. d. Ges. deutsch. Naturf. u. Ärzte, 75. Vers. 1903, I, S. 163—182.
Smith, G. Elliot, A note on an exceptional human brain, presenting a pithecoid abnormality of the Sylvian region. Journ. of anat. XXXVIII, 2, p. 158—161.
Smith, G. Elliot, The fossa parieto-occipitalis. Journ. of anat. XXXVIII, 2, p. 164—169.
Smith, G. Elliot, The morphology of the occipital region of the cerebral hemisphere in man and the aper. Anat. Anzeig. XXIV, 16/17, S. 436—451.
Steinmetz, S. R., Der Nachwuchs der Begabten. Zeitschr. f. Sozialwissensch. VII, 1, S. 1—25.
Stolyhwo, K., Spy-Neanderthaloide. (Poln.) Swiatowit V, p. 92.
Tovo, C., Deformità congenita per influenza psichica nella gravidanza. Arch. di psich. XXV, p. 149—152.

Woltmann, L., Rasse und Genie. Pol.-Anthr. Rev. II, 12, S. 964—970.
Zaleski, Come possa l'antropologia criminale rivelare la colpevolezza o l'innocenza di un uomo anche dello scheletro. Arch. di psich. XXV, p. 1—10.
Zander, R., Riesen und Zwerge. Naturw. Wochenschr., N. F. III, 25, S. 385—390.
Ziemand, B., Nicolaus Venette, der älteste Vorläufer Schenks in der neueren Zeit. Med. Rundschau, S. 26—27.

II. Ethnologie und Ethnographie.

Allgemeines.

Achelis, Th., Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft. 163 S. Leipzig, G. J. Göschen.
Aßmann, E., Das Floß der Odyssee, sein Bau und sein phoinikischer Ursprung. 31 S. m. Abb. Berlin, Weidmann.
Beckenhaupt, C., Bedürfnisse und Fortschritte des Menschengeschlechtes, Leben, Nahrung, Produktion und Geisteskultur in ihren Grundlagen und Zielen im Rahmen der Weltentwickelung. Heidelberg, Winter. 8°, XII, 287 S.
Bornhak, C., Der Einfluß der Rasse auf die Staatsbildung. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biol. I, 2, S. 254—265.
Burg, van der, Contribution à l'étude de la pathologie des races humaines. Janus IX, p. 43—53.
Farnell, Lewis R., Sociological hypotheses concerning the position of women in ancient religion. Arch. f. Religionswissenschaft VII, S. 70—94.
Frobenius, L., Geographische Kulturkunde. Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten. T. I—IV. Afrika, Ozeanien, Amerika, Asien. Leipzig, Fr. Brandstetter.
Gallenkamp, W., Wie entstanden die Münzen (China)? Umschau VIII, 14, S. 268—270.
Günther, S., Ziele, Richtpunkte und Methoden der modernen Völkerkunde. VII, 52 S. Stuttgart, F. Enke.
Heim, A., Einige Bemerkungen, betreffend die Wünschelrute. Vierteljahrsschr. d. Naturf. Ges. z. Zürich XLVIII, S. 287—306.
Krämer, H., Die Abstammung des Bernhardiners. Globus LXXXV, 7, S. 105—108; 8, S. 115—122; 11, S. 171—174; 12, S. 184—188.
Lasch, Die Landwirtschaft der Naturvölker. Zeitschr. f. Sozialwissensch. VII, 1, S. 25—47; 2, S. 27—115; 3, S. 191—197 und 4, S. 248—264.
Meyer, J. G., Rasse und Nation. Neuland der Wissensch. I, 12, S. 121—128.
Preuß, J., Waschungen und Bäder nach Bibel und Talmud. Wien. med. Wochenschrift LIV, S. 83, 137, 186, 327, 397 ff.
Preuß, K. Th., Religionen der Naturvölker. Arch. f. Religionswissensch. VII, S. 232—263.
Richel, A., Völkerkunde. Literaturbericht für 1902. Arch. f. Anthr. XXVIII, Suppl., S. 31—116.
Sarasin, F., Bericht über die Sammlung für Völkerkunde des Baseler Museums f. d. Jahr 1903. Verhandl. d. Naturf. Ges. in Basel XV, 2, S. 361—371.
Schweiger-Lerchenfeld, Am. v., Die Frauen des Orients. 792 S. Wien, A. Hartleben.
Thomas, The origin of marriage prohibition, Man, Jan.
Wachter, W., Das Feuer in der Natur, im Kultus und Mythus, im Völkerleben. VII, 166 S. Wien, A. Hartleben.
Wernle, P., Die Anfänge unserer Religion. 2. Aufl., 8°, XX, 514 S. Tübingen, Mohr.
Wettstein, R. v., Die Entstehung der Rassen. Wien. klin. Rundschau XVIII, 1, S. 7—9 und 2, S. 25—27.
Zeitliche und räumliche Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte der Menschheit. Pol.-Anthr. Rev. II, 12, S. 940—948.

Europa.

Aranzadi, Antropometria de las colonias escolares de Bilbao. Gac. méd. del Norte X, 10, p. 40—46.
Berger, Zum Hexen- und Vampyrglauben in Nordmähren. Zeitschr. d. deutsch. Vereins f. d. Gesch. Mährens und Schlesiens VII, S. 204—224.
Berneker, E., Das russische Volk in seinen Sprichwörtern, I. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskd., S. 75—87.

Bielenstein, Das Kochen und der Kesselhaken der alten Letten. Globus LXXXV, 12, S. 181—183.
Bruinier, J. W., Das deutsche Volkslied. 2. Aufl. 156 S. Leipzig, B. G. Teubner.
Bünker, J. R., Das Széklerhaus. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskd., S. 105—114.
Dumont, A., La masculinité des départements méditerranées. Rev. de l'école d'anthrop. XIV, p. 50—52.
Folmer, H. C., De volkomen overunstemming in anthropologisch type tuschen de vroegste bewoners langs de Nordzee-Kusten met de andere Germaansche stammen uit het Merovingische tijdvak. Handl. v. d. Nederl. anthr. Vereeng. I, 1, p. 26—32.
Giuffrida-Ruggeri, I dati dell' antropologia e il criterio cronologico a proposito dei Siculi e degli Hethei-Pelasgi. Riv. di storia ant. VIII, 1.
Grajnert, J., Ethnographische Notizen über das Dorf Topoli (Gouvernement Kalisch [polnisch]). Wisła XVII, 6, p. 649.
Hedinger, A., Die Ligurer. Fundber. aus Schwaben. XI, S. 74—86.
Kanitz, F., Das Königreich Serbien und das Serbenvolk von der Römerzeit bis zur Gegenwart. I. Land und Bevölkerung. 655 S. mit Abb. Leipzig, B. Meyer.
Krček, F., Nachträge zur polnischen Sprichwörtersammlung (Ksiega pzzyslów) von S. Adalberg (poln.). Wisła XVII, 6, p. 711.
Krause, R., Volksdichte und Siedelungsverhältnisse der Insel Rügen. VIII. Jahresbericht d. Geogr. Ges. in Greifswald, S. 37—110.
Meyer, Hugo Elard, Indogermanische Pflügebräuche. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskd., S. 1—18.
Negelein, J. v., Makedonischer Seelenglaube und Totenkultus. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskd., S. 19—35.
Roßmäßler, F., Völkerkundliche Skizzen aus dem Gebiete der Wolga und des Kaukasus. Deutsche Geogr. u. Statist. XXVI, S. 199—205.
Rumełówna, A., Ethnographische Mitteilungen aus dem Gebiete des Flüßchens Kossówka. Wisła XVII, 6, p. 688.
Schnippel, Brettchenweberei in Rußland. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 137—138.
Szukiewicz, Verzierte Kreuze im Gouvernement Wilna. (Poln.) Wisła XVII, 6, p. 699.
Tikkanen, J. J., Die dekorative Kunst in Finnland. Finnländ. Rundschau II, S. 276—284.
Török, A. v., Über einen neueren Fund von makrokephalen Schädeln aus Ungarn. Zeitschr. f. Morph. VII, S. 142—201.
Wawrzeniecki, M., Volkstümliche Baukunst und Verzierung der Bauten. (Poln.) Wisła XVII, 6, p. 695.
Wenden, die, in Sachsen. Globus LXXXV, 8, S. 126—127.
Wissowa, G., Die Anfänge des römischen Larenkultus. Arch. f. Religionswissenschaft VII, S. 42—57.
Wright, Wm., Skulls from the round barrows of East Yorkshire. Journ. of anat. XXXVIII, 2, p. 119—132.
Zell, F., Bauerntrachten aus dem bayerischen Hochland. 30 Tafeln mit illustr. Text. München, Vereinigte Kunstanstalten.

Asien.

Adachi, B., Häufigeres Vorkommen des Musculus sternalis bei Japanern. Ztschr. f. Morph. VII, S. 133—141.
Annandale, The dynastic genius of Siam. Man, Febr.
Becker, C. H., Panislamismus. Arch. f. Religionswissensch. VII, S. 169—192.
Belck, W., Die Kelischin-Stele und ihre chaldäisch-assyr. Keilinschriften. 1 Karte u. 3 Taf., 74 S. Anatole, Ztschr. f. Orientforschg. 1. Freienwalde, M. Rüger.
Bezold, C., Babylonisch-assyrische Religion. Arch. f. Religionswissensch. VII, S. 193—211.
Chalatianz, B., Die iranische Heldensage bei den Armeniern. I. Ztschr. d. Ver. f. Volkskd., S. 35—47.
Delitzsch, Fr., Babel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick. 75 S. Stuttgart, Deutsch. Verlagsanstalt.
Fridolin, J., Tschuktschenschädel. Arch. f. Anthr. XXVIII, Suppl., S. 1—17.
Hart, H., Lao-tse. Der Tag, illustr. Beilage 93 und 95.
Heryey, The legends of Bukil Dato' Bàtu Gèdong. Man, Febr.
Iwasaki, Koj., Das japanische Eherecht. 64 S. Leipzig, Roßberg.
Kate, ten, Noch einmal zur „Psychologie der Japaner". Globus LXXXV, 14, S. 226—227.

Matignon, J. J., Le Bouddha tartare mandchou de la reproduction. Arch. d'anthr. crim. XIX, 123, p. 210.
Müller, F. W. K., Ethnologische Objekte aus Japan. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 144—145.
Munzinger, C., Japan und die Japaner. 174 S. Stuttgart, D. Gundert.
Oldenberg, H., Indische Religion. Arch. f. Religionswissensch. VII, S. 212—231.
Schmidt, R., Liebe und Ehe im alten und modernen Indien. VII, 571 S. Berlin, H. Barsdorf.
Sojoten, die, Globus LXXXV, 8, S. 127.
Steiner, L., Über multiple subkutane harte fibröse Geschwülste bei den Malaien. Arch. f. Schiffs- u. Trop.-Hyg. VIII, S. 156—159.
Stockum, A. J. van, Verslag van de Saramacca-expeditie (Suriname). Tijdschr. v. h. K. Nederl. Aardrijksk. Genootschap, Ser. 2, XXI, 1, p. 88—122; 2, p. 227—310.
Stratz, C. H., Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner. Mit 112 Abb. und 4 farb. Taf. 2. Aufl. X, 196 S. Stuttgart, Enke.
Teloni, B., Documenti giuridici di Babilonia. Riv. ital. di sociol. VII, p. 517—532.
Wellhausen, J., Zwei Rechtsriten bei den Hebräern. Arch. f. Religionswissensch. VII, S. 33—41.
Westenenk, L. C., Simaloer. Bijdrage tot de Kennis van dit eiland (im Westen von Nordsumatra). Tijdschr. v. h. K. Nederl. Aardrijksk. Genootschap, Serie 2, XXI, 1, p. 65—87.
Zarema, R. W. v., Die Heilkunde in China. Janus IX, S. 103—116.

Australien.

Forster, Das Muskelsystem eines männl. Papua-Neugeborenen. Abhdl. d. K. Leop.-Car. Akad. d. Naturf. LXXXII, S. 1—140.
Gray, A., Maori flageolet. Man, Jan.
Haddon, Drawings by natives of British New-Guinea. Man, März.
Hisgen, P. E., Schilderungen über die Insel Watom (bei Nord-Neu-Pommern). Mtshft. zu Ehren Unserer Lieben Frau vom hlst. Herzen Jesu XXI, 3., S. 109—114.
Kleintitschen, P. A., Die Katechetenschule in Vuna und Pope (Gazellehalbinsel, Neu-Pommern). Mtshft. zu Ehren Unserer Lieben Frau vom hlst. Herzen Jesu XXI, 1, S. 11—16; 2, S. 55—62.
Mathews, R. H., Language, organization and initiation ceremonies of the Kogai tribes, Queensland. Ztschr. f. Ethnol. XXXVI, S. 28—38.
Rascher, Die Sulka, ein Beitrag zur Ethnographie von Neu-Pommern. Arch. f. Anthr. N. F. I, S. 209—235.
Western Australian aboriginal place names. Sience of man VI, 12, p. 181—185; VII, 1, p. 7—11.

Afrika.

Davids, J., Über die Pygmäen am oberen Ituri. Globus LXXXV, 8, S. 117—119.
Gentz, Die Ovambos (Deutsch-Südwestafrika). Globus LXXXV, 13, S. 205—208.
Hippolyte-Boussac, P., L'Hippopotame dans l'Égypte ancienne. Rev. scientif. I, 14, p. 425—427.
Köhler, A., Verfasssung, soziale Gliederung, Recht und Wirtschaft der Tuareg. 64 S. Geschichtl. Untersuchungen II, 1. Gotha, Perthes.
Lüdtke, W., Brettchenweberei in Karthago. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 106—107.
Martin, Notes on some native objects from Northern Nigeria. Man, Febr.
Raum, Über angebliche Götzen am Kilimandscharo, nebst Bemerkungen über die Religion der Wadschagga und die Bantuneger überhaupt. Globus LXXXV, 7, S. 101—105.
Strzygowski, J., Koptische Kunst. Catalg. gén. d. antiq. égypt. d. musée du Caire. XII. Leipzig, K. W. Hiersemann.
Studien zur Paläographie und Papyruskunde. III., hrsg. v. Dr. C. Wessely. IV, 136 S. Leipzig, E. Avenarius.

Amerika.

Avila, Gil Gonz. d', Guerra de los Chichimecas (concl.). An. d. Mus. Nac. de Mexico. I, 4, p. 159—171.
Burgeo, Fr. de, Palaestra historial (contin.). Biblioth. Mexic., hist. y ling. III, p. 63—78.
Coville, Fr. Vernon, Wokas, a primitive food of the Klamath Indians. Rep. of the Unit. Stat. Nat. Mus. f. 1902, p. 725—739.

Dalton, On än inscribed wooden tablet from Easter Island. Man, Jan.
Förstemann, Die Lage der Ahaus bei den Mayas. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 139—141.
Gonzáles, L., Noticias de Bernal Diaz del Castillo. Bol. d. Mus. Nac. de México I, 8, p. 275—279.
K., v., Eine neuentdeckte prähistorische Stadt in Guatemala. Umschau VIII, 9, S. 173—175.
León, N., Los Tarascos (contin.). Bol. d. Mus. Nac. de México I, 7, p. 237—253, und 8, p. 257—273.
León, N., Un objeto pagano con simbolo cristiano. Nota de etnolog. mexic. Bol. d. Mus. Nac. de México I, 7, p. 253—254.
Mazzarella, G., Le costumanze giuridiche di alcune populazioni dell' America settentrionale. Riv. ital. d. sociol. VII, p. 636—645.
Muller, H. P. N., The Mitla-ruins and the Mexican natives. Handl. v. d. Nederl. anthr. Vereeng. I, 1, p. 15.
Philippi, R. A., Über die Nationalität der Südamerikaner, besond. d. Chilenen. Globus LXXXV, 8, S. 126.
Schellhas, P., Die Göttergestalten der Mayahandschriften. 2. Aufl., mit 1 Tafel und 65 Abb, 42 S. Berlin, A. Asher & Co.
Vetancurt, Fr. A. de, Arte de lengua mexicana (contin.). Biblioth. Mexic. hist. y ling. III, p. 575—590.

III. Urgeschichte.

A guide to the antiquities of the bronze age in the depart. of Brit. and mediaeval antiquities in the British Museum. London, Br. Museum.
Alsberg, M., Die ältesten Spuren des Menschen in Australien. Gobus LXXXV, 7, S. 108—112.
Andree, R., Feuersteinknollen vom Wohlenberge. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 107—108.
Ausgrabungen in Cremlingen und Querum bei Braunschweig. Nachr. ü. d. Altertsfd. XV, 1, S. 13—14.
Bach, M., Fundchronik d. J. 1903. Fundber. a. Schwaben, XI, S. 1—6.
Bethe, E., Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik. 13 S. m. 1 Kartenskizze. Leipzig, B. G. Teubner.
Bołsunowski, K., Die symbolischen Zeichen auf d. Bleiplomben (Schluß) (poln.). Swiatowit V, p. 94.
Börzönyi, A., Friedhof zu Györ aus dem hohen Mittelalter (ung.). Arch. Értes. XXIV, I, p. 15—41.
Busse, H., Vorgeschichtl. Wohnstätten bei Biesental, Kr. Ober-Barnim. Nachr. ü. d. Altertsfd. XV, 1, S. 11—13.
Bydłowski, A., Die Gräber zu Nowosiółka, Distr. Lipowiec (poln.). Swiatowit V, p. 59.
Capitan, L., Etude des silex recueillis par M. Amélineau dans les tombeaux archaïques d'Abydos (Égypte). Rev. d. l'École d'anthrop. XIV, p. 89—98.
Chatellier, P. du, Nouvelles découvertes confirmant un âge de cuivre en Armorique. L'Homme préh. II, 3, p. 72—73.
Chauvet, G., Deux excursions en Périgord. Périgueux-Grottes de Teyat. 1903. Bull. d. l. Soc. archéol. de la Charente 1904/05, 12 p.
Chauvet, G., Vieilles lampes Charentaises. Bull. d. l. Soc. archéol. de la Charente 1904/05, 15 p.
Clinch, Coldrum, Kent, and its relation. Stonehenge. Man, Febr.
Credner, R., Das Eiszeitproblem. Wesen und Verlauf d. diluvialen Eiszeit. VIII. Jahresber. d. Geogr. Ges. in Greifswald, S. 1—16.
Czarnowski, G. J., Ein Schädel aus Oborgoko Wielkis auf d. linken Ufer des Prondnik bei Ojcou (poln.). Swiatowit V, p. 89.
Darnay, C. v., Hallstattzeitliche Funde zu Somlyó (ung.). Arch. Értes. XXIV, 1, p. 71—76.
Debruge, La station préhistorique de Canneville, près Creil (Oise). L'Homme préh. II, 3, p. 74—77.
Denise, Incinérations préhistoriques à Parmain (Seine-et-Oise). L'Homme préh. II, 3, p. 81—83.
Die Gräberfunde im Benzenloch. Nachr. ü. d. Altertsfd. XV, 1, S. 10—11.
Domnik, E., Prähist. Funde i. Kr. Beeskow-Storkow. Nachr. ü. d. Altertsfd. XV, 1, S. 16.

Dragendorff, Die neuesten Ausgrabungen bei Haltern. Korrespdzbl. d. Ges.-Ver. d. deutsch. Gesch.-Ver. LII, 2, Sp. 68—70.
Finály, G. v., Der „limes dacicus" und der befestigte Hügel von Pogujor (ung.). Arch. Értes. XVIV, 1, p. 9—15.
Gasser, A., Résultats des fouilles dans les tumulus de Mantoche. La Feuille des jeunes Natural. Febr.
George, A copper celt from Staple Fitzpaine, Somerset. Man, Jan.
Götze, Das vorgeschichtliche Thüringen. Korrespdzbl. d. Ges.-Ver. d. deutsch. Gesch.-Ver. LII, 2, Sp. 61—68.
Götze, Hügelgräber der römischen Zeit v. Selgenau, Kr. Posen. Nachr. über die Altertsfd. XV, 1, S. 3—5.
Götze, A., Monolithgräber. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 112—114.
Götze, A., Slawische Hügelgräber bei Rowen, Kr. Stolp. Nachr. ü. d. Altertsfd. XV, 1, S. 15.
Götze, A., Böschungsmesser. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 115—117.
Gundermann, Römische Bildwerke an der Belsener Kapelle. Fundber. a. Schwaben XI, S. 65—73.
Hauthal, Die Bedeutung der Funde in der Gryphotheriumhöhle bei Ultima Esperanza (Südwestpatagonien) in anthropol. Beziehung. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 119—134.
Hertlein, F., Der Burgstall bei Finsterlohr, ein gallisches Oppidum. Fundber. aus Schwaben XI, S. 7—21.
Jahresbericht der Altertumsgesellschaft Insterburg für 1903. Erwerbungen. S. 21—33.
Karo, G., Altkretische Kultstätten. Arch. f. Religionswissensch VII, S. 117—156.
Klaatsch, Sammlung fossiler Knochen aus der Heinrichshöhle bei Sundwig. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 117—119.
Kofler, Ein eigentümliches Hügelgrab aus der Bronzezeit (Kranichstein). Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 108—112.
Kugler, A., Der Schatz von Darufalva, Kom. Sopron (ung.). Arch. Értes. XXIV, 1, p. 41—47.
Labrie, J., Un nouveau type de grattoir-burin. Rev. de l'École d'anthrop. XIV, p. 53—54.
Lacouloumère, G. et Baudouin, M., Les mégalithes de Brétignolles. Paris, C. Reinwald.
Lang, The problem of the painted pebbles of Mas d'Azil. Man, März.
Lemke, E., Vorgeschichtliche Funde in Siebenbürgen. Nachr. ü. d. Altertsfd. XV, 1, S. 6—10.
Lènez, Notice sur la Station préhistorique d'Aïn-Sefra (Sud-Oranais). L'Homme préh. II, 4, p. 97—115.
Les grottes du Paradon (Gard). L'Homme préh. II, 4, p. 119—120.
Lewis, The Coldrum monument. Man, März.
Lüdemann, K., Das Gräberfeld von Kricheldorf, Kr. Salzwedel, Prov. Sachsen. Arch. f. Anthr., N. F. I, S. 236—253.
Lüdemann, Neolith. Funde von Krichelsdorf (Kr. Salzwedel). Nachr. über die Altertsfd. XV, 1, S. 1—3.
Majewski, E., Die prähistorischen Altertümer des Distrikts Stopnica, Gouvernem. Kielce. II (poln.). Swiatowit V, p. 111.
Majewski, E., Wellenornament d. neolith. Keramik aus dem Süden des Königreichs Polen. — Horizontale Wellenlinie, als Ziermotiv der prähistor. Keramik (poln.). Swiatowit V, p. 3 u. 17.
Mahler, Ed., Die Ausgrabungen zu Nippur (ung.). Arch. Értes. XXIV, 1, p. 1—8.
Mallet, A., La station de Palaiseau-Villebon (Seine-et-Oise). L'Homme préh. II, 3, p. 66—71.
Maute, Th., Vorgeschichtliche Grabsteine. Blätt. d. Schwäb. Albver. 1.
Mehlis, Eine zweite neolithische Ansiedelung im Hasslocher Walde u. ihre Keramik. Globus LXXXV, S. 189—190.
Montelius, O., Solens Hjul och det Kristna Korset (Das Sonnenrad und das christliche Kreuz). Nordisk Tidskrift, p. 1—16.
Müller, S., Solbilledet fra Trundholm. Nord. fortidsmind. I, 1, p. 303—325.
Müller, S. u. Neergard, C., Danewirke. Nord. fortidsmind. I, 1, p. 197—302.
Naue, J., Bronzehelm mit eingepunzten Figuren und Ornamenten aus Norditalien. Präh. Blätt. XVI, 2, S. 17—21.
Nestle, W., Funde antiker Münzen im Königreich Württemberg. XI. Nachtrag. Fundber. a. Schwaben XI, S. 64.

Nicolaisen, O., Undersogelser i Nordlands amt 1903. Foreng. til norske fortidsmindesmärk bevarng. f. 1903. Kristiania 1904.
Nyáry, A., Friedhof des XI. Jahrh. zu Pilin, Kom. Nógrád (ung.). Arch. Értes. XXIV, 1, p. 50—70.
Olshausen, O. und Rathgen, Fr., Untersuchungen über baltischen Bernstein (Succinit) und andere fossile bernsteinähnliche Harze. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 153—163.
Petersen, Th., Fortsatte udgravninger i Namdalen. Foreng. til norske fortidsmindesmärk. bevarng. f. 1903. Kristiania 1904.
Quénel, Cl., Station d l'époque moustérienne aux environs de Compiègne (Oise). L'Homme préh. II, 4, p. 116—118.
Rathgen, Fr. u. Borrmann, R., Tränkung von Gipsabgüssen zur Konservierung. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 163—165.
Reizner, J., Ausgrabungen zu Lebö, Öthalom und O-Béba bei Szegedin (ung.). Arch. Értes. XXIV, 1, p. 79—88.
Schetelig, Haakon, Fortegnelse over de til Bergens museum i 1903 indkomne sager aeldre end reformationen. Bergens Museums Aarbog 1903, 14 (44 S.).
Schliz, A., Die alemannischen Grabfelder des Schwabenlandes in ihrer Stellung zur germanischen Kunstübung des frühen Mittelalters. Fundber. a. Schwaben, XI, S. 21—62.
Schliz, A., Fränkische und alamannische Kunsttätigkeit im frühen Mittelalter nach dem Bestand der schwäbischen Grabfelder. Ber. d. Hist. Ver. Heilbronn. 7.
Schmidt, H., Die spätneolithischen Ansiedelungen mit bemalter Keramik am oberen Laufe des Altflusses. Ztschr f. Ethn. XXXVI, S. 145—146.
Schötensack, Zur Nephritfrage. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 141—143.
Seler, Archäologische Untersuchungen in Costarica. Globus LXXXV, 15, S. 233—239.
Sixt, G., Zu den Beneficiariersteinen. Fundber. aus Schwaben XI, S. 62—64.
Stołejhwo, K., Die Schädel der durch Herrn Bydłowski zu Nowosiółka aufgedeckten Gräber (poln.). Swiatowit V, p 81.
Szukiewicz, W., Geglättete Beile und Hämmer der Distrikte Lida und Troki (poln.). Swiatowit V, p. 9 u. 50.
Thiot, L., Curieuse inscription sur une gaine de hache. L'Homme préh. II, 3, p. 78—80.
Treacher, On the occurrence of stone implements in the Thames valley. Man, Febr.
Vollgraff, C. W., De opgravingen te Argos. Handl. v. d. Nederl. anthr. Vereeng. I, 1, p. 2—14.
Wilke, Archäologische Parallelen aus dem Kaukasus und den unteren Donauländern. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 39—104.

C. Tagesgeschichte.

Berlin. Auf Veranlassung und aus Mitteln der Carnegie-Institution unternimmt Pumpelly eine Expedition nach Russisch-Turkestan zur Ausgrabung von Kurganen und präh. Ansiedlungen. Als Archäolog begleitet dieselbe Dr. Hub. Schmidt vom Museum für Völkerkunde.

Köln a/Rh. Die Stadtverordnetenversammlung nahm das Anerbieten der Frau Kommerzienrat Rautenstrauch, für die ethnologischen Sammlungen (Rautenstrauch-Joest-Museum), die bisher in unzureichenden Räumen untergebracht waren, einen Neubau errichten zu lassen, dankend an und bewilligte für den Erwerb des 2307 qm großen Grundstückes und die Ausstattung des Baues mit Mobilien die Summe von 329 155 Mk.

Heiligenstadt (Sachsen). Im städtischen Museum ist eine besondere Abteilung für Altertümer aus der Vergangenheit des Eichsfeldes eingerichtet worden.

Monaco. In den Pfingstferien 1905 beabsichtigt man einen Kongreß für Anthropologie und Archäologie zu veranstalten (nach L'Homme préhist.).

Stockholm. Die schwedische Gesellschaft für Anthropologie und Geographie ernannte Ludwig Wilser in Heidelberg zu ihrem korespondierenden Mitgliede.

Waldheim (Sachsen). Man beabsichtigt im Rathause ein Altertumsmuseum zu errichten.

Wien. Am 5. Januar verstarb im Alter von 75 Jahren (geb. am 2. August 1829 in Pest) der Ethnologe Felix Kanitz, bekannt durch seine Forschungen auf der Balkanhalbinsel.

Zentralblatt für Anthropologie

in Verbindung mit

F. v. Luschan, H. Seger, G. Thilenius

herausgegeben von

Georg Buschan.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

9. Jahrgang. Heft 4. 1904.

A. Referate.

I. Allgemeines, Methoden.

299. International Catalogue of scientific literature, first ann. issue. **P. Physical Anthropology, Q. Physiology.** Publ. for the Internat. Council by the Royal Soc. of London. London, Harrisons & Sons; France: Gauthier-Villars, Paris; Germany: G. Fischer, Jena 1903.

Nachdem bereits mehrere internationale Vorbesprechungen stattgefunden hatten, welche die Herausgabe eines bibliographischen Kataloges der wissenschaftlichen Literatur bezweckten, wurde die erste ordentliche Zusammenkunft des Internationalen Konzils Ende 1900 abgehalten und auf dieser der Beschluß gefaßt, den Katalog vom 1. Januar 1901 ab beginnen zu lassen. Die Royal Society in London unternahm mit Hilfe lokaler Bureaus in allen in- und ausländischen Kulturstaaten die Ausführung dieses Projektes. Der Katalog soll alljährlich in 17 Bänden erscheinen, von denen jeder einen bestimmten Zweig der Wissenschaften behandeln wird. Jedem Bande wird das Schema der Klassifikation und ein Index vorausgeschickt in einer der vier Hauptkultursprachen Englisch, Französisch, Deutsch und Italienisch, so daß man bei Benutzung des Kataloges sich desselben in der Sprache bedienen kann, die einem geläufig ist. Die Materie ist zunächst nach zwei Gesichtspunkten geordnet, nach den alphabetisch aufgeführten Autoren, sodann nach den Gegenständen, auf Gruppen und Untergruppen verteilt.

Vor mir liegen von der ersten Jahresausgabe die Kataloge P und Q, Anthropologie und Physiologie (einschließlich der experim. Psychologie, Pharmakologie und experim. Pathologie).

Der Katalog P bringt 1545 Titel aus dem Gebiete der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, auf 106, bzw., da jeder Titel zweimal abgedruckt ist, auf 204 Seiten. Stichproben, die ich auf Vollständigkeit der Literatur angestellt habe, sind zur Zufriedenheit ausgefallen, so daß man wohl eine ziemlich lückenlose Berichterstattung annehmen kann. Allerdings scheinen die Grenzgebiete nicht so eingehend berücksichtigt zu sein, was damit zu entschuldigen wäre, daß die Abgrenzung der Anthropologie gegenüber den Hilfswissenschaften sehr dem subjektiven Ermessen anheimgestellt ist. Außerdem treten für solche Fälle die anderen Kataloge (Biologie, Geologie, Geographie, Zoologie usw.) ergänzend ein. Die innere Klassifikation scheint uns

eine den praktischen Bedürfnissen noch nicht genügend entsprechende zu sein. Weitere Erfahrungen werden hierin indessen wohl Wandel schaffen.

Der Katalog Q über Physiologie präsentiert sich in zwei umfangreichen Bänden von zusammen 1068 Seiten, er enthält die stattliche Zahl von 9103 Titeln. Bei ihrer Durchsicht gewinne ich den Eindruck, als ob man hier den Begriff dieser Fachwissenschaft viel zu weit gefaßt habe, wenigstens weiter als den der Anthropologie im Katalog P.

Der „Internationale Katalog" stellt eine schätzenswerte Leistung dar und dürfte für jeden Fachgenossen einen wertvollen Führer bei bibliographischen Studien abgeben. Nur ein Übelstand haftet ihm an: das ist sein zu spätes Erscheinen, was leider für die meisten großen Sammelwerke ähnlichen Charakters zutrifft. *Buschan-Stettin.*

300. Hoelzels Rassentypen des Menschen, u. Mitwirkg. v. Reg.-Rat Fr. Heger, ausgewählt u. bearbeitet von Prof. Dr. Fr. Heiderich, gemalt von Friedr. Beck, m. kurzem Begleittext von Dr. Fr. Heiderich. Wien, Ed. Hoelzel, 1903.

„Dem Wunsche, dem völkerkundlichen Unterrichte an Schulen ein nach Anlage wie Ausführung vollkommenes Anschauungsmittel zu geben", verdanken die vorliegenden Rassentafeln ihre Entstehung. Wenn aber in dem Prospekt behauptet wird, daß es bisher an „geeigneten Anschauungsmitteln" nach dieser Richtung hin gefehlt hat, so ist dieses ein Irrtum. In den vorzüglich gelungenen anthropologischen Wandtafeln von Prof. Martin (s. Zentralbl. VIII, S. 90) besitzen wir bereits ein solches Lehrmittel, das bis jetzt unerreicht dasteht. Leider dürfte der Verbreitung desselben in dem Maße, wie es im Interesse des Verlegers und unserer Wissenschaft zu wünschen wäre, der hohe Preis im Wege stehen. Daher war es gewiß ein anerkennenswertes Unternehmen der Kunstanstalt Hoelzel in Wien, Rassentafeln zu wohlfeilerem Preise anfertigen zu lassen. 32 Rassenköpfe (Brustbild in zwei Drittel Lebensgröße) werden auf vier Tafeln von 79/98 cm Größe in feinster polychromer Ausführung zum Preise von 17 Mark (auf Leinwand gezogen und mit Stäben versehen 24 Mark) geliefert. Es erscheint selbstverständlich, daß man bei diesem billigen Angebot nicht die gleichen Anforderungen wie an die Martinschen Tafeln stellen kann. Indessen darf man wohl zugeben, daß der Verleger sein möglichstes bezüglich der Ausführung geleistet hat. Nicht das gleiche Lob vermögen wir der Darstellung selbst zu zollen. Der Prospekt gibt an, daß die Vorlagen, die der ethnographischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien enstammen und von Prof. Heiderich unter Mitwirkung von Franz Heger ausgewählt worden seien, „durchaus authentisch und naturgetreu" wären. Mir machen die Darstellungen keineswegs den Eindruck von „typischen" Vertretern der einzelnen Rassen, und verschiedene Kenner exotischer Völkerschaften, denen ich die Tafeln zur Begutachtung vorlegte, sprachen sich in dem gleichen Sinne darüber aus. Zur Beurteilung, welche Bilder zur Wiedergabe geeignet gewesen seien, wäre es meiner Ansicht nach richtiger gewesen, Kenner, die sich längere Zeit unter den betreffenden Völkern bewegt haben, heranzuziehen, als vom grünen Tisch aus zu wählen. Mir scheinen eine Reihe der Gesichter gleichsam idealisiert zu sein. Vielleicht trifft aber auch die Schuld daran den Maler, der zu viel europäische Züge in die Originalaquarelle hineingelegt hat.

Die dargestellten 32 Charakterköpfe sind so verteilt, daß auf Blatt I und II die asiatischen, auf III die afrikanischen und auf IV die amerikanischen, australischen und polynesischen Völker zur Abbildung gelangten. Die Vor-

lagen für dargestellte Kleidung und Schmuck gab das im Hofmuseum vorhandene ethnologische Material ab. Der den Tafeln beigegebene Begleittext ist passend abgefaßt. *Buschan-Stettin.*

301. N. Berwi: Eine Methode zur Prüfung fossiler und rezenter Schädel. [Russ.] Russ. Zeitschr. f. Anthropologie (Russki antrop. shurnal). Mit 8 Fig. 1903, Jahrg. IV, Bd. XIII, S. 48.

Da die Schädelform bei längerem Aufenthalt in der Erde durch Druck Verkrümmungen und Destruktionen erleidet, so glaubt Verfasser, daß alle Umfänge und Durchmesser, die wir an fossilen Schädelresten messen, den entsprechenden Umfängen und Durchmessern des undeformierten Kopfes wesentlich nicht entsprechen. Will man diese Identität annehmen, so müssen dafür von Fall zu Fall Beweise erbracht werden. Verfasser meint z. B., daß die Schale des Neandertalschädes keineswegs ohne weiteres zu Messungen geeignet sei. Er beruft sich darauf, daß der Neandertaler einen Riß habe, wobei das hintere Fragment deutlich über das vordere hinausrage. Deshalb seien die bisherigen, z. B. auch Schwalbes Messungen am Neandertalschädel mit Vorbehalt aufzunehmen und die darauf begründeten Anschauungen von der spezifischen Natur dieses Schädeltypus nicht völlig einwandfrei. Um nun ganz unabhängig von derartigen Deformierungen genaue Messungsresultate zu erzielen, hat Verfasser eine neue Methode zur Bestimmung von Bögen und Sehnen ersonnen, die, auf analytisch-mechanischen Deduktionen begründet, auf Anwendung von Bandmaß und Transporteur unter Kontrolle besonderer Tabellen hinausläuft. Der Verfasser ist offenbar kein anatomischer Fachmann, sonst wäre es ihm nicht entgangen, daß die Anatomen mit den postmortalen Verdrückungen der normalen Schädelform schon lange vor ihm vertraut waren und bewußt damit rechnen. Der Neandertaler ist kein Verdrückungsprodukt, sondern ein morphologischer Typus, von dem noch heute nicht wenige lebende Paradigmata mit ähnlicher Entwickelung der Stirn, wenn auch nicht mit dem nämlichen Verhalten der Höhendurchmesser, sich aufweisen lassen dürften. Es scheint uns besonders nach der Behandlung der Ainoschädel durch v. Török im Archiv f. Anthropologie, daß man die für die Anthropologie in Betracht kommenden Formverhältnisse des Schädels auch mit einfachen mathematischen Hilfsmitteln wird erfassen können. Gerade Schwalbes Darstellungen des Neandertalers bestätigen diesen Satz.

Richard Weinberg-Dorpat.

302. S. Jaschtschinski: Flüssiges Glas als Injektionsmasse für das Gefäßsystem. [Russ.] Russki Wratsch 1903, Nr. 19.

Verfasser benutzt zur Injektion neutrale Lösungen von kieselsaurem Kali unter Zusatz von Kreide, welche Masse auf gewöhnliche Weise zur Anwendung kommt, große Gleichmäßigkeit und Feinheit zeigt und unter anderem auch den Vorzug großer Wohlfeilheit hat. Da die so angefertigten Trockenpräparate nach des Verfassers Erfahrungen sich vorzüglich erhalten, so würde seine Injektionsmasse sich vielleicht zur Herstellung von Museumspräparaten vorteilhaft verwenden lassen. *R. Weinberg-Dorpat.*

303. L. Geidenreich: Die beste Konservierungsflüssigkeit für anatomische Präparate. [Russ.] Russki Wratsch 1903, Nr. 16.

Nach den Erfahrungen des Verfassers über die verschiedenen Balsamierungsmittel ist Formalin mit Holzin in 7 proz. Auflösung unter Zusatz von Glyzerin und Wasser im Verhältnis von 2:1, zumal in Verbindung mit

10 bis 20 Proz. Chloralhydrat, eine Zusammensetzung, die sich bei der Konservierung menschlicher Leichen ihm am besten bewährte. Holzin scheint auch nach Erfahrungen anderer gute Museumspräparate zu liefern.

R. Weinberg-Dorpat.

II. Anthropologie.

304. P. Bartels: Untersuchungen und Experimente an 15000 menschlichen Schädeln über die Grundlagen und den Wert der anthropologischen Statistik. Zeitschr. f. Morph. u. Anthr. 1904, Bd. VII, S. 81—132.

305. P. Bartels: Über Vergleichbarkeit kraniometrischer Reihen. Zeitschr. f. Ethnol. 1903, Bd. XXXVI, S. 935—951.

Bartels versucht an der Hand eines an Größe bisher niemals auch nur annähernd erreichten Materiales, das ursprünglich zu anderem Zwecke gesammelt war (vgl. unten Nr. 306), zu entscheiden, ob es ein Mittel gebe, rechnerich zuverlässig festzustellen, wie groß ein Material sein müsse, um eine weitere Vermehrung wertlos zu machen, oder ob nur die Größe maßgebend sei; ob es ein Mittel gebe, über die Güte eines Materiales, einer Beobachtungsreihe an sich oder wenigstens im Vergleich zu anderen ein Urteil zu gewinnen.

Welche Methoden wendet man an, um den „Typus“ festzustellen, den Typus, d. h. „das, was die Regel ist“? Wie wird das „Typische“ einer Erscheinungsform aus einer gegebenen Anzahl von Beobachtungen entnommen? Verfasser gibt die bisher gebräuchlichen Methoden an, sie kritisch prüfend und vergleichend; ausgehend vom Gebrauch des arithmetischen Mittels und des Oszillationsexponenten kommt er zu einer ausführlichen Besprechung der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Es ist gewiß ein Verdienst, wenn dabei die wichtigen und brillanten Auseinandersetzungen Quetelets zur Geltung gebracht werden, wie auch v. Töröks mancherlei Ausführungen, die, in speziellen Arbeiten bisweilen versteckt, hervorgeholt und richtig gewürdigt werden. Verf. unterzog sich nun der Mühe, aus seinem umfangreichen Material einzelne Gruppen auszuwählen, und zwar ohne bestimmtes System, durch den „Zufall“, z. B. die von Virchow im Laufe der Jahre gemessenen Schädel (300), die von Mies gesammelten, durchs Los ausgesuchte 100 und andere 100, 50 Anatomieschädel usw., und an den so ausgeschiedenen Gruppen zu prüfen, welchen Wert der „Oszillationsexponent“ (von Ihering), dann die „wahrscheinliche Abweichung jeder Einzelmessung“ (dieselbe auch nach Stieda) und die „wahrscheinliche Abweichung der Mittelzahl“ besitzen. Es zeigt sich, daß all diese Manipulationen uns kein wirklich gutes Resultat geben. Gerade die „zufällig“ ausgesuchten Gruppen zeigen die Ungleichmäßigkeit in der Brauchbarkeit jener Berechnungen. Der letztgenannte Faktor, die wahrscheinliche Abweichung der Mittelzahl R, schien nun aber dem Verfasser dann brauchbar zu sein, ein Urteil über die Güte des Materiales oder die Vorzüge einer von zwei Materialreihen zu gestatten, wenn er diesen Wert R in irgend welche Beziehungen zur Reihe selbst bringen würde. Und er kam zum Resultat, ihn mit der Schwankungsbreite des Beobachtungsmaterials in Verbindung zu setzen. Ohne die Berechtigung dazu mathematisch direkt beweisen zu können, zeigte ihm das Experiment, daß die wahrscheinliche Abweichung der Mittelzahl, ausgedrückt in Prozenten der Wertgröße der Schwankungsbreite, eine Art Index ergibt, der in bestimmter Proportion steht zur Brauchbarkeit des Materials. Je höher dieser „Brauchbarkeitsindex“, desto geringer die Brauchbarkeit.

Verfasser prüft nun an seinem gewaltigen Material, im ganzen und an einzelnen herausgegriffenen Gruppen, ob dieser Wahrscheinlichkeitsindex für verschiedene Arten von Maßen (Längen-, Flächen-, Winkel- usw.) am selbigen Material je derselbe ist, ob er umgekehrt bei gleich großem, aber ungleich zusammengesetztem Material ungleich ist, endlich ob er verwertbar ist für eine Anzahl absichtlich besonders kraß (absurd) gewählter Beispiele, etwa eine kleine Serie der allerschmalsten oder allerbreitesten Schädel (wo Oszillationsexponent usw. im Stich lassen). Die Berechnungen zeigen, daß er in all den Fällen voll seine Dienste tut.

In der zweiten der oben zitierten Arbeiten werden im Anschluß daran folgende Fragen ventiliert: Wie groß ist nun dieser Brauchbarkeitsindex bei einer Serie von Material, das wir so von Ansehen als gut, ja als vorzüglich zu betrachten pflegen? Für einiges willkürlich zusammengestellte (also kraniologisch unbrauchbare) Material ist der Brauchbarkeitsindex = 20; zur Untersuchung eines vorzüglichen Materials werden Rankes bekannte Serien bayerischer Schädel untersucht, jede rund 100 Stück; für alle Serien und je für eine ganze Anzahl Maße ist der Index hier = 1 (1,07 bis 1,47, einmal 1,72). Für die in den verschiedenen Arbeiten von Tarenetzki, Kopernicki, Virchow, Koganei und anderen untersuchten Ainoschädel sank der Brauchbarkeitsindex erst bei Koganeis Material (158 Schädel) unter 1,6, vorher war er von 1,6 bis 10,5; jenes Material war unbrauchbar, Koganeis brauchbar. Absolute Grenzwerte bestehen natürlich nicht, Verfasser möchte Material mit dem Index 1 für vorzüglich, mit 2 noch für annehmbar, alles übrige nur als „Material“, d. h. ungeeignet für Schlußfolgerungen halten. Auch an anderen Beispielen wird das dargetan. (Dabei erhebt sich nebenbei die Frage, was man eigentlich bei verschiedenem Material vergleichen soll; Mittelzahlen, Indizes sind schon so oft vergeblich dazu versucht worden; die Schädelmaße, ausgedrückt in Prozenten eines Maßes, etwa des Horizontalumfanges, scheinen Verfasser aussichtsvoller.)

So gibt also der Brauchbarkeitsindex ein Mittel an die Hand, Materialreihen auf ihre Verwendbarkeit zu prüfen, ihre Vergleichbarkeit untereinander festzustellen. (Daß man ihn bei selbstverständlich genügendem Material, Hunderte von Schädeln aus demselben Formkreise usw., nicht zu berechnen braucht, ist natürlich; weiter zeigt Verfasser, daß seine Berechnung keine zu schwierige und keine zu zeitraubende ist. In der zweiten zitierten Arbeit findet sich ein ausführlich durchgerechnetes Musterbeispiel.) Referent möchte wünschen, daß die Ergebnisse dieser mühsamen Arbeit recht vielseitig geprüft und benutzt werden; eine Bemerkung möchte er dabei nicht unterdrücken, daß ein sehr kleines Material auch dann durch den Index als nicht brauchbar markiert wird, wenn es die mittelsten, also sehr homogenen Glieder einer Materialreihe sind, die also den Typus ganz brauchbar angeben würden. Das Ideal wäre natürlich, wenn ein Index den Grad der Homogenität direkt anzeigte. *Dr. E. Fischer-Freiburg i. B.*

306. J. Mies †, herausgeg. von **P. Bartels: Über die größte Breite des menschlichen Hirnschädels.** Zeitschr. f. Morph. u. Anthr. 1904, Bd. VII, S. 63—80.

Bartels bringt die von Mies hinterlassene Arbeit zum Abschluß, welche bezweckt hatte, die größte Breite des menschlichen Schädels an möglichst großem Material zu bestimmen. Mies hatte 9636 Messungen zusammengetragen, die auf 15 350 erhöht werden sollten (der 100 000. Teil der Bevölkerung der Erde), welche Aufgabe Bartels erfüllte. Dieses Material weist

nun auf: als Schwankungsgrenzen für die Schädelbreite die Werte von 101 bis 173 mm, also eine Variationsbreite von 72 mm; eine arithmetische Mittelzahl von 140,5; eine Differenz der ♂- und ♀-Schädel, indem erstere breiter sind im Verhältnis von 100:95,1. Die Verteilung auf die Rassen ist so, daß die breitesten Schädel mit ganz wenigen Ausnahmen (acht Asiat., sechs Amerik.) Europa angehören, die schmalsten meistens aus Australien und Afrika stammen (was eine Tabelle sehr übersichtlich dartut). *E. Fischer-Freiburg i. B.*

307. Gaspare Bergonzoli: La fossetta occipitale media nei pazzi e nei pazzi epilettici. Arch. di psich. 1904, Vol. XXV, p. 25—49.

An 524 Schädeln der Sammlung des Irrenhauses von Voghera war eine deutlich ausgebildete Fossa occipitalis media vorhanden bei 30 = 5,72 Proz.; unter diesen Schädeln befinden sich 54 von Epileptikern, und sechs von ihnen = 11,11 Proz. zeigten die Fossa. Zum Vergleich werden folgende Ziffern angeführt. Es fanden die Fossa bei Geisteskranken: Mingazzini in 22 Proz., Marimò in 15 Proz., Morselli in 14 Proz., Lombroso in 14 Proz., Cascella in 13,5 Proz., Romiti in 12 Proz., Peli in 4,5 Proz., Bianchi und Marimò in 4,5 Proz., Paravicini in 3,5 Proz. der Fälle (doch wird nicht angegeben, wie groß jedesmal das gewiß sehr verschiedene Material der einzelnen Beobachter war). Von den 30 Schädeln, die die Fossa zeigen, werden dann bei jedem einige Angaben hinzugesetzt, die den Schlußsatz des Autors stützen sollen, daß mit der Fossa zusammen immer irgend welche regressive Bildungen am Schädel gefunden werden. Doch dürften Fälle wie Sutura metopica, Wormssche Knochen, Mikrokephalie, Akrokephalie, bedeutende Größe der Stirnhöhlen usw. usw. nicht überall als solche Bildungen anerkannt werden. *P. Bartels-Berlin.*

308. Paul Bartels: Über ein Os praebasioccipitale, Sergi (Os basioticum Albrecht) an einem Chinesenschädel. Zeitschr. f. Ethn. 1904, Bd. XXXVI, S. 147—152, 2 Fig.

Beschreibung eines sonst normalen Chinesenschädels, der an der Pars basilaris in der Gegend des Tuberculum pharyngenum jederseits eine tiefe, die Mittellinie fast erreichende Einschnürung zeigt, so daß die Pars basilaris in zwei Teile zerlegt wird, ein hinteres, dem Hinterhauptsbein angehörendes und ein vorderes, von Albrecht zuerst beschriebenes und Basioticum genanntes, von Sergi später als Praebasioccipitale bezeichnetes Knochenstück. Die Betrachtung nach sagittaler Durchsägung des Schädels ergibt, daß auch in der Anordnung der Spongiosabälkchen eine Zweiteilung des ganzen Knochens deutlich hervortritt. Außer den aus der Literatur bekannten ähnlichen an Menschen- und Tierschädeln (Schwein) beobachteten Fällen wird dann noch etwas Ähnliches mitgeteilt vom Schädel eines Lemuren, wahrscheinlich L. catta, der an der Stelle des Tuberculum pharyngeum deutlich die Reste einer gezähnelten Naht erkennen läßt.

P. Bartels-Berlin.

309. A. de Blasio: Un microtatocefalo fra i microcefali. Riv. mens. di psich. for. 1904. Anno VII, p. 19—21, 1 Abb.

Anormaler Schädel eines Erwachsenen „von den ozeanischen Inseln“ (Nr. 733 der anatomischen Sammlung in Neapel) mit dem fast unglaublichen Cubikinhalt von 460 ccm. Alter des Individuums etwa 30 Jahre, Gewicht des Schädels 260 g, Horizontalumfang 360 mm, größte Länge 130 mm usw. Die Abbildung ist leider gänzlich unbrauchbar. *P. Bartels-Berlin.*

310. S. Tschugunow: Anatomisch-anthropologische Beobachtungen. (Russ.) Schrft. d. K. Univ. Tomsk 1903, Bd. XX, S. 1—43. Mit 3 Taf. u. 2 Fig. im Text.

Tschugunow bringt eine Reihe von Varietäten des Knochensystems zur Mitteilung. Er beschreibt: 1. das Skelett eines sibirischen Zwangssträflings mit angeborener rechtsseitiger Verwachsung der beiden oberen Rippen untereinander bei gleichzeitigem Bestehen von Wirbelanomalien: thorakalem Charakter des siebenten Cervicalwirbels, Verwachsung der linken Hälfte des fünften Lumbalwirbels mit dem Kreuzbein, Zusammensetzung des Kreuzbeins aus nur vier Wirbeln, Offenstehen des Hiatus sacralis in ganzer Ausdehnung. 2. Skelett und Schädel eines in Sibirien geborenen Russen von „baschkirischem Typus". Verfasser trägt kein Bedenken, die Schädelmaße dieses Individuums mit den an lebenden Baschkiren gewonnenen Durchschnittswerten der Kopfmaße zu vergleichen, um daraufhin weitere Schlüsse zu ziehen auf die anthropologische Zusammensetzung der Bevölkerung der Gegend, wo das betreffende Skelett herstammte, was einigermaßen gewagt erscheinen mag. 3. Außerdem liefert Verfasser eine systematische Beschreibung vom Skelett und Schädel eines jugendlichen Orang (Pithecus Satyrus Geoffroyi) nach dem Schema der anthropologischen Schädelausmessungen. Auffallend ist dabei, daß Verfasser über das Geschlecht des Tieres nicht ins reine kam, da ihm doch außer dem Schädel alle übrigen Skeletteile und namentlich auch die Beckenknochen zur Verfügung standen. 4. Er beschreibt weiter den Schädel eines Erwachsenen mit vielen Schaltknochen in der Sagittalnaht bei mangelhafter Entwickelung der Schläfenschuppe und der Alveolarfortsätze des Oberkiefers. Alles das führt Verfasser auf pathologische Vorgänge, die während des Intrauterinlebens Platz griffen, zurück. War der Schädel nicht hydrokephalisch? 5. Endlich schildert und illustriert Verfasser den Schädel eines Neugeborenen mit Anzeichen von Akrokephalie. Die Deformation soll im vorliegenden Fall durch symmetrische Verlagerung der Ossifikationszentra des Stirn- und Scheitelbeins hervorgerufen worden sein.

Richard Weinberg-Dorpat.

311. G. G. Bayon: Beitrag zur Diagnose und Lehre vom Kretinismus unter besonderer Berücksichtigung der Differentialdiagnose mit anderen Formen von Zwergwuchs und Schwachsinn. Würzburg, A. Stuber, 1903. 120 S.

Die zahlreichen während des letzten Jahrzehnts über die Schilddrüsenfunktion angestellten Beobachtungen, insbesondere Tierexperimente haben auch dazu beigetragen, das Dunkel, das über die Genese des Kretinismus bis dahin schwebte, aufzuklären, so daß es nunmehr möglich ist, eine sichere Differentialdiagnose zwischen wirklichem Kretinismus und allen anderen Zwergformen pathologischen Ursprunges zu stellen. „Normale Schilddrüse, kein Kretin". Kretinismus beruht immer auf einer mangelhaften oder gänzlich unterdrückten Funktion der Thyreoidea (athyreoider oder hypothyreoider Zustand der Drüse). Drei eingehend beobachtete und ausführlich berichtete Fälle aus der Psychiatrischen Klinik in Würzburg (Barbara Pöhl aus Martinsheim, Ferdinand Stock aus Hirschfeld und Martin Ebert aus Kleinrinderfeld) dienen dem Verfasser zur weiteren Illustration. Er hält folgende Punkte aus diesen drei Beobachtungen für erwähnenswert: 1. die erhebliche Verzögerung in der Knochenbildung, 2. die nicht vorhandene frühzeitige Synostosis spheno-occipitalis, vielmehr das Erhaltenbleiben der Knorpelfuge bis ins späte Alter hinein, 3. das bestimmte sichere Vorhandensein einer

Thymus in einem Alter, wo sie normalerweise nur in Resten noch existiert, in zwei Fällen (im 3. Falle wurde nicht darauf geachtet), 4. den Mangel einer normalen Schilddrüse.

Hieran schließt Verfasser eine ausführliche Erörterung der Differentialdiagnose zwischen Kretinismus und anderen pathologischen Zuständen, die mit Zwerg- oder Kleinwuchs bzw. Schwachsinn einhergehen und mit jenem verwechselt werden können (Mikrokephalie, Hydrokephalie, Rachitis, Idiotie usw.), wobei er einschlägige instruktive Fälle der eigenen Beobachtung einflicht. Weiter gibt er eine Reihe interessanter historischer Notizen über den Kretinismus.

Der übrige Teil der Abhandlung ist von mehr medizinischem Interesse; er betrifft die Ätiologie, Diagnose und Therapie des endemischen Kretinismus. Den Schluß bildet die Zusammenstellung der einschlägigen Literatur, die 582 Schriften aufzählt.

Drei Tafeln mit 13 Figuren und 5 Zeichnungen im Text dienen zur Erläuterung einzelner Punkte (äußerer Habitus der Kretins, Skelett, Kephalogramme, radiographische Aufnahmen). *Buschan-Stettin.*

312. M. Shukowski: Das Gehirn eines Mikrokephalen. (Russ.) Rev. de psych. et de neur. 1903. Année VII, Nr. 5, p. 387.

Bei dem 17 Jahre alten Mikrokephalen mit rudimentärer Sprachfunktion fanden sich Schädel und Meningen normal, die Hemisphären des Großhirns waren 11 cm lang, das Gehirn wog insgesamt 420 g und soll äußerlich in vieler Beziehung an ein Affengehirn erinnert haben (was ja bei hochgradiger Mikrokephalie in der Tat häufig der Fall ist). Die Schläfenlappen schienen stärker ausgebildet als die Stirnlappen, die Occipitallappen waren klein, das Kleinhirn, wie in solchen Fällen gewöhnlich, unbedeckt von den Occipitallappen. Die Sulci und Gyri zeigten eine auffallend einfache Anordnung und wenig geschlängelten geradlinigen Verlauf, die Windungen erschienen flach und glatt, hin und wieder bemerkte man Sekundärfurchen, nirgends Tertiärfurchen. Linke untere Stirnwindung erschien atrophisch (Sprachwindung), der Sulcus interparietalis nur auf der rechten Seite ausgeprägt. Zwischen dem Lobus occipitalis war eine Art Affenspalte zu bemerken, deren Wesen nicht näher erörtert wird. Der Gyrus fornicatus soll nur im vorderen Teil entwickelt gewesen sein. Ein Balken fehlte total. Gleich dem Sprachzentrum war auch die Insula Reilii schwach entwickelt. Die anatomische Zergliederung des Gehirns deutete auf degenerativen Verfall der langen Assoziationsbahnen im Vorderhirn. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

313. L. L. Wolpin: Das Hirngewicht bei Kindern. (Russ.) Dissertation. St. Petersburg 1902. 160 S.

Wolpin beklagt mit Recht unsere lückenhafte Kenntnis vom Gewicht des kindlichen Gehirns und das Fehlen einer guten Methode der Gewichtsbestimmung. Verfasser hatte zu seinen Untersuchungen im ganzen ein Material von 220 Gehirnen zur Verfügung, und zwar von Föten aus dem fünften bis achten Monat und von Kindern bis zur Geschlechtsreife (16. Lebensjahr). Ausgetragene und nicht ausgetragene Früchte werden gesondert betrachtet. Nach den Ermittelungen des Verfassers verdoppelt sich das Hirngewicht von der Geburt bis zum achten Monat bei beiden Geschlechtern, zu Ende des ersten Jahres ist es um das $2^1/_3$ fache, im dritten Jahre um das Dreifache, endlich um die Zeit der Geschlechtsreife bei Knaben um das $3^1/_2$-fache, bei Mädchen um das Vierfache im Verhältnis zum Gewicht bei der

Geburt gewachsen. Das Gewicht des Gehirns relativ zum Körpergewicht sinkt langsam von der Geburt bis zum zweiten Jahre, schnell von da bis zur Geschlechtsreife. Das relative Hirngewicht (sc. in Beziehung zum Körpergewicht) ist bei Knaben und Mädchen gleich groß; das absolute Hirngewicht dagegen ist bei Mädchen auf allen Altersstufen kleiner. Es wächst ferner das Hirngewicht bis zum zweiten bis dritten Jahr schneller als die Körperlänge; vom zweiten Jahre bis zur Pubertät ist das Umgekehrte der Fall. Die Gesamtoberfläche des Gehirns (Planimeter von Amsler) übertrifft beim sieben- bis neunmonatigen Kinde die des Neugeborenen fast um das Doppelte, beim neun- bis zehnjährigen um das Drei- bis Vierfache. In dem Wachstum der einzelnen Lappen ist ein bestimmtes Proportionsverhältnis zu beobachten: die Oberfläche der Stirnlappen beträgt in allen Lebensaltern 40 bis 50 Proz. der Gesamthemisphärenoberfläche, die des Scheitellappens beträgt 19 bis 29 Proz., die des Schläfenlappens und Hinterhauptlappens zusammen 14 bis 22 Proz. der Gesamtoberfläche. Bei männlichen Föten erscheint der Stirnlappen besser entwickelt, bei weiblichen der Hinterhauptlappen, eine Erscheinung, die auch beim Erwachsenen sich wiederholen soll. Kinder mit schwererem Gehirn haben auch eine größere Hirnoberfläche, doch sind die bestehenden individuellen Schwankungen außerordentlich groß. Verfasser untersuchte ferner den Einfluß verschieden konzentrierter Formalinlösungen auf das Hirngewicht (1 Proz., 2 Proz., 5 Proz. und 10 Proz.). Er findet mit Flatau, daß schwache Lösungen das Gehirn schwerer machen als starke; bei gleicher Konzentration der Formalinflüssigkeit werden kindliche Hirne verhältnismäßig schwerer als erwachsene Hirne. Hungern verringert auch das Hirngewicht, wenn auch nicht in so hohem Grade (drei- bis zehnmal weniger, als das Gewicht des übrigen Körpers). *Richard Weinberg-Dorpat.*

314. W. Larionow: Die anatomischen Grundlagen der Lehre von den Assoziationszentren des Menschenhirns. (Russ.) Woprossy nerwnspsich., Kiew 1903, Bd. VIII, H. 1—2.

Verfasser behandelt zunächst die verschiedene Anordnung der Gyri und Sulci beider Hemisphären bei Rechtshändern und bei Linkshändern. Die Furchung der rechten Hemisphäre erweist sich bei Linkshändern im ganzen komplizierter und reicher. Eine Analyse der Furchen und Windungen ergibt ferner, daß der rechte Stirnlappen im allgemeinen besser entwickelt ist als der linke Stirnlappen. Die Verbindung des Stirnhirns mit Flechsigs Sinnesfeldern ist nach den Befunden des Verfassers links schärfer ausgeprägt (durch deutlich ausgesprochene Prä- und Postzentralfurchen) als rechts. Der Typus der linken Hemisphäre ist, soweit Furchen- und Windungsanordnung in Betracht kommen, als der einfachere anzusehen. Bei geistig hochstehenden Personen soll der linke Stirnlappen rechtsseitigen Charakter aufweisen, hingegen soll linksseitiger Typus der rechten Hemisphären bei geringer geistiger Entwickelung und bei tiefstehenden Rassen das gewöhnliche sein. Der Verfasser macht eine ganze Reihe statistischer Angaben über die Varietäten der verschiedenen Sulci und Gyri, die er im Auge hat, doch können wir hier auf die gewiß interessante Sache nicht so im einzelnen eingehen.

R. Weinberg-Dorpat.

315. E. Koroljow: Die Entwickelung der Haut im Kindesalter. (Russ.) Inaug.-Diss., St. Petersburg 1903.

In dieser fleißigen Schrift finden wir eine auf mikroskopischen Untersuchungen basierende Darstellung des Entwickelungsganges der Haut und

Hautderivate des Menschen im Intrauterinleben vom zweiten Fötalmonat an bis zur Geburt. Daß Pacinische Körper schon beim Neugeborenen angelegt sind, wissen wir auch von Untersuchungen her, die an Tieren angestellt wurden. *R. Weinberg-Dorpat.*

316. F. Sassedatelew: Über Mißbildungen des äußeren Ohres. (Russ.) Medicinsk. obosrenije 1903. Bd. LX, Nr. 15, S. 179. Mit 4 Fig.

Es handelt sich bei zwei sonst normal gebildeten Individuen, die allerdings Asymmetrien des Gesichtsschädels hatten, um angeborene Deformierung der Ohrmuschel. 1. 34 Jahre alter Russe, rechts vollständiger Mangel der Ohrmuschel mit alleiniger Erhaltung eines 2 cm langen Ohrläppchens, Gehörgang nicht vorhanden; links anstatt der normalen Ohrmuschel eine Hautfalte von 5 cm Länge, die in ganzer Ausdehnung von Knorpel durchzogen war und abwärts in ein 2 cm langes Ohrläppchen auslief, wobei der äußere Gehörgang auch hier obliteriert war. 2. 14 jähriges Mädchen; rechte Ohrmuschel besteht aus zwei parallelen Leisten mit Läppchen, dazwischen ein ganz normaler Gehörgang; der nämliche Befund auch auf der linken Seite bei diesem Individuum. Es lag hier möglicherweise Spaltung der einheitlichen Ohranlage vor. *R. Weinberg-Dorpat.*

317. R. Zander: Riesen und Zwerge. Naturwiss. Wochenschr. 1904. N. F. Bd. III, Nr. 25.

Was über diesen Gegenstand bekannt ist — leider nicht allzuviel — findet man in dieser Arbeit zusammengestellt. „Riesen“ und „Zwerge“ sind nur verhältnismäßige „Begriffe“, und man muß zwischen rassenmäßiger und krankhafter Größe oder Kleinheit unterscheiden. Wir Nordeuropäer nennen einen Menschen von 190 cm schon „übergroß“, einen solchen von 200 cm und darüber einen „Riesen“; ein Wuchs von 140 cm ist „zwerghaft“, die echten „Zwerge“ aber übersteigen selten die Meterhöhe. Unter Männern ist Riesenwuchs, unter Weibern Zwerggestalt häufiger. Große Menschen von 200 cm Leibeslänge können durchaus gesund und leistungsfähig sein, ihre Größe übersteigt eben die rassenmäßige nur unbedeutend, doch ist ihr Kopf und Gehirn immer verhältnismäßig kleiner als bei mittlerem Wuchs. Der eigentliche, nicht vererbte Riesenwuchs ist dagegen eine krankhafte Erscheinung und hängt oft mit der sog. „Akromegalie“ zusammen. Solche Menschen, es sollen Größen bis zu 280 cm beobachtet worden sein, sind meistens geistig minderwertig, körperlich schlaff und nicht fortpflanzungsfähig. Ebenso ist die Zwerggestalt häufig eine krankhafte, mit Rachitis und Kretinismus zusammenhängende Erscheinung; auch solche Zwerge sind, obwohl früher manchmal von hohen Herrschaften „Zwerghochzeiten“ veranstaltet wurden, nicht zeugungsfähig, glücklicherweise, denn für gesunde Menschen mit gleichmäßig entwickelter Geistes- und Leibeskraft ist ein mittleres Maß das vorteilhafteste. Vieles, was den Riesen und Zwergen eigentümlich ist, finden wir in den Sagen wieder, „wenn auch ausgeschmückt und übertrieben“, ein Zeichen, daß nicht alles der dichterischen Einbildungskraft entsprungen ist, sondern eine wirkliche „Grundlage“ hat. *Ludwig Wilser-Heidelberg.*

318. W. Rosanow: Über gesteigerte und verlangsamte Entwickelung des menschlichen Körpers. (Russ.) Medicinsk. Obosrenije 1903. Bd. LX, Nr. 6.

1. Neun Jahre altes Mädchen mit voll entwickelten Pubes und starkem Busen; mit dem zwölften Jahre menstruierend. 2. Knabe von sieben Jahren,

1517 mm groß, Dauergebiß vollständig durchgetreten, Geschlechtsorgane wie bei einem Erwachsenen, hebt bei 140 kg Eigengewicht seine Mutter auf. 3. Fall von Infantilismus, der außer Anzeichen pathologischer Entwickelungsrichtung nichts Neues darbietet. Ob solche Dinge, wie Verfasser meint, sich auf Störung der inneren Sekretion der Sexualdrüsen zurückführen lassen, wird zu erwägen sein. *R. Weinberg-Dorpat.*

319. W. Schallmayer: Wirkungen gebesserter Lebenshaltung und Erfolge der Hygiene als vermeintliche Beweismittel gegen Selektionstheorie und Entartungsfrage. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie 1904. Jhrg. I, Heft 1, S. 53—77.

Von Hygienikern sind neuerdings — so von Prinzing, Kruse und Gruber — Angriffe gegen die Selektionstheorie und besonders gegen unsere heutigen Anschauungen über Entartung erhoben worden. Schallmayer unterzieht die in Frage stehenden Arbeiten einer interessanten Kritik.

So hatte Kruse in der Zunahme der Körpergröße, die in einigen Kulturstaaten bei den Wehrpflichtigen nachgewiesen worden ist, einen schlagenden Beweis für das Gegenteil von Entartung gesehen. Wohl mit Recht kommt Schallmayer zu dem Schluß, daß eine Vererbbarkeit der durch günstige Lebensbedingungen bewirkten Steigerung der durchschnittlichen Körpergröße einer Bevölkerung allerdings zuzugeben sei, jedoch mit der Einschränkung, daß ihr durch ein gewisses Beharrungsvermögen des Keimplasmas enge Grenzen gezogen sind. Nicht jede Zunahme der Körperlänge bedeutet also eine Rasseänderung; eine Rassebesserung könnte nur dann erschlossen werden, wenn die Steigerung der Körpergröße Hand in Hand ginge mit einer erblichen Steigerung von Fähigkeiten, durch die eine erhöhte Anpassung bewirkt würde. Es werden ferner besprochen die Ergebnisse der modernen Sterblichkeits- und Erkrankungsstatistik, die verlorengehende Fähigkeit vieler Frauen, zu stillen, die Beziehungen der Syphilis und des Alkoholismus zur Selektion und zur Entartung.

Endlich werden mehrere Leitsätze der Gruberschen Arbeit, die in der Anschauung gipfeln: „Eine ungeheure Verbesserung der mittleren Rassenbeschaffenheit wäre möglich, ohne daß eine Verbesserung des Keimplasmas nötig wäre“, mit Erfolg widerlegt. *Dr. Warda-Blankenburg i. Th.*

320. A. Jelenkin: Über Ersatzarten (races remplacantes). (Russ.) Sitz.-Ber. d. Naturforsch. Ges. z. St. Petersburg 1903. Bd. 34, H. 1.

Unter Ersatzarten versteht der Verfasser Formen, die trotz großer morphologischer Ähnlichkeit an ganz bestimmte geographische Verbreitungsgebiete gebunden sind, über die sie nicht hinausgehen. Er führt auf Grund seiner Studien in Sibirien sehr interessante lichenologische Belege für diese Auffassung an. Offenbar wird der Begriff der Ersatzart biologisch sich noch erweitern lassen, denn auch im Tierreich kennt man geographische Arten, die ebensogut wie die Ersatzarten als wahre Rassen im Sinne von Wettstein zu betrachten sind. Wie sich die Sache beim Menschen verhält, gehört ja noch immer zu den ungenügend erforschten Problemen.

R. Weinberg-Dorpat.

321. W. Uschakow: Ein Beitrag zur Frage der erblichen Übertragbarkeit erworbener Eigenschaften. (Russ.) Schriften d. tierärztl. Hochschule z. Kasan 1903. Bd. XX, S. 246.

In dem vom Verfasser mitgeteilten, von ihm selbst beobachteten Fall handelt es sich bei einer Katze um Einklemmung des Schwanzes zwischen

eine Tür mit Fraktur der Übergangsstelle vom sechsten zum fünften Caudalwirbel und bleibender Verkrümmung (der Unfall geschah in sehr früher Jugend) des Schwanzes nach rechts unten. Das Tier warf nach seiner ersten Gravidität drei männliche und ein weibliches Junge, wovon zwei normal gebaut schienen, die zwei anderen (ein ♂ und ein ♀) aber die gleiche Deformität des Schwanzes darboten wie das Muttertier: Verkrümmung nach rechts unten und Fraktur zwischen fünftem und sechstem Caudalwirbel. Da der begattende Kater nichts Ungewöhnliches an sich hatte, glaubt der Verfasser hier einen unzweifelhaften Beleg für die Möglichkeit einer erblichen Übertragung erworbener Eigenschaften vor sich zu haben. Zweifler werden jedoch immer noch einwenden können, der Unfall mit dem Muttertier sei möglicherweise nicht ganz rein beobachtet. *Richard Weinberg-Dorpat.*

322. Otto Ammon: Beiträge zur Erforschung der Vererbung und Auslese beim Menschen. Naturw. Wochenschrift 1904. N. F., Bd. III, Nr. 23.

Hier erhält der Autor durch eine Schrift von Dr. Emil Wettstein: „Zur Anthropologie und Ethnographie des Kreises Disentis (Graubünden)" (s. Zentralbl. f. Anthrop. VIII, S. 102), Gelegenheit, seine Anschauung von dem Auswandern vorwiegend dolichokephaler, dem Zurückbleiben vorwiegend brachykephaler Rassenelemente in einer Mischlingsbevölkerung auf die hyperbrachykephale Bevölkerung von Disentis anzuwenden. Er kommt zu dem Schluß, daß die Disentiser ein Bevölkerungsrest sind, dessen einzelne Individuen infolge der Inzucht eine gewisse Ähnlichkeit miteinander aufweisen, im einzelnen aber doch recht verschieden voneinander sind und die Spuren der dolichokephalen Rassenkomponente noch bewahren. Eine Rasse von der hohen Brachykephalie der Disentiser ist niemals eingewandert, wahrscheinlich hat es eine so brachykephale Rasse nie gegeben. Der Disentistypus ist überhaupt keine Rasse, nicht einmal ein Typus, sondern ein Gemengsel von allen möglichen Kopf-, Gesichts-, Nasen- und Gaumenformen, die durch Kreuzung von Homo europaeus mit der ursprünglich schwach rundköpfigen Rasse, dem Homo alpinus, entstehen konnten. *Dr. Warda-Blankenburg i. Th.*

323. J. Iwanow: Über künstliche Befruchtung von Säugetieren. Vorläufige Mitteilung. (Russ.) Russki Wratsch 1903, Nr. 12.

Nach den Erfahrungen des Verfassers lassen sich Säugetiere (Hunde, Meerschweinchen, Kaninchen, Pferde, Kühe, Schafe, Mäuse, Vögel) mit Sperma auch bei Ausschluß des Saftes der Nebengeschlechtsdrüsen befruchten. Die Experimente ergaben so günstige Resultate, namentlich bei günstigen Bedingungen der Brunstperiode, daß Verfasser glaubt, mit künstlicher Befruchtung einen noch höheren Prozentsatz guter Konzeptionen erzielen zu können als unter natürlichen Befruchtungsverhältnissen. Da zudem die erzielte Nachkommenschaft nach den Versuchen des Verfassers durchaus lebensfähig ist, so erscheint künstliche Befruchtung als wichtiges Mittel im Kampfe gegen Sterilität und zur Verbesserung unserer Haustierrassen durch systematische Zuchtwahl. Verfasser fand das Sperma, das er zu seinen Befruchtungsversuchen benutzte, selbst bei Verdünnung mit Kochsalz- und kohlensaurer Natronlösung noch befruchtungsfähig. Ein Einfluß des psychischen Zustandes des Muttertieres, sowie der Erregung beim Koitus auf den Konzeptionsakt und auf das Geschlecht der eventuellen Nachkommenschaft ist nicht nachweisbar. *R. Weinberg-Dorpat.*

324. **M. Schlosser: Die fossilen Säugetiere Chinas nebst einer Odontographie der rezenten Antilopen.** Abh. d. math.-phys. Kl. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. 1903. Bd. XXII, Abt. 1.

In dieser für den Anthropologen scheinbar nichts bietenden Arbeit schildert der Verfasser den Zahn eines tertiären Menschen oder wenigstens eines neuen sehr menschenähnlichen Anthropoiden (dazu drei Fig.); Referent möchte deshalb gerade auf diesen kleinen Abschnitt der Arbeit hier kurz hinweisen.

Der Zahn stammt aus China; sein Äußeres, Erhaltung, Fossilation, die Erdeteile zwischen den Wurzeln sprechen deutlich dafür, daß er dem Tertiär entstammt. Die Oberfläche ist sehr stark abgekaut, so daß sie kein Detail zeigt; es ist ein oberer linker dritter Molar. Umriß und Beschaffenheit der Wurzel, Größe und manches andere sprechen dafür, daß es ein Menschenzahn ist; nur das geologische Alter des Zahnes läßt den Verfasser diesen Schluß in Zweifel ziehen. Auch mit Palaeopithecus sivalensis sind wichtige Übereinstimmungen da, anderseits mit den Krapinazähnen. Verfasser schließt die Beschreibung mit dem Hinweis, daß also in China ein neuer fossiler Anthropoide oder der Tertiärmensch oder doch ein altpleistocäner Mensch zu finden sein wird, und Referent möchte für Verbreitung dieses Hinweises hiermit beitragen. *Dr. E. Fischer.*

325. **Moritz Alsberg: Erbliche Entartung, bedingt durch soziale Einflüsse.** Verhdl. d. Ges. deutsch. Naturf. u. Ärzte 1903. 75. Vers. T. I, S. 183—186; als ausführl. Abhdl.: Kassel, Th. G. Fisher & Co. 1903, S. 31.

Als Grundursache der erblichen Entartung ist zweifelsohne der Umstand zu bezeichnen, daß die Auslese, welche bei den Naturvölkern durch Ausmerzung aller minderwertigen Elemente die Rasse stark und kräftig erhält, bei den Kulturvölkern fast gänzlich in Wegfall kommt. Da dem Arzt die Aufgabe zufällt, schwächliche, in körperlicher Hinsicht minderwertige Individuen möglichst lange am Leben zu erhalten, tritt in den meisten europäischen Staaten der schwächliche Mann, von seiner militärischen Verpflichtung befreit, im allgemeinen noch früher in den Ehestand und erzeugt vielfach eine größere Nachkommenschaft als die später heiratenden gesunden Leute. Es erlangt auf die Weise die Nachkommenschaft des schwächlichen, mit Krankheitsanlagen oder Schwächezuständen behafteten Mannes im Staate allmählich das numerische Übergewicht. Ein weiterer Faktor, der zur Rasseverschlechterung nicht unerheblich beiträgt, ist in dem Umstande zu erblicken, daß die Angehörigen gewisser Berufe entweder gar nicht (katholische Geistliche) oder erst verhältnismäßig spät (Offiziere) zur Ehe schreiten. Die Landflucht nach den Industriezentren läßt diese Bevölkerung nachweislich entweder gar nicht oder erst in relativ fortgeschrittenem Lebensalter sich verheiraten; der Kinder werden also relativ wenige sein oder sie werden wegen der im vorgerückten Lebensalter erfolgten Zeugung vielfach minderwertig ausfallen. Ferner bildet der Alkoholismus eine ständige Ursache erblicher Entartung, während daneben das geradezu schreckenerregende Anwachsen der Häufigkeit von Nerven- und Geisteskrankheiten große Bedenken hervorrufen muß.

Beim weiblichen Geschlecht haben wir es bereits fortschreitend mit geburtshilflichen Entartungserscheinungen zu tun; die das normale Gebären hindernden Zwischenfälle, welche das Eingreifen des Geburtshelfers erfordern, sind in stetem Wachstum begriffen. Hand in Hand damit geht die besorgnis-

erregende, an Häufigkeit zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen.

Der Alkoholismus muß also ständig bekämpft werden, und die Beibringung eines Gesundheitsattestes als Vorbedingung zum Eingehen einer Ehe muß gefordert werden, um der drohenden Entartung zu steuern.

E. Roth-Halle.

326. Paul Näcke: Über den Wert der sogenannten Degenerationszeichen. Monatsschr. f. Kriminalpsychol. 1904. Bd. I, 2.

Verfasser macht den Versuch, die Entartung zu definieren. Sie ist „eine von der großen Menge der Menschen stark abweichende Reaktion auf verschiedene äußere und innere Reize, welche das Individuum und die Umgebung stören, ja sogar schädigen kann". Auch diese Begriffserklärung ist nicht erschöpfend. Zu erkennen sei die Entartung an den anatomischen, physiologischen, psychologischen und sozialen Degenerationszeichen, und zu diesen wird gerechnet, was die Variationsbreite entschieden überschreitet. Näher besprochen werden nur die anatomischen Entartungszeichen. Es ist bekannt, daß auch ihr Wert nicht gleichmäßig anerkannt wird; um wie viel strittiger sind die den anderen Gebieten Zugehörigen. Als sicher sieht Näcke an, daß die Zahl der somatischen Degenerationszeichen, ihre Wichtigkeit und Ausbreitung am Körper von den Normalen zu den Nerven-, Geisteskranken und Verbrechern hin zunimmt, also in gleichem Maße wie das Gehirn ab ovo minderwertiger würde. In Ansehung des zwar großen, aber oft kritiklos zusammengebrachten Materials plädiert Näcke für weitere, systematische Untersuchungen auf diesem Gebiete unter gebührender Heranziehung normaler Individuen. Auch er schlägt den Wert der äußeren Stigmen nicht allzu hoch an und meint in dem Sinne, wie es die meisten Psychiater zur Zeit tun, daß sie ein Signal darstellen, das damit behaftete Individuum näher zu untersuchen. Es kann natürlich nicht genügen, eine Anzahl von somatischen Degenerationszeichen festzustellen; die psychologische Untersuchung muß dann erst das beste tun.

Gallus-Neuruppin.

327. A. de Blasio: Urantropo sanguinario. Riv. mens. di psich. for. 1904.. Anno VII, p. 12—19; 1 Abbild.

Nach einer Übersicht über die vorhandene Literatur, in welcher freilich die Namen, besonders die deutschen, zum Teil stark verstümmelt sind, und die zwar eine Reihe interessanter Angaben der alten Anatomen bringt, die neueren Autoren aber nur unvollständig anführt, wird ein interessanter neuer Fall vom geschwänzten Menschen beschrieben und abgebildet. Es handelt sich um einen fünfundvierzigjährigen Mann, der an seiner Kreuzbeinregion einen zylindrischen Anhang besitzt. An der Insertionsstelle ist dieser umgeben von kurzen, krausen Haaren. Passive Bewegungen des Schwanzes sind nach allen Richtungen möglich; sein Besitzer kann sogar willkürlich leichte Bewegungen nach oben mit ihm machen. Die Seitenflächen entlang finden sich spärliche borstige Haare, die schief von oben nach unten und von innen nach außen gehen. Durch Betasten läßt sich feststellen, daß in seinem Innern fünf erbsengroße Knöchelchen vorhanden sind. Nach unten hin verjüngt sich der Schwanz allmählich. Seine Maße sind die folgenden: Länge 97 mm, Transversaldurchmesser oben 21 mm, Mitte 18 mm, an der Spitze 12 mm; Sagittaldurchmesser oben 19 mm, Mitte 19 mm, an der Spitze 10 mm; Umfang am Ansatz 75 mm, in der Mitte 67 mm, an der Spitze 43 mm.

Sehr interessant ist die Angabe des Geschwänzten, daß auch seine verstorbene Mutter dieselbe Bildung besessen habe; doch konnte er über die

Länge des Schwanzes, und ob er, wie der seine, ein Skelett besessen habe, keine genauen Angaben machen. — An sonstigen Besonderheiten wurden bei ihm gefunden: „plagiocefalia incrociata“ und ein sehr stark entwickelter linker unterer Caninus mit entsprechender starker Ausbildung des gegenüberliegenden Diastems. Er schreibt seinen Schwanz, den er für ein großes Unglück hält und der ihn gezwungen hat, unverheiratet zu bleiben, einem ungestillten Gelüste seiner Mutter während der Schwangerschaft zu. Er ist übrigens schwerer Neurastheniker und hat sechs Jahre Kerker hinter sich. — Sollte man das Knochengerüst des Schwanzes nicht mittels Röntgenstrahlen noch glaublicher machen?

Es würde sich hier nach der von Max Bartels seiner Zeit gegebenen Einteilung um einen echten Tierschwanz handeln, und zwar, wenn der Nachweis der fünf Schwanzwirbel einwandsfrei gegeben würde, um ein Unikum; doch muß vor allem der Nachweis verlangt werden, daß es sich hier wirklich um Skeletteile handelt, nicht, wie in manchen Fällen, um festere Stellen im Gewebe ohne morphologische Bedeutung; zweitens aber käme es darauf an, ganz genau die Anzahl der Wirbel des betreffenden Individuums, und vor allem die der Steißwirbel festzustellen. Hoffentlich wird der Verf. seinen außerordentlich interessanten Fall noch in ausführlicherer Weise und in einer weit verbreiteten Zeitschrift mitteilen. *P. Bartels-Berlin.*

III. Ethnologie und Ethnographie.

328. R. Zander: Die Zwergvölker. Naturwiss. Wochenschr. 1904. Bd. III, Nr. 27.

Der vorliegende Aufsatz schließt sich der oben (Nr. 317) besprochenen Abhandlung über „Riesen und Zwerge“ an.

Die durchschnittliche Körperlänge der Völker ist sehr verschieden, 170 bis 180 cm bei den größten Menschen (Patagonier, Bosniaken, Nordeuropäer), 130 bis 140 cm (bei Buschmännern und Weddas). Merkwürdigerweise wohnen oft Riesen und Zwerge nebeneinander (Norweger und Lappen, Kaffern und Buschmänner), gibt es in allen Weltteilen hochgewachsene und zwerghafte Rassen. So unzweifelhaft es ist, daß unsere ältesten Vorfahren kleiner waren als die heute lebenden Menschen, daß manche der Zwergrassen, wie z. B. die Weddas, auf keiner tiefen Entwickelungsstufe stehen, so scheint mir doch die vom Verf. zum Schlusse als „berechtigt“ angenommene Kollmannsche Ansicht, die heute lebenden Pygmäen seien unveränderte Nachkommen der „Urhorde“, während die hochgewachsenen Menschen durch Mutation (solche sind bis jetzt nur bei Pflanzen beobachtet) in wenigen Generationen ihre Größe erlangt hätten, den Tatsachen nicht zu entsprechen. Wie die gleichfalls angeführten Beobachtungen von Europaeus, einem ausgezeichneten Kenner der Lappen, zeigen, kann durch Besserung der Lebenshaltung und weniger Geschlechterfolge die Leibeslänge beträchtlich zunehmen, ist also der Wuchs ein äußerst schwankendes Merkmal. Ich neige daher mehr zu der Ansicht, in den vorgeschichtlichen und lebenden Zwergvölkern Trümmerformen höher gewachsener Rassen zu erblicken. *Ludwig Wilser-Heidelberg.*

329. Richard Lasch: Die Landwirtschaft der Naturvölker. Zeitschrift f. Sozialwissenschaft 1904. Bd. III, S. 26 bis 47, 97 bis 115, 190 bis 197, 248 bis 264.

Die Arbeit behandelt eingehend die Technik, am Schluß auch einiges von der sozialen Seite der primitiven Landwirtschaft (des sog. Hackbaues)

und zwar nacheinander die Urbarmachung, die Auflockerung, die Bodenverbesserung durch Düngung, künstliche Bewässerung, Fruchtwechsel und Brache, die Aussaat, den Schutz gegen Unkraut und Schädlinge, die Ernte und ihre Aufbewahrung, die Verteilung des Landbesitzes, die Arbeisweise und Arbeitsteilung, endlich den Ertrag des primitiven Feldbaues. Durchweg zeigt sich, daß auf die einzelnen Vorgänge bei der Bodenbestellung ein hohes Maß von Sorgfalt verwendet wird, welches die technischen Unvollkommenheiten mehr oder weniger (der Verf. meint sogar: „reichlich") ersetzt und diese Form des Ackerbaues der modernen näher reicht, als man wohl meist annimmt. Beiläufig bemerkt, beweisen auch diese Ausführungen, wie sehr die beliebten Vorstellungen von der Trägheit, zumal der tropischen Naturvölker, einer Abänderung bedürfen. Insbesondere erklärt Lasch sich auch gegen Ed. Hahns Theorie vom Ursprung des „Ackerbaues"; u. a. erblickt er in dem Pflug eine natürliche Fortentwickelung der Haue (Karst) (S. 101).

Vierkandt-Berlin.

330. C. Keller: Zur Abstammungsgeschichte unserer Hunderassen. Eine Abwehr gegenüber Herrn Prof. Th. Studer. Vierteljahrsschrift der Naturf.-Ges. in Zürich. 1903. Jahrg. XLVIII.

Keller sucht seine Auffassung des Hundes, die er in der „Abstammung der ältesten Haustiere" gegeben hat, gegen Studer zu verteidigen.

Im allgemeinen ist das ganze Material wohl sehr verschiedener Deutung fähig, man wird aber doch wohl auch jetzt Keller den Vorwurf nicht ersparen können, daß er seinen Ausführungen an der Hand seines vorzüglichen Materials (Rütimeyers Sammlungen!) leicht durch gute mit Maßangaben versehene Abbildungen und vielleicht auch durch Tabellen einen ungleich höheren wissenschaftlichen Wert hätte geben können.

Dr. Ed. Hahn-Berlin.

331. Gyula von Sebestyén: Ursprung der Bustrophedonschrift. Zeitschr. f. Ethnol. 1903. Bd. XXXV, S. 755. Mit 12 Fig.

Der Ausgang aller Schrift von der Bilderschrift und ihre Ausgestaltung durch die Art der Schreibrequisiten ist bekannt, doch die Gestaltung mancher Buchstaben und die Richtung der Zeilen blieb unerklärt. Das Geheimnis wird durch das Kerbholz und seinen Gebrauch enthüllt; da man dies in der linken Hand hält, muß das Kerben von rechts nach links gehen, und wendet man das Holz zum Bearbeiten der nächsten Kante immer um, so entsteht eine Schlangenlinie, wie auf Kerbstücken jüngerer Zeit aus Sibirien und Ungarn. Nun ist auch die phönizische Schrift von rechts nach links gewendet, also aus Kerbschrift entstanden, und leicht erklärt sich das *βουςτροφηδόν*, d. h. das Zurückwenden der zweiten Zeile mit auf den Kopf gestellten Buchstaben eben aus jenem Kerbgebrauch, wofür Curtius, Bergk, Schlottmann keine genügende Erklärung fanden. Die antiken Steinmetzen waren meist der Schrift nicht kundig, die Buchstaben wurden ihnen von Kundigen vorgemalt, die an der Tradition festhielten, unbeeinflußt durch die Technik des Steinhauens. Die erste Neuerung bestand dann darin, daß man die Buchstaben der zweiten Zeile nicht mehr auf den Kopf stellte, aber anfangs die der linksläufigen Zeile noch in umgekehrter Richtung schrieb, wobei es in Zeiten des Überganges zu ergötzlichen Konfusionen kommen mußte, wie pelasgische und etruskische Beispiele beweisen. Nach Hülsen zeigt auch die jüngst auf dem Forum gefundene Inschrift aus dem sechsten Jahrhundert Bustrophedon und Buchstabenwendung in den rechtsläufigen Zeilen. Oskische

und umbrische Inschriften haben die Zeilen konsequent von rechts nach links, sind also wie das gleiche althebräische Schriftsystem älter; es wird diese Schreibweise auf verständnisvollere Kopierung des Kerbholzes zurückgeführt, indem der Schreiber dies bei der zweiten Zeile zwar umkehrte und las, aber seine Kopie wieder von rechts begann. So gehen beide Arten des Kopierens, das Bustrophedon wie das linksläufige semitische Schreiben, auf die Kerbschrift phönizischen Ursprungs zurück. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

332. Alfred Kirchhof und Fritz Regel: Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde. Bd. II (1900 u. 1901). Breslau, Ferd. Hirt, 1904. (413 S.)

Der Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde beabsichtigt, „den vielen Arbeitern auf dem weiten Gebiete der deutschen Landeskunde die immer schwieriger werdende Übersicht zu erleichtern und durch knappe, sachliche Inhaltsangabe die Fortschritte der geographischen Erkenntnis des Deutschen Reiches den Forschern wie den Lehrern der Erdkunde zu erleichtern“. Wie der vorliegende zweite Band zeigt, sind die Herausgeber dieser ihrer Aufgabe vollauf gerecht geworden. Man darf allerdings bei der ungeheueren Ausdehnung der literarischen Produktion auf dem fraglichen Gebiete, das dazu noch in so viele Hilfswissenschaften und verwandte Disziplinen unmerklich übergeht, keine bibliographische Vollständigkeit erwarten, aber daß eine solche annähernd erreicht ist, dürfte bei der großen Anzahl (116) Mitarbeiter wohl anzunehmen sein.

Bei der Anzeige des ersten Bandes (Zentralbl. VI, S. 274) bemängelte ich, daß die anthropologisch-prähistorische Forschung zu kurz weggekommen wäre. Dieser Übelstand scheint in dem zweiten Bande zum Teil wieder wett gemacht worden zu sein. Wie Stichproben mir zeigten, dürfte die Urgeschichte wohl auf Vollständigkeit Anspruch machen. Eingehende Beachtung hat auch die Volkskunde erfahren. Hingegen scheint mir die physische Anthropologie noch stiefmütterlich bedacht zu sein.

Das ganze Werk zerfällt in vier Abschnitte (A. Das Land; B. Die Bewohner; C. Kulturgeographie und D. Zusammenfassende Landeskunde und Reiseliteratur), von denen der zweite (S. 166 bis 279) den Anthropologen interessiert. Er bringt die Bibliographie über Vorgeschichte, Frühgeschichte, historische Geographie seit dem 10. Jahrhundert, insbesondere Siedelungsgeschichte, Wüstungen und Kunstdenkmäler, die Nationalitäten im heutigen Reich, Physische Anthropologie, Volkskunde sowie Sprache und Namensforschung. *Buschan-Stettin.*

333. Otto Ammon: Die Bewohner der Halligen. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 1904. Jhrg. I, Heft 1, S. 84 bis 98.

Verfasser bespricht ausführlich Waldenburgs Arbeit: „Das isokephale Rassenelement unter Halligfriesen und jüdischen Taubstummen“ (s. Zentralbl. f. Anthrop. VIII, S. 154). Er erhebt einzelne Einwände gegen Waldenburgs Methode und gegen seine Schlüsse. So bringt er gegenüber Waldenburgs Anschauung, daß die germanisch-friesische Rasse auf den Halligen ausgemerzt worden sei, daß dadurch die runde Kopfform und die dunkle Hautfarbe herrschend geworden seien und daß an diesem Prozeß ganz wesentlich der Alkoholismus beteiligt sei, seine schon früher vertretene Ansicht zur Geltung: „Wenn von einer Mischlingsbevölkerung, die aus Germanen und fremdrassigen Bestandteilen hervorgegangen ist, die aktiven Individuen auswandern, so entstammen diese vorwiegend dem Teile der Mischlinge, der dem germanischen

Pol derselben verhältnismäßig am nächsten steht." Auch für die Halligen erkläre dieser Satz, daß die Auswandernden mehr zur Langköpfigkeit, die Zurückbleibenden mehr zur Kurzköpfigkeit neigen und eine kurzköpfige Bevölkerung sich entwickeln müsse. *Dr. Warda-Blankenburg i. Th.*

334. F. Reuter: Beiträge zur Anthropologie Hinterpommerns. Eine Schulkinderuntersuchung in Pollnow. Arch. f. Anthropol. 1903. Bd. XXVIII, S. 289 bis 338. (Mit acht graph. Darstellg.)

Anthropologische Untersuchung (19 Messungen und 14 sonstige Erhebungen) der Schuljugend des Städtchens Pollnow (189 Knaben und 184 Mädchen) im Alter von 6 bis 14 Jahren.

Hiernach stellt sich das Längenwachstum des Körpers für die einzelnen Jahre folgendermaßen:

Jahre	Knaben im Durchschnitt mm	Knaben Schwankungsbreite mm	Mädchen im Durchschnitt mm	Mädchen Schwankungsbreite mm
6	1124	189	1101	139
7	1153	266	1138	204
8	1214	175	1235	194
9	1268	130	1266	276
10	1306	188	1309	244
11	1334	242	1335	181
12	1383	245	1401	341
13	1417	399	1444	302
14	1486	146	—	—

Aus dieser Tabelle geht die bemerkenswerte Tatsache hervor, daß die Mädchen vom 8. bis 11. Lebensjahre gleichalterigen Knaben an Größe ziemlich gleichstehen, bzw. sie nur um weniges übertreffen, um das 12. und 13. Jahr herum jedoch schneller als diese wachsen, was übrigens für alle Kulturvölker Gültigkeit zu haben scheint.

Das 13. Lebensjahr ausgenommen besitzen die Knaben auf allen Altersstufen längere Arme als die Mädchen, die wiederum in der Beinlänge jenen zwischen 10 bis 13 Jahren überlegen sind. Vom 6. bis 9. Jahre dagegen sind die Knaben langbeiniger als die Mädchen. Rumpf und Gliedmaßen zeigen das größte Wachstum, und zwar ist dasselbe bei diesen grösser als bei jenen. Am schwächsten wächst der Schädel in allen seinen Maßen; die Gesichtsmaße nähern sich in dieser Hinsicht den Verhältnissen des Schädels.

Bezüglich des Wachstums der Kopflänge weisen die Knaben stets größere Zahlen als die Mädchen auf, deren Kopf im Durchschnitt um 4 mm hinter jenen zurückbleibt. Der Kopf wächst mehr in die Länge als in die Breite; die Mädchen besitzen im allgemeinen schmälere Köpfe als die Knaben. Ich übergehe die weiteren Untersuchungen des Verfassers, die sich auf das Wachstum der einzelnen Abschnitte des Kopfes und Gesichtes beziehen und möchte mich darauf beschränken, nur einige bemerkenswerte Befunde hier wiederzugeben. Der Schädel dehnt sich stärker in die Breite in seinem unteren Teile als in seinem oberen Teile aus; in seinem vorderen Teile geht er stärker in die Länge als in dem hinter dem Ohre gelegenen Abschnitte. Durch stärkere Zunahme der Gesichtshöhe gegenüber der Breite wird das Gesicht schmaler, ebenso wird die Nase durch größere Höhe als Breite schmaler. Ich übergehe auch die Indexzahlen, die Verfasser aus den genommenen Maßen berechnet und

will nur noch die Beziehungen zwischen Farbentypus und Maßverhältnissen beleuchten.

Der reinblonde Typus (blondes Haar, blaue Augen) ist in Pollnow so stark vertreten wie in keinem anderen Teile des Reiches; bei den Knaben zu 47,1 Proz., bei den Mädchen zu 48,6 Proz. Brünette Elemente (braunes bzw. schwarzes Haar und dunkle Augen) kommen zu 10,1 Proz., bzw. 12,1 Proz. vor; der Rest entfällt auf Mischtypen (42,8 Proz. und 39,2 Proz.). Die Mädchen sind an den reinen Typen demnach stärker beteiligt, als die Knaben; im blonden Typus haben sie 1,0 Proz., im brünetten 2,0 Proz. mehr als die Knaben.

Sehr auffällig sind zwei Tatsachen, die mit der üblichen Annahme von dem hochgewachsenen, blonden, langköpfigen Arier im scharfen Widerspruch stehen: einmal, daß bei beiden Geschlechtern die Blonden kleiner sind als die Braunen und zum andern, daß sich die Blondheit mit ausgesprochener Kurzköpfigkeit verbindet. Verfasser ist geneigt, diese auffallende Erscheinung mit Deniker durch die Annahme einer in Osteuropa ansässigen besonderen Rasse, gekennzeichnet durch mäßige Kurzköpfigkeit, mittlere Körpergröße und Blondheit, zu erklären (? Ref.). Langköpfige Elemente fanden sich unter den Knaben zu 39,1 Proz., unter den Mädchen zu 36,4 Proz., kurzköpfige bei jenen zu 60,9, bei diesen zu 63,6 Proz. Die längliche Gesichtsform herrscht bei der Hälfte der Kinder (48,7 bzw. 53,8 Proz.) vor; ein Viertel entfällt auf die rundliche, viereckige Form (22,7 bzw. 25,4 Proz.), das noch übrig bleibende Viertel verteilt sich auf Übergangsformen. Bei den Mädchen sind die beiden ausgesprochenen Gesichtsformen stärker vertreten, die Übergangsformen seltener.

Eine besondere Betrachtung widmet Verfasser zum Schluß noch der Frage, ob zwischen den verschiedenen Berufen der Väter sich ein Unterschied in der Kopfform der Kinder bemerkbar macht. Hierzu möchte ich betonen, daß das Untersuchungsmaterial doch zu ungleichartig ist, um darauf Schlüsse zu bauen. So z. B. sind die Vertreter der Artes liberales und die Industriellen gänzlich außer Acht gelassen. Indessen scheint doch aus der wenn auch geringen Beobachtungsreihe eine Bestätigung der von anderer Seite mehrfach gefundenen Tatsache hervorzugehen, daß die höhere Intelligenz vorwiegend an die längliche Schädelform geknüpft ist. Der Kaufmanns- und der Händlerstand von Pollnow weisen besonders viel langköpfige Kinder auf, hingegen der Arbeiter, Handwerker und vor allem der Bauernstand mehr kurzköpfige.

G. Buschan-Stettin.

335. A. v. Török: Über einen neueren Fund von makrokephalen Schädeln aus Ungarn. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop. 1904. Bd. VII, S. 142 bis 201.

Verfasser beschreibt zwei makrokephale, künstlich deformierte Schädel. Der eine derselben weist männliche Merkmale auf; das dazu gehörige ebenfalls erhaltene Skelett zeigt, daß es sich tatsächlich um die Reste eines und zwar 20- bis 30 jährigen Mannes handelt. Der andere Schädel ist weiblich, 30 bis 40 Jahre alt (das Skelett wurde erst nachträglich gefunden, Anm.). Dazu kommt das ebenfalls deutlich die Spuren künstlicher Deformierung tragende Stirnbein eines zwei- bis dreijährigen Kindes. Einzelne gemeinsame morphologische Charaktere lassen mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es sich um Geschwister handelt, daß man es hier also mit der Bestattung von Gliedern einer Familie zu tun hat, in der Deformation gepflegt wurde.

Auf die sehr ausführliche kranioskopische und kraniometrische Be-

schreibung der beiden Schädel kann Referent nur ganz kurz eingehen: Verfasser legt den Hauptwert auf die Sagittalkurve; neben den richtigen Maßen, die jeweils für die drei Dimensionen (absolut und relativ) eines jeden Schädelteiles angegeben werden (Hirnkapsel, Gesichtsschädel, Augenhöhle, Nasenhöhle, Gaumen, Unterkiefer), wird versucht, die Höhen-, Längen- und Breitenmaße der einzelnen Abschnitte korrelativ zur Höhe, Länge und Breite des Kopfes, des Gehirn- und Gesichtsschädels zu bestimmen (in Prozenten der letzteren), eine Betrachtungsweise, die sicher vielversprechend scheint.

E. Fischer-Freiburg i. B.

336. E. Hörschelmann: Über die Form der Mamma bei der Estin mit Bemerkungen über die Mammaform bei einigen anderen Völkerschaften. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop. 1904. Bd. VII, S. 22 bis 62.

Die Untersuchungen des Verfassers erstrecken sich in erster Linie auf jugendliche Nulliparae, denn nur bei diesen kommen die Formverhältnisse der Mamma rein zur Wahrnehmung, weil sie noch nicht durch Alters- und Funktionsveränderungen getrübt erscheinen. Das Material hat Verfasser als praktischer Arzt größtenteils aus seiner Sprechstunde geschöpft, indem er in derselben nach einem Schema angefertigte Untersuchungskarten ausfüllte und auf ihnen auch Messungen verzeichnete. Diese Untersuchungen — durch Jahre fortgesetzt — erstrecken sich überwiegend auf Estinnen, doch war er in der Lage, zum Vergleich auch Russinnen, sowie einige Deutsche und Lettinnen heranzuziehen. Erweitert wurde das Material durch Untersuchungen und subtile Messungen an 67 Prostituierten Dorpats, zum größeren Teile wiederum Estinnen, zum geringeren Russinnen, Lettinnen und Polinnen. Die Methode der Untersuchung bestand in Betrachtung resp. Messung der Mamma an der stehenden, mindestens bis zur Taille entkleideten Frau.

Bei der Beschreibung der Entwickelung der Backfischmamma acceptiert Verfasser die vier Bartelsschen Stadien, dabei die Bemerkung machend, daß bei der Estin nicht selten das dritte Stadium, das ist das Stadium der Mamma mit noch erhaltener halbkugeliger oder kalottenförmiger Vorwölbung des Warzenhofes, bis zum 20. Jahr persistiert. Für die typischen Altersveränderungen der Mamma, wie sie durch Elastizitätsverlust infolge von Abmagerung oder aber übermäßigem Fettansatz zustande kommen, wird der Terminus „Descensus mammae“ in Vorschlag gebracht, da es durch Fettschwund an der Basis mammae zu einer Art Ortsveränderung der Drüse, zu einem allmählichen Herabsinken der Mamma kommt. Dieser Descensus mammae ist eine wichtige Teilerscheinung des allgemeinen „Schiffbruchs der Formen“ des verblühenden Weibes. Es gibt daher das Verhalten der Mamma ein sehr genaues Kriterium zur Bestimmung der höchsten Blüte einer Frau. Fehlt der Descensus, so ist mit Bartels die Mamma als stehend, andernfalls als sich senkend oder hängend zu bezeichnen. Verfasser kommt zu dem Resultat, daß bei nulliparen Estinnen bis zum 20. Jahre etwa in zwei Drittel der Fälle die Mamma stehend gefunden wird, nach dem 20. Jahre nur noch in ein Sechstel der Fälle. Bei den Prostituierten und den Multiparen sind die Verhältnisse noch ungünstiger. Was die Größe des Organes anbetrifft, so überwiegen bei den Estinnen die üppigen und vollen Formen die mäßigen und schwachen um das Doppelte. Als Gründe dafür werden herangezogen die verbreitete Sitte des Stillens und die kräftigende Muskelarbeit der Landmädchen. Die relative Häufigkeit allzu üppiger Formen und damit zusammenhängend das oft vorzeitige Verblühen der Estin läßt sich teilweise

durch unzweckmäßige Ernährung bei mangelnder Fleischkost erklären. Mit Bartels werden vier typische Mammaformen beschrieben: 1. Halbkugelige Brüste; sie finden sich in etwa 80 Proz. 2. Schalenförmige Brüste; Verfasser teilt sie in zwei Kategorien, nämlich in mäßige, die bei ihrer Entwickelung nicht bis zur Halbkugelform gediehen sind, und in primär breitbasig am Thorax angelegte. 3. Konische Brüste; sie wurden in etwa 10 Proz. der Fälle gefunden. 4. Ziegeneuterförmige Brüste; diese Form ist bei Estinnen nur ganz vereinzelt anzutreffen. Bei der Einreihung in genannte vier Typen ist der Allgemeineindruck entscheidend, da das Verhältnis von Durchmesser und Höhe an der Mamma der Lebenden nicht direkt meßbar ist.

Was die Form der Areola anbetrifft, so fand Verfasser, daß dieselbe bei dem Eintritt des Descensus mammae eine typische Veränderung erleidet; sie verliert ihre Kreisform, wird ausgezerrt und legt sich in Falten, dabei vergrößert sich der vertikale Durchmesser auf Kosten des horizontalen. Bei den Untersuchungen über die Farbe der Areola ist die Haarfarbe zum Vergleich mit herangezogen. Bei Blondinen ist die Farbe des Warzenhofes im allgemeinen etwa gleich häufig rosa oder hellbraun, bei jugendlichen braunhaarigen Mädchen ist sie häufiger rosa, sonst häufiger braun. Die Mamilla wurde am häufigsten prominent-knopfförmig gefunden. Dieses gilt besonders für ältere Mädchen und Multiparae, während junge Mädchen nicht selten im Besitz von flachen Mamillen und „kleinen Knöpfchen" sind. Die zierliche Düten- oder Zapfenform hält Verfasser für eine Eigentümlichkeit besonders bevorzugter Individuen; sie fehlte bei den Prostituierten.

Die Messungen an 67 Prostituierten Dorpats dienten zur Bestimmung der Lage der Mamma im Proportionsrahmen des Körpers. Der Vergleich zwischen Nulliparen und Multiparen ergibt den Zahlenbeweis für den Satz von Stratz, daß weniger die physiologische Funktion das Organ herabsinken läßt, als vielmehr der mit den Jahren eintretende Elastizitätsverlust der Gewebe. Zwecks graphischer Darstellung der Lage der Mamma im Proportionsrahmen des Körpers hat Verfasser das Jugulum mit beiden Mamillen und letztere mit dem Umbilicus verbunden; dabei erhielt er eine charakteristische Figur, welche bei guten Proportionen „einem aufrechtstehenden Papierdrachen" entspricht, bei schlechten aber umgekehrt erscheint.

Eine Zusammenstellung der Untersuchungsbefunde bei verschiedenen Völkern des östlichen Europa führte zu dem Ergebnis, daß die höchste Blüte von der Estin früher überschritten wird, als von der deutschen Livländerin. Die Estin übertrifft die deutsche Livländerin hinsichtlich des Entwickelungsgrades der Mamma, wird aber von der Russin darin vielleicht noch übertroffen. Der Mamillarreflex wurde unter den untersuchten Völkern bei der Polin am lebhaftesten gefunden. *R. Weinberg-Dorpat.*

337. Johann Kresmárik: Beiträge zur Beleuchtung des islamitischen Strafrechts, mit Rücksicht auf Theorie und Praxis in der Türkei. Ztschr. d. Deutschen morgenl. Ges. 1904. Bd. LVIII, S. 69—113.

Die Prinzipien des türkischen Rechtslebens werden besprochen. Im mohammedanischen Orient stehen Recht und Religion in engem Zusammenhang. Es gibt daher keine vollkommene Bildung ohne juristische Kenntnisse. Religion und Recht entspringen derselben Quelle: dem göttlichen Willen. Das Gesetz ist der Wille Gottes. Dieser ist dem Propheten geoffenbart. Also erkennt man das Gesetz aus dem Koran und der religiösen Tradition. Doch bedarf es natürlich der systematischen Ausarbeitung. Das mohammedanische

Recht hat infolge dieses seines Ursprungs zwei Hauptcharakterzüge: einmal seine Stabilität und Unveränderlichkeit (Gottesgebote!), sodann aber zeigen die aus den Rechtsquellen abgeleiteten Vorschriften außerordentliche Abweichungen voneinander, je nach der betreffenden Rechtsschule. Indem nun auf diese Rechtsauffassung europäische Einflüsse einwirken, entstehen große Schwierigkeiten für Ausgleichsversuche. Das Ausgeführte wird an dem Strafrecht im einzelnen weiter erörtert. Von strafbaren Handlungen wird zuerst die Unzucht besprochen. (Das nächste Heft der Zeitschrift soll die Fortsetzung bringen.) *L. Messerschmidt-Berlin.*

338. Amand. v. Schweiger-Lerchenfeld: Die Frauen des Orients in der Geschichte, in der Dichtung und im Leben. M. 11 farb., 15 schwarz. Vollbild. u. 338 Abbildg. i. Text. Wien u. Leipzig, A. Hartleben. 792 S.

Verfasser, infolge seines langjährigen Aufenthaltes im Orient ein guter Kenner alles dessen, was morgenländisches Leben und Treiben betrifft, und ein gewandter Reiseschriftsteller, unternimmt es zum erstenmale, das orientalische Weib von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart auf grund der alten und neuen einheimischen Literatur, sowie seiner eigenen Beobachtungen in populärer Darstellung zu schildern. Alles, was mit dem Begriff Weib in Zusammenhang steht, ist von dem Verfasser in geschickter Weise zusammengetragen worden. Die äußere Erscheinung der Orientalin, ihr geistiges inneres Leben, ihr Charakter, Kleidung und Toilettenverhältnisse, ihre Liebesabenteuer, die Stellung der Frau in der Familie und im öffentlichen Leben, ihre Rolle im Staatsleben, Weiberherrschaft an den Höfen, hervorragende Frauengestalten, das Weib in der Dichtung und in den Heldenromanen werden in farbenprächtiger Schilderung dem Leser vorgeführt. Im besonderen wird das Liebesleben der Orientalin, das einen großen Teil ihres Daseins ausfüllt, in breiter Fülle im Anschluß an die Darstellungen in den Heldenepen und Prosaromanen beleuchtet, wobei der Verfasser reichlich diesbezügliche Stellen aus alten morgenländischen Minnesängern zitiert.

Die einzelnen Abschnitte behandeln die Frau bei den Arabern, den Persern, den Indern und den Osmanen. Innnerhalb dieser großen Gruppen ist die Anordnung des Stoffes eine historische. Die Darstellung ist weniger wissenschaftlich als vielmehr feuilletonistisch gehalten, was sicher dazu beitragen wird, dem Buche Eingang in weitere Kreise zu verschaffen. Es ist fesselnd geschrieben und liest sich gut. Pikanterie liegt ihm fern. Was dem Werke einen besonderen Wert verleiht, ist die reichliche Menge von Anschauungsmaterial. Mit einer Fülle von wohlgelungenen, zum Teil in wirksamen Farben ausgeführten Tafeln, die zumeist Typen, sodann auch Szenen des orientalischen Innenlebens und Darstellungen aus älteren Werken (Miniaturen, zumeist aus den Schätzen der Wiener Hofbibliothek entnommen) wiedergeben, hat die Verlagsbuchhandlung dasselbe splendid ausgestattet, das daher in diesem Sinne die Bezeichnung eines Prachtwerkes mit Recht verdient. *Buschan-Stettin.*

339. Th. Pinches: Sapattu, the Babylonian Sabbat. Proceed. of the Soc. of bibl. arch. 1904. Vol. XXVI, part. 2, p. 51—56.

Der englische Gelehrte veröffentlicht einen früher nur teilweise bekannten, inzwischen durch hinzugefundene Stücke und Duplikate erweiterten Keilschrifttext, der für die Sabbatfrage, wie sie durch Delitzschs Babel-Bibel-Vortrag angeregt ist, von Bedeutung ist. Seine Ausführungen dazu ent-

halten einige Versehen. Es empfiehlt sich daher, als Korrektur und Ergänzung die Bemerkungen H. Zimmerns (s. die folgende Besprechung) zu benutzen.
L. Messerschmidt-Berlin.

340. H. Zimmern: Sabbat. Ztschr. d. Deutsch. morgenl. Ges. 1904. Bd. LVIII, S. 199—202.

Hier wird ein von dem englischen Assyriologen Pinches an anderer Stelle neuerdings veröffentlichter Keilschrifttext (s. oben) behandelt, der für die Sabbatinstitution wichtig ist. Zimmern stellt einige falsche Erklärungen des Textes richtig und erklärt als dessen besonderen Wert, daß wir nun, da hier der 15. Monatstag als „Sabbat" bezeichnet ist, wissen, daß der babylonische „schapattu" und damit im letzten Grunde auch der israelitische Sabbat mit dem Vollmondstag verknüpft ist. *L. Messerschmidt-Berlin.*

341. A. H. Keane: Ea, Yahveh, Dyaus, Zeus, Jupiter. Jewish Quarterly Review 1903, July, 24 S.

Die Untersuchung über diese fünf Götternamen geht aus von einer Abhandlung Ed. Glasers in München, in der dieser zu zeigen versuchte, daß alle fünf Namen sprachlich zusammenfallen und Dyaus die ursprünglichste Form sei. Dem kann sich der Verfasser nicht anschließen. Zwar stimmt er mit Glaser darin überein, daß Jah und Jahu die älteren Formen sind gegenüber jüngerem Jahveh, sowie daß Jah nicht-semitischen Ursprungs und mit Ea verwandt sei, dagegen glaubt er die Behauptung abweisen zu müssen, daß Ea-Jahû-Jôweh lautlich zusammengehören mit Jovis-Jupiter-Dyâus-Zeus. Vielmehr gehören die letzteren zwar untereinander zusammen, entspringen aber einer anderen Quelle als die ersteren. Dyaus, Jupiter, Zeus werden von den Sprachforschern fast einmütig auf eine arische Wurzel DIV zurückgeführt. Der Dental *d* am Anfang dieses Wortes, der sich in vielen arischen Sprachen behauptet hat, macht es unmöglich, den Namen Jahve von Dyaus abzuleiten. Ebenso steht diesem die Bedeutung des Namens entgegen, da Dyaus niemals konkret als Name einer bestimmten Gottheit gebraucht wird, die etwa das Haupt eines Pantheons wäre. — In Zeus und Jupiter ist der Anfangs-Dental durch fremde Einflüsse umgewandelt worden. Für diesen Übergang finden sich auch sonst Beispiele. Die Formen *διος*, *δι*, *δια* postulieren ein ursprüngliches *δις*. Als dieses initiale *d* in graeco-italischen Formen noch überall beharrte (um 2000 v. Chr.), war Jah bereits in die Hebräische Theogonie aufgenommen und begegnet sogar noch früher in Keilinschriften. Ja die italischen Dialekte (Oskisch, Umbrisch u. a.) halten den Dental bis weit in historische Zeiten hinein fest, ein sehr wichtiges von Glaser vernachlässigtes Moment. — Dagegen ist der Name Jah aus dem sumerischen EA hervorgegangen. Zwar ist EA nicht das Haupt des babylonischen Pantheons, aber auch der Jahve-Monotheismus ist nicht fertig in die Welt getreten, sondern hat sich langsam durch Monolatrie hindurch herausentwickelt und ist erst in den prophetischen Zeiten vollendet. Andererseits muß aber EA doch einmal, in sumerischer Zeit, der Hauptgott gewesen sein, da er der Vater Marduks ist und in den alten Mythen eine hervorragende Rolle spielt. Es liegt die Vermutung daher nahe, daß EA sich unter den „Teraphim" befand, die Abraham, an dessen historischem Charakter Verfasser festhält, auf seinem Wege von Ur westwärts begleiteten, nach einem Lande, das damals ganz unter babylonischem Einfluß stand, und in dem daher auch die babylonischen Götter verehrt wurden. So wurde denn vermutlich EA gern aufgenommen und stieg stufenweise und allmählich zum Nationalgott Israels auf. Dies wird

um so wahrscheinlicher, als der von Delitzsch herangezogene Name Ja(h)um-ilu der Hammurabizeit durch seine Gleichsetzung von Jahu (EA) mit ilu, dem allgemeinsten Namen für Gott bei allen alten Semiten, zeigt, daß schon zu Abrahams Zeit EA in Babylonien mit dem großen Gott Ilu selbst auf gleiche Stufe gesetzt wurde. So war es nur natürlich, daß Moses ihn übernahm. Sprachlich macht der Übergang von EA zu Jah keine Schwierigkeiten. Jahve selbst machte das allgemeine Gesetz der Entwickelung wie all die andern genii loci durch: aus dem Polytheismus entwickelte sich durch die Stufe der Monolatrie hindurch der Monotheismus, der erst einige Zeit vor der Gefangenschaft erreicht wurde. Die ganze Darlegung ist sehr anfechtbar und bietet so viel Hypothetisches, daß ich mich ihr nicht anschließen kann.

Messerschmidt-Berlin.

342. Wilhelm Ebstein: Die Medizin im Neuen Testament und im Talmud. Stuttgart, Ferd. Enke. 1903. (337 S.)

Verfasser, ein erfahrener Kliniker an der Universität Göttingen, hatte bereits im Jahre 1901 eine Abhandlung erscheinen lassen, welche die Medizin im Alten Testamente behandelte. Das vorliegende Werk bildet zu diesem die Fortsetzung und Ergänzung. Verfasser ist zwar nicht der Sprache, in welchem der Talmud abgefaßt ist, mächtig, hat aber mit namhaften Talmudforschern sich in Verbindung gesetzt, die ihn bereitwilligst unterstützt haben. — Mit vielem Geschick hat er, unter bestimmte Gesichtspunkte geordnet, diejenigen Stellen aus dem Neuen Testamente und vor allem dem Talmud zusammengetragen und kommentiert, welche für die Beurteilung des damaligen Standes der Medizin von Bedeutung sind. Da diese Anschauungen vielfach noch mit Aberglauben durchsetzt erscheinen und in ihren Grundzügen auf uralte volkstümliche Vorstellungen zurückgreifen, so dürfte das vorliegende Werk auch für den Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde von Wert sein. Es wäre im Anschluß an dasselbe vielleicht eine dankbare Aufgabe, nachzuspüren, wieweit diese biblischen Anschauungen von dem Wesen der Krankheiten und ihrer Behandlung bei der heutigen jüdischen Bevölkerung der verschiedenen Länder, die in ihren Gebräuchen und Sitten sich doch ziemlich konform geblieben ist, noch fortleben.

Auf die Einzelheiten des interessanten Werkes kann hier nicht näher eingegangen werden. *Buschan-Stettin.*

343. F. Küchler: Beiträge zur Kenntnis der assyrisch-babylonischen Medizin. Texte m. Umschrift, Übersetzung u. Kommentar. Leipzig, Hinrichs, 1904. 154 S., m. 20 autogr. Taf.

Das vorliegende Werk ist der erste größere, umfassende und verläßliche Versuch, Keilschrifttexte medizinischen Inhalts zu bearbeiten. Obwohl das vorhandene Material an solchen Texten ein außerordentlich umfangreiches ist (vgl. die mehrfachen Zusammenstellungen v. Oefeles in verschiedenen medizin. Zeitschriften), so hat doch die Assyriologie bisher ihr Hauptaugenmerk auf Texte philologischen, historischen, religiösen, astronomischen und juristischen Inhalts gerichtet, hauptsächlich weil die äußeren Anlässe zur Beschäftigung mit medizinischen Texten geringere waren, dann aber auch wegen der Schwierigkeit, die die Deutung der vielen medizinischen und botanischen Spezialbezeichnungen bereitete. Hier hat sich nun der Verfasser des sachverständigen Beirats des Herrn Dr. med. F. v. Oefele (Bad Neuenahr) zu erfreuen gehabt, der ihm aus seinen umfassenden medico-historischen Kenntnissen viel Wertvolles mitteilen konnte.

Verfasser gibt die Texte, drei umfangreiche Tontafeln, in Umschrift und Übersetzung und fügt einen ausführlichen philologischen und sachlichen Kommentar hinzu, der viele medizinische und botanische Einzelheiten bespricht. Die drei Tafeln bilden ein zusammenhängendes Ganze, eine Art medizinisches Handbuch für Unterleibsleiden, wie Leibschmerzen, Erbrechen, Blähungen, Aufstoßen, Gallenleiden, Gelbsucht u. s. f., unter anderem auch Trunkenheit und ihre Folgeerscheinungen! Das Leiden wird ganz kurz charakterisiert und dann die Gegenmittel angegeben, meist eine ganze Anzahl verschiedenartiger Mittel für dasselbe Leiden. Man hat sich das wohl so zu erklären, daß diese Texte ein spätes (im 7. Jahrh. v. Chr. geschriebenes) Compilatorium aus den in den verschiedenen Ärzteschulen üblichen Heilmitteln sind. Die letzteren sind mannigfacher Art, oft aus ekelhaften Stoffen zusammengesetzt. Es sind entweder Gemenge aus zerstoßenen Pflanzen, in alkoholhaltigen Flüssigkeiten, in Milch oder in Öl aufgeschwemmt, die eingenommen oder durch Klistier eingegeben oder endlich zu Umschlägen verwendet werden, oder es sind Salzlösungen, schließlich auch Wassergüsse. Daß aber hier nicht etwa eine rein arzneiliche Behandlung statthat, kommt darin zum Ausdruck, daß vielfach für das Einnehmen eine gewisse Sternstellung abzuwarten ist, vor allem aber darin, daß in weitem Umfange als Heilmittel ganz bestimmte, ihrem Inhalt nach recht dunkle Beschwörungsformeln vorgeschrieben werden, wie z. B.: „Ich werfe einen Zauberspruch auf die Tochter des Gottes Ea, ich werfe einen Zauberspruch auf die Tochter des Gottes Anu, ich werfe ihn auf die Tochter der Gottheit. Weswegen? Weswegen? Des Bauches wegen, des Leibes wegen, des Leibes wegen, des kranken Leibes wegen." „Handlung dabei: weiße Wolle sollst du zu einem Band spinnen, sieben Knoten binden, sein . . . . (zerstört) binden, so wird er genesen."

L. Messerschmidt-Berlin.

344. F. Hrozný: Zur Höllenfahrt der Istar. Wien. Zeitschr. für d. Kunde d. Morgenlds. Wien 1903. Bd. XVII, S. 323 bis 330.

Der Aufsatz sucht einige dunkle Stellen dieses Mythus zu erklären. Die Person des vom Gott der Wassertiefe, Ea, zur Befreiung der Istar aus der Unterwelt entsendeten Boten wird als Frosch gedeutet.

L. Messerschmidt-Berlin.

345. Joh. Hunger: Becherwahrsagung bei den Babyloniern. Nach zwei Keilschrifttexten. Leipzig, Hinrichs, 1903. 88 S.

Der Umschrift und Übersetzung der Texte sind fünf einleitende Abschnitte vorangestellt. Der erste derselben behandelt die Nachrichten über Lekanomantie außerhalb der Keilschriftliteratur; die Beschreibungen bei Strabo, Diodor, Damascius, Michael Psellos, Augustin, Cornelius Agrippa beziehen sich meist auf Hydromantie und erwähnen nur kurz, daß überhaupt Lekanomantie bei den Assyrern vorhanden war. Die eigentümliche Art der hier vorliegenden Wahrsagung, daß man auf einen mit Wasser gefüllten Becher (Schale) Öl schüttet und aus dessen Formen und Verhalten weissagt, findet sich nicht erwähnt. — Die Texte dieses „Handbuches der Ölweissagung" stammen, wie untrügliche Kennzeichen ergeben, aus dem Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. — Die Handlung: der das Orakel Befragende muß das Öl liefern. Vor der Handlung und bei derselben finden Opfer, Reinigungen und Gebete statt. Dann, am Morgen, bei Aufgang der Sonne (der Sonnengott ist der eigentliche Orakelgott), stellt sich der Wahrsagepriester mit dem Gesicht nach Osten auf und vor sich die Schale. Es wird entweder Öl auf

Wasser oder Wasser auf Öl gegossen. Dann wird beobachtet, ob sich das Öl nach Osten, Westen usw. bewegt, ob es ein einziger Tropfen bleibt oder sich in mehrere, bis zu sieben, zerteilt, wie diese Teile sich zueinander und zum Rande der Schale verhalten u. s. f. Für die verschiedenen entstehenden Gebilde werden Sonderbezeichnungen verwendet, die noch nicht sicher zu deuten sind. Die aus dem Verhalten des Öls gefolgerten Weissagungen beziehen sich auf eine Einzelperson, oder auf das Heer, oft auf beide zugleich. Es werden geweissagt: Gesundheit oder Tod des Kranken usw., Sieg oder Unglück des Heeres. Einmal wird ein Ölorakel gegeben, dem jedenfalls die Anfrage zugrunde liegend gedacht ist, ob zwei Personen sich heiraten werden oder ob die eine vorher sterben wird. Nach dem aus der Ölbewegung Gefolgerten erscheinen mehrfach — allerdings nicht ausnahmslos — Norden und Westen als Unglücks-, Süden und Osten als Glücksgegend. Gewisse Ölstellungen werden auch bestimmten Gestirnstellungen gleichgesetzt, so daß das eigentliche Orakel dann aus dieser letzteren, je nachdem sie als heil- oder unheilbringend galt, abzuleiten war. Schließlich wird noch darauf hingewiesen, daß die Ölwahrsagung, weil sie billiger war als die Leberschau, jedenfalls von den Ärmeren angewendet wurde. *L. Messerschmidt-Berlin.*

346. R. Karutz: Von Lübeck nach Kokand. Ein Reisebericht. Mitt. d. Geogr. Ges. in Lübeck. II, 18. Lübeck 1904. (148 S.)

Verfasser verband mit einer Erholungsreise, die er anfang 1903 nach Russisch-Asien unternahm, den Zweck, für das Museum für Völkerkunde in Lübeck, dessen Leiter er ist, Ethnographica zu sammeln. Dank seiner guten Vorbereitung und der weitgehendsten Unterstützung von seiten der dort ansässigen Europäer und Eingeborenen, an die er Empfehlungsschreiben mitbrachte, scheint er diese Absicht vollauf erreicht zu haben. Der vorliegende Reisebericht, der mit großer Begeisterung abgefaßt ist und bis zum letzten Wort den Leser fesselt, enthält eine Fülle von Beobachtungen auf geographischem, historischem und vor allem anthropologischem und ethnologischem Gebiete, weswegen wir auf ihn an dieser Stelle aufmerksam machen.

Buschan-Stettin.

347. Friedrich Sarre: Die altorientalischen Feldzeichen, mit besonderer Berücksichtigung eines unveröffentlichten Stückes. Beitr. z. alt. Gesch. (C. F. Lehmann u. E. Kornemann) 1903, Bd. III, Heft 3, S. 333 bis 371.

Die Veranlassung zu der Arbeit gab der Erwerb des Kopfstückes (aus Bronze) einer Standarte durch den Verfasser. Im Louvre befindet sich ein ähnliches Stück, das der französische Archäologe Léon Houzey als parthischen Ursprunges nachzuweisen versucht hatte. — Zuerst werden kurz die Feldzeichen der Ägypter (heilige Tiere oder Symbole, auf einer Stange getragen) und der Israeliten (Bundeslade und Ephod, wohl ein Bild Jahves) erwähnt, danach ausführlicher die der Babylonier und Assyrer behandelt. Bei ersteren ist es im dritten Jahrtausend ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln an der Spitze eines Schaftes, einmal wohl auch ein löwenköpfiger Adler, der zwei Löwen in den Fängen hält, bei den letzteren eine kreisrunde Scheibe mit Buckel und herabhängenden Troddeln, später ein Ring an der Spitze einer Lanze; in dem Ringe sind entweder zwei Stiere oder aber der bogenschießende Gott Assur, auf einem Stier stehend, dargestellt, so daß daraus klar wird, daß in der Standarte der Sonnengott seinem Volke gegen die Feinde vorausgehend gedacht ist. Dasselbe ergibt sich auch für die anderen Standartenformen.

Bei den Persern fährt nach Herodot der heilige Wagen des Zeus dem Heere vorauf; dabei liegt jedenfalls dieselbe Idee zugrunde. Daneben aber — das ergibt eine Vergleichung aller Überlieferungen — hatten die Perser auch als Königsstandarte auf einer Stange getragen einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, also wie im alten Babylonien. Später scheint es ein anderes persisches Feldzeichen gegeben zu haben: ein an der Lanze befestigtes Purpur-Vexillum mit der Darstellung eines Hahnes, der in der Religion des Zoroaster eine bedeutende Rolle spielt. Von den Zeichen der Parther fehlen Abbildungen; es ist aber aus Nachrichten wahrscheinlich, daß ein Adler, daneben auch eine Falkenart, darauf dargestellt war. Dasselbe gilt auch für die Armenier. Unter den Sassaniden wechselt die Form der Königsstandarte. Aber auch hier wieder läßt sich ihr symbolischer und auf die Gestirne hinweisender Charakter aufzeigen. Neben diesen ist im iranischen Nationalepos ein Reichspanier erwähnt, dessen sagenhafte Geschichte erzählt wird. An seiner Spitze befand sich eine Kugel, die dem Monde glich! Der König hat in diesem Epos eine Flagge mit den Bildern von Sonne und Mond, seine Leibwache hat violette Drachen als Feldzeichen. — Bedeutsam ist, daß der König von Iran nur dann als rechtmäßiger gilt, wenn er im Besitz der Reichsstandarte ist. — Als Standarte Mohammeds wird ein Banner erwähnt, das „Adler“ genannt wurde. Das heutige „heilige Banner“ der Türken soll die alte Adlerstandarte des Propheten sein.

Daran anschließend bespricht der Verfasser die in seinem Besitz befindliche Standarte: ebenfalls ein Ring, auf dem Rücken zweier Stiere ruhend, und in dem Ringe vier männliche Gestalten, gleichmäßig um den Mittelpunkt angeordnet, und zwar so, daß sie in ihrer Stellung an die Swastika erinnern. Dieses, sowie einige andere Momente lassen auch hier wieder an einen Zusammenhang mit dem Sonnenkult denken. Im übrigen gelangt der Verfasser aus archäologischen Gründen zu dem Urteil, daß dieses Feldzeichen nicht parthisch sei, sondern unleugbare Berührungen mit babylonischen Kunstschöpfungen zeige. *L. Messerschmidt-Berlin.*

348. S. Mickewicz: Hysterie im äußersten Nordosten Sibiriens: emjurer, menerik, Schamanentum und andere Formen. (Russ.) Rev. de psych., neurol. et psychol. expérim. St. Petersburg 1903. Année VIII, Nr. 12.

Unter der jakutischen Bevölkerung des Gouvernements Jakutsk, im Gebiet des Kolymaflusses, herrschen die traurigsten Zustände, die man sich denken kann: fast die gesamte weibliche Bevölkerung und ein großer Teil der männlichen Eingeborenen ist schwer neuropathisch behaftet. Besonders grassiert Hysterie. Sie trägt in jenen Breiten jedoch einen ganz speziellen Charakter, der mit der Rasse zusammenzuhängen scheint. Sehr häufig sind Anfälle der großen Hysterie und ganz besondere Paroxysmen, die in der Sprache der Jakuten als „menerik“, russisch als „blash“ bezeichnet werden. Die Pausen zwischen den Menerikanfällen werden ausgefüllt durch besondere Zustände von mehr stabiler hysterischer Verrücktheit, die der Jakute „jirer“ nennt und die als melancholisches, maniakalisches und halluzinatorisches Irresein sich darstellen. Bei den oberkolymischen Jukagiren sind sogar ganze psychopathische Epidemien verbreitet. Es gibt dort Schamanen, die künstlich „menerik“ hervorrufen, wobei die Betreffenden sich wie besessen geberden. Außerordentlich leicht erregbar und zu psychischer Infektion geneigt ist besonders die Natur des polaren Weibes. Auf hysterisch vorbereitetem Boden entwickelt sich bei ihm gewöhnlich ein ganz typisches, äußerst kompliziertes

Krankheitsbild, das von den Jakuten „emjurer“ genannt wird. Schon vor dem Eintritt der Geschlechtsreife stellen sich alle Symptome der grande hystérie bei den Mädchen ein mit Globus hystericus, menerik und jirer, sowie begleitet von Anfällen außerordentlicher Schreckhaftigkeit, wobei die Betreffenden alles fallen lassen und unanständiges Zeug sprechen („abass“). Auf dieses erste, als „ssoguer“ bezeichnete Stadium des jakutischen emjurer, das der Umgebung Gegenstand der Unterhaltung und des Zeitvertreibs ist, folgt als zweites eine Art Katalepsie, und schließlich, gewöhnlich bereits im vorgeschrittenen Frauenalter, entwickelt sich als letztes höchstes Stadium jene Erscheinung des Absterbens oder „ungar“, wobei die Kranken bei dem geringsten Reiz, bei leichtem Schreck usw. in tiefe Ohnmachten verfallen. Im männlichen Geschlecht ist emjurer selten, dagegen ist der Jakute gewöhnlich menerik und jirer. Nordwärts zeigt die Häufigkeit der Hysterie in jenen polaren Regionen ein deutliches Anwachsen, doch sind manche Volksstämme, zumal die Lamuten und Jukagiren, anscheinend ganz besonders zu Nervenkrankheiten prädisponiert. *Dr. R. Weinberg-Dorpat.*

349. W. M. Doroschewicz: Ssachalin und die Zwangsarbeit. 2 Bde., 438 u. 199 S. 8°. Mit zahlreichen Autotypien im Text. Verlag der Gesellsch. J. D. Ssytin, Moskau 1903.

Der Verfasser ist jedenfalls kein Ethnolog von Fach, denn die Ainos von Ssachalin schildert er nur ganz kurz und beiläufig, hebt jedoch hervor, daß die russischen Zwangssträflinge nicht mehr mit der früheren Verachtung auf diese armen, von der Natur so stiefmütterlich behandelten Wilden herabsehen. Um so ausführlicher ist die Darstellung der Verbrecherwelt, die diese weltentlegene tote Insel bewohnt, eine rechte Verbrecherinsel, deren Natur und klimatische Verhältnisse eine wenig befriedigende Erörterung finden. Die Verbrecherwelt geht uns hier wenig an, in einem Punkte jedoch gibt es Beziehungen mit der Völkerkunde: das ist das Gebiet der Tatauierung. Der Verfasser weist da, wie mir scheint, mit Recht, auf einen Fehler der Lombrososchen Schule hin, die das Tatauieren der Haut und die Neigung dazu als eine Besonderheit des Verbrechers hinstellt. Tatauierung ist, abgesehen von ihren ethnologischen Beziehungen, bekanntlich eine ganz gewöhnliche Erscheinung bei Seeleuten. Bei der großen Verbreitung dieses Berufes in Italien ist es, wie Verfasser meint, kein Wunder, daß Lombroso so oft tatauierte Verbrecher in den italienischen Gefängnissen antraf und die Sache als ein Charakteristikum seines Reo nato auffaßte.

Richard Weinberg-Dorpat.

350. Palmyr Cordier: Introduction a l'étude des traités médicaux sanscrits inclus dans le Tanjur Tibétain. Bull. d. l'École franç. d'Extrême-Orient 1903. Tome III, No. 4, p. 604 ff.

Dr. Georg Huth hat schon 1895 ein Verzeichnis der medizinischen Schriften gegeben, die sich in der großen, Tandjur genannten tibetischen Sammlung indischer Werke finden. Mit Hilfe einer sehr guten Ausgabe der genannten Enzyklopädie, von der ein Exemplar an die französische Schule in Hanoi gelangt ist, unternimmt es Mr. Cordier, dem wir schon eine Studie über die älteste indische Medizin verdanken, die Angaben von Huth soviel als möglich zu vervollständigen, die tibetischen Versionen eines Teiles der Sammlungen den indischen gegenüber zu stellen, von denen kürzlich mehrere gefunden worden sind, schließlich einige andere medizinische Schriften, die noch unbeachtet sind, hervorzuheben. Bei der Bedeutung, die die größtenteils

auf Indien zurückgehende tibetische Medizin weithin für zentralasiatische Völkerschaften hatte (Jolly, S. 17), darf die indologische und ethnographische Wissenschaft dem französischen Arzt um so mehr für seine Mitarbeit danken, als Mitteilungen nur die Vorläufer weiterer Werke sind und uns der Verfasser die Herausgabe des Yogaçataka in tibetischer wie sanskritischer Fassung sowie ein tibetisch-sanskritisch-französisches Wörterbuch der Medizin in Aussicht stellt. *A. Hillebrandt-Berlin.*

351. L. Finot: Notes d'épigraphie. Bull. d. l'École franç. d'Extrême-Orient 1903. Tome III, p. 630—654.

Die Untersuchungen Finots haben ein ethnographisches Interesse, weil sie sich mit den Resten des Tschamvolkes beschäftigen und deren Erinnerungen, die sich in einer Reihe von Inschriften oder Daten chinesischer Schriften aussprechen. Es handelt sich um das Land Phanrang an der Küste von Annam, dessen inschriftliche Zeugnisse bis ans Ende des 8. Jahrhunderts n. Chr. zurückreichen und uns über die Herrscher des Landes, die hauptsächlichsten Tempel, die sie dort errichteten, sowie die daselbst verehrten Götter wertvolle Auskunft geben. Das erste historische Faktum, von dem wir erfahren, ist der Einbruch malaiischer Piraten, die im Jahre 787 einen Bhadrādhipatīçvara geweihten Tempel plünderten. Aus dem Namen des Gottes schließt Finot auf König Bhadravarman als Gründer des Tempels und hieraus weiter auf die Abhängigkeit Pāṇḍurangas von Champa seit dem 5. Jahrhundert. Wie die Namen der Fürsten, so sind auch die Namen der Götter der verschiedenen Tempel brahmanischen Klanges, bis in späterer Zeit der brahmanische Glaube stirbt und heute nur noch in Formeln und Riten sich forterhält.

A. Hillebrandt-Breslau.

352. F. W. Rhys Davids: Buddhist India. (The Story of the Nations. Vol. 61.) London, T. Fisher Unwin, 1903. XV, 332 p. (mit 55 Illustr. u. 1 Karte). 8⁰. 5 shill.

Nach der ergebnisreichen Untersuchung von Richard Fick in seiner Schrift: „Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit", lag es nahe, einen größeren Ausschnitt der indischen Kulturgeschichte unter ähnlichem Gesichtswinkel zu betrachten. Auf solchem Wege eine Gesamtdarstellung des buddhistischen Indiens anzustreben, dazu waren wenige so berufen wie der um die altindische Wissenschaft hochverdiente, in den ältesten Quellen des Buddhismus vorzüglich belesene Autor des vorliegenden Buches. Die Hauptaufgabe, die ihm hierbei vorschwebte, war nicht eine Würdigung der religionsgeschichtlichen Fakten schlechthin, vielmehr war es ihm darum zu tun, jenes Indien, das sich unter der milden Ägide der buddhistischen Lehre mehr zu kulturgeschichtlichem als welthistorischem Ruhme aufzuschwingen vermochte, in seinen sozialpolitischen Verhältnissen, in seinem Volksempfinden vor unseren Augen erstehen zu lassen. An der Hand der Literatur — da die streng geschichtlichen Zeugen, wenigstens soweit die Archäologie unserer Tage ihnen die Zunge gelöst hat, nicht so früh auszusagen beginnen — sucht der Verfasser in diejenigen Perioden vorzudringen, welche das Auftreten eines der größten Heilsprediger vorbereitend anbahnten und in tiefgehenden Einflüssen mitempfanden. Um mit derart reflektiertem Lichte das Indien des 6. bis 7. vorchristlichen Jahrhunderts zu erhellen, bevorzugt Rhys Davids, sicherlich mit guten Gründen, die buddhistische Tradition vor der nicht immer tendenzfreien brahmanischen (dieses Wort hier stets für die spätere von der altvedischen Epoche chronologisch zu unterscheidende Schicht gebraucht), zumal bei ersterer außer der größeren

Objektivität auch noch die durchschnittlich höhere Altertümlichkeit ins Gewicht fällt.

In der ältesten Einflußsphäre des Buddhismus finden wir außer kleinen aristokratischen Republiken vier große Monarchien, deren Herrscherfamilien untereinander Ehebündnisse eingehen, aber auch zuweilen in Fehde liegen. Neben ihnen bestehen etwa zwölf kleinere Königtümer, die ebenso wie die erwähnten Republiken gegenüber den Expansionsgelüsten jener großen Reiche keinen leichten Stand haben.

Mit den Nachrichten über die einzelnen Stämme und Völker steht es ähnlich. Ließen sich vorher nur über die vier hervorragenden Herrscher mehr ins einzelne gehende Notizen sammeln, so reichen auch hier die Aufschlüsse nur bei drei oder vier Stämmen über die allgemeinsten Andeutungen soweit hinaus, daß wir über das öffentliche Leben, die amtliche Verwaltung usw. orientiert werden. Von besonderem Interesse ist die sozusagen stereotype Liste von 16 Völkern, indem sie auch den geographischen Gesichtskreis der buddhistischen Literatur umschreibt. Da hier das ganze südliche Indien und Ceylon ignoriert werden, so ist damit auch die Frage, wann die Kolonisation Ceylons erfolgte, zwar nicht durch präzise Datierung beantwortet, aber doch sind hierdurch die übertrieben hohen Ansätze der ceylonesischen Chroniken widerlegt. — S. 34 bis 41 folgt die Liste der indischen Hauptstädte im 7. Jahrh. v. Chr. Zum Zwecke der Bestimmung ihrer Lage muß hier natürlich die geographisch - archäologische Forschung den Literaturangaben auf dem Fuße folgen.

Den Kern des ebenso inhaltreichen wie instruktiven Buches bildet die Schilderung des sozialen Milieus. Wir hören vom Dorfleben und den Grundbesitzverhältnissen, und mit Recht wird der Leser davor gewarnt, die Tatsache, daß in der Literatur die Städter, Priester, Könige, Soldaten usw. so im Vordergrund stehen, falsch zu verwerten. Die große Masse sind die Bauern; nur weil die eben bezeichneten Kategorien sich von dieser Masse, deren Wesen man als allen vertraut keiner näheren Charakterisierung für bedürftig erachtete, abheben, spielen sie eine unverhältnismäßig bedeutende Rolle im Vergleich mit dem angesessenen Dorfbewohner, dem es nicht in den Sinn kam, seinen Stand und seine Tätigkeit irgendwie geringwertig einzuschätzen. Eigentliche Kastenunterschiede konnten damals nach Rhys Davids Ansicht noch nicht störend eingreifen. Der traditionellen — den wirklichen Verhältnissen aber niemals ganz parallel laufenden — Vierteilung des Volkes in Brāhmaṇa, Kṣatriya, Vaiśya und Śūdra ist die Schärfe namentlich deshalb genommen, weil Adelige und Priester (und zwar letztere in der Regel unter ersteren stehend) nichts anderes sind als zu höherem Rang emporgestiegene Vaiśya, und weil Arier, Kolarier und Dravidas allen späteren aufgeworfenen Rassentheorien zum Trotze längst schon eine Vermischung eingegangen waren. Von einem wirklichen Kastensystem darf man also in der altbuddhistischen Periode nicht sprechen.

Gute Illustrationen, auch sonst ein gewiß allen Lesern willkommener Schmuck des Buches, beleben die Schilderung des Stadtlebens: des Häuserbaues, der inneren Einrichtung, der sanitären Maßregeln, der Bestattungsarten und Gedächtnisbauten. Dann aber geht der Verfasser ganz besonders auf die tägliche Beschäftigung der verschiedenen Berufsarten, auf die Entwickelung des Handels und der zum Teil bereits über die nationalen Grenzen hinausführenden Verkehrswege ein, wobei auch, Dank der Mitwirkung des vielerfahrenen Numismatikers Rapson, die alten Münzen in Text und Bild zu ihrem Rechte kommen.

Die Kenntnis der Schrift war im 4. vorchristlichen Jahrhundert den breiten Volksschichten bereits geläufig, aber doch war sie für literarische Zwecke noch nicht in Verwendung. Bücher und Manuskripte werden nirgends genannt, im Gegenteil wird stets die mündliche Überlieferung der auswendig gelernten Texte betont. Diese Tatsache erscheint doppelt befremdlich, wenn man bedenkt, daß die durch dravidische Kaufleute betätigte Einführung der Schrift in Indien doch schon beträchtlich früher, etwa ins 6. oder 7. vorchristliche Jahrhundert, anzusetzen ist. Rhys Davids sucht die Erklärung vorzugsweise in folgenden Umständen: erstlich gelangte die Schrift zu einer relativ späten Zeit nach Indien, als man sich bereits in die Methode mündlicher Tradition durch die stählende Übung in der umfangreichen vedischen Literatur eingelebt hatte; ferner verfügte man nicht frühzeitig genug über Schreibmaterial, denn die Praktik, Rinde oder Palmblätter hierfür richtig zu gebrauchen, und ebenso die Verwendung von Tinte kamen erst viel später auf; und schließlich ist der Widerstand der Brahmanen in Rechnung zu stellen, die in der schriftlichen Fixierung priesterlicher Weisheit eine Gefahr für ihre Privilegien witterten. So versteht man es am ehesten, daß die ältesten bislang gefundenen Inschriften und Manuskripte buddhistisch sind und daß die Buddhisten, nicht die Brahmanen, zuerst ihre kanonischen Bücher niederschrieben.

Den weiteren Ausführungen des Verfassers über Sprache und Literatur können wir hier, wo philologische Erörterungen zurücktreten müssen, im einzelnen nicht nachgehen. Auf das Verhältnis von Hochsprache und Volksdialekt (und damit von Sanskrit- und Pālidokumenten) fallen bezeichnende Schlaglichter; der Buddhismus wird schärfer gesondert von dem brahmanischen System, das erst allmählich im 4. bis 9. nachchristl. Jahrhundert zum Siege gelangt und das wir gewöhnlich auf Grund der priesterlichen Berichte um etwa ein Jahrtausend vordatieren, ebenso wie wir uns durch diese zu einer Überschätzung des geistlichen Elements für die indische Kulturentwickelung haben verleiten lassen. Die Buddhisten der alten Zeit als eine besondere Klasse von den übrigen Volksgenossen zu scheiden, hält Rhys Davids für durchaus irrig: gerade sie waren die Inder, zum mindesten bildeten sie im 4. und 3. Jahrh. v. Chr. die Majorität. In den ersten nachchristlichen Jahrhunderten verschiebt sich die Proportion, und schon im 5. Jahrhundert machen die Brahmanen drei Viertel der Bevölkerung aus.

Auch die religiösen Beziehungen des Buddhismus zum vedischen Altertum einerseits, zur alten Upaniṣad-Philosophie andererseits untersucht der Verfasser, wobei er im ersten Abschnitt namentlich bei dem Kult der Frühlingsgöttin Śrī, der Verehrung der Schlangengottheiten und den früher irrtümlich als Baumkult ausgelegten Darstellungen des Bodhibaumes verweilt.

Den Beschluß bildet eine Skizze der ältesten von der Geschichte bezeugten Perioden Indiens; dem kürzeren Kapitel über Candragupta (= Sandrokottos) folgt der — auch nach allem, was von E. Hardy und V. A. Smith in den letzten Jahren hierüber geschrieben ist, dankbare — Abschnitt über König Aśoka (3. vorchristl. Jahrh.) und endlich ein Versuch, die hierauf folgende politische Geschichte bis zum 2. nachchristl. Jahrh. in ihren Grundzügen zu skizzieren. Der Verfasser war wohl berechtigt, hier, wo das buddhistische Indien längst den Höhepunkt überschritten, seinem nicht nur von reichem Wissen, sondern auch von warmer Empfindung getragenen literarhistorischen Essay ein Ziel zu setzen.

Im Vorangehenden konnte der Inhalt des Buches, dem wir recht zahlreiche Leser wünschen, nur summarisch angedeutet werden; es verdient noch

Hervorhebung, daß die literargeschichtliche Bedeutung der Jātaka- (= Vorgeburts-) Erzählungen (S. 189 ff.), die Stellung des Pāli zum vedischen und klassischen Sanskrit (S. 153 ff.), die architektonische Stilberührung mit Mesopotamien (S. 70), die Ophirfrage (S. 38; 116), die Möglichkeit des indischen Ursprungs der „türkischen Bäder" (S. 74) und anderes mehr zur Sprache kommen. Einige Randbemerkungen: Zu S. 124 ff. kommen jetzt die berühmten Funde M. Aurel Steins, über die auch weiteren Kreisen in dessen prächtigem Buche „Sand-buried ruins of Khotan" (London, Fisher Unwin, 1903) Mitteilung gemacht ist, ganz wesentlich in Betracht; Rhys Davids Vorrede ist bereits Oktober 1902 geschrieben, aber Steins „Preliminary Report" hätte schon Erwähnung finden können*). Für S. 116 f. liefert auch Hoernles „Epigraphical note on palm-leaf, paper and birch-bark" (Journal of the As. Soc. of Bengal 69, I, p. 130) wertvolle Aufschlüsse. Die Richtigkeit von Rhys Davids Grundgedanken „to describe ancient India ... from the point of view, not so much of the brahmin (die Wiederbelebung der Schreibung „brahmin" statt „brahman" wird trotz S. 2 schwerlich viel Anklang finden!), as of the rajput" (p. I) gilt auch für das brahmanische Indien. In überzeugender Weise (vgl. allerdings Oldenberg, Buddha, S. 71) hat Garbe genau nach dem von Deußen, System des Vedânta, S. 18 f. entworfenen, in seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie", I, 2, S. 9; 17 ff. näher ausgeführten Grundrisse entwickelt, wie die dem ganzen vedischen Ritualwesen so schroff gegenüberstehende monistische Lehre der Upanisads nicht der Priesterkaste, sondern dem Kriegerstande zu verdanken ist. Und indem er das gleiche Verhältnis auch sonst in der altindischen Religionsgeschichte aufspürt, kommt Garbe zu der Feststellung, daß die größten geistigen Taten oder vielmehr fast alle Taten von menschheitlicher Bedeutung in Indien von Männern der Kriegerkaste vollbracht sind (Nord und Süd 65, S. 211 bis 226). Zu S. 13 (Devadatta, the Judas Iscariot of the Buddhist story) ist manch einem vielleicht der Hinweis auf G. Marquardt, Der Verrat des Judas Ischariot, eine Sage (München 1900), erwünscht. Das Motiv wird hier für buddhistisch, die Ausführung durch Umarbeitung alttestamentlicher Stellen in christlichem Sinne erklärt. Auch Oskar von Lemm zitiert diese Broschüre, nachdem ihm bei seinen koptischen Forschungen eine auffallende Parallele in diesem Zusammenhang aufstieß: ein koptischer Text des 4. Jahrh. n. Chr. weiß von einer Auslegung des ersten Korintherbriefes (15, 6), wonach Christus nach seiner Auferstehung mehr als 500 Brahmanen erschienen sei! (Der Alexanderroman bei den Kopten. Petersburg, Akademie, 1903, S. 119 f.)

Nachdem das Buch in einer für weitere Kreise bestimmten Serie erschienen ist, hätte in der Erklärung der literarischen Abkürzungen wohl etwas weiter gegangen werden müssen; die Tabelle S. 188 würde sich bei einer Neuauflage, die dem trefflichen Werke, zumal bei seinem billigen Preise, gewiß bald beschieden sein wird, recht gut zu einer Übersicht der wichtigsten Ausgaben und Übersetzungen ergänzen lassen. S. 70, Anm. 2, lies Fig. 10 (statt 9), S. 204, Anm. 1 lies Nr. 3 (statt 5); die Münzabbildungen S. 106 bedürfen der Numerierung. *L. Scherman-München.*

353. Verneau: Contribution à l'étude des caractères céphaliques des Birmans. L'Anthropologie 1904. Vol. XV, p. 1—23. Mit fünf Abbg.

*) S. 124, Anm. 1 pflichtet Rhys Davids, betreffs der Schriftbezeichnung Kharosthi unbedenklich Sylvain Lévi bei. Die Frage ist aber nach den Einwänden von Pischel und Franke zum wenigsten noch sub judice.

Auch die birmanische Bevölkerung besteht nach Verneaus allerdings nur an einer kleinen Zahl von Schädeln (vier vom Vizekonsul Claine geschenkten, vier schon vorher im Pariser Museum befindlichen) angestellten Untersuchungen aus der Mischung zweier Rassen, einer langköpfigen und einer rundköpfigen, mit Schwankungen des Index von 75 bis 89. Nimmt man noch 12 von Barnard Davis und von Flower gemessene Schädel hinzu, so verschiebt sich das Verhältnis zwar etwas zugunsten der Brachykephalen. die Hauptsache aber bleibt bestehen. Daß später vielleicht noch eine dritte Rasse nachgewiesen werden kann, scheint Verneau „sehr wahrscheinlich". In den Langköpfen sieht er die in die Berge zurückgewichenen Urbewohner des Landes, im Gegensatz zu Hovelacque; die Rundköpfe dagegen „sind offenbar Eroberer". Wie die Herkunft der beiden Rassen noch unentschieden ist, müssen noch manche andere sich aufwerfende Fragen zunächst noch offen bleiben. *Ludwig Wilser-Heidelberg.*

354. Albrecht Wirth: Die Herkunft der Japaner. Pol.-anthr. Rev. 1903. Jahrg. II, H. 11, S. 847 bis 859.

Man hat schon viel über die Herkunft der Japaner geschrieben, Gutes und Schlechtes, aber unter das Schlechteste, was mir diesbezüglich je unter die Augen gekommen ist, gehört gewiß die vorliegende Schrift. Es lohnt sich nicht, die Ausführungen des Verfassers — eine rudis indigestaque moles — ausführlich zu prüfen, namentlich weil sie sich teilweise der Kritik entziehen. Nur auf einiges möchte ich hinweisen.

Verfasser glaubt, daß wenigstens die folgenden Völker in „verwirrender Buntheit" das heutige japanische Volk zusammengesetzt haben: Ko-bito (Zwerge), Ainu, Tungusen, Chinesen, Malaien, Esten, Türken, Magyaren, vielleicht auch Drawidas und Negritos noch dazu. An dem Anteil der Ainu und Chinesen zweifelt wohl kein Mensch. Daß ein malaienähnliches Element, in somatischem Sinne, die Hauptmasse des japanischen Volkes bildet, steht meines Erachtens auch fest. Was die übrigen von Wirth genannten Völker anbetrifft, so stützt er sich namentlich auf die gewisse Übereinstimmung einer Anzahl Wörter in den betreffenden Sprachen und auf die sogenannte Geschichte. Von wissenschaftlicher Beweisführung, von Kritik ist dabei aber keine Spur. Nur ein paar Beispiele.

Verschiedene der vom Verfasser gegebenen japanischen Wörter sind unrichtig, um von seiner Schreibweise, wie er es „nach dem Klang, ohne Bücher" gelernt hat, nicht zu reden.

Ein malaiisches Wort kok für Unterschenkel gibt es nicht. Yamato (nicht Jama-to), einer der ältesten Namen für Japan, soll eigentlich yam-to sein und bedeutet in der Ainusprache „der von Kastanien umgebene Teich". Damit ist Verfassers Frage, ob Jama-to „mit jamai, einem Urnamen der Finnen", zusammenhänge, negativ beantwortet. Auch der Versuch, den Namen der Sonnengöttin, Ama-terasu, aus dem Malaiischen abzuleiten, ist ganz verfehlt; die japanische Etymologie dieses Namens steht zweifellos fest. Auge ist nicht mate, sondern mata, und ein Wort rasu für Tag kenne ich in dem Malaiischen nicht.

Daß die Japaner mit den Esthen der Ostseeprovinzen „einer Rasse" sein sollten, ist allerdings überraschend. „Das hat in der Tat bisher noch niemand behauptet" — wie Verf. zugibt — und kein Anthropologe, der es ernst meint, wird es wohl je nach Dr. Wirth behaupten. Wenn auch einzelne Wurzeln, bzw. Wörter in der japanischen und finnischen Sprache eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen, so hat dieses mit einer Rassenfrage nichts zu

tun. Die Lektüre von Dr. Weinbergs Studie „Die anthropologische Stellung der Esthen“ (Ztschr. f. Ethn. 1903, S. 382 bis 430) und die oberflächlichste Betrachtung seiner beigegebenen esthnischen Typen genügen vollauf, um diese alberne Hypothese des Herrn Wirth zurückzuweisen, der jene Arbeit nie gesehen hat.

Die Behauptung Wirths, daß die Okinawaleute (Liukiu) zwergartig und rotbraun sind und eine faltenreiche Haut haben, ist mir neu. Daß die Koreaner von Drawidas abstammen, hat vor ein paar Jahren schon ein Missionar behauptet; Wirth fügt noch die Tungusen hinzu. Verfasser befindet sich im Irrtum, wenn er daran zweifelt, daß die Ainu klein sind. Koganei, wohl der beste Kenner der lebenden Ainu, fand ihre Gestalt im Mittel 1567 mm bei den Männern und 1471 bei den Weibern.

Interessant war mir zu lesen, daß Verfasser „jenes hocheigentümliche — dummdreiste Lächeln grausamer Augen, das jeder Besucher Japans so gut kennt und das ihn so unsäglich ärgert und herausfordert“, auf der ganzen Erde nur bei den Tungusen wiedergefunden hat. Beistimmen muß ich dem Verfasser in seiner Behauptung, daß es in Japan mehr anthropologische Typen gibt als die zwei von Baelz aufgestellten, wie ich es auch schon früher in dieser Zeitschrift (Jahrg. VII, S. 259 ff.) betont habe. Das „Inkommensurable“ der Japaner entspricht, nach Wirth, der Buntheit ihrer Rassenzusammensetung. So kann man „nie wissen, was bei ihnen in einem bestimmten Falle überwiegen werde: das vulkanhafte Aufbrausen der Malaien, der magyarenähnliche Chauvinismus“ usw. Wer sich weiter für die Phantasien Wirths interessiert, der muß die Originalarbeit nachlesen.

H. ten Kate-Kobe.

355. B. Adachi: Häufigeres Vorkommen des Musculus sternalis bei Japanern. (Anatomische Untersuchungen an Japanern IV.) Zeitschr. f. Morph. u. Anthr. 1904. Bd. VII, S. 133 bis 141.

Zu dem so selten bearbeiteten Kapitel der Rassenunterschiede der Weichteile gibt Verfasser einen kleinen Beitrag. Nach Untersuchungen an 129 Leichen fand er den Musculus sternalis in 13,2 Proz., was gegenüber dessen Vorkommen bei Europäern in 3,2 bis 5,3 Proz. der Fälle (nach verschiedenen Autoren) beweist, daß der Muskel beim Japaner viel häufiger ist als beim Europäer. Dieselbe Tatsache zeigt sich auch am Lebenden, wo Verfasser die Anomalie bei 15 Proz. der Individuen (200 Männer) fand. Die Erscheinung stimmt damit überein, daß Verfasser früher schon derartige Unterschiede im Vorkommen von Muskelvariationen nachwies. (Relative Seltenheit des Fehlens von M. palmaris longus und pyramidalis bei Japanern.)

E. Fischer-Freiburg i. B.

356. Tokujiro Suzuki: Über Syphilis im Altertum, speziell in China und Japan. Dissert. Rostock 1903. 114 S.

Der Autor, japanischer Stabsarzt, führt mit Ivan Bloch (Ursprung der Syphilis, 1901) die Nachrichten über den Ausbruch der Seuche auf die Rückkehr des Kolumbus mit seinen Mannschaften und den Kriegszug Karls VIII. zurück. S. 37 bis 64 läßt der Verfasser eine Zusammenstellung der für das Alter der Syphilis herangezogenen Schriftstellen bei Juden, Indern, Griechen und Römern folgen, woraus sich das Bild venerischer Krankheiten, aber nicht der Lues ergäbe. Besonderen Wert verleiht der Untersuchung die Verarbeitung chinesischer und japanischer Quellen über Syphilis (S. 64 bis 105); sie mündet in die Schlußfolgerung aus: Die Verschleppung der Seuche nach

China hat durch die Portugiesen stattgefunden; die Übertragung nach Japan vermittelte der Handelsverkehr. Für die Existenz der Syphilis vor 1493 in der Alten Welt läßt sich kein Anhaltspunkt gewinnen. — Der entgegengesetzten Ansicht, die Adachi über das Alter der Syphilis in Japan aufgeworfen hat, ist wegen ihrer lockeren Stützung schon entgegengetreten worden (Globus LXXXIII, S. 162). *Scherman-München.*

357. Hans Spörry: Die Verwendung des Bambus in Japan und Katalog der Spörryschen Bambussammlung. Mit einer botanischen Einleitung v. Dr. C. Schröter, Prof. d. Bot. a. eidgen. Polytechn. i. Zürich. 8 lithogr. Taf. u. etwa 100 Textbld. Geographisch-Ethnographische Gesellschaft in Zürich 1903.

Spörry hielt sich 1890 bis 1896 in Japan auf und hatte unter anderem vom botanischen Institut des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich den Auftrag erhalten, Rohmaterial, hergerichtete Objekte und Notizen über die Verwendung des Bambus zu sammeln. Die Aufgabe erwies sich als sehr viel größer, als der Beauftragte und auch wohl der Auftraggeber angenommen hatten, und es kam schließlich eine Sammlung zustande, welche ganz einzigartig ist. Sie enthält nur altjapanische autochthone Gegenstände, d. h. solche, welche die Japaner von jeher für ihren eigenen Bedarf herstellen, und befindet sich jetzt im Besitz der Ethnographischen Gesellschaft in Zürich. Ethnographisch von Interesse ist die ganz außerordentlich vielseitige Verwendung, welche ein und dasselbe Material, der Bambus, in Japan gefunden hat. Wie die Sammlung über den ursprünglich beabsichtigten Rahmen weit hinauswuchs, so ist auch die vorliegende Schrift nicht einfach ein Katalog, sondern ein Abriß der Kulturgeschichte des Bambus, der außerdem eine Fülle anderer Notizen enthält.

Auf das Vorwort des Sammlers folgt eine botanische Einleitung von Prof. Dr. C. Schröter, an sie schließt sich eine Skizze über den Bambus in Japan, der schon in den alten Mythen erwähnt wird; Anpflanzung und Vermehrung, Verpflanzung, Düngen, Blühen, Fällen, Nutzholz liefernde Arten, die einheimischen Namen der Bambusspielarten bilden den Inhalt dieses Abschnittes. Der folgende beschäftigt sich mit der Verwendung des Bambus, und wir ersehen aus der Schilderung, daß es kaum ein Gebiet der materiellen Kultur Japans gibt, in welchem der Bambus nicht erschiene. Er dient als Nahrungs- und Futtermittel, aus seinem Saft wird Medizin gewonnen; man richtet den Bambus in der verschiedensten Weise zur Bearbeitung her, er dient dem Flechter, Schreiner und Schnitzer als Material. Man weiß die Rohre zu beugen und zu krümmen, brettartig auszubiegen, die Oberfläche wird geschnitzt, gebeizt, gefärbt, durch Brennen, Ätzen und Polieren verziert. Das japanische Wohnhaus, Hof und Garten können den Bambus nicht entbehren, seine Halme dienen zur Herstellung von Wasserleitungen, nachdem man die Knotenwände mit besonderen Geräten durchbrochen hat. Die vielgestaltigen Verbindungen der Rohre geschehen einfach dabei durch Ineinanderschieben oder durch Einfügung von Winkeln aus Eichen- oder Kastanienholz. Im Hause selbst dient der Bambus zur Herstellung von Hausrat, Kinderspielzeug, Blumenvasen, Käfigen, Laternen, Schreib- und Malutensilien, Eß- und Trinkgeschirr, Küchengerät, Kleidung und Zubehör, Rauchgerät, Nippsachen, Musikinstrumenten, Korbwaren und Geflechten, Werkzeugen und Geräten der verschiedensten Berufe, auch Waffen werden ganz oder zum Teil aus Bambus hergestellt. Der Verfasser hat nicht nur die Gegenstände selbst gesammelt, sondern auch das Werkzeug zur Herrichtung des Bambus,

und bei den einzelnen Katalognummern sind neben den europäischen Bezeichnungen die japanischen aufgenommen. Mancherlei Hinweise auf im allgemeinen wenig beachtete Eigenschaften des Gebrauchs und des täglichen Lebens sind überall eingefügt, so daß die Bedeutung der Veröffentlichung, die überdies eine ganze Reihe anschaulicher Illustrationen zeigt, weit über die Angaben des Titels hinausgeht. Den Schluß des Buches bildet die Schilderung der Verwertung des Bambus als Kunst- und Dekorationsmotiv. Der Leser empfängt aus der Darstellung nicht allein eine Idee von der außerordentlichen Verwendbarkeit des Bambus, sondern ebenso auch von der reichen Phantasie der Künstler und der großen Zahl der Motive, welche sie dem Bambus abzugewinnen wußten. Eine Skizze des Bambus in Sprache und Literatur beschließt die Darstellung; in einem Anhange von wenigen Seiten werden neue Verwendungsarten des Bambus in Japan und Notizen über seine Verwendung in China gegeben. 8 Tafeln, zum Teil in Buntdruck, und etwa 100 Textfiguren illustrieren den Katalog. *G. Thilenius-Breslau.*

358. A. Forster: Das Muskelsystem eines männlichen Papuaneugeborenen. Abh. der K. Leop.-Carol. d. Akad. d. Naturf. 1904. Bd. LXXXII, Nr. 1.

In ausführlicher und exakter Beschreibung und durch 35 Figuren legt Forster die Ergebnisse seiner genauen Präparation des Muskelsystems eines von Hofrat Hagen mitgebrachten Papuakindes uns in äußerst dankenswerter Weise vor. Die Untersuchung ergab, daß die Muskulatur ein schwächer fixiertes Bild, eine weniger differenzierte Form bietet als beim europäischen Neugeborenen. Ein Eingehen auf die Einzelvariationen der Muskeln ist hier natürlich ausgeschlossen. In einer mit gut gewählten Beispielen versehenen Schlußzusammenfassung zeigt Verfasser noch einmal, wie gerade die Menge der Abweichungen am Muskelsystem des Papuakindes (gegenüber dem Europäerkinde) das Bezeichnende ist, wie die Abweichungen meist regressiven Charakter zeigen, besonders an der Gesichts- und der Gesäßmuskulatur, an manchen Hals- und Brustmuskeln, sowie an manchen Extremitätenmuskeln, obschon hier auch einzelne progressive Variationen gefunden wurden. Die Häufung der Variationen verleiht dem Befund am einzelnen hier untersuchten Individuum doch weitgehenden Wert und berechtigt, wenn auch nicht mit Sicherheit, zu gewissen Folgerungen für die ganze Papuarasse. *E. Fischer-Freiburg.*

359. William J. Thomas: Der Mangel an Generalisationsvermögen bei den Negern. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1904. Jhrg. VII, S. 215 bis 221.

Es wird behauptet, daß bei den Naturvölkern der geistige Vorgang der Verallgemeinerung fehle oder nur sehr schwach entwickelt sei. Wie Verfasser an den von Ellis gesammelten Sprichwörtern der westafrikanischen Neger zeigt, trifft diese Annahme für diese Stämme wenigstens nicht zu; im Gegenteil, dieselben verfügen in hohem Grade über die Fähigkeit, in abstrakten Begriffen zu denken. — Dieser Umstand fällt für die nordamerikanische Union besonders ins Gewicht, wo man immer meint, daß die geistigen Fähigkeiten der Schwarzen von so geringem Betrage seien, daß sie in der Regel von dem Erziehungssystem der Weißen keinen Gebrauch machen könnten. Durch die vorliegende Untersuchung wird man vielmehr zu der anderen Auffassung gedrängt, daß „nämlich der Grund für die Rückständigkeit der Negervölker eher in der Beschaffenheit ihrer Umwelt und ihrer sozialen Verhältnisse und darin

zu suchen sei, daß sie es unterlassen, ihre Denkkraft auf mechanische Erfindungen und andere sozial wichtige Fragen zu konzentrieren".

Buschan-Stettin.

360. M. Jose Mélila: Le boeuf dans la vie malgache. Rev. scientif. 1904. Tome I, 4.

Der Verfasser behandelt ziemlich eingehend die Verhältnisse der Rinderzucht in Madagaskar, ohne gerade das Problem an der Wurzel zu fassen; wenn er auch Sanskrit u. dgl. entfernte Dinge heranzieht, so kommt er der sehr einfachen Sache nicht auf den Grund, weil die Haltung der Rinder in Madagaskar nichts mit Indien und Ägypten zu tun hat, sich vielmehr ganz und gar an das afrikanische Vorbild anlehnt. Auch hier wird, wie freilich in älterer Zeit ja oft, beim afrikanischen Rinderhirten aber auch jetzt immer noch das Rind eigentlich niemals geschlachtet, sondern immer nur geopfert. Dafür begleiten aber, wenn nur irgend möglich, diese Rinderopfer jedes irgendwie wichtige Ereignis des menschlichen Daseins von der Geburt bis zum Tode stets, durchsetzen also das ganze Leben des Malgassen, genau wie das der Zulu, Basuto und anderer Afrikaner trotz des malaiischen Sprachstammes. *Dr. Ed. Hahn-Berlin.*

361. Walter Hough: Archaeological Field Work in North Eastern Arizona. The Museum-Gates Expedition of 1901. With 101 plat. Rep. of the U. S. Nation. Mus., p. 279—358. Washington 1903.

Der Verfasser ist bereits 1896 bei den Ausgrabungen von Fewkes in der Gegend von Winslow nahe dem Little Colorado River tätig gewesen, wo ein Zweig der Moki auf seiner Wanderung nach Norden gewohnt haben soll (s. Zentralblatt V, S. 370). An diese Expedition konnte Hough jetzt in mancher Beziehung anknüpfen. So wies die Keramik von der „Stone axe" genannten Ruine, die etwa 110 km östlich Winslow liegt, ebenfalls auf die Verwandtschaft ihrer Verfertiger mit den Hopi und zeigte an, daß auch „Stone axe" eine Station auf dem nördlichen Wege gewesen ist. Die nächste ist dann Biddahoochee, das ebenfalls vom Verfasser untersucht ist und etwa 80 km nordwestlich Stone axe liegt. Im übrigen aber sieht man, wie notwendig weitere Ausgrabungen sind, um die Funde unterbringen zu können.

Das untersuchte Gebiet, auf dem Hough zuerst allein, dann mit Peter Goddard Gates zusammen tätig war, erstreckt sich etwa 150 km nördlich und südlich der an der Bahnlinie und dem Little Colorado gelegenen Stadt Holbrook. Besucht wurden 55 Ruinen. An 18 von ihnen wurden Ausgrabungen veranstaltet und etwa 2500 Gegenstände gefunden bzw. gekauft. Von Süden nach Norden kommen die drei Ausgrabungsgebiete in Betracht: Die Gegend der White Mountains an den nördlichen Zuflüssen des Salt River, das Tal des Little Colorado River und die südlich und nahe den heutigen Wohnsitzen der Hopi gelegenen Hügel und Mesas, deren Ausbeute ganz auf Hopiverwandtschaft hinweist. Die ausgedehntesten und zweifellos auch die interessantesten Ruinen der südlichen Ausgrabungsregion bietet Forestdale am gleichnamigen, dem Salt River sich zuwendenden Fluß in reicher, gut bewässerter Gegend, wie sie selten einem Pueblo zu Gebote stand. Machen es doch einige Ruinen, z. B. „Canyon Butte" im Little Colorado-Gebiet, direkt rätselhaft, weshalb sich die Bewohner an einem solchen, des Wassers gänzlich entbehrenden Ort angesiedelt haben. In Forestdale befand sich auf dem höchsten Punkt eine Festung von etwa 50 m Durchmesser, deren zyklopisches

Mauerwerk von etwa 70 cm Dicke und 2,50 m Höhe Bewunderung erregte. Nach Süden und Südosten erheben sich noch fünf konzentrische Mauern, während sich im Westen augenscheinlich aus verschiedenen Zeiten stammende Häuserkomplexe anschließen. Es ließen sich auf dem Boden etwa 300 Zimmer nachweisen, so daß ursprünglich mit Hinzurechnung der Stockwerke wohl an 1000 gewesen sein können. Entsprechend der verschiedenen Zeit der Bewohnung fanden sich zwei Bestattungsarten. Einige Skelette waren gebeugt gegen die Mauer gelehnt, die meisten aber verbrannt und in graue Urnen gelegt, die mit Lehm, einem Stein oder einer umgekehrten Schale verschlossen waren. Merkwürdigerweise standen bei dieser letzteren Art der Bestattung die Urnen gewöhnlich auf den Knochen eines Kindes. Weiter im Norden kommt die Verbrennung nicht vor, nur die Zuñi berichten, daß sie früher diese Sitte gehabt haben, und einem Zweige der Zuñi schreibt Hough eventuell auch diese Gräber zu.

Indem ich auf die einzelnen Funde — es sind besonders Gefäße, aber auch andere Geräte, z. B. das Grab eines Priesters in Canyon Butte mit den Gegenständen seines Berufs — und auf ihre teilweise Verwandtschaft zu denen anderer alter Pueblos nicht eingehe, bemerke ich nur noch einige Einzelheiten. So wurden mitten auf einem Begräbnisplatz in Canyon Butte (Little Coloradogebiet) ein Haufe zerbrochener menschlicher Knochen gefunden, die zum Teil Feuerspuren und die Kennzeichen gebrauchter Werkzeuge aufwiesen. Verfasser schließt daher auf Kannibalismus, der sonst nirgends in diesen Gegenden nachgewiesen ist. In Kokopnyama und Kawaiokuh (Hopigebiet) lagen auf den Gesichtern der Toten filzartige Masken von Daunenfedern. Entsprechend haben auch die Hopi die Überlieferung, daß sie Totenmasken aus Baumwolle gebrauchten. Sehr interessant ist der kurze Abriß über das Alter der Hopiansiedlungen und die Herkunft der Clans. Am ältesten scheint danach, nach der schlechteren Keramik zu urteilen, Kokopnyama zu sein, während Kawaiokuh und Chakpahu vielleicht gleichzeitig mit Awatobi sind, das 1540 von Tobar besucht und 1700 von den Hopi zerstört wurde. Hough versucht auch eine Klassifizierung der Pueblotöpferei nach der Farbe und unterscheidet gewissermaßen Völker der grauen, gelben und roten Keramik. Am ausgedehntesten ist z. B. die graue Töpferware, die im südlichen Utah und südlichen Colorado, im nördlichen Arizona und nördlichen Neumexiko zu finden ist und noch heute von den Zuñi angefertigt wird. Leider ist auch in diesen Gegenden durch planlose Aufwühlung der Grabstätten von seiten der Bewohner sehr gesündigt worden.

K. Th. Preuß-Steglitz.

362. Preuß: Phallische Fruchtbarkeitdämonen als Träger des altmexikanischen Dramas. Arch. f. Anthr. 1904. N. F. Bd. I, S. 129 bis 188.

Der Verfasser entwickelt die Hypothese, daß bei den alten Mexikanern die Anfänge eines Dramas bestanden, welches auf dem Boden der Religion erwachsen war und in der Hauptsache auch später, ohne weltliche Beimengungen im einzelnen auszuschließen, dem phallischen Zweck diente, durch einen spezifischen Dämonenzauber für die Erhaltung und Fruchtbarkeit des Bodens zu sorgen. Indem dabei die sexuellen Vorgänge auf die Götterwelt übertragen wurden, wurde die geschlechtliche Vereinigung der Vegetationsgeister, der Tod der alten und die Geburt der neuen Götter dramatisch dargestellt, nicht als ein rein künstlerisches Spiel oder als ein Analogiezauber, sondern, wie oben erwähnt, indem der größte Wert auf möglichst treue Verkörperung

der Dämonen gelegt wurde und man diese in ihren Stellvertretern leibhaft anwesend glaubte, als eine Art von Dämonenzauber. Daran rankten sich weitere Einzelheiten und eine Fülle von realistischem Beiwerk empor. — Weiter wirft die Arbeit einen vergleichenden Blick auf verwandte Erscheinungen bei den Irokesen und Pueblostämmen und auf den Mimus in der antiken Welt als Gebiete, die gleich den hier behandelten mexikanischen Ergebnisse eines allgemeinen Entwickelungsgesetzes sein sollen.

Über die Sicherheit der Grundlagen dieser Untersuchungen steht nur dem fachmännischen Spezialisten ein Urteil zu. Auf ein allgemeines Interesse hat die Arbeit jedenfalls nicht nur wegen ihres Inhaltes, sondern auch wegen des Versuches Anspruch, die Methoden der philologisch-historischen Forschung auf die Völkerkunde zu übertragen. *A. Vierkandt-Berlin.*

363. Frederik Starr: Auftreten des Mongolenfleckes bei den Maya-Indianern. (Mitgeteilt von W. Herrmann.) Zeitschr. f. Ethn. 1904. Bd. XXXVI, S. 137.

Starr hatte erfahren, daß unter den Maya-Indianern der Halbinsel Yukatan ein blauer oder purpurroter Fleck in der Gegend der Sakralwirbel vorkommen solle, der bei den Indianern Uits (Brot) genannt werde, und dessen Erwähnung im Gespräche beleidigend sei. Jetzt hat Starr bei sieben Maya-Neugeborenen in der Tat diesen Fleck gesehen. Mit dem Alter von zehn Monaten soll derselbe verschwinden. *P. Bartels-Berlin.*

364. Daniel Barros Grez: Dos capítulos de un libro inédito. Actes d. l. Soc. scientif. du Chili 1902. Tome XII, p. 145—167.

Beschäftigt sich mit der Deutung altperuanischer Steinskulpturen von Chavin; der Pfeiler soll die „incaische Trias“, die Platte den „primitiven Gott Con, von dessen Kopfe die incaische Trias ausgeht“, darstellen.

Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata.

365. A. Cañas Pinochet: Noticias sobre los Guajiros (Indios de Colombia). Actes d. l. Soc. scientif. du Chili 1901. Tome XI, p. 404—410. — Rev. chil. de hist. nat. 1902. Vol. VI, No. 3, p. 165—170.

Die Angaben über diesen Indianerstamm, welche Verfasser publiziert, wurden ihm von dem französischen Missionar Francisco Veiri mitgeteilt, welcher längere Zeit unter ihm tätig gewesen war. Seine Anzahl wird auf 30000 Köpfe angegeben; die an der Küste wohnenden Guajiros sind aber halb zivilisiert, die im Innern vollkommen wild und Kannibalen (!). Bis auf eine Art Schamschurz gehen sie nackt. Waffen sind Bogen, Lanze und Blasrohr. Die Lanze ist ganz aus Holz mit Widerhaken; mit dem Blasrohr wird die kirschgroße Frucht des Chimbimbe geschossen, in welcher ein vergifteter Dorn befestigt wurde. Gegen das Gift kennen sie auch das Gegengift. — Das Kanoe ist ein Einbaum, von den Weibern gerudert. — Die Ehe ist ein regelrechter Kauf und monogamisch, nur der Kazike hat zwei Frauen. Der Missionar Veiri war selber Zeuge einer Geburt während einer Reise. Die Frau badete sich nach Beendigung der Geburt mitsamt dem Kinde, schnitt dann mit einem Messer, das sie zu diesem Zwecke von dem Missionar entlieh, die Nabelschnur bis auf Handlänge durch, hielt dann das Messer ins Feuer bis zur Rotglühhitze und kauterisierte damit regelrecht den Stumpf des Nabelstranges. Dann wurde das Kind auf den Rücken gepackt und weiter gings. — Die

Hütten werden entweder auf einer Art gabeligem Gestell, das dazu im Boden befestigt wurde, oder auf in bestimmter Höhe abgeschnittenen Baumstämmen errichtet.

Die Frauen sind geschickte Töpferinnen und ihr Fabrikat bildet einen Handelsartikel, ebenso wie Drogen und Felle vom Krokodil, Schildkröten- und Leguaneier. Letztere sind eine geschätzte Speise, ebenso wie die Culona, eine Termite, die geröstet verspeist wird.

Im übrigen enthält der Aufsatz noch einige Angaben über Fauna und Flora des Landes. *Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata.*

366. Carlos Reiche: Los habitantes antíguos de la Isla (de La Mocha). Cap. III, p. 10—12 von Carlos Reiche: La Isla de La Mocha. Annales d. Mus. nac. de Chile 1903.

367. Federico Philipp: Arqueolojía. Ibid. Cap. IV, p. 13—17.

368. Luis Vergara Flores: Tres cráneos de la Isla de La Mocha. Ibid. Cap. V, p. 18—22.

Für die Zwecke dieses Zentralblattes genügt eine Übersicht über die angegebenen Teile eines größeren Quartwerkes, welches in 14 Kapiteln die Naturgeschichte der Insel La Mocha behandelt, die nördlich von Valdivia gelegen ist.

Reiche gibt die Angaben der Chronisten wieder. Die Insel war bei Ankunft der Spanier seit langem von den Araukanern bevölkert und vorzüglich kultiviert (Guanakozucht und eine Art Ackerbau mit dem primitiven Pfluge), aber die Bevölkerung wurde 1685 und 1687 nach dem Festlande überführt und die Insel öde liegen gelassen, weil die spanische Regierung den Piraten wie seefahrenden Nationen einen strategischen Stützpunkt nehmen wollte. Den alten Araukanern gilt sie als Aufenthaltsort der Seligen oder zum mindesten als Punkt zur Abfahrt ins Jenseits.

Philipp beschreibt Beigaben aus Gräbern und Einzelfunde. Abgesehen von Topfscherben sind dies: eine der in Chile so häufigen durchbohrten Steinscheiben, aber mit zwei Dellen auf der einen Seite seitlich von dem Loche, eine äußerst seltene Variation; Steinkeile mit ziemlich scharfer Schneide, eine eiserne Axt von genau dem gleichen Typus, steinerne Flöten, bearbeitete Knochenanhängsel, silberne araukanische Ohrgehänge, Messer aus Kupfer, Perlen aus Kupfersilikat und steinerne Pfeilspitzen. Das Material der meisten Sachen stammt vom Festlande, diese selber bezeugen zum Teil altspanischen Einfluß.

Vergara beschreibt drei auf der Insel gefundene Schädel. Leider sind die Abbildungen durchaus ungenügend, da die Schädel überhaupt nicht orientiert wurden. Zuverlässig sind dagegen wohl die Maße, die in einer übersichtlichen Tabelle mitgeteilt werden. Ich kann nicht finden, daß die Schädel von den araukanischen so sehr verschieden sind. Aber Herr Vergara hat mit seinem Kraniometer, um einen geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, in die so natürliche Zugehörigkeit der Mochabevölkerung zum araukanischen Stamme „Bresche gelegt". Er bildet sich ein, daß die Schädel den „polynesischen Typus" repräsentieren, schildert diesen aber wohlweislich nicht. So werden nach vorgefaßten Meinungen die einfachsten Tatsachen gedeutet. Derart weitgehende Fragen sind aber bloß nach kraniologischem Material vorderhand überhaupt noch nicht zu entscheiden.

Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata.

369. Alejandro Cañas Penochet: La isla de la Mocha. Actes d. l. Soc. sciént. du Chili 1902. Vol. XII, p. 55—74.

Kurze Übersicht über diese wenig bekannte Insel, die aber durch die eben zitierte Arbeit überholt ist. Am Schlusse werden Angaben gemacht über den Glauben der Araukaner, für welche die Insel Mocha das Totenland darstellt. *Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata.*

370. Luis Vergara Flores: Estudio comparativo sobre cráneos araucanos i antiguos aimaraes. Rev. Chil. de hist. nat. (Valparaiso) 1902. Vol. VI, No. 4, p. 197—217.

Zehn Aimaráschädel von Quillaguo werden mit sechs Araukanerschädeln verglichen, welch letztere Verfasser von Latcham zum Geschenk erhielt. Die Methoden sind die bekannten metrischen, seine eigenen Winkelmessungen wendet Verfasser nur spärlich an. Die sog. Aimaráschädel sind künstlich deformiert; ein Vergleich mit den angeblich nicht deformierten der Araukaner hat daher nur relativen Wert. Trotzdem teilen wir einige Mittelzahlen mit, da sie manchen interessieren und die Publikation schwer zu beschaffen ist.

Maße	Gr. Länge	Gr. Breite	Höhe	L.-Br.-Index	Hor. Umf.	Transv. Umf.
Aimará	157,8	144,7	136,6	91,97	477,6	441,4
Araukaner	176,5	138,3	132,6	79,87	496,6	439

Maße	Kl. Stirnbr.	Jochb., Br.	Ophr.-Alv.	Nase, Höhe	Nase, Breite	Kapazität
Aimará	93,8	133,2	87,4	52	23,0	1363,8
Araukaner	97,1	132,3	83,5	51,6	24,6	1406

Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata.

371. Fed. I. Delfin: Concordancia de nombres vulgares i científicos de los peces de Chile. Rev. Chil. de hist. nat. (Valparaiso) 1902. Vol. VI, No. 2, p. 71—76.

Liste von 117 spanischen Vulgärnamen chilenischer Fische nebst der wissenschaftlichen Nomenklatur. *Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata.*

372. Alejandro Cañas Pinochet: La relijión en los pueblos primitivos; el culto de la piedra en Chile i como se hallaba difundido por el globo. Actes d. l. Soc. scientif. du Chili 1902. Tome XII, p. 177—250.

Ausführliche Einleitung und Schluß dieser Arbeit bilden Zusammenstellungen aus der Literatur, wobei Namen wie Ratzel und Lubbock nicht fehlen, über die religiösen Empfindungen der primitiven Völker bzw. den Steinkult auf verschiedenen Teilen der Erde. Verfasser glaubt nämlich, daß drei Sorten von Steinen (Gruppe I und III prähistorischen Alters), die sich häufig in Chile finden, mit religiösen Ideen oder religiösem Kult etwas zu tun haben und schaltet seine sorgfältigen Aufzeichnungen zwischen die etwas lang geratene Einleitung und den Schluß, was bei seinen Landsleuten vielleicht zweckdienlich ist. Betreffs der ersten und zweiten Klasse solcher Steine hat er ohne weiteres Recht. Die erste sind natürliche Steinblöcke, an denen irgend ein Aberglaube haftet, und zwar folgende drei: Bei Yanes liegt ein Stein, von den Araukanern „Güpalcura“, der „verzauberte Stein“ genannt. Sie glauben, daß er

nachts leuchte und bei starker Trockenheit weine. Die vorübergehenden Personen opfern ihm Feldblumen, Pflanzen- oder Baumzweige, damit er in Zeiten großer Dürre Regen herabflehe. — In dem Steine „Retricura“ bei Malalcahuellu wohnt ein Gott und die Reisenden deponieren auf ihm in angeblich künstlichen Vertiefungen allerlei Spenden, wie Geld, Zigarren, Brot, Fleisch usw., zum mindesten einen kleinen Baumzweig, sonst verläuft die Reise unglücklich. Die Indianer entleihen sich mitunter etwas von diesen Spenden, erstatten das aber gewissenhaft wieder. — Auch in dem Steine „Curalhue“ („Seelen- oder Teufelsstein“) beim Rio Agrio wohnt ein Geist „Calcu“; die reisenden Indianer bringen ihm ihre Verehrung dar, indem sie um ihn herumgehen unter Gebeten für eine glückliche Reise, dann Spenden in den Aushöhlungen des Steines deponieren, in gleicher Art wie beim Steine „Retricura“, wenigstens aber ein Stückchen Leder vom Sattelzeug.

Eine besondere Art Steine (Klasse II) könnte man Wunder- oder Zaubersteine bezeichnen. Sie heißen Copucas und stammen aus dem Bette des Flusses Chepu in Chile. Man verwendet immer ein Paar, der größere soll ♂, der kleinere ♀ sein. (Des Verfassers Angaben sind hier unklar.) Offenbar sind es also Flußgerölle von handlicher Form. Solche Steinpaare haben die Kraft, dem Besitzer Vermögen zu bringen; dieser hält ihren Besitz geheim, aus Furcht, sie könnten gestohlen werden oder ihre Wunderkraft verlieren. Um gute Ernten zu erzielen, muß man Blüten der betreffenden Fruchtpflanze vor Aufgang der Sonne und ohne Wissen des Besitzers des betreffenden Erntefeldes (Verfasser ist wieder unklar) über dem Steinpaare verbrennen. Die Wunderkraft wohnt diesen Steinen entweder eo ipso inne, oder sie müssen, wie einige Indianer auch glauben, erst von den Zauberern gewissermaßen geweiht werden. Im Hause werden sie wie Hausgötter sorgfältig gehütet und heilig gehalten. Das zweite Gebot findet strenge Anwendung.

Andere ähnliche Zaubersteine, auf die Verfasser leider nicht weiter eingeht, heißen Millaunblin; Referent konnte ebensolche Wundersteine auch für die argentinischen Araukaner nachweisen (unpubl. Material).

Die dritte Klasse von Steinen, von denen Verfasser massenhaftes Material beschreibt, sind natürliche Platten oder Blöcke mit napfartigen Vertiefungen, die in unregelmäßigen Gruppen angeordnet sind. Sie sind (Ref.) von Strobel auch bei Mendoza und San Luis in Argentinien beobachtet (Zeitschr. f. Ethn. II, S. 117), von Fonck und Kunz anderweitig in Chile (Verhandl. des Deutschen wiss. Ver. zu Santiago, 1893, III, S. 272 ff.), vom Referenten bei Capilla del Monte in Argentinien (Rev. del Museo de la Plata 1904, XI, p. 215 bis 222) beschrieben worden. In Chile heißen sie bezeichnenderweise Ollitas, Näpfchen, in Argentinien Morteros, Mörser, und an ihrer ehemaligen Verwendung zum Maisquetschen ist gar kein Zweifel. Foncks und Kunzs Bezeichnung Küchensteine ist daher recht glücklich gewählt; mit religiösem Kult haben sie nichts zu tun. *Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata.*

373. Rudolf Lenz: Die indianischen Elemente im chilenischen Spanisch. Beitr. z. roman. u. engl. Philol. Festschr. f. Wendelin Förster, Halle a. S., Max Niemeyer, 1902, S. 1 bis 48.

374. Alejandro Cañas Penochet: Estudios etimolójicos de las palabras de orijen indíjena usadas en el lenguaje vulgar que se habla en Chile. Actes d. l. Soc. scientif. du Chile 1902. Vol. XII, p. 80—144.

Für die Ethnologie kann es nicht gleichgültig sein, in welcher Weise die Sprache der uransässigen indianischen Bevölkerung die des europäischen

Eroberers beeinflußt hat und umgekehrt. Man sollte nicht glauben, in wie hohem Maße ersteres zwischen Araukanisch und Spanisch in Chile der Fall ist. Beide vorliegende Arbeiten beschäftigen sich mit diesem Thema. Nr. 2 ist eins der üblichen Vokabularien, Nr. 1 ein vorläufiger Bericht über eine größere Arbeit des bekannten Verfassers, in welchem er sein Material inhaltlich geordnet kurz zusammenfaßt. Es genügt hier mitzuteilen, daß unter den 750 behandelten Wörtern des chilenischen Sprachschatzes 260 Wurzelworte sicher, 74 wahrscheinlich aus dem Araukanischen, 121 sicher, 15 wahrscheinlich aus dem Keshua und etwa 30 aus anderen Indianersprachen stammen. Schon daraus kann man auf die innige Verschmelzung zwischen Araukanern und den spanischen Abkömmlingen in Chile schließen, und in der Tat ist jetzt das niedere chilenische Volk eigentlich nichts anderes, wie reine indianische Bevölkerung mit Spanisch als Muttersprache, und Araukanerblut findet sich in entsprechender Verdünnung in den ersten Familien des Landes. Gewiß ein interessantes Belegstück, wie zwei rasseverschiedene Komponenten zu einem einzigen wirklichen Volke verschmelzen können. „Somos pocos, pero muy juntos“, sagen die Chilenen (Ref.) und drücken damit in bezeichnender Weise aus, daß sie sich wirklich als ein Volk fühlen. — Da die behandelten Worte größtenteils aus dem täglichen Leben stammen und genau erklärt sind, bilden sie gleichzeitig eine wichtige Quelle zur chilenischen Volkskunde. *Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata.*

375. R. Lehmann-Nitsche: La Arthritis deformans des los antiguos Patagones, contribución á la antro-patología. Rev. d. Museo de La Plata 1903. Tomo XI, p. 199—203.

Unter den (1 945) Skelettresten eines alten Kirchhofs der eingeborenen Bevölkerung Patagoniens, der Vorfahren der heutigen Tehuelchen im Tale des Rio Chubut bei der Kolonie Trelew, will Verfasser an 4 Proz. der Knochen die Spuren deformierender Gicht, zumeist am rechten Ellenbogengelenk, nachgewiesen haben. Das Leiden charakterisiert sich durch kleine Proliferationen am Rande der Gelenkfläche in Gestalt von Blumenkohlgewächsen und in Erosionen, welche durch zahlreiche blanke, glänzende Flächen unterbrochen werden. Dieses von den für gichtische Gelenkenden der europäischen Bevölkerung typischen Laesionen abweichende Bild (Reichtum an polierten Facetten) erkläre sich dadurch, daß der Patagonier gezwungen war, trotz seiner Gicht beständig umherzustreifen und sich nicht die Ruhe gönnen konnte, wie sie der von demselben Leiden befallene Europäer genießt. Dieser Umstand würde gleichzeitig einen neuen Beleg für die bereits öfters an Naturvölkern beobachtete Unempfindlichkeit gegen Schmerz bieten.

Buschan-Stettin.

376. Fr. W. True, Wll. H. Holmes and G. P. Merril: Report on the exhibit of the U. St. National Museum at the Pan-American Exhibition, Buffalo, N. Y. 1901. Rep. of the Unit. Stat. Nat. Museum f. 1901, p. 177—231. Washington 1903.

Dieser durch 72 Tafeln illustrierte Bericht bezieht sich auf die Sonderausstellung, welche das National-Museum im Verein mit der Smithsonian-Institution auf der panamerikanischen Ausstellung in Buffalo im Jahre 1901 veranstaltet hatte. Von den drei Gruppen, die dort vertreten waren: Biologie, Anthropologie und Geologie, interessiert uns hier die zweite, welche Will. H. Holmes arrangiert hatte. — Bei der Auswahl der auszustellenden Gegenstände war der Zweck verfolgt worden, eine Übersicht der eingeborenen Stämme des neuen Kontinentes vom grönländischen Eskimo an-

gefangen bis zu den feuerländischen wilden Tribus zu bieten, und zwar einmal ihres physischen Habitus, sodann ihres kulturellen Besitzstandes. Im ganzen waren 14 Stämme vorgeführt worden, jeder derselben in einer lebensgroßen plastischen Familiengruppe (Mann, Frau, Kinder), angetan mit ihrer Tracht und ihrem persönlichen Schmuck inmitten ihrer gewohnten Beschäftigung. Außer diesen Völkertypen bot die Ausstellung noch eine Zusammenstellung der Künste und Fertigkeiten der eingeborenen Rothäute in Gestalt von Modellen ihrer Erzeugnisse (bei größeren Stücken in $^1/_{24}$ natürlicher Größe). In einer Gruppe von 13 Serien fanden sich die Modelle der Wohnungen der verschiedenen Stämme vorgeführt, in anderen Gruppen die von Boten, ferner Geräte zum Feuermachen, Bogen und Pfeile, Wurfspieße, Harpunen, Flecht- und Webearbeiten, Erzeugnisse der Töpferei, Schnitzarbeiten, Körperschmuck, Tabakspfeifen, Musikwerkzeuge, Schriften und Malereien ausgestellt.

Der vorliegende Bericht gibt in seinem entsprechenden Abschnitte (S. 200 bis 218) eine Erläuterung der ausgestellten ethnographischen Gegenstände und illustriert dieselben durch 35 wohlgelungene Tafeln, deretwegen wir im besonderen auf diesen Bericht hier aufmerksam machen.

Buschan-Stettin.

IV. Urgeschichte.

377. Georg C. F. Sarauw: En Stenalders Boplads i Maglemose ved Mullerup, sommen holdt med beslaegtide Fund. Bidrag til Belysning af Nystenalders Begyndelse i Norden. Aarbg. f. nord. Oldkynd. og. hist. 1903. H. 3 u. 4.

In einem am Großen Belt auf Seeland zwischen Kalandborg und Korsoer belegenen Moor waren seit mehreren Jahren Flintgeräte und bearbeitete Tierknochen zutage gekommen unter Erscheinungen, die eine Untersuchung der Fundstelle geboten. Der Assistent am Nationalmuseum in Kopenhagen, C. F. Sarauw, wurde mit derselben betraut und hat die Arbeit mit der Umsicht und Gründlichkeit, welche die systematischen Grabungen der dänischen Archäologen kennzeichnen, ausgeführt. Die Resultate seiner daraus erwachsenen Beobachtungen festigten seine Auffassung, daß dieser Wohnplatz im Maglemose aus einer Zeit stammt, die hinter den ältesten dänischen Muschelhaufen (Kjökkenmöddinge) zurückliegt und eine Berührung mit den Funden aus postglazialer Zeit in Mittel- und Westeuropa anbahnt.

Das Moor, Maglemose (Großes Moor) genannt, ist 300 ha groß. Die Parzelle, auf welcher der Wohnplatz liegt, gehört zur Dorfschaft Mullerup. Er ist durch eine geringe Bodenerhöhung kenntlich und hat eine Ausdehnung von 35 : 30 m. Eine einstmalige Verbindung mit dem festen Lande war nicht nachzuweisen; jetzt führt eine Wegspur von N und NW dorthin. Die Bodenschichtung von oben nach unten ist folgende: Graswuchs, Torf, Schneckenmergel, Schlick und darunter Lehm und Sand mit Steinen verschiedener Größe. Die Fundsachen lagen am Boden des Torfes, etliche steckten im Schneckenmergel. Die Schaltiere, welche letztgenannte Schicht bilden, sind ausschließlich Süßwasserarten. Unter den Flintgeräten finden sich Schaber (scheiben- und spanförmig), Spanmesser, Pfeilspitzen mit einseitiger Längsschneide und, was bemerkenswert ist, nur zwei Äxte mit Spaltschneide (Skivespalter), die für die Kjökkenmöddinge charakteristisch sind. Die massenhaft gesammelten Flintsplitter und Abfälle sind dem Verfasser Beweis, daß die Flintwerkzeuge an Ort und Stelle angefertigt sind. Die Zahl der auf der untersuchten 300 qm großen Fläche gesammelten Flintstücke beträgt 15469.

Zu den Knochengeräten hatten Elch, Ur, Edelhirsch, Reh und Wild-

schwein das Material geliefert. Wir finden da Äxte mit Schaftloch und mit Tülle, Meißel, Glättknochen, Dolche, lange Knochenspitzen, Harpunen verschiedener Form mit einseitigen Haken, eine mit seitlich eingesetzten Flintstücken und mit eingeritzten Ornamenten; Angelhaken (einen von Rehgehörn), Netzstrickwerkzeuge, Nähnadeln, Messer von Wildschweinzähnen und eine Menge angeschnittener Knochenstücke und halbfertiger Geräte. Beachtung verdienen die an mehreren Objekten eingeritzten Ornamente. Gelochte Zähne von Elch und Ur sind als Schmuck verzeichnet. Unter den 20371 zutage gekommenen Fundstücken befindet sich keine einzige Scherbe eines irdenen Gefäßes. Unter den Pflanzen, richtiger Baumarten, sind Föhre (Pinus silvestris), Hasel (auch Haselnüsse), Ulme, Espe und Birke vertreten. Die Eiche fehlt.

Der Umstand, daß Elch und Ur zahlreich vertreten sind, daß unter den Bäumen die Föhre vorherrscht, die Eiche dahingegen fehlt, daß jeder Rest keramischer Produkte mangelt, daß unter den Geräten solche vorkommen, die in den ältesten dänischen Muschelhaufen nicht vorhanden sind, dafür aber unverkennbaren Zusammenhang mit solchen aus postglazialen Wohnplätzen im westlichen und mittleren Europa zeigen, machen es Sarauw unzweifelhaft, daß die Siedelung von Mullerup in eine ältere Periode zurückreicht und in die spätere Ancyluszeit zu setzen ist. Als das Eis sich zurückzog, lag Dänemark bedeutend höher als gegenwärtig. Die Belte und der Sund waren nach Süden geschlossen, Jütland mit den Inseln und Schonen zusammenhängend. Die Beweise, daß der Mensch schon zur Ancyluszeit im Norden gelebt hat, mehren sich. In Schweden betrachtet man angesichts neuer und älterer Funderscheinungen die Frage als erledigt. Die auf der kimbrischen Halbinsel, auf Fünen und auf Seeland gefundenen Renntierstangen mit Schnittspuren von Menschenhand bezeugen, daß der Mensch schon dem Renntier gefolgt war, als dieses nach dem Zurückweichen des Eises in die frei liegenden Gebiete einzog, indem es dem immer weiter nach Norden rückenden Südrande desselben folgte.

Eine umfassende, tief eindringende Umschau unter den Funden aus postglazialen Siedelungen in West- und Mitteleuropa läßt Sarauw eine Kultur erkennen, die sich aus derjenigen der sog. Renntierzeit entwickelt und in die neolithische Zeit hinüberführt. Er verfolgt sie in Siedelungen, die um den 50. Breitengrad von der Mündung der Somme (Abbéville) gen Osten bis nach Rußland führen (wo zwischen Grodno und Wilna ein Wohnplatz mit Flintäxten mit Spaltschneide aufgedeckt ist) und mutmaßlich über den Ural hinausziehen. Von den Gebirgszügen Mitteleuropas breitet diese Kultur sich über das Flachland aus und erreicht allmählich den Norden.

Die hohe Bedeutung der Sarauwschen Studie liegt sonach in dem Hinweis, daß die Kultur der Mammut- und Renntierzeit sich in langsam sich vollziehender Entwickelung bzw. Umbildung ohne jähen Abbruch bis nach Südskandinavien und gen Osten weit in Rußland hinein verfolgen läßt. Die Schweden dürften sich mit diesem Ergebnis einverstanden erklären. Seine Landsleute haben sich noch nicht geäußert.

Gerade jetzt, wo die vom Nationalmuseum in Kopenhagen vollzogenen großartigen Untersuchungen der dänischen Muschelhaufen die prähistorischen Forscher beschäftigen, wo die unterseeische Siedelung aus prälitoriner Zeit in der Kieler Föhrde und an anderen Punkten der Ostseeküste der kimbrischen Halbinsel zu weiteren Forschungen anregt, dürfte der Wohnplatz im Maglemose und die daran sich knüpfenden Kombinationen das lebhafte Interesse der maßgebenden Kreise in Anspruch nehmen. *J. Mestorf-Kiel.*

378. Karl A. Grönwall: Das natürliche Vorkommen des Flints auf Bornholm und die Bornholmer Steinaltergeräte. Aarbg. f. nord. Oldkyndigh. og Hist. 1903. H. 4. S. 316 bis 319.

Verfasser nahm mehrere Jahre während der Sommermonate Aufenthalt auf Bornholm, wo er sich mit geologischen Untersuchungen beschäftigte. Die zahlreichen Steinaltergeräte in dem Museum zu Rönne, worunter sich manche Flintäxte durch Größe und hervorragend schöne Arbeit auszeichneten, weckten in ihm die Frage, woher die Steinaltermenschen das Material zu ihren Flintgeräten genommen hätten, da er trotz aller Aufmerksamkeit auf die im Erdboden dort vorkommenden Gesteine kein Stück Flint gefunden hatte, das zur Anfertigung, sei es auch nur gewöhnlicher Werkzeuge, tauglich gewesen wäre. Nachdem er die meisten Mergelgruben in den Ost-, Süd- und Westdistrikten der Insel und eine Menge Steinhaufen durchsucht hatte, kam er zu dem Resultat, daß auf Bornholm kein homogener Flint vorkommt, wie ihn die praktischen Steinalterleute für ihre Werkzeuge wählten und verwandten. Kleine harte, verkieselte Stücke, die er in dem Grünsandmergel an der Südküste fand, erwiesen sich für eine Verwendung zu Arbeitswerkzeugen untauglich; desgleichen ein in den Mergelgruben vorkommender schwärzlicher, weiß gesprenkelter Stein oder grau und bräunlich mit hellfarbigen Flecken, der mürbe und oft stark verwittert ist und den Geologen bekannt als Christianstadflint.

Die nächstliegenden Länder, deren Kreideformation reich an dem Flint ist, aus dem die prächtigen Steinalterwerkzeuge gemacht worden, sind die Küste von Schonen, Seeland, Mön, Rügen und die pommersche Küste. Funde von Flintspänen und -Abfall machen es wahrscheinlich, daß nicht die fertigen Geräte, sondern das Material importiert worden und daß sonach zum wenigsten ein Teil der Flintgeräte von den Bornholmern der Steinzeit angefertigt ist.

J. Mestorf-Kiel.

379. Hugo Schumann: Die Steinzeitgräber der Uckermark. Mit 1 Karte, 46 Taf. u. 43 Textabb. Prenzlau, A. Mieck, 1904.

Der verhältnismäßig kleine Teil der Provinz Brandenburg, der sich als „Uckermark“ nördlich zwischen Mecklenburg und Pommern schiebt, ist in der letzten Zeit besonders eifrig in vorgeschichtlicher Hinsicht durchforscht worden; wir erinnern nur an das ebenso sorgfältig untersuchte wie erschöpfend 1901 von Schumann und Mieck behandelte „Gräberfeld von Oderberg-Bralitz“. Die jetzt vorliegende Publikation erscheint als stattlicher Quartband mit reichem Illustrationsmaterial, zum Teil in trefflichen Lichtdrucken. Unter Benutzung der früheren Untersuchungen und der reichen Funde der Neuzeit kann die ganze Steinzeit zum erstenmal für dies Gebiet im Zusammenhange überschaut werden. Zuerst werden nicht weniger als 46 Gräberstellen, für 67 Quadratmeilen eine recht erhebliche Anzahl, genau beschrieben, wobei nicht nur große Unterschiede zwischen den früheren und jetzigen Untersuchungen, sondern auch in der Art der Bestattung und der Beigaben zutage kommen. Die augenfälligen Megalithgräber sind meist schon durchsucht und konnten an Beigaben nicht viel ergeben, aber sie gut abzubilden und gelegentlich äußerlich wieder herzustellen, ist schon dankenswert genug; Tafel 1 bis 6 gehören darum zu den wichtigen Dokumenten über diese immer mehr verschwindenden Denkmäler Norddeutschlands. Sie haben sich hier nur in der Form mit je einer Kammer, oberirdisch, auf Rundhügeln und ohne Platte an einer Schmalseite gefunden. Als zweite Art erscheinen große Steinkisten unter Niveau, aber aus Geschiebeblöcken und mit oft hervorragendem

Deckstein; wesentlich verschieden sind dagegen an dritter Stelle die kleinen Kisten aus dünnen, mit Rollsteinen umsetzten Steinplatten, wenn auch zwischen allen Arten sich Übergänge finden. Endlich liegen oft in größeren Grabfeldern an sandiger Stelle Flachgräber der Steinzeit vor, auf die man im Norden Deutschlands erst spät zu achten gelernt hat; auch in dieser Art sind noch Unterstufen zu unterscheiden, je nachdem das Skelett in Sand gebettet, mit Steinen umsetzt oder überwölbt ist, oder endlich Leichenbrand eintritt. Was die Bestattungsform betrifft, so war Zahl und Lage der Skelette in den großen Kisten verschieden, in den kleinen fand sich nur ein Skelett, in den Flachgräbern meist je ein liegender Hocker; Leichenbrand ist zweimal im Gebiet beobachtet. Die Keramik ist nicht minder abwechslungsreich an Farbe, Form und Ornamentik der Gefäße. Schwarze mit weißer Inkrustierung sind recht selten, ganze Gefäße aus Megalithgräbern überhaupt nicht erhalten. In den großen Kisten herrscht die Kugelamphore vor in ihren verschiedenen Abstufungen, daneben gibt es Töpfe mit Randlöchern und kleine Näpfchen; in den kleinen Kisten werden nur einhenkelige, unverzierte Töpfchen gefunden. Die Flachgräber lassen drei Gruppen von Gefäßen unterscheiden, die der Zapfenbecher, der jüngeren Kugelamphoren mit Winkelstich und einer solchen mit bandkeramischen Anklängen. Unter den Beigaben erwiesen sich die dicknackigen Feuersteinmeißel als jünger als die dünnen oder die mit spitzovalem Querschnitt; Feuersteinlanzenspitzen begegneten nur in Flachgräbern. Unter den Schmucksachen sind Gehänge aus Tierzähnen mehrfach, Marmorring und Bernstein nur je einmal vorgekommen. Aus dem ganzen Befunde wird auf zwei große Gräbergruppen geschlossen, die der einheimischen Kistengräber und der ursprünglich fremden Flachgräber, so daß schon in der Steinzeit zwei vielleicht stammlich verwandte Völker in der Uckermark nebeneinander gewohnt haben müßten. Beide Gruppen müßten sich dann gegenseitig beeinflußt haben, besonders in der Keramik. Wenn nun z. B. dünne Meißel sich in der ältesten Stufe der Megalithgräber gleich wie in der Bechergruppe der Flachgräber finden, so können sich beide Gruppen zeitlich nahe stehen; die Megalithkeramik ist vom Schnurornament der Flachgräber noch nicht beeinflußt, aber der Zapfenbecher wird schon in der Übergangszeit zu den großen Kisten aufgetreten sein. Übereinstimmend mit Götze wird auch hier die Schnurkeramik einer älteren Stufe zugewiesen, allerdings nur der älteren Schicht der auf einen südlichen Einfluß zurückgeführten Flachgräbergruppe. Im ganzen ist der Eindruck der einheimischen Kistengräber konservativer, während die fremden Flachgräber schließlich auch den Gebrauch der Metalle vermitteln. Die Skelettreste beweisen ein Hinneigen zur Langköpfigkeit, zwei Schädel zeigen vernarbte Stirnwunden. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

380. A. Stubenrauch: Leichenbrandgräber mit steinzeitlichen Beigaben bei Buchholz, Kreis Greifenhagen. Pomm. Monatsblätter 1904, Nr. 1. Mit Abbild.

Bei der Försterei Buchholz auf dem Stettin gegenüberliegenden Höhenrücken des rechten Oderufers kamen in einer Sandgrube Brandgrubengräber zutage, $1^1/_2$ m tief bei 2 m Flächendurchmesser. Sie sind in mehrfacher Beziehung bemerkenswert, denn die Fundstücke sind größtenteils steinzeitlichen Charakters, während die Bestattungsweise an spätere Perioden denken läßt. Der ganze Raum der Gruben war mit den Resten des Scheiterhaufens ausgefüllt, die nicht etwa nur in die Tongefäße gefüllt waren; letztere enthielten vielmehr harte Schichten wie von Nahrungsmitteln. In der ersten Grube

sind fünf, in der zweiten nur ein Tongefäß gefunden; es sind drei unverzierte Schalen, ein unverzierter Becher mit durchstochenen Henkeln, ein ähnliches Gefäß mit wagerechtem Griffansatz, endlich ein Töpfchen mit eingedrücktem Boden und schraubenförmig aufsteigenden Ornamentstreifen. Als Beigaben sind geborgen zwei Feuersteinspeerspitzen mit Muscheltechnik, eine Schmuckscheibe aus Bernstein, ein dünner, kantiger, offener Goldring, ein offener Bronzering, schließlich ein Schmuckstück aus aneinander gereihten Bronzeröhrchen. Die Tongefäße mit Ausnahme des tassenförmigen Töpfchens reihen sich nun recht wohl in die steinzeitliche Keramik Pommerns ein, ebenso die Feuersteinspitzen und der Bernsteinschmuck; die übrigen Fundstücke und die für diese Periode noch nicht beobachtete Leichenverbrennung dagegen verweisen den Fund in eine bisher noch nicht bekannte Übergangszeit, auf welche auch die anscheinend sehr kupferhaltige Bronze des Armringes führen dürfte. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

381. C. Mehlis: Neolithische und spätzeitliche Silex- und Kieselware. Globus 1903, Bd. LXXXIV, Nr. 23. Mit 8 Abbild.

Im Haßlocher Walde bei Neustadt a. d. H. sind Reste von Wohngruben aller Perioden gefunden, unter denen Silex- und Kieselartefakte verschiedener Art, Farbe und Technik besonders häufig sind. Das Material ist teils dem Kies der Schotterschichten an Ort und Stelle entnommen, teils von entfernteren Silexfundstellen importiert; die Farbe und Patinierung ist ungleich, auch in der Technik lassen sich patinierte Werkzeuge mit Druckabsplitterung von solchen unterscheiden, die roh zugeschlagen sind. Letztere werden, zumal sich Beispiele unter La Tène-Sachen fanden, als wesentlich jünger angesehen, dagegen als neolithisch bezeichnet eine fein retouchierte Pfeilspitze, Kratzer, mit Säge bearbeiteter Silex und Säge von 11 cm Länge mit zehn Zähnen (Quarzit), die neben einem Tongefäß mit Leistenornament in 30 cm Tiefe lag. Aus der Verschiedenheit der Steinware wird gefolgert, daß die Bewohner des Platzes in der La Tène-Zeit einfach die Handstücke und Ware der Neolithiker benutzten und sich zu ihren Zwecken Steine zum Feuermachen, rohe Spitzen, Kratzer zuschlugen, wie auch benachbarte Grabhügel der ersten Eisenzeit öfters rohe Kieselware enthalten. Es wird darum Vorsicht in Beobachtung und Bestimmung offen liegender Fabrikationsstätten von Silexware empfohlen. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

382. Ernest Doudou: Exploration scientifique dans les cavernes, les abîmes et les trous fumants de la province de Liège. Liège, M. Thone. O. J. (anscheinend 1904).

Die Provinz Lüttich ist besonders reich an Höhlen, Schluchten und sonstigen Aushöhlungen, welche die Wassermassen sich in den Kalkstein gewühlt haben. Eine Anzahl derselben ist bereits von verschiedener Seite (Schmerling, Spring, Malaise, Fraipont) untersucht worden; das meiste Verdienst an ihrer Erforschung gebührt indessen dem Verfasser, der es sich zur Lebensaufgabe gestellt zu haben scheint, in jedwede Höhle, die er trifft, hineinzuschlüpfen und hier Nachforschungen über Überreste vergangener Zeiten anzustellen. In dem vorliegenden umfangreichen (342 S.) Werkchen schildert er die bisher von seinen Vorgängern und ihm erreichten Ergebnisse der Höhlenforschung in der Provinz Lüttich. Geographische Lage und Geschichte der zahlreichen Höhlen, Beschreibung ihres Innern, sowie ihrer Ausbeute an paläontologischen und archäologischen Funden werden ausführlich dargelegt. Zumeist gehören die letzteren den verschiedenen Ab-

schnitten der paläolithischen Periode, vereinzelt auch der neolithischen sowie der Römerzeit an. Einen besonderen Abschnitt widmet Verfasser den sagenhaften „Nutons“ (entsprechend unseren Heinzelmännchen), mit welchen das Volk die Höhlen bevölkert sein läßt. Er schreibt der Legende einen realen Ursprung zu. Er glaubt nämlich, daß es römische Sklaven oder Soldaten gewesen seien, die den Legionen Cäsars entflohen und in die Höhlen geflüchtet waren, um sich der Todesstrafe oder anderen Grausamkeiten ihrer Herren zu entziehen.

Zwei Orte sind es, mit deren Höhlen sich Verfasser besonders eingehend beschäftigt, nämlich Engihoul und Engis. Zu Engis glückte es ihm, noch einen zweiten Schädel zutage zu fördern, der ebenfalls der Mousterienschicht entstammt (was von Sachverständigen einwandfrei zugestanden wird), wie der von Schmerling 1830 aufgefundene bekannte Engisschädel, mit dem der zweite vollständig übereinstimmen soll.

Das Werk dürfte somit auch für den Urgeschichtsforscher von Bedeutung sein. *Buschan-Stettin.*

383. E. Doudou: Note sur des graines de végétaux trouvées dans la brèche préhistorique de la seconde grotte d'Engis (Belgique). Rev. de l'Ecole d'Anthrop. de Paris 1904. Année XIV, p. 20—25.

384. L. Capitan: Quelques observations sur les pièces recueillies par M. Doudou dans la deuxième grotte d'Engis. Ebendas., p. 25—32.

In der „zweiten Grotte“ des bekannten Fundortes Engis in Belgien, dem „Trou Caheur“, wie die Eingeborenen diese Höhle nennen, machte Doudou bei seinen Ausgrabungen eine merkwürdige Entdeckung: inmitten der Breccie, die (auch nach dem Urteile Capitans) rein paläolithische Kulturüberreste (Silexgegenstände vom Solutrétypus, Knochen von Rhinoceros tichorrhinus, Höhlenbären, Hyäne, Pferd, Bison? u. a. m.) enthielt, fand er Topfscherben und Überreste von Kulturpflanzen. Die Scherben sind außerordentlich grob angefertigt, 4 bis 6 bis 10 mm dick und gelb oder rotschwarz gebrannt; sie gleichen den ebenfalls paläolithischen Scherben, welche belgische Forscher in anderen Höhlen ihres Landes gefunden haben wollen. Das merkwürdigste aber ist der Nachweis von Samen, teils in Abdrücken, teils in natura erhalten. Nach Schweinfurths Bestimmung soll es sich dabei um Weinbeerenkerne und Körner von Triticum dicoccum handeln. Referent hatte Gelegenheit, persönlich einige Stücke Breccie zu untersuchen, und kann das Vorhandensein von Weizenkörnern (Spezies?), sowie von Haselnüssen in denselben, nicht jedoch das von Weinkernen bestätigen. Die Körner bildeten mit Flintwerkzeugen paläolithischer Form, sowie mit den Knochen großer diluvialer Tiere eine äußerst feste Masse. Wie Doudou versichert, ist ihm in der ganzen Höhle nicht ein einziges Stück begegnet, das als neolithisch anzusprechen wäre. *Buschan-Stettin.*

385. Ed. Piette: Etudes d'ethnographie préhistorique. VII. Classification des sédiments formés dans les cavernes pendant l'âge du renne. L'Anthropologie 1904. Vol. XV, 2, p. 129.

In einem reich illustrierten Aufsatz bringt der hochverdiente Höhlenforscher die Fortsetzung seiner Fundberichte und seiner Einteilung der älteren Steinzeit. Die Abbildungen der künstlerischen Erzeugnisse des euro-

päischen Urmenschen geben ein nahezu umfassendes Bild der reichen Tierwelt jener frühen Zeit: es sind dargestellt Mammut, Nashorn, Wisent, Rind, Renntier, Hirsch, Reh, Ziege, Steinbock, Gemse, Antilope, Pferd, Wildesel, Bär, Wolf, Fuchs, Hyäne, Seehund, Schwan, Gans oder Ente, Schlange, Lachs, Hecht. Besondere Beachtung verdienen die geschnitzten Stangen eines Pferdegebisses, die kaum einen Zweifel darüber lassen, daß schon damals das Pferd gezähmt war. Piette weiß es einleuchtend zu machen, daß der Mensch zuerst, in unmittelbarer Nachahmung der Natur, lebende Wesen in ganzer Gestalt (en ronde bosse) aus Elfenbein schnitzte; später, als er auf Renntiergeweih angewiesen war, zwang ihn der Stoff zur Flacharbeit, zum Relief, und schließlich erfolgt der Übergang zur „überlegten Kunst", zur Umrißzeichnung. Bemerkenswert sind auch die Pflanzendarstellungen und das oft schon recht geschmackvolle Kreise, Ranken, Schneckenlinien zeigende Zierwerk. Der Verfasser kommt auch auf die „Schrift" der Steinzeit zurück und bringt zwei merkwürdige Abbildungen mit schriftähnlichen Zeichen versehener Knochen von La Madeleine und von Rochebertier. Die Ähnlichkeit dieser Zeichen mit Buchstaben viel späterer Zeit ist überraschend, doch sagt Piette selbst: „Ich vergleiche nur die Gestalt und maße mir bei der langen Zeit, die uns vom glyptischen Alter trennt, nicht an, über den Lautwert der Zeichen irgend welche Angaben zu machen." Nach meiner Ansicht handelt es sich hier nicht um eine wirkliche Schrift, sondern um eine Art von Merkzeichen. Die Bilderschrift, aus der unsere heutigen Buchstaben hervorgegangen sind, entstand erst später gegen Ende der neueren Steinzeit. Ich muß hier auf das verweisen, was ich über diese Frage im Globus LXX, 23 und LXXXV, 20 ausgeführt habe. *Ludwig Wilser-Heidelberg.*

386. Salomon Reinach: Les carnassiers androphages dans l'art gallo-romain. Revue Celtique 1904, Vol. XXV, No. 2.

Verfasser geht von zwei nahezu gleichen Statuetten von Fouqueure und Oxford aus: je ein ruhig sitzendes Raubtier (Wolf oder Hund), aus dessen Maule menschliche Unterkörper schlaff herabhängen. Jede Andeutung eines Kampfes zwischen Tier und Mensch fehlt. Die menschlichen Körper sind im Vergleich zu den Raubtieren außerordentlich klein; letztere sind daher nicht als gewöhnliche Raubtiere, sondern als göttliche Tiere oder Götter in Tiergestalt zu deuten. Auf dem Gefäß von Gundestrup, dessen Motive der keltischen Mythologie entnommen sind, kehren hierher gehörige Darstellungen wieder. Die griechische und römische Kunst kennt diese Art der Darstellung von Göttern und Menschen nicht; sie bringt die göttliche Natur ähnlich wie die Asiaten nicht durch übernatürliche Größe, sondern durch Beigabe von Flügeln zum Ausdruck. Demnach sind die erwähnten Statuetten nicht griechisch-römischen Typs, stehen vielmehr ganz isoliert in dem überreichen Schatz antiker Statuetten. Sie sind ferner keltisch, da 1. die beiden einzigen bekannten Exemplare auf keltischem Boden gefunden wurden, 2. der erhebliche Größenunterschied zwischen Tier und Mensch der keltischen oder der durch keltische Mythologie beeinflußten Kunst angehört. Parallelen zu den erwähnten Statuetten finden sich auf Bronzedeckeln und Eimern der Hallstattzeit, so auf der von der Certosa bei Bologna, wo Löwen menschliche Körper im Maule halten. Auch hier kehrt die Ruhe der Darstellung wieder, die den Eindruck hervorruft, daß die menschlichen Körper nicht eine Beute, sondern ein Zubehör darstellen. Löwe und Panther mit einem tierischen oder menschlichen Bein im Maule sind der etruskischen Kunst nicht fremd,

die Verwandtschaft zwischen ihren Darstellungen und den Situlen ist augenfällig. Endlich kennt auch die romanische Kunst hierher gehörige Darstellungen, so von dem Aquamanile in Minden, und gerade die romanische Kunst enthält keltische Anklänge. Zur Erklärung der Darstellung geht der Verfasser aus von analogen Funden aus Lydien, welche er kürzlich veröffentlichte (Rev. d'étud. ancien. 1904, p. 1—6). Hier ist der Löwe das heilige Tier Lydiens und Phrygiens, genauer gesagt ein Totemtier. Ursprünglich war das Tier der Gott selbst und wurde später zum Attribut der anthropomorphen Gottheit; dementsprechend wurde das königliche Raubtier ein königlicher Menschenfresser. Eine diese Entwickelung begründende Legende ist bekannt. Die gleiche Erklärung ist auf das in den Statuetten wiedergegebene menschenfressende Raubtier der Kelten anzuwenden, den Wolf. Verfasser nimmt an, daß in alten Zeiten einzelne Völker Galliens den Wolf als Totem kannten; Caesars Dispater hat Beziehungen zur Unterwelt und ist ein nächtlicher Gott „wie ein Wolf", der gleich dem arkadischen Zeus Menschenopfer fordert. Primitive Vorstellungen verbinden nun oft höllische Dämonen mit Androphagie, und die Opfer, welche der Wolf verschlingt, wehren sich nicht, da sie eben Tote sind. Nun zeigen die beiden Statuetten die menschlichen Körper bewegungslos, und der Verfasser meint, die Beute des keltischen Raubtieres (Wolfes) sei ein Toter. Dann würde sich alles sehr einfach erklären lassen: der Totemwolf ist der mythische Vorfahr eines Stammes und spielt die doppelte Rolle, welche man später der Erde und dem monotheistischen Gotte zuschrieb, er ist gleichzeitig der Erzeuger des Menschen und sein Grab. *G. Thilenius-Breslau.*

387. J. Nüesch: Neue Grabungen und Funde im Keßlerloche. Korresp.-Blatt d. anthrop. Ges. 1903. Nr. 11, S. 152.

Die bekannte Höhle des Keßlerlochs bei Thayngen, Kant. Schaffhausen, ist 1874 nicht vollständig ausgeräumt, vielmehr sind bei neueren Grabungen sämtliche Gegenstände noch an primärer Lagerstätte gefunden. Sie sind durchweg paläolithisch, da kein Topfscherben, kein geschliffenes Werkzeug darunter ist. Geweih und Knochen des Renntiers und Alpenhasen, doch auch Elfenbein und Mammutknochen sind zu Werkzeugen und Skulpturen verarbeitet, worüber eine ausführliche Statistik gegeben wird; Feuersteinartefakte sind über 10000 gesammelt, sie entsprechen in den verschiedensten Formen dem Madeleinetypus und sind stark abgenutzt. Nachgewiesen sind durch Studer jetzt 45 Tierspezies, während Rütimeyer 1874 nur 28 bestimmt hat; sie gehören meist der Tundra- und Steppenfauna an neben einzelnen Vertretern der Waldfauna. Besonders wichtig ist die Tatsache, daß Mammut und Rhinozeros auch hier gejagt, erlegt und verzehrt wurden. In einer Nische der Höhle sind auch menschliche Skelettreste unter frühneolithischen Sachen gefunden, und im Zusammenhange mit ähnlichen Beobachtungen in benachbarten Ländern hat Kollmann aus der Kleinheit des Skeletts auf eine in ganz Europa zur frühneolithischen Zeit verbreitete Zwergrasse geschlossen, vielleicht die Urrasse der Menschheit. Unter Hinweis auf die bevorstehende ausführliche Publikation werden folgende sechs Ergebnisse dargelegt: Das Keßlerloch ist wie das Schweizersbild postglazial, doch älter; beide sind Bindeglieder zwischen den paläolithischen Stationen Frankreichs und Mährens; die Koexistenz des Menschen und Mammut ist auch hier nachgewiesen; Pygmäen für die Steinzeit sind ebenfalls bestätigt; die paläolithische Periode muß ungeheuer lange gedauert haben; schließlich nimmt das Keßler-

loch wegen seiner Skulpturen, Zeichnungen, Schnitzereien eine der ersten Stellen unter den paläolithischen Stationen ein, eine besondere jedenfalls durch die Technik in der Bearbeitung der Geweihe. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

388. Lehmann-Nitsche: Los „Morteros" de Capilla del Monte (Córdoba), Contribución á la arqueologia Argentina. Rev. de Muséo de la Plata 1903. Tomo XI, p. 215—221.

Die „Morteros" (Mörsersteine) in der Gegend von Capilla del Monte inmitten der malerischen Gebirgsgegenden von Cordoba (Argentinien), alte Überbleibsel der Eingeborenen an der Nord- und Südseite des Flusses, von dem sie nicht weit entfernt liegen, sind Aushöhlungen auf Steinen mit glatter Oberfläche. Diese Steine ragen meist etwas aus dem Boden hervor, sind also mit dem unteren Teile in demselben verborgen; andere dieser Mörsersteine liegen frei. Die Höhlungen sind fast kreisrund und haben 12 bis 20 cm Durchmesser, die Tiefe derselben ist verschieden. Die Verteilung der Mörser ist nicht dieselbe und unregelmäßig, die geringste Entfernung zwischen ihnen beträgt 60 cm. Auf einer Tafel sind sieben verschiedene Gruppen abgebildet; bald bilden zwei bis vier eine Reihe, bald liegen sie, aber höchstens sechs, beliebig zusammen. In der Gruppe V wird ein kleiner und ein großer Granitblock abgebildet; der kleinere ist 1 m lang mit einer Höhlung, der größere ist 2 m lang, 1,5 m breit und 50 cm hoch, die Oberfläche ist glatt und enthält sechs Mörser, welche 20 cm Zwischenraum haben. Nach des Verfassers Ansicht konnten mehrere Personen im Kreise herum sitzend zu gleicher Zeit mahlen, ohne sich gegenseitig zu stören. Sr. L a t o n e Q u e v e d a, dem der Verfasser seine Beobachtungen mitteilte, meint, es seien Mörser, die in vorgeschichtlichen Zeiten dazu dienten, den Mais zu zermahlen, wie es die umwohnenden Leute noch heute machen. Solche Mörser finden sich auch in der ganzen Provinz Catamarca, ebenso in Tucuman, Sala und La Rioja. — Zum Schlusse spricht der Verfasser noch über die Zubereitung verschiedener Gerichte aus Mais, wie sie noch jetzt in der dortigen Gegend gebräuchlich sind.

Prof. Dr. Winkelmann-Stettin.

389. Hauthal: Die Bedeutung der Funde in der Grypotheriumhöhle bei Ultima Esperanza (Südwestpatagonien) in anthropologischer Beziehung. Hierzu Diskussion: v. d. S t e i n e n (für E. v. N o r d e n s k i ö l d), N e u m a n n, M a t s c h i e, K l a a t s c h, H a u t h a l. Zeitschr. f. Ethn. 1904. Bd. XXXVI, S. 119 bis 134.

Die 180 m tiefe, 80 m breite und vorn 30 bis 40 m hohe Höhle zerfällt durch einen aus herabgefallenen Steintrümmern gebildeten Schuttwall in zwei Räume; der hintere Raum lieferte bisher keine Ausbeute; der größere vordere Raum zerfällt wieder in zwei Abteilungen, eine hintere von 30 bis 35 m Breite, die mit einer bis 2 m mächtigen Mistschicht bedeckt ist und nach den Funden hauptsächlich Tieren zum Aufenthalt diente, und eine vordere, die aus einem rechten und einem linken Seitenraum besteht und mit einer von Feuerstellen der alten Höhlenbewohner herrührenden Aschenschicht bis zu 1 m Mächtigkeit bedeckt ist. In dem von Tieren bewohnten Raume fanden sich außer anderen fossilen Tierresten auch solche vom Grypotherium; die Knochen tragen Schlagmarken. Auch fand sich ein Fellstück und nahebei ein Knochenpfriem und ein Haufen Heu, welch letzterer wieder von einer 80 cm mächtigen Heuschicht bedeckt war. H a u t h a l verficht die Ansicht, daß die Höhlenbewohner das Grypotherium als Haustier gehalten hätten, um es als Schlachttier zu verwenden. Er teilt seine Beweisgründe

in direkte und indirekte. Zu letzteren gehört zunächst der Fund eines Fellstückes, das durchaus den Eindruck machte, als ob es mit einem schlecht schneidenden Instrument abgezogen worden sei, jedenfalls aber nicht, weil Knochen fehlen, durch die Tätigkeit eines reißenden Tieres erklärt werden kann; auch ein zweites Fellstück soll glatte, breite Ränder, wie sie durch Abschneiden mit einem Instrument entstehen, erkennen lassen. Ferner sind zwei Schädelkapseln gefunden worden, die Spuren der Einwirkung stumpfer Instrumente zeigen sollen. Schließlich zeigen auch andere Knochenreste, daß Verletzungen vorliegen, die nicht auf Bisse und Tatzenschläge von Raubtieren, sondern auf Einwirkung von Instrumenten hinweisen. Zu den direkten Beweisgründen rechnet Hauthal vor allem das Auffinden von menschlichen Artefakten zusammen mit Grypotheriumresten in der Mistschicht. Es sind 1. Knochenwerkzeuge (Pfriemen, Nähnadeln), 2. Steinwerkzeuge (Messer, beschlagene Steine, alle klein), 3. Streifen getrockneter Haut, wie sie zum Zusammenheften von Hautstücken gedient haben, und zusammengenähte Hautstücke. Ferner gehört hierher der Fund von getrocknetem Grase, das als Winterfutter von dem $^1/_2$ Stunde entfernten Bach hergeholt worden sein soll; in den Exkrementen der Grypotherien fand Moore scharf abgeschnittene Grashalme. Eine Unterstützung seiner Haustiertheorie sieht Hauthal auch in der aus den Knochenfunden hervorgehenden großen Variabilität der Individuen in bezug auf die Größe (von der Größe eines dreijährigen Rindes bis zu der eines Nashorns); ferner in der Variabilität der Formen, wie sie sich z. B. an den Jochbögen zeigten; diese Variabilität soll für einen domestizierten Zustand sprechen; schließlich ist auch die Forderung der Fortpflanzungsfähigkeit erfüllt, da Hauthal in der Mistschicht Reste eines Embryo fand. Daß die Tiere freilebend in wildem Zustande die Höhle aufgesucht hätten, ist deshalb unwahrscheinlich, weil in der nur $^1/_2$ Stunde entfernten zweitgrößten Höhle bisher nur Reste gefunden sind, die auf die Anwesenheit des Menschen und Onohippidium schließen lassen. Hauthal glaubt, daß die Zeit, da die Höhle einer zwerghaften Bevölkerung zur Wohnung diente, vielleicht in die letzte Interglazialzeit Patagoniens fällt, und daß die Höhle selbst zeitweilig durch Eis von der Außenwelt abgeschlossen war.

In der Diskussion faßt zunächst v. d. Steinen Nordenskiölds abweichende Ansicht dahin zusammen, daß das Grypotherium lange vor dem Menschen ausgestorben sei, und führt dafür an, daß die Knochen nicht bearbeitet, sondern durch schwere Tiere zertreten und durch Sand geschliffen seien, daß sich Hautstücke, sogar mit Fleisch, leicht wegen der eigentümlichen Einbettungsverhältnisse in der Höhle erhalten haben könnten, und daß so außerordentlich wenig menschliche Artefakte (vier Knochenpfrieme, zwei Knochennadeln, drei oder vier bearbeitete, allerdings kleine, Steine und Hautstreifen zum Zusammennähen der Felle) gefunden worden sind; ferner daß auch Knochen anderer ausgestorbener Tiere in gleicher Schicht liegen, so daß man annehmen müsse, daß eine ganze Fauna Riesentiere vor nicht langer Zeit ausgestorben wäre; auch sei es unwahrscheinlich, daß das Gras, das sich leicht abreißen lasse, mit Steininstrumenten geschnitten worden sei. Neumann legt ebenfalls ein Fellstück vor, das keine einzige Stelle zeigt, die erkennen läßt, daß es verfault sei; es müsse eine Abhäutung vorgenommen worden sein. Matschie weist auf eine Stelle bei Humboldt hin, der Faultiere bei südamerikanischen Völkern in eine Art von gezähmtem Zustande gesehen habe. Klaatsch erinnert an analoge Möglichkeiten in französischen Grotten, wo vorwiegend junge Mammute gefunden werden; es sei möglich, daß diese als Speisevorrat aufbewahrt worden seien. Im Schlußwort beharrt

Hauthal bei seiner Ansicht, daß die Knochenverletzungen nicht durch Sand, der an der Stelle, wo die Knochen sich finden, gar nicht vorkommt, sondern durch Einwirkung von Instrumenten entstanden seien. Auch erwähnt er, daß noch heute in Bolivien die Faultiere genau wie in Argentinien die Gürteltiere lebend aufbewahrt und gefüttert würden, um später verzehrt zu werden.

P. Bartels-Berlin.

B. Literatur-Übersicht des Jahres 1904.

(Fortsetzung.)

I. Allgemeines.

Bibliographie d. psych.-physiol. Literatur des Jahres 1902, mit Unterstützung von Prof. H. C. Warren zusammengestellt von Leo Hirschlaff. 157 S. Leipzig, J. A. Barth.

Führer durch das Museum für Völkerkunde zu Berlin. Herausgegeben von der Generalverwaltung. 11. Aufl., 236 S., mit 2 Karten und 2 Plänen. Berlin, G. Reimer.

Kirchhoff, A., u. Regel, F., Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde II (1900 u. 1901). 413 S. Breslau, F. Hirt.

Meyer, A. B., 3. Bericht über einige neue Einrichtungen des Königl. zoolog. und anthropol.-ethnograph. Museums in Dresden, mit 20 Tafeln, VI, 25 S. Berlin, R. Friedländer u. Sohn.

Stieda, L., Aus der russischen Literatur (Archäologie). Arch. f. Anthropologie II, S. 66—72.

Wilder, H. H., The restoration of dried tissues, with especial reference to human remains. Americ. Anthropol. VI, 1, p. 1—17.

II. Anthropologie.

Ballowitz, E., Über hyperdaktyle Familien und die Vererbung der Vielfingerigkeit des Menschen. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. I, 3, S. 347—365.

Barchielli, A., Variazioni del margine superiori dello sterno umano e loro significato. Monit. zool. ital. XV, 2, p. 54—61.

Bastian, H. Ch., Studies in heterogenesis. London, Williams & Norgate.

Bayer, H., Befruchtung und Geschlechtsbildung. 39 S. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt.

Bellini, G. Delinquente nato. Arch. di psich. XXV, p. 248—251.

Birkner, F., Das Hautpigment des Menschen und die sog. blauen Mongolenflecke. Korrespondenzbl. d. deutsch. anthrop. Gesellsch. XXXV, 3, S. 18—22.

Blum, A., Zur Kasuistik der Mißbildungen der weiblichen Genitalien. Dtsch. med. Wochenschr. 21.

Botti, La delinquenza femminile a Napoli. Napoli, Pierro.

Brüning, A., Über angeborenen halbseitigen Riesenwuchs. Münch. med. Wochenschrift LI, 9, S. 385—387.

Büchner, L., Kraft und Stoff. 21. Aufl., XVI, 433 S. Leipzig, Th. Thomas.

Cagnetto, G., Zur Frage der anatomischen Beziehung zwischen Akromegalie und Hypophysistumor. 1 Tafel, 4 Figuren. Arch. f. pathol. Anatomie CLXXVI, S. 115—168.

Cesuola, A. P. di, Prelim. note on the protective value of colour in Mantis religiosa. (2 Fig.) Biometrica III, 1.

Ciando, L., Recherches sur les diamètres céphaliques de l'enfant dans les six premiers mois de la vie. Thèse de Paris.

Czekanowski, J., Zur Höhenmessung des Schädels. Arch. f. Anthrop., N. F., I, S. 254—258.

Dancker, G., Symmetrie und Asymmetrie bei bilateralen Tieren. Arch. f. Entwickelungsmech. XVII, 4, S. 533—682.

Darbishire, A. D., On the result of crossing Japanese waltzing nice with Albino nice. (8 Figuren.) Biometrica III, 1.

Dix, Wm. R., Hereditary tendency to multiple births. Brit. med. Journ. Jan. 9, p. 75.
Dwight, Th., A bony supracondyloid foramen in man, with remarks about supracondyloid and other processes at the lower end of the humerus. Amer. Journ. of anat. III, 1, p. III, IV.
Ehrenfels, Chr. v., Nochmals „Zur Frage des Selektionswertes kleiner Variationen". Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. I, 3, S. 339—342.
Ellis, H., A study of British Genius. London, Hurst & Blackett.
Enslin, Die Augenveränderungen beim Turmschädel, besonders die Sehnervenerkrankung. Arch. f. Ophthalm. LVIII, 1, S. 151—201.
Fischer, E., Demonstration von Modellen zur Vergleichung der Schädelentwickelung von Mensch und Affe mit besonderer Berücksichtigung der Nase. Verhandl. d. Vereins süddeutsch. Laryngol. 1891—1903. Würzburg, A. Stuber. Sonderabdr. 4 S.
Forel, A., Über Polymorphismus und Variation bei den Ameisen. Zool. Jahrb. VII, Suppl., S. 571—586.
Friedmann, H., Die Konvergenz der Organismen. Eine empir. begründete Theorie als Ersatz für die Abstammungslehre. 242 S. Berlin, Gebr. Pätel.
Gählinger, Les mamelles surnuméraires chez l'homme. Echo méd. du Nord VIII, 2.
Gaupp, Über den heutigen Stand der Lehre vom „geborenen Verbrecher". Monatsschrift f. Kriminalpsychol. I, 1, S. 28—41.
Giard, A., Sur la parthénogenèse artificielle par dessèchement physique. Compt. rend. d. l. soc. de biol. avril 16.
Giuffrida-Ruggeri, V., Alcune omissioni e inesattezze nel recente „Trattato" del Prof. Le Double. Anat. Anz. XXIV, 18, S. 486—489.
Giuffrida-Ruggeri, V., Il profile della pianta del piede nei degenerati e nelle razze inferiori. Arch. di psich. XXV, p. 241—247.
Giuffrida-Ruggeri, V., Le ossificazioni di spazi suturali e i parietali divisi. Monit. zool. ital. XV, 5, p. 172—178.
Greenwood, M., A first study of the weight, variability, and correlation of the human viscera with special reference to the healthy and diseased heart. Biometrica III, 1.
Griffiths, G. B., Measurements of one Hundred an thirty criminals (with introduct. note by H. B. Donkin). 2 tab. Biometrica III, 1.
Groos, K., Das Seelenleben des Kindes. 229 S. Berlin, Reuther & Reichard.
Häcker, V., Über die neueren Ergebnisse der Bastardlehre, ihre zellengeschichtliche Begründung und ihre Bedeutung für die praktische Tierzucht. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. I, 3, S. 321—338.
Helguero, F. de, Sui massimi delle curve dimorfiche. (8 Fig.) Biometrica III, 1.
Hoffmann, W. v., Zur Frage des Selektionswertes kleiner Variationen. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. I, 3, S. 343—346.
Keiller, W., Report of a case of supernumerary mammaly glands in the axillae of woman (with specimens). Nur Titel. Amer. Journ. of anat. III, 1, p. IX.
Kisch, H., Die Lipomatosis als Degenerationszeichen. Berlin. klin. Wochenschr. XXI, S. 556—558.
Klaatsch, H., Grundzüge der Lehre Darwins. Allgemein verständlich dargestellt. 3. Aufl., 175 S. Mannheim, J. Bensheimer.
Krause, R., und **Klempner, S.,** Untersuchungen über den Bau des Zentralnervensystems der Affen. Das Nachhirn vom Orang Utan. 36 S., mit 2 farb. Tafeln. Berlin, G. Reimer.
Landeck, W., Tragweite und Berechtigung der Entwickelungslehre. Wartburgstimmen II, 2, S. 125—129; Neuland d. Wissens II, S. 12—16.
Landeck, W., Ähnlichkeit und Verwandtschaft. Neuland des Wissens II, 2, S. 48—53.
Lewell, B. B. Seymour, A study of the astragalus (plates XIX—XXII). Journ. de l'anat. et de la phys. XL, 3, p. 233—247.
Locard, E., La dactyloscopie (identification des récidivistes par les empreintes digitales), 15 p. Lyon, Rey.
Lombroso, P., La vita dei bambini. 280 p. Torino, Frat. Bocca.
Lustig, A., Ist die für Gifte erworbene Immunität übertragbar von Eltern auf die Nachkommenschaft? Zentralbl. f. allgem. Pathol. XV, 6.
Mahoudeau, P. G., Les idées sur l'origine de l'homme. Rev de l'École d'anthr. XIV, p. 113—119.
Matiegka, H., Über die Bedeutung des Hirngewichts beim Menschen. Anat. Hefte XXIII, 73, S. 657—669.

Matschie, P., Bemerkungen über die Gattung Gorilla. Sitzungsber. d. Gesellsch. naturforsch. Fr. Berlin, 3, S. 45—53.
Matschie, P., Einige Bemerkungen über die Schimpansen. Sitzungsber. d. Gesellsch. naturforsch. Fr. Berlin, 4, S. 55—69.
Möbius, L'inferiorità della donna. Torino, Frat. Bocca.
Munzone, S., La sensibilità nell' artista. Italia mod. Aprile.
Neugebauer, Sei nuovi casi di pseudoermafroditismo (c. 11. fig.). Arch. di psich. XXV, p. 300—317.
Niewen, H. v., Begriff und Wesen der Entwickelung. Wartburgstimmen II, S. 129—135; Neuland d. Wissens II, 1, S. 16—22.
Patrizi, L., La fiziologia d'un bandite (Musolini), esperimenti e commenti, c. 60 tav. 219 p. Turin, Frat. Bocca.
Pearson, K., A mendelian's view of the law of ancestral heredity. Biometrica III, 1.
Pearson, K., and **Radford, M.**, On differentation and homotyposis in the leaves of Fagus sylvatica. (2 Taf.) Biometrica III, 1.
Perrin, E., On some dangers of extrapolation. (1 diagr.) Biometrica III, 1.
Perrier, E., Les forces physiques et l'hérédité dans la production des types organiques. Rev. scientif. I, 16, p. 481—489.
Pollak, Wiener Gaunersprache. Arch. f. Kriminalanthr. XV, S. 171—237.
Ranke, J., Über Verbrechergehirne. Korrespondenzbl. d. deutsch. anthrop. Gesellschaft XXXV, 2, S. 9—13.
Ribbert, H., Die Vererbung der Krankheiten. Pol.-anthr. Rev. III, 2, S. 85—101.
Schneider, H. C., Über den heutigen Stand der Deszendenztheorie. Wien. klin. Rundschau S. 5—7.
Sergi, G., L'evoluzione umana. Torino, Bocca. 283 S.
Sommer, R., Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. XII. 338 S., mit Abb. Leipzig, J. A. Barth.
Spencer, J., Graduation of a sickness table by Makeham's hypothesis. Biometrica III, 1.
Spitzka, E. A., A note on the true weight of the human lungs. Amer. Journ. of anat. III, 1, p. V.
Spitzka, E. A., The brains of three brothers. Amer. Journ. of anat. III, 1, p. III—IV.
Symington, J., John Grattan's Craniometer and craniometric methods (pl. XXIII, XXIV). Journ. de l'anat. et de la phys. XL, 3, p. 259—274.
Tenchini, L., Di un canale perforante arterioso (infra-parietale) nella volta cranica dell' uomo adulto. 1 Fig. Monit. zool. ital. XV, 3, p. 101—110.
Toulouse et Damaye, Valeur de l'hérédité collatérale similaire en pathologie. Compt. rend. d. l. Soc. de biol. 30. avril.
Ujfalvy, C. v., Genealogie und Anthropologie. Pol.-anthr. Rev. III, 2, S. 81—85.
Vachide, N., et **Rousseau, P.**, L'association des idées chez les singes. Rev. scient. I, 19, p. 583—589 und 20, p. 617—620.
Walkhoff, O., Das Femur des Menschen und der Anthropoiden in seiner funktionellen Gestaltung. Mit 39 Abbild. auf 8 Tafeln, XIII, 58 S. Wiesbaden, C. W. Kreidel.
Weidenreich, Fr., Die Bildung des Kinnes und seine angebliche Beziehung zur Sprache. Anat. Anz. XXIV, 21, S. 545—555.
Weldon, W. F. R., Albinism in Sicily and Mendel's law. Biometrica III, 1.
Windt, K., und **Kodiček, S.**, Daktyloskopie. Verwertung von Fingerabdrücken zu Identifizierungszwecken. Mit 79 Textillustr., 15 Taf. und 2 Beil., VIII, 125 S. Wien, W. Braumüller.
Woltmann, L., Der physische Typus Raffaels. Pol.-anthr. Rev. III, 3, S. 171—176.

III. Völkerkunde.

Allgemeines.

Abraham, O., und **Hornbostel, E. v.**, Über die Bedeutung des Phonographen für vergleichende Musikwissenschaft. Zeitschr. f. Ethnol. XXXVI, S. 222—236.
Achelis, Th., Die Ethik in ihrem Verhältnis zur Deszendenztheorie. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. I, 3, S. 420—427.
Achelis, Th., Ideen zur vergleichenden Religionswissenschaft. Pol.-anthr. Rev. III, 3, S. 176—188.

Bälz, E., Die sog. magischen Spiegel und ihr Gebrauch. Arch. f. Anthrop. II, S. 42—46.
Bourdeau, L., Histoire de l'habillement et de la parure. 302 p. Paris, F. Alcan.
Brose, M., Die deutsche Kolonialliteratur im Jahre 1902. 63 S. Berlin, W. Süsserott.
Dröber, Kartographie bei den Naturvölkern. Deutsche geogr. Blätter XXVII, 1.
Duerst, N., L'origine des chiens. L'Anthropologie XV, 1, p. 41—46.
Dumont, A., Méthode pour la recherche des causes de l'abaissement de la natalité. Rev. de l'École d'anthr. XIV, p. 161—164.
Eckert, Wesen und Aufgaben der Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. Deutsche geogr. Blätter XXVII, 1.
Frobenius, L., Das Zeitalter des Sonnengottes. I. XII, 420 S. Berlin, G. Reimer.
Greef, G. de, Introduction to sociology. Amer. Journ. of sociol. Jan.
Grimanelli, P., Sociologie et morale. Revue intern. de sociol. Febr.
Harriet, Wm., Geschichte der Prostitution aller Völker usw. XII, 332 S. Berlin, R. Jacobsthal.
Hartung, M. H., Eine Theorie des Völkertodes. Pol.-anthr. Rev. III, 2, S. 189 bis 191.
Hopf, L., Die Anfänge der Anatomie bei den alten Kulturvölkern VII, 126 S. Breslau, J. U. Kern.
Hopf, L., Die Heilgötter und Heilstätten des Altertums. Eine arch.-mediz. Studie. 69 S. Tübingen, Pietzker.
Laloy, L., Origine des races humaines. Le Naturaliste XXII, 410, p. 77—78.
Lönborg, Sv., Primitive Gesellschaften (schw.). Ymer 2, p. 129—156.
Lombroso, C., Atavismus und Zivilisation. Pol.-anthr. Rev. III, 3, S. 153—156.
Meyer, A. B., und **Richter, O.**, Ethnographische Miszellen. II. Mit 4 Taf. und 10 Textabb. VIII, 102 S. Berlin, R. Friedländer & Sohn.
Müller, P., Unser Kalender. XV. Jahresber. der naturwissensch. Gesellsch. zu Chemnitz (1899—1903), S. 150—185.
Nieuwenhuis, A. W., Kunstperlen und ihre kulturelle Bedeutung. Int. Arch. Ethn. 1903, XVI, 4/5, S. 136—154 mit Taf. XIX.
Pournin, M., La sociologie et les sciences sociales. Revue intern. sociol. Febr.
Reinach, S., La flagellation rituelle. L'Anthropologie XV, 1, p. 47—54.
Rosenbaum, J., Geschichte der Lustseuche im Altertum, nebst ausführlicher Untersuchung über den Venus- und Phalluskultus, Bordelle, *Νοῦσος θήλεια* der Skythen usw. 7. Aufl. I, 435 S. Berlin, H. Barsdorf.
Ross, E. A. Moot points in sociology. Amer. Journ. of sociol. Jan.
Spann, O., Untersuchungen über den Gesellschaftsbegriff zur Einleitung in die Soziologie. Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. LIX, 4.
Sticker, A., Die Infibulation bei den Griechen und Römern. Die Umschau VIII, 18, S. 352—354.
Thomas, N. W., Further remarks on Mr. Hill-Tout's views on totemism. Man, June, p. 82—85.
Vierkandt, A., Der Mimus. Globus LXXXV, 22, S. 356—358.
Wirth, A., Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. 2. Aufl., 244 S. München, F. Bruckmann.
Wundt, W., Völkerphysiologie. Eine Untersuchung der Entwickelungsgeschichte von Sprache, Mythus und Sitte. I, 1, Die Sprache. 2. umgearb. Aufl. XV, 667 S. und 40 Abb. Leipzig, W. Engelmann.
Zander, R., Über Zwergvölker. Naturw. Wochenschr. III, 27.

Europa.

Berneker, Das russische Volk in seinen Sprichwörtern. Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 1.
Blau, S., Totenbretter in der Gegend von Neuern, Neumark und Neukirchen. Mit 5 Textabb. u. 1 Fig.-Tafel, 27 S. Wien, Gerold & Co.
Brandstetter, Die altschweizerische Dramatik als Quelle für volkskundliche Forschungen. Schweiz. Arch. f. Volkskunde VIII, 1.
Braun, Über Flaggen von Fischerbooten. Mit 5 Abbild. Globus LXXXV, 16, S. 253—256.
Bünker, Das Szeklerhaus. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 1.
Capelli, L. M., Per i distribuzione regionali della genialità in Italia. Arch. di psich. XXV, p. 252—268.
Dietrich, Neugriechische Rätseldichtung. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 1.

Fritsch, G., Die Urheimat der Indogermanen. Pol.-anthr. Rev. III, 2, S. 104—113.
Garofalo, F. P., Intorno alle istituzioni sociali dei Celti. Riv. ital. di sociol. VIII, p. 85—91.
Giuffrida-Ruggeri, I dati dell' antropologia e il criterio cronologico a proposito dei Siculi e degli Hethei-Pelasgi. Riv. di stor. ant. VIII, 1.
Hasse, E., Die Deutschsprechenden im Königreich Belgien. Deutsche Erde III, 2, S. 38—40.
Heiderich, J. H., Die Entwickelung des englischen Nationalcharakters. Pol.-anthr. Rev. III, 2, S. 113—121.
Jacquart, O., Le problème de la natalité en France. Revue soc. cathol. Jan. 1.
Jostes, Fr., Westfälisches Trachtenbuch. M. 24 Taf. in Farbdrk., zahlr. Textabb. u. 1 hist. Übersichtskarte. VIII, 208 S. Bielefeld, Velhagen u. Klasing.
Kaindl, R. F., Die Hochzeitfeier bei den Ruthenen in Berhometh am Pruth (Bukowina). Globus LXXXV, 18, S. 281—288.
Krause, Sitten, Gebräuche und Aberglauben in Westpreußen. 76 S. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt.
Krczmárik, J., Beiträge zur Beleuchtung des islamit. Strafrechts, mit Rücksicht auf Theorie und Praxis in der Türkei. Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellsch. LVIII, S. 69—113.
Levi-Bianchini, M., Superstizioni, pregiudizi e terapia empirica nella razza calabrese. Riv. ital. VII, 4.
Lohmeyer, Th., Die Hauptgesetze der germanischen Flußnamengebung, hauptsächlich an nord- und mitteldeutschen Flußnamen erläutert. X, 32 S. Kiel, Lipsius & Tischer.
Matthias, F., Über die Wohnsitze und den Namen der Kimbern. 49 S. Berlin, Mayer & Müller.
Mayer, Ed. v., Das Rassenproblem in der Mafia. Deutsche Welt VI, 34.
Meier, Wettersegen. Schweiz. Arch. f. Volkskunde VIII, 1.
Meyer, E. H., Indogermanische Pflugbräuche. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskde. 1.
Negelein, v., Makedonischer Seelenglaube. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskde. 1.
Petrak, Grabschriften aus Österreich. Ztschr. f. österreich. Volkskd. Sppl. II.
Pittard, E., Contribution à l'étude anthropologique des Tsiganes. 1. Tsiganes dit Tatars. 2. Tsiganes dit Bulgares. L'Anthropol. XV, 2.
Ratzel, Fr., Die geographische Methode in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. I, 3, S. 377—385.
Schirmeisen, K., Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten. Eine mythol.-prähist. Studie. 38 S. Brünn, C. Winiker.
Sébillot, P., Vestiges du culte de la mer sur les côtes de France. Revue de l'École d' anthr. XIV, p. 185—195.
Stein, F., Tacitus und seine Vorgänger über germanische Stämme. 65 S., Schweinfurt, E. Stoer.
Stumme, H., Maltesische Märchen, Gedichte und Rätsel in deutscher Übersetzung. XVI, 102 S. Leipzig, semit. Stud. I, 5. Leipzig, J. C. Hinrichs.
Tobler, Der Volkstanz im Appenzeller Lande. Schweiz. Arch. f. Volkskde. VIII, 1.
Träger, P., Zur Forschung über alte Schiffstypen. C. Schiffsfahrzeuge in Albanien und Makedonien. Korrespondenzbl. d. deutsch. anthr. Gesellsch. XXXV, 4/5, S. 25—38.
Vinson, J., Les langues indo-européennes. Les Aryens. Rev. de l'École d'anthr. XIV, p. 169—184.
Wilser, L., Die Germanen. V, 488 S. Eisenach, Thüring. Verlagsanstalt.
Winter, A. C., Totenklagen der Russen. Globus LXXXV, 24, S. 388—389.
Zeuss, K., Die Deutschen und die Nachbarstämme. 2. unver. Aufl. Neudr. d. Ausg. v. 1837. VIII, 780 S. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Asien.

Abraham, O., und **Hornbostel, E. v.**, Phonographierte türkische Melodien. Zeitschrift f. Ethnol. XXXVI, S. 203—221.
Annandale, N., and **Robinson, H. C.**, Fasciculi Malayenses. Anthrop. results of on expedition to Perak and the Siamese Malay states. II and III. London, Longmans Green & Co.
Bezemer, T. J., Volksdichtung aus Indonesien. Sagen, Tierfabeln und Märchen, mit Vorwort von Prof. Dr. H. Kern. VIII, 430 S. Haag, M. Nijhoff.
Biram, Die Drusen. I. Altneuland 4.
Bishop, J. L., Among the Tibetans. 159 S. London, Relig. Tract. Soc.

Chalatians, Die iranische Heldensage bei den Armeniern. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 1.
Dores, R. das, Diccionario de Teto. Bol. d. Soc. de geogr. de Lisboa XXII, 2, p. 44—58.
Dussand, R., Le Panthéon phénicien. Rev. de l'École d'anthr. XIV, p. 101—112.
Edge-Partington, J., Tien-tsin mud figures. Man, may, p. 74.
Enjoy, P. d', Du droit successoral en An-Nam. — Institution d'hérédité. — Biens du culte familial. — Fêtes rituelles. Rev. scientif. I, 16, p. 493—496.
Flint, J. M., Chinese medecine. Smiths. Misc. Coll. Quart. Iss. I, p. 180—182.
Fortgens, J., Van Sidangoli naar Ibu [Nord-Halmahera]. Mit Karten. u. Abbild. Mededeel. v. h. Nederl. Zendelinggenootsch. XLVIII, 1, p. 1—56.
Franke, O., Geistige Strömungen im heutigen China. 29 S. Berlin, D. Reimer.
Gannett, The Philippine Islands and their people. Nation. geogr. Magaz. 5.
Hardy, E., Indische Religionsgeschichte. 2. Aufl., 143 S., Sammlung Goeschen, 83. Leipzig, Goeschen.
Hazen, G. A. J., Eine „Wajang beber"-Vorstellung in Jogjakarta. Int. Arch. Ethn. 1903, XVI, 4/5, S. 128—135, mit Taf. XVII u. XVIII.
Hissink, J. H., Het pepadonwezen en zijne attributen in verband met de oude staatkundige indeeling in Marga's en het huwelijks- en erfrecht in de afdeeling Toelang Bawang der Lampongsche Districten [Sumatra]. Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk. XLVII, 1/2, p. 69—167.
Hoëvell, G. W. W. C. van, Mitteilungen über die Kesseltrommel zu Bontobangun (Insel Saleyer). Int. Arch. Ethn. 1903, XVI, 4/5, S. 153—157, mit Taf. XX und XXI.
Hubertz, A. M., Die Rassenabstammung der Juden. Pol.-anthr. Rev. III, 2, S. 101—163.
Jasper, J. E., Inlandsche methoden van hoorn-, been-, schildpad-, schelp- en paarlemoerbewerking [Ostind. Arch.]. Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk. XLVII, 1/2, p. 1—54, mit 6 Tafeln.
Jenings, F. H., Korean headdresses in the National Museum. Smiths. Misc. Coll. Quart. Iss. I, p. 149—167.
Karutz, R., Von Lübeck bis Kokand. Mitteilungen d. geogr. Gesellsch. in Lübeck II, 18.
Littmann, E., Zur Entzifferung der thamudenischen Inschriften. VIII, 112 S. Mitteil. d. vorderas. Gesellsch. IX, 1. Berlin, W. Peiser.
Luinenburg, S., Javaansch verhalen: I. Dèwi Patah en Gadjah Bĕlang; II. Verhaal van Pag Bĕgdjå en Pag Klèdrèng; III. Bog Wig en Bog Kĕntjoer. IV. Gĕntånä en Gĕntini; V. De Aap, de Schildpad en de Kreeft; VI. Een verhaal van drie jongelingen. Meddeel. v. h. Nederl. Zendelinggenootsch. XLVIII, I, p. 57—79.
Luschan, F. v., Einige türkische Volkslieder aus Nordsyrien und die Bedeutung phonographischer Aufnahmen für die Völkerkunde. Zeitschr. f. Ethnol. XXXVI, S. 177—202.
Mac Rae, Ch. M., Consumption in the Jews. Brit. med. Journ. Jan. 2, p. 16.
Meißner, Assyriolog. Studien. II, 57 S. Mitteil. d. vorderas. Gesellsch. IX, 3. Berlin, W. Peiser.
Meyer, A. B., und **Richter, O.**, Celebes I: Sammlungen der Herren Dr. Paul u. Dr. Fritz Sarasin aus den Jahren 1893—1896. Anhang: Die Bogen-, Strich-, Punkt- und Spiralornamente von Celebes. Mit 29 Tafeln, 17 Textabbild. und 1 Karte. XII, 140 S. Dresden, Stengel & Co.
Müller, D. H., Über die Gesetze Hammurabis. 45 S. Wien, A. Hölder.
Öfele, F. v., Keilschriftmedizin in Parallelen. 2. Aufl. Der alte Orient IV, 2. Leipzig, J. C. Hinrichs.
Pincher, Th., Sapattu, the Babylonien Sabbath. Proc. of the Soc. of bibl. arch. XXVI, p. 51—56.
Pischel, R., Bruchstücke des Sanskritkanons der Buddhisten aus Idykutšari, Chinesisch-Turkestan. 22 S., mit 3 Taf. Berlin, G. Reimer.
Ronkel, S. van, Over de herkomst van enkele arabische bastaardwoorden in het maleisch. Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk. XLVII, 1/2, p. 189—194.
Rosenzweig, A., Kleidung im biblischen und talmudischen Schrifttum. Jüdisches Literaturbl. XXVIII, S. 1/2, 5/6, 9/10, 13/14.
Schmeltz, J. D. E., Einige vergleichende Bemerkungen über die Kesseltrommel von Saleyer. Int. Arch. Ethn. 1903, XVI, 4/5, S. 158—161.
Sirelius, U. T., Ornamente auf Birkenrinde und Fell bei den Ostjaken und Wogulen. 49 Taf. u. XVI S. illustr. Text. Helsingissä (Leipzig, O. Harrassowitz).

Swan, R. M. W., Note on stone implements from Pahang. Man, April, p. 54—56.
Weber, Otto, Arabien vor dem Islam. 2. Aufl. Der alte Orient III, 1. Leipzig, J. C. Hinrichs.
Weißbach, F. H., Das Stadtbild von Babylon. 30 S. Der alte Orient V, 2. Leipzig, J. C. Hinrichs.
Weißenberg, P., Jüdische Statistik. Globus, LXXXV, 20, S. 320—323.
Winckler, H., Geschichte der Stadt Babylon. 48 S. Der alte Orient VI, 1. Leipzig, J. C. Hinrichs.
Zaremba, R. W. v., Die Heilkunst in China. (Fortsetzung.) Janus IX, S. 158—169, 201—211 und 257—269.
Zimmern, H., Sabbat. Zeitschr. d. deutschen morgenländ. Gesellsch. LVIII, S. 199—202.

Australien.

Allardyce, W. L., The Fijians in peace and war. Man, may, p. 69—73.
Dalton, O. M., On a inscribed wooden tablet from Easter Island (Rapa Nui) in the British Museum. Man, Jan., p. 1—7.
Dissel, J. S. A. van, Landreis van Fakfak naar Sekar [Niederl.-Neuguinea]. Tijdschr. Kon. Ned. Aardrijksk. Genootsch. 2. S. XXI, 3, p. 478—517 (m. Karte).
Edge-Partington, J., A „domestic idol" from Easter Island (Rapa-Nui). Man, may, p. 73—74.
Krämer, A., Die Ornamentik der Kleidmatten und der Tatauierung auf den Marshallinseln nebst technologischen, philologischen und ethnologischen Notizen. Arch. f. Anthropol. II, S. 1—28.
Lang, A., A theory of Arunta totemism. Man, may, p. 67—69.
Levy, A., New South Wales stone Churinga. Man, June, p. 81—82.
Macdonald, D., Natives stories of Elate, New Hebrides. Science of man VII, 1, p. 11—13.
Molenburgh, P. E., Extract uit een verslag der Noord Nieuw-Guinea Expeditie. Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk. XLVII, 1/2, p. 168—188.
Neffgen, H., Deutsch-samoanisches Konversationsbuch. III, 64 S. Leipzig, O. Ficker.
Noc, Les Iles Loyality. Ann. d'hyg. et de méd. nav., Jan. — März.
Steiner, P., Unter den Wilden von Tanna. 62 S. m. Abbild. Basel, Missionsbuchhandlung.

Afrika.

Bauer, Fr., Bilder aus dem deutschen Tsadseegebiet. Globus LXXXV, 17, S. 265—269.
Capitan, L., Les débuts de l'art en Égypte. Rev. de l'École d'anthr. XIV, p. 196—206.
Didymaspapyros. 4 Lichtdr.-Tafeln (53 × 40 cm). Herausgegeben v. d. Generalverwaltung d. kgl. Museen. Berlin, Weidmann.
Förster, E. Th., Das Ovambovolk. Mit 9 Abbild. Vom Fels zum Meer XXIII, 19, S. 1285—1288.
Hagemann, E., Zur Hygiene der alten Ägypter. Janus IX, S. 214—229.
Huart, d', Le Tchad et ses habitants. La Géographie 3.
Huguet, J., Généralités sur l'Afrique. Le pays, les habitants. Revue de l'École d'anthr. XIV, p. 137—155.
Karutz, R., Weitere afrikanische Hörnermasken. Int. Arch. Ethn. 1903, XVI, 4/5, S. 121—127 mit Tafel X.
Kidd, D., The essential Kafir. XV, 436 S. London, A. & C. Block.
Neffgen, H., Der Veterinär-Papyrus von Kahun. Ein Beitrag zur Geschichte der Tierheilkunde der alten Ägypter. 24 S. mit einer Tafel. Berlin, S. Calvary u. Co.
Notes on the form of the Bini Government. Man, April, p. 50—54.
Pein, Chez les Tourag-Azdjer. Bull. d. Comité de l'Afrique franç. 3.
Reinisch, L., Der Dschärbärtidialekt der Somalisprache. 116 S. Wien, C. Gerolds Sohn.
Seidel, A., Das Geistesleben der afrikanischen Negervölker. XII, 340 S. Berlin, A. Schall.
Steindorff, G., Koptische Grammatik mit Chrestomathie, Wörterverzeichnis und Literatur. 2. Aufl. XX, 242 u. 104 S. Berlin, Reuther & Reichard.

Thomas, Will. J., Der Mangel an Generalisationsvermögen bei den Negern. Zeitschr. f. Sozialwissensch. VII, S. 215—221.
Wurm, P., Die Religion der Küstenstämme in Kamerun. Nach Berichten der Missionare Keller usw. 35 S. Basler Missionsstud. XXII.

Amerika.

Among the Indians of the Paraguayan Chaco: a story of missionary work in South America, told by W. Brabrooke, Grubbe and his fellow workers. Edit. by Gertrude Wilson. XIV, 176 S. London, South Amer. mission. Soc.
Avila, G. d', Guerra de los Chichimecas. An. d. Mus. Nac. de Mexico I, 5, p. 185—194.
Boas, Fr., The vocabulary of the chinook language. Amer. Anthropol. VI, 1, p. 118—147.
Diguet, Le Chimalhuacan et ses populations avant la conquête espagnole. Journ. d. l. Soc. de Amér. de Paris. N. S. I, 1.
Duffield, M. S., Aboriginal remains in Nevada and Utah. Amer. Anthropol. VI, 1, p. 148—150.
Efferts, Physiologie und Soziologie des Incestes zwischen Vater und Tochter unter Indianern. Wien. klin. Wochenschr. 21.
Fehlinger, H., Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Pol.-anthr. Rev. III, 3, S. 157—168.
Fehlinger, H., Die Tepecano-Indianer. Globus LXXXV, 18, S. 292—293.
Fischer, H., Eine altmexikanische Steinfigur. Globus LXXXV, 22, S. 345—348.
Galindo y Villa, J., La escultura nahua. An. d. Mus. Nac. de Mexico I, 5, p. 195—234.
Holmes, W. H., Shell ornaments from Kentucky and Mexico. Smith. Misc. Coll. Quart. Soc. I, p. 97—99.
Hrdlička, A., Notes on the Indians of Sonora, Mexico. Amer. Anthropol. VI, 1, p. 51—89.
James, G. W., The Indians of the painted desert Region. Hopis, Navahoes, Wallapais, Havasupais. XXI, 286 S. London, Low.
Ihering, H. v., The anthropology of the State of Sa. Paulo, Brazil. Sa. Paulo.
Latcham, R. E., Notes on an ancient skull from the Chilian Andes. Man, June, p. 85—88.
Lehmann-Nitsche, R., Die dunklen Hautflecke der Neugeborenen bei Indianern und Mulatten. Globus LXXXV, 19, S. 297—301.
Monroe, W. S., Counting-out rhymes of children. Americ. Anthropol. VI, 1, p. 46—56.
Osthaus, F. E., Amerikanische Plantagenneger. Mit 11 Abbild. Vom Fels zum Meer XXIII, 20, S. 1326—1330.
Prince, J. D., and **Speck, F. G.,** Glossary of the Mohegan-Pequot language. Amer. Anthropol. VI, 1, p. 18—45.
Read, C. H., On two pottery vases from the Upper Amazon, Peru. Man, April, p. 49—50.
Rivet, Étude sur les Indiens de la région de Riobamba. Journ. de la Soc. d. Amér. de Paris. N. S. I, 1.
Safford, W. E., The Chamorro language of Guam. III. Amer. Anthropol. VI, 1, p. 95—117.
Seler, Über Steinkisten, Tepetlacalli, mit Opferdarstellungen und andere ähnliche Monumente. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 244—290.
Steinen, K. v. d., Über eine Forschungsreise des Herrn Dr. Th. Koch nach Südamerika (nach dessen Berichten). Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 293—294.
Walter, P., Die Letzten eines untergehenden Volkes (Eskimos). Neuland des Wissens II, 2, S. 53—58.

IV. Urgeschichte.

Annual archaeological Report 1903, being part of appendix to the report of the minister of education. Ontario, Toronto, 150 pp.
Atkinson, T. D., Bosanquet, R. S., and others, Excavations at Phylakopi in Melos. 41 phot. and 193 illustr. in text. London, Macmillan & Co.
Baudouin, M., et Lacouloumère, G., L'allée couverte de la Pierre-Folle du Plessis au Bernard (Vendée), fouilles et début de restauration (1902). L'Homme préh. II, 6, p. 161—204.

Bericht, amtlicher XXIV, Über die Verwaltung der naturhistor. usw. Sammlungen des westpreuß. Prov.-Museums f. 1903. V. Vorgeschichtl. Sammlung. S. 23—41. VI. Ethnolog. Sammlung. S. 41—42. Danzig.

Boule, M., Sur l'âge des squelettes humains des grottes de Menton. Compt. rend. de l'Acad. d. sc. CXXXVIII, 8, p. 517—518.

Brown, Ch. E., The native copper implements of Wisconsin (12 plates). Wisconsin Archeologist III, 2, p. 49—84.

Brulard, R., Note sur l'époque néolithique dans le départ. de la Côte-d'Or. L'Homme préh. II, 3, p. 131—136.

Burton-Brown, E., Recent excavations in the Roman Forum 1898—1904. XVI, 224 S., mit 9 Tafeln u. 4 Plänen. London, Murray.

Capitan, Breuil et Charbonneau-Lassay, Les rochers gravés de Vendée. Rev. de l'École d'anthrop. XIV, p. 120—135.

Cichorius, C., Die römischen Denkmäler in der Dobrudscha. 42 S. Berlin, Weidmann.

Congrès des sociétés savantes de Paris et des départements à la Sorbonne, Section d'archéologie. L'Homme préh. II, 3, p. 148—154.

Conrady, Das Kastell Alteburg bei Walldürn. 18 S. m. Abb. u. 3 Taf. Heidelberg, O. Peters.

Czallány, G., „Merowingischer" Kirchhof zu Szentes (Kom. Csongrád) (ung.). Arch. Értes. XXIV, 2, p. 153—170.

Darnay, C. v., Altertümer aus Szent-Gróth (Kom. Zala) (ung.). Arch. Értes. XXIV, 2, p. 117—178.

Erman, A., Die Sphinxstele. 17 S. Berlin, G. Reimer.

Fewkes, J. W., Preliminary report on an archeological trip to the West Indies. Smith. Miss. Coll. Quart. Sc. I, p. 112—133.

Frank, C., Berichte über Ausgrabungen vorgeschichtlicher Grabhügel bei Leeder im Aschtal; im Werter Holz, zwischen Kaufering und Scheuring; im Staatswalde Sachsenried (Schongau — Kaufbeuren), und Kadeltshofen und Raunertshofen (Neu-Ulm). Dazu J. Naue. Prähistor. Blätter XVI, 3, S. 33—39.

Fuhse, F., Ausgrabungen in Cremlingen u. Querum bei Braunschweig. Nachr. ü. d. Altertsfd. XV, 2, S. 22—26.

Garstung, J., Tombs of the third Egyptian dynasty. 70 S. u. 33 Taf. London, Constable.

Giuffrida-Ruggeri, Ossements du néolithique récent trouvés à Vérone. Contribution à la connaissance des pygmées préhistoriques. L'Anthropologie XV, 1, p. 37—39.

Gössler, P., Leukas-Ithaka, die Heimat des Odysseus. Mit 12 Landschaftsbildern und 2 Karten. VI, 80 S. Stuttgart, J. B. Metzler.

Götze, A., Ein Hügelgräberfeld der Bronzezeit bei Zedlin, Kr. Stolp. Nachr. ü. d. Altertsfd. XV, 2, S. 17—22.

Gray, G., A copper celt from Staple Fitzpaine, Somerset. Man, Jan. p. 13—14.

Hagen, B., Die ältesten Spuren des Menschen in Australien. Globus LXXXV, 16, S. 256—257.

Hall, H. R., Discovery of an XIth dynasty temple at Deir-el-Bahari, Egypt. Man, May, p. 65—66.

Hampel, J., Schmucksachen aus der ungarischen Epoche der Landeinnahme (9. u. 10. Jahrh.) (ung.). Arch. Értes. XXIV, 2, p. 105—152.

Hervé, G., La sépulture dolménique de Cocherel. Revue de l'Ecole d'anthrop. XIV, p. 165—168.

Jatta, A., Avanzi della 1ª età del ferro nelle Marge Baresi. Bull. d. paletn. ital. XXX, 1—3, p. 32—37.

Johnson, W., u. **Wright, W.,** Neolithic man in nord-east Surrey. London, Elliot Stock.

Jósa, A. v., Fund aus Gégény (Kom. Szabolcs) aus der Zeit der Landeinnahme (9. u. 10. Jahrh.) (ung.). Arch. Értes. XXIV, 2, p. 175—176.

Karo, G., Tombe arcaiche di Cuma. Bull. di paletn. ital. XXX, 1—3, p. 1—29.

Kauffmann, F., Römisch-germanische Forschungen. 22 S. Kiel, Lipsius & Tischer.

Kjellmark, Kn., Notiz über die Stationen der Steinzeit in Schweden (schwed.). Ymer 2, p. 187—225.

Kohlbach, B., Bronzefibel, mit Spiralen verziert, aus dem Schatze von Timonfa (Kom. Somogy) (ung.). Arch. Értes. XXIV, 2, p. 174.

Krausz, S., Alte Denkmäler mit jüdischen Symbolen aus Pannonien (ung.). Arch. Értes. XXIV, 2, p. 170—173.

Krebs, W., Streitfragen urgeschichtlicher Bautechnik. Globus LXXXV, 18, S. 293—294.
Lissauer, Die Sammlung der „Tertiär-Silex" des Herrn Klaatsch (m. Diskussion). Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 299—317.
Luschan, v., Über seine Beobachtungen an Kieselmanufakten in Ägypten. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 317—321.
Mac Curdy, G. G., Danish museums of archeology. Amer. Anthropol. VI, 1, p. 90—94.
Mallet, A., La station moustérienne de La Roche (Seine-et-Oise). L'Homme préh. II, 3, p. 137—141.
Mehlis, Neolithisches Dorf im Ordenswalde bei Neustadt a. d. H. Globus LXXXV, 20, S. 328.
Mehlis, C., Ausgrabungen im Haßlocher Walde. Nachr. ü. d. Altertsfd. XV, 2, S. 26.
Mehlis, C., Die Nekropole im Benzenloch b. Neustadt a. d. H. Globus LXXXV, 24, S. 388.
Mettler, A., u. **Schultz, P.,** Die Kastelle bei Welzheim. 18 S. m. Abb. u. 4 Taf. Heidelberg, O. Petters.
Miske, K. v., Die ununterbrochene Besiedelung Velem St. Veits. Archiv f. Anthropologie II, S. 30—41.
Mortilett, A. de, Le dolmen de Draguignan. L'Homme préh. II, 3, p. 142—147.
Müller, W. M., Neue Darstellungen „mykenischer" Genaseter u. phönik. Schiffe in altägyptischen Wandgemälden. 68 S. m. 5 Taf. Mitteil. d. vorderasiatischen Gesellsch. IX, 2. Berlin, W. Peiser.
Obermaier, H., Le quaternaire des Alpes et la nouvelle classification du prof. Albrecht Penck. L'Anthropol. XV, 1, p. 25—36.
Pallary, P., La station préhistorique d'Aïn-Sefra. L'Homme préh. II, 3, p. 158—160.
Pariberi, R., Fibula di bronzo placcata in oro della palafitta di Peschiera nel Lago di Garda. Bull. di paletn. ital. XXX, 1—3, p. 29—32.
Piette, E., Études d'ethnographie préhistorique. VII. Classification des sédiments formés dans les cavernes pendant l'âge du renne. L'Anthropol. XV, 2.
Prähistorische Tongefäße aus der Gegend von Tata-Tóvávos. Vignetten. Arch. Értes. XXIV, 2, p. 173.
Reber, B., Une nouvelle station préhistorique à Veyrier (Haute-Savoie). Rev. de l'École d'anthr. XIV, p. 156—161.
Reinach, S., Les carnassiers androphages dans l'art Gallo-Romain. Rev. celtique XXV, 2.
Reinecke, P., Die Zeitstellung der ostdeutschen Steinkistengräber mit Gesichtsurnen. Korrespondenzbl. d. deutsch. anthrop. Gesellsch. XXXV, 2, S. 13—15, 3, S. 23—24, u. 4, S. 38—40.
Rösler, Aufdeckung einer alten Nekropole in Baku. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 292—293.
Schmidt, E., Zur Frage nach der Bedeutung der Fußabdrücke des australischen Tertiärmenschen. Globus LXXXV, 20, S. 323.
Schumann, H., Die Steingräber der Uckermark. 108 S. Prenzlau, A. Mieck.
Sellin, E., Tell Ta'annek. Bericht über eine . . . unternommene Ausgrabung in Palästina, nebst einem Anhang von Dr. Fr. Hrozný: Die Keilschrifttexte v. T. Mit 13 Taf., 132 Textf. usw. Wien, C. Gerolds Sohn.
Téglás, E., Silberner Torques aus der Mezösig gen. Gegend (ung.). Arch. Értes. XXIV, 2, p. 175—176.
Thiele, R., Das Forum Romanum mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Ausgrabungen (1898—1903) geschildert. 24 S. m. 1 Taf. Erfurt, C. Villaret.
Thiot, L., Casse-tête, découvert à Chepoix (Oise). L'Homme préh. II, 3, p. 129—130.
Übersichtskarte d. obergermanischen u. rätischen Limes. 1 : 1 260 000. 19 × 28,5 cm. Lith. Heidelberg, O. Petters.
Weber, C. A., u. **Mestorf, J.,** Wohnstätten der älteren neolithischen Periode in der Kieler Föhrde. XLIII. Ber. d. Schlesw.-Holst. Mus. vaterl. Alt., S. 9—30.
Wichdorff, Hess v., Spuren ehemaliger Eisenerzgewinnung u. alter Eisenschmelzhütten im Kreise Naugard i. Pommern. (2 Abb.) Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 237—243.
Wilser, L., Nochmals die bemalten Kiesel von Mas d'Azil. Globus LXXXV, 20, S. 319.

C. Tagesgeschichte.

Greifswald. Vom 4. bis 6. August findet in Greifswald die XXXV. allgem. Versammlung der deutschen anthropol. Gesellschaft mit Ausflug nach Stralsund statt. An den Kongreß wird sich eine neun- bis zehntägige Exkursion nach Skandinavien (Rügen, Bornholm, Gotland, Stockholm, Lund, Kopenhagen) anschließen. Die Beteiligung ist bei dem örtl. Geschäftsleiter Herrn Prof. Credner anzumelden.

Jowa. Im Oktober v. J. wurde eine „Jowa Anthropological Association" begründet und Prof. Samuel Calvin zum Vorsitzenden, Dr. Duren J. H. Ward zum Schriftführer erwählt.

London. Prof. A. H. Keane wurde von der St. Andrew-Universität zum Doctor of laws honoris causa ernannt. — Sir Henry Morton Stanley (Rowlands), der bekannte Afrikaforscher, starb am 10. Mai im Alter von 63 Jahren.

New Haven. G. Grant Mac Curdy von der Yale-Universität wurde zum Sekretär der Connecticut Academy of arts and sciences erwählt.

Paris. Gelegentlich der Feier des 100jährigen Bestehens der Société des antiq. de France am 11. April erhielten unter anderen die goldene Medaille Ed. Piette zu Rumigny, die silberne G. Chauvet zu Ruffec, L. Coutil zu Andelys, A. Naëf zu Lausanne, Waldemar Schmidt zu Kopenhagen und O. Vauvillé zu Pommiers. Dr. Verneau, Assistent der Anthropol. Abteilung am Naturw. Museum, wurde mit der Professur Hamys, der seinen Abschied genommen hat, betraut.

Stuttgart. Vom 18. bis 23. April wird der XIV. Internat. Amerikanistenkongreß unter dem Protektorate S. M. König Wilhelms II. von Württemberg tagen. Es sind bereits eine große Reihe von Vorträgen angemeldet, die sich auf die Urgeschichte und Geologie, Entdeckungsgeschichte und Kolonisation, Archäologie, Anthropologie, Ethnologie und Forschungsreisen, Piktographie und Ornamentik des neuen Weltteils beziehen. Spezielle Korrespondenzen zur Anthropologie und Ethnologie werden an die Adresse von Prof. Dr. von den Steinen, Berlin-Charlottenburg, zur Archäologie und Entdeckungsgeschichte sowie zu zentralamerikanischen Thematen an die von Prof. Dr. Ed. Seler, Steglitz bei Berlin, erbeten. Generalsekretär ist Oberstudienrat Prof. Dr. K. Lampert, Stuttgart.

Washington. Auf Veranlassung des rührigen Arthur MacDonald war, unterstützt vom Internat. Kongreß für Kriminologie und durch die angesehensten Juristen der Vereinigten Staaten beim Senat der Antrag eingebracht worden, in Washington ein Laboratorium zum Studium der abnormen Menschenklassen, verbunden mit einer Sammlung soziologischer und pathologischer Daten, zu errichten; leider wurde dieser Antrag auf ein so überaus nützliches Unternehmen infolge Widerspruchs des Commissioner of Education abgelehnt.

Wiesbaden. Am 13. Oktober v. J. konstituierte sich ein Verein für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte unter dem Vorsitze von Dr. Florschütz.

Zentralblatt für Anthropologie

in Verbindung mit

F. v. Luschan, H. Seger, G. Thilenius

herausgegeben von

Georg Buschan.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

9. Jahrgang. Heft 5. 1904.

A. Referate.

I. Allgemeines, Methoden.

390. Kamillo Wind und Siegmund Kodiček: Daktyloskopie, Verwertung von Fingerabdrücken zu Identifizierungszwecken. Mit 79 Textillustrat., 15 Taf. u. 2 Beil. Wien, W. Braumüller, 1904 (125 S., Preis geb. 4,20 M.).

Die Daktyloskopie hat bisher in dem Identifizierungsverfahren leider nicht die Beachtung gefunden, die sie verdient, trotzdem gerade die Verwertung von Fingerabdrücken das untrüglichste Wiedererkennungszeichen ist, das es gibt. Die vorliegende Arbeit gibt eine Darstellung der Daktyloskopie und ist zum Selbstunterricht in erster Linie für Richter, Strafanstaltsbeamte, Polizeiorgane usw. bestimmt; indessen dürfte auch der Anthropologe manches darin finden, was für ihn von Wert ist. Am meisten interessieren wird ihn das sechste Kapitel (S. 21 bis 36), das über die verschiedenen Papillarlinienmuster handelt. Verfasser teilt dieselben in zwei Hauptgruppen, in die lassoähnlichen und wirbelähnlichen Muster ein. Innerhalb der ersten Gruppe unterscheidet er die Schlingen (Ulnar- und Radialschlingen) und die Bogen (einfache und tannenartige Bogen), innerhalb der zweiten Schneckenmuster, zusammengesetzte Muster (Zentraltaschen, Doppelschlingen und Zwillingsschlingen) und zufällige Muster. Jede einzelne Untergruppe erfährt eine eingehende Schilderung durch Abbildungen zahlreicher Muster, die teils im Text eingefügt, teils im Anhange auf 15 Tafeln (175 Abbildungen) beigegeben sind. Weiter käme in Betracht das zwölfte Kapitel (S. 90 bis 124), in dem die Methoden zur Aufsuchung und Wiedergabe unbeabsichtigter Fingerabdrücke geschildert werden. Die übrigen Kapitel behandeln die technische und für strafrechtliche Zwecke praktische Seite (Registrierung und Einreihung der Abdruckkarten) der Erkennung mittels Daktyloskopie.

Buschan-Stettin.

391. Johnson Symington: John Grattans Craniometer and Craniometric Methods. Journ. of anat. and phys. 1904. Vol. XXXVIII, p. 259—274. 2 Taf.

Eine für die Geschichte der Kraniometrie interessante Mitteilung einer unbekannt gebliebenen Methode. Grattan war Apotheker in Irland

(† 1871); er beschäftigte sich nebenbei auch mit kraniometrischen Studien und erfand sich zu diesem Zweck einen besonderen Apparat und eigene Methoden, die er im Jahre 1853 im „Ulster Journ. of Arch." veröffentlichte. Der Schädel ist in ähnlicher Weise eingespannt wie bei dem Rankeschen Apparat, doch so, daß die Sagittalebene horizontal gestellt ist; das Brett, auf dem das Stativ befestigt ist, besitzt eine kreisförmige Bahn mit Gradeinteilung, auf der ein der Lissauerschen Zeichennadel sehr ähnliches Instrument um den Schädel herumgeführt werden kann, das zugleich auf einem untergelegten Papier die Kurve des Schädels aufzeichnet. Vom Mittelpunkt des Gehörganges aus zog Grattan dann Radien, den ersten zum Nasion, von da immer um 10° fortschreitend weitere bis zum Opisthion. Einzelne Punkte der Sagittalkurve konnten dann ihrer Lage nach mittels dieser Winkel und der Länge der Radien bestimmt werden. Auch die Darstellung der Transversalkurve wurde in ähnlicher Weise gegeben. Heute, wo die Aufnahme von Schädelkurven wieder häufiger geübt wird, ist diese Mitteilung von einem gewissen Interesse. Merkwürdigerweise erwähnt der Verfasser nur ein ähnliches Verfahren von Busk, das Cleland modifiziert hat; dagegen werden die Methoden von Lissauer, Klaatsch, Schwalbe nicht berücksichtigt. *P. Bartels-Berlin.*

II. Anthropologie.

392. Enslin: Die Augenveränderungen beim Turmschädel, besonders die Sehnervenerkrankung. Arch. f. Ophthalmol. 1904, Bd. LVIII, S. 151 bis 201; 1 Taf., 8 Fig.

Bisher existieren 26 Beobachtungen über Sehnervenerkrankung, bedingt durch Schädelverbildung. Verfasser fügt diesen 16 eigene hinzu. Fast in allen Fällen handelt es sich um einen synostotischen, sogenannten Turmschädel. Eine Definition desselben oder eine genaue Erklärung seiner Entstehung ist bisher nirgends gegeben, wie auch der Ursprung der Bezeichnung unauffindbar ist. Die eigenen und fremden Beobachtungen werden zunächst in Tabellenform mitgeteilt. Es ist auffallend, daß die Affektion hauptsächlich Knaben betrifft: Von 7 weiblichen Turmschädeln eigener Beobachtung hatten 4, von 16 männlichen nur 3 normalen Augenbefund; unter den 26 früher beschriebenen Fällen waren nur 2 weiblichen Geschlechts. Verfasser untersuchte unter anderem auch die Schädel und Köpfe mit kraniometrischen Methoden, es wurden Längenbreitenindex, Längenhöhenindex, Umfang usw. festgestellt, auch die Kalottenhöhe nach Schwalbe, allerdings mit der Modifikation, daß als Grundlinie die Nasion-Inionlinie gewählt wurde. Zum Vergleich wurden auch 9 normale Köpfe derselben Gegend (Schlesien) gemessen. Es waren chamäkephal 8 normale, 2 Turmschädel; orthokephal 1 normaler, 4 Turmschädel; hypsikephal kein normaler, 4 Turmschädel. Die Untersuchung der Lage der Kalottenhöhe ergab, daß sie in der vorderen Schädelhälfte beim Turmschädel 3 mal, beim Normalen dagegen 0 mal vorkam. Es ergibt sich im ganzen für die untersuchten Schädel, daß vorzeitig, und zwar oft sehr früh, vielleicht schon zur Zeit der Geburt, eine Verknöcherung der Kranznaht eingetreten ist; eine Folge davon ist eine Entwickelung in die Höhe gewesen, und zwar ist, was Verfasser als besonders charakteristisch bezeichnet, eine durchaus gleichmäßige Hebung der Kalotte eingetreten. Vom Oxykephalus (Virchow) unterscheidet sich der Turmschädel dadurch, daß beim Oxykephalus die abnorme Höhenentwickelung eine nur partielle, auf die Gegend des Bregma beschränkte ist. „Die für den Turmschädel typische,

gleichmäßige Hebung der Kalotte kann nun in manchen Fällen der kompensatorischen Ausdehnung nicht genügen und es tritt eine weitere Ausdehnung des Schädels im unteren Abschnitte ein. So entsteht die oft sehr auffallende Vorwölbung der Temporalgegend, die bis zu einem förmlichen Hinausschieben des Jochbogens, also zu einer großen Gesichtsbreite, führen kann. Also nicht die Form der Kalotte wie beim Spitzkopf, sondern die breite Basis ist charakteristisch. Damit im Zusammenhang steht eine Verschiebung des großen Keilbeinflügels, die entschieden den Grund für den oft konstatierten Exophthalmus abgibt. Die Ala magna bildet nämlich dann nicht, wie sonst, die seitliche, sondern in mehr oder weniger hohem Grade die hintere Begrenzung der Orbita, ist also fast frontal gestellt. Die Tiefe der Orbita ist verkürzt. Vielleicht daß auch hierdurch eine Veränderung im Canalis opticus entsteht und so die anatomische Grundlage zur Entstehung der Stauungspapille gebildet wird." An den Schluß seiner Ausführungen stellt Verfasser als Resultat den Satz: „Der Turmschädel ist eine durch vorzeitige Verknöcherung der Sutura coronaria entstandene Schädelform, die eine über den lokalen Durchschnitt hinausgehende gleichmäßige Höhenentwickelung aufweist, während Länge und Breite den örtlichen Maßen angepasst sind. Die höchste Stelle am Schädel liegt der Mitte näher als beim Normalen. Ein solcher Schädel ist wohl im anatomischen, nicht aber für alle Fälle im nosologischen Sinne pathologisch zu nennen".

P. Bartels-Berlin.

393. Weygandt: Der heutige Stand der Lehre vom Kretinismus. Halle, Marhold, 1904. (74 S.)

In dieser kleinen interessanten Monographie behandelt Weygandt das Vorkommen, die Ursachen, Symptomatologie und Therapie des Kretinismus, welcher, entgegen der die Unterscheidung von Idiotie und Kretinismus erschwerenden Ansicht Virchows (vorzeitige Synostose der Schädelbasis — Tribasilarverknöcherung — als Ursache) erst in neuerer Zeit durch die gewonnene Kenntnis des Myxoedems und der thyreopriven Kachexie einer Klärung entgegensieht.

Hauptzentren des Kretinismus sind die alpinen Gebiete und zwar hauptsächlich die westlichen Zentral- und die Ostalpen, während das Gebiet zwischen Gotthard und Tauern verhältnismäßig frei ist. Auch das Gebiet zwischen Mur und Drau weist ziemlich viel Kretinen auf (10,45 pro Mille!), die Murebene dagegen ist frei. Auffallend ist, daß auch in kretinenreichen Gegenden sich freie Inseln finden: so bleibt Graz mit 0,55 pro Mille weit zurück hinter Ober-, Mittel- und Untersteiermark, 4,05, 1,92, 1,19 pro Mille; ähnlich verhält es sich mit der Stadt Salzburg gegenüber dem umliegenden Lande. In Deutschland finden sich in Württemberg, Unter- und Mittelfranken Kretinenherde; seltener wurden sie in den Vogesen, im Schwarzwald, im Saaletal, ebenso auch im Spessart, wenigstens fand Weygandt gegenüber einer Enquete von 1880 mit 248 Idioten und 359 Kretinen 1903 240 Idioten und nur 92 Kretinen. Mehrfach geht der Rückgang parallel einer veränderten Wasserversorgung. Von außerdeutschen Gegenden werden die Karpathen, Apenninen, Pyrenäen, der Himalaya, die Gegend des Baikalsees, der Atlas, die Sundainseln genannt. Hauptsächlich scheint eine Höhe von 300 bis 1000 m befallen, doch sind in den Kordilleren auch bei 4000 m Kretinen gefunden worden. Bei Häufung von Kretinismus in einer Familie können Erblichkeit, gleichzeitige Ursachen oder auch die Lebensverhältnisse maßgebend sein. Die in der Schweiz und in den Ostalpen öfters

mit Kretinismus vergesellschaftete Kropfbildung findet sich nicht überall; im allgemeinen sind schwere Degenerationszustände mit Zwergbildung ohne Schilddrüse. Von den körperlichen Symptomen ist das wichtigste die Störung des Knochensystems, dessen Beeinflussung durch Schilddrüsenfütterung experimentell nachgewiesen ist; hierbei ist das Ausbleiben der Epiphysenverknöcherung neuerdings auch durch Röntgenbilder nachgewiesen worden. Fälle mit Taubstummheit zeigen oft vergrößerte Rachentonsillen, und möglicherweise verbirgt sich unter ersterer überhaupt öfters Kretinismus. Von den übrigen Symptomen sei nur bemerkt, daß die tiefliegende Nasenwurzel nicht auf Tribasilarsynostose, sondern auf Wachstumshemmung zurückzuführen ist. Die Kretinen sind nicht alle idiotisch, es sind vielmehr die verschiedensten Grade des Schwachsinns vertreten, wie auch die körperlichen Symptome verschieden stark ausgeprägt sind (Zwergkretinen, Halbkretinen und Kretinoide). — Welche Rolle unter den Ursachen noch das Trinkwasser, dem nach allen Beobachtungen ein wesentlicher Einfluß zuzukommen scheint, spielt, ist noch unklar. Wenn auch mit der Besserung der Wasserverhältnisse mancherorts der Kretinismus abgenommen hat, so ist er andernorts auch ohnedies seltener geworden. — In der Schweiz hat man bestimmte Gebirgsformationen mit Kretinismus in Zusammenhang gebracht, so im Jura das Molassegebiet (Nagelfluh) und zwar vorzugsweise die Süßwassermolasse. Höchst wahrscheinlich sind es nicht grobchemische, sondern organisierte Bestandteile, welche, in den Körper eingeführt, auf die Schilddrüse schädlich einwirken und auch zum Kretinismus in ätiologischer Beziehung stehen. Wenn die Abhängigkeit von einer Schilddrüsenerkrankung auch klar scheint, so bleibt noch zu erforschen die Wirkungsweise auf die verschiedenen Organe und welche endemischen Ursachen die Schilddrüse erkranken ließen.

Kellner-Untergöltzsch.

394. Ferd. Ugolotti: Sulla forma del palato negli alienati. Riv. sperim. di freniatria 1903, Vol. XXIX, Fasc. 3.

Am oberen Alveolarbogen pflegt man vier Typen zu unterscheiden: die hyperbolische, parabolische, Ypsilon- oder Uförmige und elliptische Form; die beiden ersteren werden als Eigentümlichkeiten der höheren Rassen, die beiden letzteren als solche der niederen Rassen und der Anthropoiden angesehen. Am Gaumen gilt für die normale Erscheinung die leicht gewölbte Form des Grundes (tipo pianeggiante), für regressive Typen die flache (tipo piatto) und die Spitzbogenform (tipo ogivale). Unter den 1000 Irrenschädeln der reichhaltigen Sammlung des Manicomio di Reggio nell' Emilia war der hyperbolische und parabolische Typus vorwiegend vertreten; der elliptische wurde nur in 10 Proz., der Uförmige überhaupt nicht beobachtet. Desgleichen bildet die leicht gewölbte Form des Gaumens die Regel; der flache Typus kam nur in 8 Proz., der spitzbogenförmige nur in 3 Proz. der Fälle zur Beobachtung. Die Schädel Geisteskranker bieten also kein besonderes Verhalten der Kieferbögen und Gaumenbildung gegenüber den Schädeln Normaler dar. Daher dürfte die Annahme einer Beziehung zwischen Degeneration und Anomalien des Gaumengewölbes zurzeit unberechtigt erscheinen.

Buschan-Stettin.

395. L. Tenchini: Di un canale perforante arterioso (infra-parietale) nella volta cranica dell'uomo adulto. Monit. zool. ital. 1904. Vol. XV, p. 101—110; 1 Fig.

Beschreibung und Abbildung eines Knochenkanälchens, welches außen dicht an der Linea temporalis (entsprechend dem Tuber parietale) mündet

und einen kleinen Zweig der Art. meningea media nach außen durchtreten läßt. Unter 430 Verbrecherschädeln und 120 Schädeln von normalen Menschen fand sich einer, der die Varietät auf beiden Seiten, einer, der sie nur rechts und einer, der sie nur links zeigte. Verfasser will in dieser Varietät eine Hemmungsbildung erkennen. *P. Bartels-Berlin.*

396. Eugen Fischer: Zur vergleichenden Osteologie der menschlichen Vorderarmknochen. Korr.-Bl. d. deutsch. anthr. Gesellsch. 1903, Nr. 12, S. 165—170; 2 Fig.

Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „eine genaue vergleichend rassen-anatomische und vergleichend affen-anatomische Osteologie der Vorderarmknochen durchzuführen". Zu diesem Zwecke hält er ein genaues Studium derselben, das nicht auf die Maßzahlen allein begründet ist, für notwendig; er zieht deshalb auch die neuerdings wieder mehr in Übung gekommenen Methoden der Umrißzeichnung mit heran. Sehr treffend wird als Prinzip jeder morphologischen Untersuchung, die anthropologische Fragen berücksichtigt, der Satz formuliert: „Eine Differenz, die ich bezüglich irgend eines Punktes sehe, muß zahlenmäßig festgestellt und ihre Variationsbreite für die ganze menschliche Spezies und für die Affenreihe bestimmt werden." Der Durchführung dieses Satzes stellen sich allerdings insofern Schwierigkeiten entgegen, als es schwer ist, das notwendige Material zusammenzubringen. So sind die mitgeteilten Resultate, vorerst nur an einem noch kleinen Material gewonnen, zunächst nur als vorläufige aufgeführt; ausführlichere und auf größeres Material begründete werden in Aussicht gestellt.

Was diese Resultate nun selbst betrifft, so werden zunächst Ergebnisse einer Untersuchung der Ulna mitgeteilt. Der Knochen wurde so orientiert, daß eine durch die sagittal die Gelenkfläche des Olecranon und des Processus coronoideus durchziehende Crista gelegte Ebene parallel zur Tischfläche lag, so daß also der Knochen von der Seite gesehen wurde; er wurde dann mit dem Martinschen Zeichenapparat aufgenommen. Außer Ulnen von deutschen und Rassenskeletten wurden auch die des Neandertalers und des Spy-Menschen (II) im Gipsabguß studiert, ferner solche von Anthropoiden und anderen Affen zur Vergleichung herangezogen. In die Umrißzeichnung wurde die Längsachse eingetragen, senkrecht zu dieser eine Linie durch den Schnabel des Olecranon gelegt und die Entfernung des Schnittpunktes von der Olecranonkuppe beobachtet. Die Erhebung dieser Kuppe über der Ebene des Olecranonschnabels beträgt in der Mehrzahl der menschlichen Ulnen 3 bis 4 mm (Mittel 4,4; Min. 2; Max. 8); beim Neandertaler beträgt sie 11 m, bei Spy II rechts 9,5, links 7,5 mm. Bringt man das absolute Maß in Beziehung zur Gesamtlänge der Ulna (ohne Processus styloideus), so erhält man als Index für die Höhe der Olecranonkuppe beim Menschen 1,04 bis 3,65; beim Neandertaler 4,58. Die Anthropoiden bieten nun nicht etwa ähnliche Verhältnisse wie der Neandertalmensch: vielmehr ist hier entweder der Olecranonschnabel selbst die höchste Erhebung oder die Erhebung der Kuppe ist nur eine ganz minimale. Daher sinkt der Index, oft auf 0 oder ist zwischen 0 und 1. Bei den niederen Affen dagegen ergeben sich bedeutende Werte, die absolute Höhe kann bis zu 10 mm, der Index 6 bis 8 betragen. „Wir haben also", so folgert der Verfasser, „hier ein recth interessantes Merkmal in dieser Erhebung der Olecranonkuppe, ein Merkmal, das in der Primatenreihe weit verbreitet ist, allerdings vielleicht auch von den niederen Affen einseitig etwas weiter ausgebildet worden sein mag. Die heutige Menschenspezies hat das Merkmal fast ganz aufgegeben, noch mehr

haben dies, parallel wohl und für sich erworben, die Anthropoiden getan; die Neandertalspezies aber hat sich jenen niederen Befund noch bewahrt, sie zeigt sich hier deutlich als spezifische Form."

Der am Radius des Neandertalers erhobene Befund steht hierzu in einem gewissen Gegensatz: es ist Verfasser nicht gelungen, irgend einen typischen Unterschied vom heutigen Zustande zu finden. Das auffälligste Merkmal ist die starke Krümmung des Schaftes, die auf zweierlei Weise zahlenmäßig auszudrücken versucht wurde: einmal durch Messung des Winkels, den die Längsachse des Halses mit der des Schaftes bildet: da findet sich der Neandertalradius nahe der unteren Grenze der menschlichen Variationsbreite; aber auch einzelne Affen überschreiten diese untere Grenze. Der andere Weg bestand darin, die stärkste Erhebung der Schaftwölbung über eine Linie zu bestimmen, die vom äußersten lateralen Ende des distalen Gelenkes als Tangente an die Circumferentia articularis des Radiusköpfchens gelegt war: das prozentuale Verhältnis dieses Wertes zur Schaftlänge gibt einen Index, der beim rezenten Menschen sehr gering ist, während der Neandertaler und noch mehr die Anthropoiden und die altweltlichen Affen höhere Werte aufweisen; nur bei neuweltlichen Affen scheint auch schwächere Krümmung vorzukommen. „So ist also die Radiuskrümmung", schließt der Verfasser, „wie sich Klaatsch ausdrückt, ein altes Primatenerbteil; durch meine Untersuchung zeigt sich dessen Verbreitung aufs neue und zeigt sich, daß keine scharfen Grenzen hinsichtlich der Ausbildung dieses Merkmales bei den einzelnen Spezies wahrzunehmen sind." *P. Bartels-Berlin.*

397. A. Barchielli: Variazioni del margine superiore dello sterno umano e loro significato (con tav. II. III.). Monit. zool. ital. 1904, Vol. XV, p. 54—61.

An einem Materiale von 162 Brustbeinen Erwachsener und einigen Embryonen beobachtete Barchielli 109 mal einen konkaven, 43 mal einen ebenen, 4 mal einen konvexen, 3 mal einen zipfelförmig ausgezogenen Rand; ferner 3 mal Tubercula episternalia; isolierte Ossicula wurden nicht gesehen. Die Ossicula bzw. Tubercula episternalia sollen den nicht miteinander vereinigten Cartilagines suprasternales entsprechen, die im ersteren Falle frei, im letzteren mit dem Brustbein verschmolzen wären. Die Zipfelbildungen, die konvexe und die glatte Form des Randes sollen dagegen gleichfalls den Cartilagines suprasternales entsprechen, die aber untereinander und auch mit dem Sternum verschmolzen sein würden. Die Ossicula bzw. Tubercula episternalia sind nach Barchielli ein Rudiment des Episternums der niederen Wirbeltiere. *P. Bartels-Berlin.*

398. R. B. Seymour Sewell: A study of the astragalus. Journ. of anat. a. phys. 1904, Vol. XXXVIII, p. 233—247; 4 Taf.

Diese auf einem Materiale von über tausend menschlichen Astragalen beruhende Untersuchung, welche eine für den Morphologen sehr wertvolle detaillierte Beschreibung dieses Knochens gibt, soll nach Absicht des Verfassers auch die Lösung anthropologischer Fragen fördern helfen, da ein großer Teil des Materiales aus ägyptischen Gräbern der verschiedensten Perioden, von uralten bis zu solchen der Römerzeit, herstammt. Leider aber werden diese Knochen immer alle zusammen als „ägyptische" notiert und den „europäischen" gegenübergestellt, ohne daß auch nur angegeben wurde, wieviel Einzelfälle jedesmal zugrunde gelegen haben. So lernen wir also nur die Variationsbreite für verschiedene Maße beim Menschen überhaupt

kennen; auf die Unterscheidung zwischen „Ägyptern" und „Europäern" darf wohl, als zu unbestimmt, kein Wert gelegt werden. Die größte Länge (von der Gelenkfläche des Caput tali bis zum Boden des Sulcus flexoris hallucis longi) betrug im Durchschnitt 50 mm, und schwankte zwischen 65 und 41 mm; die größte Breite (von der Spitze des Processus lat. zur medialen Gelenkfläche rechtwinklig zur Längsachse gemessen) war durchschnittlich 39 mm (Max. 48, Min. 32 mm). Der Längenbreitenindex betrug 78 (schwankend zwischen 66,7 und 91,7). Der Winkel, den das Collum mit dem Corpus bildet, betrug 112° (127°; 98°). — Es wäre erfreulich, wenn der Verfasser sich entschlösse, seine wichtigen Resultate in einer für anthropologische Fragen verwertbaren Weise mitzuteilen. *P. Bartels-Berlin.*

399. J. H. F. Kohlbrugge: Die Variationen an den Großhirnfurchen der Affen mit besonderer Berücksichtigung der Affenspalte. Zeitschr. f. Morphol. u. Anthrop. 1903, Bd. VI, S. 191 bis 250; 1 Taf., 112 Fig.

Als Material dieser außerordentlich eingehenden Untersuchungen diente eine Sammlung von im ganzen 106 Hemisphären, die verschiedenen Spezies des Genus Hylobates, Semnopithecus, Macacus, Cercocebus und Cercopithecus angehörten. Auf Messungen hat Verfasser im allgemeinen verzichtet; er gibt äußerst wertvolle Mitteilungen über die Veränderungen des Gewichtes und der Maße, die frische Gehirne durch Konservierung erfahren: bei Härtung in Müllerscher Flüssigkeit betrug der Gewichtsverlust im Mittel 17 Proz., bei Härtung in Alkohol ungefähr 22 Proz. Messungen soll man nach Meinung des Verfassers am Gehirn nur vor Loslösung der Pia, die es sozusagen zusammenhält, vornehmen; nur am ganz frischen Gehirn angestellte Messungen haben Wert. Versuche, den Längenbreitenindex am gehärteten Gehirn (Müllersche Flüssigkeit) zu bestimmen, führten zwar in einer Reihe von Fällen zu ziemlich richtigen, in anderen aber zu ganz falschen Resultaten, und zwar, weil die Länge des Gehirnes bei der Härtung abnimmt, durch Schrumpfung des Frontalpols; am gehärteten Gehirn kann man also den Index nicht mehr bestimmen. — Die untersuchten Furchen werden der Reihe nach abgehandelt, und eine gewaltige Anzahl von Einzelangaben gemacht. Der Sulcus praecentralis superior ist äußerst variabel; nicht nur bei Hylobatiden, sondern auch bei Semnopitheci und anderen Affen finden sich Formen, die denen der Anthropoiden ähnlich sind, und gleichzeitig andere, welche sich dem glatten Vorderhirn der Hapale anschließen. Auch die Unterschiede zwischen rechts und links können sehr bedeutend sein. Man kann also nicht sagen, daß diese oder jene Form der Furche für ein bestimmtes Genus charakteristisch ist. Durchschnittlich ist sie allerdings bei Hylobates etwas stärker ausgebildet. Der Sulcus frontalis, bei allen Affen durch einige kleinere Spalten repräsentiert, fast immer transversal, bietet gleichfalls keinen Unterschied zwischen Hylobates und den niederen Affen, wenn auch durchschnittlich diese Furchen bei Hylobatiden mehr in dorsoventraler Richtung gelagert sind. Dagegen verhält sich der Sulcus praecentralis inferior bei den Hylobatiden besonders: er geht direkt in den Sulcus frontalis principalis über, daraus resultiert eine zweiarmige Furche, bei der nun der sagittale Arm weit länger ist als der transversale. Der Sulcus frontalis principalis zieht stets zum Apex des Gehirns; es kommen Verbindungen mit anderen Furchen vor, besonders interessant ist die Verbindung mit dem S. praec. inf., die eine Entwickelung der Hylobatesform aus der bei den niederen Affen gewöhnlichen erkennen

läßt. Die Fossa Sylvii als solche zeigt nur geringe Variationen. Ihren vorderen Zweig hält Verfasser wie Pansch, Cunningham, Bolk für eine dem Affenhirn eigentümliche sekundäre Spalte, die nicht mit dem vorderen Ast der Fossa Sylvii des Menschen verglichen werden dürfe. Sulcus frontoorbitalis und Sulcus orbitalis sind außerordentlich wandelbar. Es zeigt sich am Material eine große Variabilität der Furchen der Orbitalfläche; keine Form ist einem Genus ausschließlich eigen, wenn auch Hylobates größere Konstanz zeigt und die eine Form weit häufiger bei dem einen Genus auftritt als bei dem anderen. Die Beschreibungen des Sulcus subcentralis ant. und post., centralis, postcentralis, des Gyrus intercuneatus und der angrenzenden Furchen, des Sulcus interparietalis bringen eine außerordentlich große Menge von Einzelangaben, aber keine allgemein gültigen Folgerungen. Ähnlich verhält es sich mit den Furchen des Schläfen- und Hinterhauptlappens, doch ist hier die Angabe interessant, daß bei Macacus nemestrinus zweimal, bei Macacus niger und Cerc. cynosurus je einmal ein gänzlich furchenloses Occipitalhirn gesehen wurde. Die Affenspalte definiert Verfasser als eine tiefe transversale Kluft zwischen Parietal- und Occipitallappen, welche entsteht durch ein allmähliches Hinabsinken der Übergangswindung, die bei allen Affenembryonen zuerst oberflächlich liegen soll und erst später durch die Entwickelung der angrenzenden Teile in die Tiefe versenkt wird. „Die Affenspalte beim Menschen", sagt Verfasser, „halte ich also für eine im embryonalen Leben sich bildende Anomalie, welche durch dieselben Faktoren hervorgerufen werden muß, welche die Affenspalte als Regel bei vielen Affen erzeugen, es ist aber nicht eine Hemmungsbildung, sondern eher eine progressive Bildung, denn sie ist komplizierter als die gewöhnliche Form beim Menschen." — Einige angeschlossene Mitteilungen über einige weitere Furchen sind wieder ganz spezieller Art, und geben keine allgemeinen Gesichtspunkte. Als Resultat der gesamten Untersuchung ergibt sich, „daß keine einzige Furche oder keine Form einer Furche für ein bestimmtes Genus charakteristisch genannt werden kann. Man kann demnach die Gehirne nur nach den Mittelzahlen unterscheiden, da die eine Form bei diesem Genus weit häufiger vorkommt als bei jenem. Die Variabilität ist so groß, daß man nie mit voller Sicherheit ein Gehirn unbekannter Herkunft determinieren kann. Doch lassen sich die hier untersuchten Gehirne in zwei Gruppen trennen, in die eine gehören Semnopitheci und Hylobatiden, in die andere die anderen Affen." *P. Bartels-Berlin.*

400. Giuffrida-Ruggeri: Il profilo della pianta del piede nei degenerati e nelle razze inferiori. Arch. di psich. 1904, Vol. XXV, p. 241—247.

Fülleborn hat an Negern der Nordnyassaländer als Rasseneigentümlichkeit eine auffallende Einwärtsstellung der großen Zehe (Abduktion) festgestellt. Ruggeri macht darauf aufmerksam, daß die gleiche Abweichung sich bei Entarteten finde, bei denen er auch weitere negroide Zeichen im Bau des Fußes: Breite der vorderen Partie desselben, Kürze der Zehen, namentlich der großen, Fehlen der Wölbung, starke Entwickelung des Hackens konstatierte. Er sieht als normal bei höheren Rassen eine Auswärtsstellung der großen Zehe (Richtung nach den anderen Zehen hin) an und behauptet, daß dieselbe nicht dem Gebrauch des Schuhzeugs zuzuschreiben sei. *Gallus-Neu-Ruppin.*

401. R. Lehmann-Nitsche: „La mancha morada" de los recien nacidos. Semana médica (Buenos Aires) 1904, Nr. 20.

402. R. Lehmann-Nitsche: Die dunkeln Hautflecke der Neugeborenen bei Indianern und Mulatten. Globus 1904, Bd. LXXXV, Nr. 19.

Zusammenstellung der bisherigen Beobachtungen über das Vorkommen der „Mancha morada“ (maulbeerfarbenen Fleckes), wie die Volkssprache den sogenannten „Mongolenfleck“ in Argentinien benennt. Aus derselben geht hervor, daß dieser Fleck weder für die mongolische, noch indonesische oder polynesische Rasse charakteristisch ist, sondern sich auch, wenn gleich selten, bei Rassen von geringer Pigmentation, so auch bei der weißen Rasse vorfindet. Es handelt sich dabei um ein normales Merkmal der menschlichen Haut. Rätselhaft bleibt das Auftreten und Verschwinden des Fleckes bzw. der Pigmentzellen in einem bestimmten Lebensalter und an gewissen Prädilektionsstellen. Für den ersteren Umstand scheint die Annahme einer rudimentären Bildung die plausibelste zu sein, für die Ursache des Auftretens an einer bestimmten Stelle haben wir keine Erklärung. — Neu sind einige persönliche Beobachtungen des Verfassers an drei reinblütigen Kindern reinblütiger Araukaner und zwei farbigen Findelkindern, die augenscheinlich gleichfalls von reinblütigen Indianern abstammen. — Eine Zusammenstellung der einschlägigen Literatur ist der Abhandlung beigegeben.

Der Aufsatz im „Globus“ ist eine etwas abgeänderte und vermehrte Übersetzung des spanischen Originals. *Buschan-Stettin.*

403. C. H. Stratz: Die Rassenschönheit des Weibes. Mit 271 in den Text gedruckten Abb. u. 1 Karte in Farbendruck. 5. Aufl. Stuttgart, Ferd. Enke, 1904.

Im Jahrg. VII, S. 12 dieses Blattes wurden die Leser auf die Vorzüge des Prachtwerkes von Stratz aufmerksam gemacht. Seit dem Erscheinen dieser ersten Auflage sind kaum drei Jahre verflossen und bereits liegt die fünfte Auflage vor, ein erfreuliches Zeichen dafür, daß das Werk in den weitesten Kreisen Beifall gefunden hat. Da die erste Auflage schon an früherer Stelle eine eingehende Besprechung erfahren hat, so können wir hier davon absehen, auf seinen Inhalt noch einmal zurückzukommen, zumal der Text der vorliegenden fünften Auflage, von wenigen Zusätzen abgesehen, derselbe geblieben ist. Die einzige Abweichung besteht darin, daß der Bilderschmuck um 45 Tafeln bereichert worden ist, die Stratz wie die früheren mit Kennerblick ausgewählt hat. Ferner ist eine Karte hinzugekommen, welche die Ausbreitung der Rassen (nach der Einteilung von G. Fritsch) in bunten Farben zur Darstellung bringt. *Buschan-Stettin.*

404. Katzenstein: Über eine seltene Form der Epispadie, die Eichelepispadie und ihre Entstehung. Deutsche medizin. Wochenschr. 1904, Nr. 21.

Während Verfasser Kaufmanns Hypothese zur Erklärung der Entstehung der Hypospadie zustimmt, wonach diese ihren Grund habe in einer Behinderung des Urinabflusses, die zu einer artifiziellen Öffnung am unteren Teile des Penis, wo am wenigsten Widerstand ist, führt, vermag er dieselbe Entstehungsursache für Epispadie schon aus physikalischen Gründen nicht anzuerkennen, weil dort die Corp. cavernosa ein großes Hindernis bieten. Vielmehr ist die Epispadie, welche meist als solche des Penis, nur selten der Eichel, vorkommt, fast stets mit einer Blasenspalte vergesellschaftet und muß als Hemmungsmißbildung angesehen werden. Anführung und Beschreibung eines neuen, seltenen Falles. *Oberarzt Dr. Kellner-Untergöltzsch.*

405. Lehmann-Nitsche: Ein Fall von Brachyphalangie der rechten Hand mit teilweiser Syndaktylie von Zeige- und Mittelfinger, beobachtet an einer Onaindianerin in Feuerland. Deutsche med. Wochenschr. 1904, Nr. 24.

Die rechte Hand ist in ihren Breiten- wie Längenverhältnissen nur wenig von der linken verschieden und bis zu den Metacarpo-Phalangealgelenken ziemlich normal, die Mißbildung betrifft hauptsächlich die das Aussehen von Zehen vortäuschenden Finger, deren Phalangen sämtlich gleichmäßig stark verkürzt sind bei beweglichen Gelenken; nur am Daumen ist Metacarpo-Phalangealgelenk steif. Die Grundphalangen von Zeige- und Mittelfinger sind verwachsen. Außerdem besteht an beiden Händen Schwimmhautbildung, welche am stärksten ist an der pathologischen Hand. Auch besteht an dieser Handfläche, wie eines der beigegebenen Photogramme zeigt, eine ausgeprägte Radio-Ulnarfalte. (Ref.) Eine Erklärung für die Entstehung der jedenfalls seltenen Mißbildung wird nicht gegeben.

Dr. Kellner-Untergöltzsch.

406. Agnes Bluhm: Zur Kasuistik der Mißbildungen der weiblichen Genitalien. Deutsche med. Wochenschr. 1904, Nr. 21.

Verfasserin macht darauf aufmerksam, daß es wichtig sei, das intra vitam diagnostizierte Fehlen innerer weiblicher Geschlechtsorgane durch die Sektion bestätigen zu lassen, ehe man diese Fälle wissenschaftlich verarbeitet. Gleichwohl führt sie einige (drei) Fälle an, welche sie in Chloroformnarkose genau festgestellt hat. In zwei Fällen fehlten bei normal ausgebildeten äußeren Sexualorganen Vagina, Uterus und Ovarien. Dabei zeigten die betreffenden Personen durchaus normalen weiblichen Typus mit reichlich entwickelten Mammae, Pubes und langen Haaren. In der Aszendenz nur einer Person war Syndaktilie und eine anderweitige Mißgeburt zu finden. — Der dritte Fall bot das interessante Phänomen, daß die Vagina in die Urethra mündete. Uterus war virginal groß und ein Ovarium nachzuweisen. Die Menses waren regelmäßig, fanden aber nicht kontinuierlich, sondern stets im Anschluß an die Enurese statt und sistierten nachts. Der ebenfalls durchaus weibliche Typus ist in diesem Falle erklärlich, während er sich in den beiden anderen Fällen nicht deckt mit dem alten Satz „propter ovarium mulier est quod est“.

Dr. Kellner-Untergöltzsch.

407. Kisch: Die Lipomatosis als Degenerationszeichen. Berl. klin. Wochenschr. 1904, Nr. 21.

Die allgemeine Fettsucht kann keineswegs mehr als eine Erkrankung sui generis betrachtet werden, entspringt vielmehr organischen Veränderungen verschiedener Art und mit verschiedenartiger Beschaffenheit des Fettes. Hier interessiert sie als Zeichen hereditärer Degeneration. Verfasser hat nämlich schon vor Jahren festgestellt, daß es bei weiblichen Individuen, welche eine hereditäre und schon in jugendlichem Alter ausgesprochene Fettsucht zeigen, nicht selten zur Entwickelung kräftigen Bartwuchses an Oberlippe, Kinn oder Wangen kommt, während in gleichen Fällen des anderen Geschlechtes der Bartwuchs auffallend schwach ist oder fehlt oder daß der Typus einen mehr weiblichen Charakter annimmt, daß derartige Kinder gewissen Riesenwuchs zeigen und bei Mädchen sich die Zeichen der Pubertät auffallend früh (schon mit neun Jahren!) einstellen. Auf diese Beobachtung hin, welche sich deckt mit der Ansicht Talbots (Degeneracy; its causes, signs and resultats), die Lipomatosis universalis sei überhaupt als Ausdruck der Degeneration anzu-

sehen, hat Verfasser nun 488 Fälle hochgradiger Fettsucht einer genauen Beobachtung unterzogen und gefunden, daß 1. bei jugendlichen Individuen im Alter von 9 bis 15 Jahren, bei denen eine vererbte Anlage zur Lipomatose von Geburt an auffiel, Degenerationszeichen zum Teil in gehäuftem Maße vorkamen, in allen Fällen war eine „abnorme Entwickelung der klein bleibenden Zähne“, bei 8 (von 14) Fällen eine exzessive Körperentwickelung zu beobachten und 3 von den 8 männlichen Individuen zeigten femininen Typus; 2. unter 32 von Jugend auf äußerst fettleibigen und hereditär zur Fettsucht veranlagten Individuen (12 Männer und 20 Frauen über 15 Jahren) fand sich 9 mal Diformierung der Ohrmuschel, 5 mal exzessives Körperwachstum und 29 mal eine mangelhafte Entwickelung der Zähne; die 12 männlichen Individuen zeigten sämtlich femininen Bau (ausgesprochen weibliche Brust, bartloses Gesicht und mangelhafte Pubes), während 8 der Frauen einen frühzeitigen Eintritt der Menstruation und 4 einen maskulinen Typus aufwiesen; 3. bei 213 Individuen, bei welchen die hereditäre Veranlagung zur Lipomatose erst spät in Erscheinung trat, waren Degenerationszeichen weniger zahlreich und bei den Männern dann vorwiegend als femininer Typus vertreten; unter den 229 übrigen Fällen, bei welchen die Fettsucht nicht hereditär nachweisbar, sondern offenbar erworben war, fanden sich Degenerationszeichen nur 3 mal (?).

Verfasser schließt aus seinen Beobachtungen, daß die hereditäre von früher Jugend an auftretende allgemeine Fettsucht als ein Zeichen vererbter Degeneration anzusehen ist. In den übrigen Begleiterscheinungen (Degenerationszeichen) unterscheidet sie sich sowohl von der erst im späteren Leben auftretenden als auch der akquirierten Form. Wichtig ist die fernere Beobachtung des Verfassers, daß in allen Fällen zuweilen hereditärer Fettsucht Diabetes mellitus früher oder später, meist zwischen dem 30. und 40. Lebensjahre auftrat, während dieser bei den Fällen akquirierter Lip. nur in 15 Proz. beobachtet wurde; Verfasser möchte jenen deshalb auch zu den D. Z. rechnen. Die Frauen mit dieser Form der Fettsucht wiesen einen hohen Prozentsatz von Sterilität auf. *Dr. Kellner-Untergöltzsch.*

408. H. Brüning: Über angeborenen halbseitigen Riesenwuchs. Münch. med. Wochenschr. 1904, Nr. 9.

Beschreibung eines Falles von kongenitalem rechtsseitigen Riesenwuchs bei einem $13^1/_2$ monatlichen Knaben, dessen Vorgeschichte für die etwaige Entstehung der Abnormität nichts bemerkenswertes darbietet. Die Volumdifferenz zwischen den beiden Körperhälften beruht auf bloßer Beteiligung der Weichteile; die Knochen nehmen an dem Prozesse nicht teil, wie die Röntgenaufnahme lehrt. Hieran anknüpfend gibt Verfasser eine Zusammenstellung und Analyse von zehn weiteren Beobachtungen aus der Literatur. Das männliche Geschlecht wird überwiegend befallen; die rechte Seite ist häufiger der Sitz der Erkrankung als die linke. Die bisher über die Entstehung des Leidens gelieferten Hypothesen vermögen dasselbe bisher nicht zu erklären. Es handelt sich um eine fötale Entwickelungsanomalie. *Buschan-Stettin.*

409. Raymond Pearl: On the mortality due to congenital malformations, with especial reference to the problem of the relative variability of the sexes. Medicine. 1903, Nov.

Aus amtlichen Statistiken über die Todesursachen in den Vereinigten Staaten schließt Verfasser: daß angeborene Mißbildungen etwas häufiger für das männliche als für das weibliche Geschlecht die Todesursache bilden, —

daß das Lebensalter, in welchem angeborene Mißbildungen zur Todesursache werden, im Durchschnitte für beide Geschlechter dasselbe ist, daß es aber beim weiblichen Geschlechte größere Schwankungen zeigt als beim männlichen.

Dr. Warda-Blankenburg i. Th.

410. Carl Rabl: Über die züchtende Wirkung funktioneller Reize. Rektoratsrede, gehalten in der Aula der K. K. Deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag am 18. November 1903. Leipzig, Engelmann, 1904. 44 S.

Die in den letzten Jahren von Standfuß, Fischer u. a. ausgeführten experimentellen Untersuchungen haben gezeigt, daß durch Reize, welche den Organismus treffen, die Keimzellen in ganz bestimmter Weise verändert werden, daß erworbene Eigenschaften vererbt werden können. Wenn wir auch hierbei die Vererbung blastogener und somatogener Charaktere auseinander halten müssen — bei der ersten hat der auf den Organismus einwirkende Reiz die Keimzellen direkt getroffen und sie in bestimmter Weise verändert, bei der zweiten hat eine primäre Veränderung eines einzelnen Organs oder einer Organgruppe sekundär eine korrespondierende Veränderung der Keimzellen hervorgerufen —, so kann doch zwischen beiden Arten der Vererbung im Prinzip kein scharfer Unterschied anerkannt werden. Wirken, wie in den Versuchen von Fischer und Standfuß, experimentelle Veränderungen der Umgebung in gleichem Sinne auf die Keimzellen wie auf die einzelnen Körperorgane, so liegt gewiß die Annahme nahe, daß funktionelle Reize, wenn sie auch zunächst nur die funktionell beanspruchten Organe zu treffen und zu verändern scheinen, doch auch gleichsinnige Veränderungen der Keimzellen herbeizuführen vermögen. Und gerade so, wie beim fertigen Organismus auf wiederholte und anhaltend wirkende funktionelle Reize die Organe mit einer Überkompensation antworten, so wird sich auch während der Entwickelung die Wirkung der die Keimzellen treffenden Reize in einer Überkompensation äußern müssen. Diese wird eine qualitative und quantitative sein, sie wird in qualitativer Hinsicht in einer gesteigerten Fähigkeit zu höherer Differenzierung der vom Keim produzierten Zellen zum Ausdrucke kommen, in quantitativer in einer lebhafteren Proliferation und größeren Zellenzahl der betreffenden Organanlage. Mit dieser Überkompensation aber ist der erste Schritt zum Auftreten einer Variation beim entwickelten Tier gegeben. Die Variation liegt in der Richtung der höheren funktionellen Betätigung des Organs, sie ist eine durchaus nützliche und dauerfähige oder, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, zweckmäßige, und doch ist sie ohne jeden gewollten und beabsichtigten Zweck, ohne zwecktätige Ursache entstanden.

„Der Kampf ums Dasein fördert den Fortschritt, der in der Bildung neuer Arten liegt, indem er die Hemmungen beseitigt, die ihm hinderlich im Wege stehen; er züchtet nicht direkt das Gute, sondern vernichtet das Schlechte. Direkt dagegen ist die züchtende Wirkung funktioneller Reize. Durch den Kampf ums Dasein wird gewissermaßen der Boden geebnet und vorbereitet, auf dem unter der züchtenden Wirkung funktioneller Reize neue Arten entstehen."

Wie von einem durch funktionelle Reize veränderten Organ gleichsinnige Wirkungen auf die Keimzellen ausgehen können, wird uns verständlich gemacht durch die begründete Annahme, daß alle Organe durch die Ausübung ihrer Funktion die Zusammensetzung des Blutes ändern, daß ein fortgesetzt stärker funktionierendes Organ in bestimmter Weise die Blutbeschaffenheit

verändert und dadurch in bestimmter Weise die Keimzellen beeinflußt, die dadurch zu einer veränderten oder vermehrten Tätigkeit angeregt werden.

Dr. Warda-Blankenburg i. Th.

411. **Rudolf Michaelis: Die erbliche Beanlagung bei der menschlichen Tuberkulose nach eigenen Beobachtungen.** Archiv f. Rassen- und Gesellschafts-Biol. 1904, Jahrg. I, S. 198 bis 209.

Verfasser gibt aus seiner Klientel einige Fälle zum Beweise dafür, daß die erbliche Belastung mit Tuberkulose eine — jetzt häufig verkannte — Bedeutung für die Entstehung der tuberkulösen Erkrankungen hat.

Dr. Warda-Blankenburg i. Th.

412. **Johannes Bresler: Erbsyphilis und Nervensystem.** Leipzig, S. Hirzel. 1904. (VI. 141 S.)

Verfasser hat in „Schmidts Jahrbüchern" das Sammelreferat erscheinen lassen, das hier in Buchform vorliegt. Es enthält eine reichhaltige Zusammenstellung der Beziehungen zwischen hereditärer Syphilis und den Erkrankungen des Nervensystems nach klinischen Gesichtspunkten. Anthropologisch am interessantesten ist das Kapitel über hereditäre Syphilis in der dritten Generation. Es wird unter anderem die Tabelle von Fournier reproduziert, der in 46 ihm bekannten hereditär-syphilitischen Ehen 143 Schwangerschaften feststellte, die folgendermaßen endigten: 43 mal Abort, 39 totgeborene oder bald verstorbene Kinder, 63 lebende Kinder; bei diesen 63 Kindern fanden sich 108 Dystrophien, von denen fast der dritte Teil das Nervensystem betraf. *Dr. Warda-Blankenburg i. Th.*

413. **Christian von Ehrenfels: Beiträge zur Selektionstheorie.** Ostwalds Annalen der Naturphilosophie 1904, Bd. III, S. 71 bis 95.

Der unter den gegenwärtigen Biologen wohl am meisten verbreitete Einwand gegen den Darwinismus leugnet den Selektionswert der tatsächlich vorkommenden Variationen. Eine extreme Richtung geht sogar soweit, den Variationen, mit denen der Darwinismus zu rechnen habe, einen eventuellen merklichen Nutzen für die variierten Individuen schlechterdings abzusprechen, — eine gemäßigte Richtung gibt zwar den Nutzen (oder Schaden) der tatsächlichen Variationen zu, leugnet aber, daß sich aus ihm das Prävalieren der begünstigten Varietät und die allmähliche Ausrottung der minder begünstigten begreifen lasse. Gegen beide Richtungen wendet sich Verfasser, gegen die erste mit dem unbestreitbaren Satze, daß morphologisch unmerkliche Variationen biologisch sehr wohl von großer Bedeutung sein können, gegen die zweite in längeren Ausführungen, aus denen folgendes herausgehoben sei. Er wendet sich zunächst gegen die Behauptung der Gegner der Selektionstheorie, daß normalerweise die Artgenossen sich nicht in gegenseitigem Kampfe ums Dasein, d. h. in Konkurrenz oder Rivalität um die Lebensbedingungen befänden. Wie Verfasser ausführt, leben im Gegenteil normalerweise die Artgenossen sämtlicher organischen Arten in derartiger Dichte, daß durch stärkere Vermehrung eines Teiles derselben (und mithin der Gesamtdichte) die Lebensschwierigkeiten der übrigen vermehrt und ihre Fortpflanzungsquote herabgedrückt, durch Vernichtung eines Teiles aber die Lebensschwierigkeiten der übrigen verringert und ihre Fortpflanzungsquote gehoben wird. Nun vollzieht sich aber die Auslese der Tauglicheren nicht allein in dem Sinne, in dem häufig die Selektionstheorie nicht nur von ihren Gegnern, sondern auch von ihren Anhängern mißverstanden wird: daß näm-

lich durch direkte oder indirekte Tötung eine Ausrottung der minder Tauglichen stattfände. Vielmehr will Verfasser neben der „natürlichen“ und der „sexualen“ Auslese noch eine dritte Art der Auslese unterschieden wissen, die Darwin und seinen Nachfolgern nicht unbekannt geblieben, aber noch nicht namentlich bezeichnet worden ist. Verfasser bezeichnet die sogenannte natürliche Auslese als die vitale, sie wirkt durch direkte oder indirekte Tötung der minder Tauglichen vor Erreichung oder Vollendung des zeugungsfähigen Alters und mithin durch Überleben der Taugliceheren. Die sexuale Auslese wirkt durch Ausschließung der Untauglicheren und Zulassung der Taugliceheren zum Begattungsakt. Sie ist, insofern die geringere Tauglichkeit zum Begattungsakt nicht in der geringeren Ausbildung spezieller Organe der Fortpflanzung oder des Wettbewerbes, sondern in allgemein schlechterem Kräftezustand besteht, ein spezieller Fall der beschriebenen dritten Art von Auslese, welche man passend als die fekundative Auslese bezeichnen könnte. Diese wirkt dadurch, daß die Taugliceheren zunächst einen blühenderen Kräftezustand und hierdurch dann einen höheren Fortpflanzungskoeffizienten erlangen, als die minder Tauglichen. Gewöhnlich wird die vitale Auslese mit der fekundativen Hand in Hand gehen. Durch eine Kombination beider erklärt Verfasser das Entstehen des langen Giraffenhalses und die Entwickelung der hohen Tastempfindlichkeit der Zunge bei Tieren und Mensch.

Alle nützlichen Dauervariationen haben einen Selektionswert. Denn nützliche Variationen beeinflussen günstig den Kräftezustand des betreffenden Organismus. Jede günstige Beeinflussung des Kräftezustandes aber bewirkt normalerweise eine Erhöhung des Vermehrungskoeffizienten und mithin eine Schädigung der nicht variierten Artgenossen. Wo immer sich diese Vorgänge in den aufeinander folgenden Generationen wiederholen, wird der Arttypus nach konstanter Richtung modifiziert. *Dr. Warda-Blankenburg i. Th.*

414. S. R. Steinmetz: Der Nachwuchs der Begabten. Zeitschr. f. Sozialwisssschft. 1904, Bd. VII, S. 1 bis 24.

Der Verfasser hat in Holland an einem verhältnismäßig kleinen Material Erhebungen über den Kinderreichtum der „Begabten“, d. h. derjenigen, die in den verschiedenen Berufsarten reüssiert haben, angestellt. Er fand, daß sie weit weniger Kinder hatten als ihre Eltern und die Eltern ihrer Frauen, und scheint geneigt, diese Tatsache z. B. im Gegensatz zu Spencer nicht auf eine herabgesetzte Zeugungsfähigkeit bei gesteigerter Hirntätigkeit, sondern auf andere zum Teil soziale, zum Teil ethische Momente zurückzuführen. *Dr. Warda-Blankenburg i. Th.*

415. Havelock Ellis: Studies in the psychology of sex. Analysis of the sexual impulse. Love and pain. The sexual impulse in women. Philadelphia 1903.

Im ersten der drei dies Werk bildenden Aufsätze untersucht Ellis den Geschlechtstrieb näher. Er lehnt es ab, ihn einfach als einen Trieb nach Entleerung aufzufassen, oder seine Wurzel im Triebe nach Fortpflanzung zu finden. Er akzeptiert Molls Komponenten: den Detumeszenz- und den Kontraktationstrieb, vermißt aber den inneren Zusammenhang zwischen beiden.

Unter Herbeiziehung zahlreicher Beispiele aus der Tierwelt und von den primitiven Völkerschaften kommt er zu der Annahme, daß dem vielgestaltigen Liebeswerben durch das Männchen die Entfachung der eigenen Leidenschaft, wie der des Weibchens Ziel ist. Namentlich der Tanz, als

eine besonders hoch und kompliziert entwickelte Bewegungsform, gilt ihm als ein gewaltiges Erregungsmittel, das in seinen Wirkungen einer leichten Autointoxikation gleicht. Diese Erregung, gleichsam Ladung des Organismus, die besonders eine starke Kongestion zu den Geschlechtsteilen schafft, bezeichnet Ellis als Tumeszenzvorgang. Ihm folgt als zweiter Akt der Detumeszenzvorgang, in dem die entstandene Spannung durch eine Entladung beseitigt und in dem gleichzeitig, indirekt, der Fortpflanzung gedient wird. — Liebe und Schmerz haben zahlreiche Beziehungen zueinander. Die bekanntesten sind die als Sadismus und Masochismus benannten. Ellis bestreitet aber die Gegensätzlichkeit derselben, wie ihre prinzipielle Trennung voneinander. Sie sind oft bei demselben Individuum vertreten, da der Sadist nicht selten ein verkappter Masochist ist, indem er sich in Gedanken selbst an die Stelle seines Opfers setzt. Nur bei abnormen Individuen kommt es zu Grausamkeiten; gewöhnlich hat auch der Sadist nur dann geschlechtliche Befriedigung, wenn auch die Wollust des anderen Partners erfüllt wird. In gewissem Grade sind überhaupt sadistische und masochistische Neigungen als normal anzusehen. Beim Liebeswerben der Tiere spielt Schmerzzufügung (dem bekämpften Gegner) eine große Rolle. Heiraten durch Raub waren auch unter zivilisierten Völkerschaften lange und weit verbreitet. Noch heute werden Schläge von manchen Weibern gewisser Rassen als Zeichen der Liebe angesehen. Im ganzen handelt es sich bei normalen Individuen bei der Bereitung von Schmerz nur um geringfügige Insulte, die noch wollüstig empfunden werden. Die mannigfachen Beziehungen zwischen Schmerz und Liebe, von denen Ellis noch das Peitschen, Würgen, Fesseln, Beißen ausführlicher behandelt, wurzeln in der Eigenschaft des Schmerzes, die größten Gemütsbewegungen hervorzurufen. Nicht der Schmerz an sich ist es, der die Brücke zur Liebe bildet, sondern die gewaltige Erregung, die damit verbunden ist. Besonders wichtig sind die eng damit verknüpften Affekte des Zornes und der Furcht (entsprechend der mehr aktiven Rolle des Mannes beim Liebeswerben und der mehr passiven des Weibes), die hier wirksam sind. — In der dritten Abhandlung untersucht Ellis den Geschlechtstrieb beim weiblichen Geschlecht näher. Was seine Stärke angeht, so schätzt er ihn etwa dem des Mannes gleich. Die bei zivilisierten Völkern häufig beobachtete geschlechtliche Anästhesie des Weibes will er meist auf ein ungeschicktes Liebeswerben des Mannes zurückgeführt sehen. Der komplizierte Geschlechtsapparat des Weibes braucht bis zum Eintritt des Orgasmus längere Zeit. Nachdem geschlechtliche Beziehungen überhaupt aufgenommen worden sind, wird der Trieb allmählich beim Weibe stärker und die schließliche sexuelle Leistungsfähigkeit wird größer als beim Manne. Eine gewisse Periodizität des Triebes ist beim Weibe unverkennbar. — In einem Anhange bringt Ellis noch einiges über den Trieb bei den von der Zivilisation unberührten Völkerschaften. Entgegen anderslautenden Behauptungen ist er der Ansicht, daß der Geschlechtstrieb bei den Wilden zumeist weniger entwickelt ist als bei hochzivilisierten Völkern. Verbote des Beischlafes für gewisse Zeiten sind weit verbreitet. In gewissen Jahreszeiten tritt dann andererseits der Geschlechtstrieb mit besonderer Stärke hervor. Eine Anzahl von Selbstbeschreibungen der geschlechtlichen Entwickelung bilden den Schluß des interessanten Werkes. *Gallus-Neu-Ruppin.*

416. Havelock Ellis: Das Geschlechtsgefühl. Eine biolog. Studie. Autor. deutsche Ausgabe besorgt von Dr. Hans Kurella. Würzburg, A. Stuber, 1903 (316 S.).

Das im vorstehenden Referate besprochene Werk liegt auch in deutscher Übersetzung vor und ist dadurch dem deutschen Publikum leichter zugänglich gemacht worden. Die Übersetzung, trotzdem sie sich nach Möglichkeit an das Original gehalten hat, darf als wohlgelungen bezeichnet werden.

Buschan-Stettin.

417. N. Vaschide et P. Rousseau: L'association des idées chez les singes. Rev. scientif. 1904, Nr. 19 u. 20.

Ein kritischer Bericht über die von M. Kinnaman ausgeführten und im Amer. Journal of Psychology 1902 publizierten Experimente an zwei Affen, Macacus Rhesus, Männchen und Weibchen. Die Versuchsanordung war folgende: Die hungrigen Tiere befanden sich in einem Zimmer und mußten unter Überwindung verschiedener Schwierigkeiten ihre Nahrung zu erlangen suchen. Dieselbe wurde in einer Versuchsreihe in einer mit neun verschiedenen Verschlüssen versehenen Kiste untergebracht; die Verschlüsse mußten zum Teil in einer bestimmten komplizierten Folge geöffnet werden. In anderen Reihen wurden Gefäße verschiedener Formen, Größen und Farben dazu benutzt. Die Affen lernten mit ziemlicher Sicherheit die verschiedenen Hindernisse zu nehmen, doch zeigten sich dabei erhebliche Unterschiede in den einzelnen Reihen. Trotzdem schien es Kinnaman nicht notwendig, zielbewußte Überlegung bei seinen Affen anzunehmen, vielmehr erklärte er die in den meisten Fällen zunehmende Sicherheit seiner Versuchstiere mit der Fähigkeit, schrittweise unzweckmäßige Bewegungen zu eliminieren und mögliche zu bevorzugen. Scheinbar schon gut ausgebildete Assoziationen können leicht wieder gestört werden. Die Tiere bewiesen für Größen und Farben ein ziemlich gutes Unterscheidungsvermögen. Bemerkenswert erscheint es den Verfassern noch, daß die Affen imstande sind, anstelle eines von ihnen versuchten und erfolglos erkannten Systems von Bewegungen ein anderes zu setzen, sowie, daß dabei zweifellos exakte und gut fundierte Erinnerungsbilder eine besondere Rolle spielen. Sie weisen schließlich darauf hin, daß zu weiteren Schlüssen noch Versuche an zahlreicheren Affen notwendig sind.

Gallus-Neu-Ruppin.

III. Ethnologie und Ethnographie.

418. Geographen-Kalender. In Verbindung mit Dr. Wilhelm Blankenburg, Professor Paul Langhans, Professor Paul Lehmann und Hugo Wichmann, herausgegeben von Dr. Hermann Haack. II. Jahrg. 1904/1905. Gotha, Justus Perthes, 1904. Preis 3 Mark.

Das verdienstvolle Unternehmen, auf das wir bereits (Zentralbl. VIII, S. 351) anerkennend hingewiesen haben, liegt nunmehr im zweiten Jahrgange vor. Wie der erste Band, so enthält auch dieser zweite wieder zunächst das Kalendarium mit einem astronomischen Ortsverzeichnis, das eine neue Bearbeitung erfahren hat, und Tabellen der Erddimensionen in deutschen, englischen und russischen Maßen von P. Lehmann (S. 1 bis 48), eine Zusammenstellung der Weltbegebenheiten des Jahres 1903 von P. Langhans (S. 49 bis 66), der geographischen Forschungsreisen von H. Wichmann (S. 67 bis 90), der geographischen Literatur von W. Blankenburg (S. 91 bis 178), sowie die Totenliste des gleichen Jahres von H. Haack (S. 179 bis 206). Es folgt dann der zweite Teil: ein geographisches Adreßbuch, zu-

sammengestellt von Haack und Wichmann, eine gewiß sehr willkommene Gabe. Dieses Mal aber enthält es die „Lehrstühle, Gesellschaften und wissenschaftlichen Anstalten der Erdkunde und verwandten Wissenschaften“ (S. 23 bis 178), sowie „Geographische und verwandte Zeitschriften“ (S. 179 bis 258). Von den weiteren Abschnitten, welche der erste Jahrgang gebracht hatte, sind die Schulgeographie (aus äußeren Gründen), desgleichen die „Statistischen Mitteilungen über alle Länder der Erde“ ganz ausgeschaltet worden. Den letzten Ausfall bedauern wir sehr. Dagegen hätte unseres Erachtens der „Internationale Posttarif“ von O. Siebelist, der ganze 26 Seiten ausmacht, ruhig fortbleiben können. Angenehm dürfte noch das Verzeichnis einiger Verlagsbuchhandlungen, welche die geographische Literatur besonders pflegen, empfunden werden. — Dem Kalender sind beigegeben ein Bildnis von Sir Cl. Markham und 16 Karten in Farbendruck. Auch dem Ethnologen wird derselbe sich nützlich erweisen. *Buschan-Stettin.*

419. Koester: Über die Vererbung in der Bluterfamilie Mampel. Deutsch. med. Wochenschr. 1903, Nr. 48.

Der durch H. Lossen in der Deutschen Zeitschrift für Chirurgie 1877 veröffentlichte Stammbaum dieser Familie ist von Verfasser bis zum Jahre 1901 vervollständigt worden, erstreckt sich auf fünf Generationen und weist 225 Individuen auf, wovon 193 direkte Abkömmlinge sind. Auffallend auch in dieser Familie ist die große Fruchtbarkeit, welche nach Koester aber kaum mit der enormen Regenerationsfähigkeit des Blutes nach Verlusten in Zusammenhang zu bringen, noch in teleologischem Sinne als Kompensation für die reichlichen Familienverluste aufzufassen ist, vielmehr ähnlich wie die Tatsache, daß sich überhaupt mit einer vorherrschenden bestimmten physiologischen oder pathologischen Erblichkeitspotenz reicher Kindersegen verbindet. Ob das Geschlechtsbedürfnis wirklich überall ein größeres ist, läßt sich nur schwer beurteilen, doch scheint hier nicht nur eine gesteigerte Produktivität, sondern auch ein gesteigerter Geschlechtstrieb vorzuliegen, eine Erscheinung, der wir ebenfalls bei anderen Erblichkeitsverhältnissen begegnen. Weiter ist hier spezifisch die große Kindersterblichkeit, und zwar ein Absterben der Deszendenz schon vor wie relativ bald nach der Geburt, abgesehen vom Tode durch Verblutung. In den späteren Generationen der Familie Mampel erlahmt sowohl die krankhafte Anlage wie der reiche Kindersegen an der Widerstandskraft einzelner Individuen und aus der kleiner werdenden Familie erwächst ein neues, gesünderes Geschlecht.

Dr. Kellner-Untergöltzsch.

420. Eduard Hahn: Entstehung des Getreidebaues. Ztschr. f. Ethnol. 1903, Heft 6, S. 1007 bis 1018.

Der Verfasser weist, indem er seine Theorie der Entstehung des Ackerbaues unter dem Gesichtswinkel der Frage nach der Kulturmission der alten Babylonier betrachtet, auf die Möglichkeit hin, daß auf sein Problem neues Licht fallen könne durch noch aufzufindende babylonische Mythen über den Ursprung des Ackerbaues. Die biblische Erzählung vom Sündenfall erscheint ihm nämlich angesichts der vielen sonstigen, auch bei uns verbreiteten Erzählungen von einem einstigen Schlaraffenleben, das später die Menschen durch ihre Sündhaftigkeit verwirkten, als verstümmelter Überrest älterer babylonischer Überlieferungen, die die Erfindung des Ackerbaues als einen Segen hinstellen, der erst später durch einen göttlichen Fluch eine starke Einschränkung erfährt. *A. Vierkandt-Berlin.*

421. Georges Delavo: Légendes des bords de la Semoys. Wallonia (Liège) 1903. T. XII, p. 173 à 188.

Dans cette note l'auteur raconte les diverses légendes des bords de la Semoys et nous apprend que les nains qui portaient chez nous le nom de Nuton étaient appelés là-bas les Satis; et habitaient aussi les grottes et les cavernes. D'après la légende, ils avaient la face noire et barbue, ils étaient vêtus de courtes blouses serrées à la taille par une ceinture qui descendaient des genoux sur leurs jambes nues. Leur occupation favorite consistait à danser et à se tatouiller. Ils aimaient aussi de se baigner dans les fontaines, pour se mettre ensuite sécher au soleil. On dit encore qu'ils aimaient la société des gens, sans jamais cependant lier conversation. Comme on le vois cette légende se retrouve partout en Belgique. Est-elle l'effet du hasard, je ne le crois pas, je pense au contraire que les fugitifs romains qui se sont refugiés dans les grottes et les cavernes pour echapper aux cruautés de leurs maîtres ne sont pas totalement étrangers aux origines de cette légende?

Ernest Doudou-Seraing sur Meuse.

422. Justi: Hessisches Trachtenbuch. 3. Lfg. Mit acht Blättern in Farbendruck. Marburg, Elwert, 1903.

Nach einem etwas längeren Zwischenraum ist die Fortsetzung dieses prächtigen Trachtenwerkes erfolgt, welche im Text diesmal den Kreis Biedenkopf, die Battenbergsche Grafschaft, die katholischen Dörfer wie die Trachten um Marburg bringt. In der die einzelnen Kleidungsstücke außerordentlich gründlich und anschaulich behandelnden Beschreibung, welche auch die enorme Belesenheit des Verfassers auf ästhetischem, historischem wie literarischem Gebiete hervortreten läßt, findet Justi Gelegenheit, eine Menge kulturhistorischer Bemerkungen und Beziehungen einzuknüpfen, die nicht nur für die Vergangenheit der in Frage kommenden Bevölkerung wichtig sind, wie sie auch manche eigenartige Teile der bäuerlichen Trachten durch die Erklärung ihrer allmählichen Entstehung unserem Verständnisse näher bringen. Interessant ist, wie die konfessionellen Unterschiede der nebeneinander wohnenden evangelischen und ehemals kurmainzischen katholischen Bevölkerung noch in der Tracht erkennbar sind: man sieht, wie die katholische Landbevölkerung in den ehemals kurmainzischen Dörfern die von der protestantischen Bevölkerung der Städte ausgehende Trachtenänderung nicht annahm; jene blieben ihrer Tracht treu, während hier manche Kleidungsstücke allmählich aufgegeben oder nur noch an Festtagen getragen wurden. Auch manche wechselnde Farben der Kleidung, z. B. der Hauben, wurden zu den bestimmten Farben einzelner Kirchenfeste in Beziehung gebracht, deren Kenntnis allerdings später verloren ging.

Die beigefügten Farbentafeln geben in einer wohl kaum zu übertreffenden Schönheit und Klarheit die Trachten wieder, der gegenüber einzelne Verzeichnungen an Gesicht und Händen nicht ins Gewicht fallen; einzelne dieser Tafeln — z. B. Tafel XX, Haube aus Berghofen, XXII, Schürze aus Schick — sind mit einer solch minutiösen Treue und Feinheit ausgeführt, daß sie sofort als Musterblatt zur Nacharbeit dienen könnten.

Man sieht, Verfasser wie Verleger haben das Beste gegeben.

Dr. Kellner-Untergöltzsch.

423. L. M. Capelli: Per la distribuzione regionale della genialità in Italia. Arch. di psich. 1904, Vol. XXV, p. 252 bis 268.

Verfasser geht von Lombrosos These aus, daß das Vorkommen genialer Menschen in gewisser Beziehung stehe zu dem Vorherrschen gewisser anthro-

pologischer Charaktere: besonderer Körperlänge, großen Schädelvolumens, sowie zu dem Vorkommen gewisser Degenerationserscheinungen, wie Geisteskrankheiten in der Verwandtschaft, Alkoholismus, Selbstmord, Rachitis. In Tafeln stellt er von 14 Provinzen Italiens die Ziffern über Schädelvolumen, Körperlänge, Vorkommen von Geisteskrankheit, Epilepsie, Alkoholismus, Selbstmord, uneheliche Geburten, Rachitis, Idioten, weiter die Ziffern der Bevölkerungsdichtigkeit, der Analphabeten, über Zeitschriften, Rechtsstreitigkeiten, Wohlhabenheit zusammen. Er findet eine befriedigende Übereinstimmung dieser Reihen mit den Zahlen, die er über das Vorkommen genialer oder wenigstens weit über das Niveau hervorragender Menschen (zusammengestellt nach De Gubernatis Bibliographischem Lexikon) beibringt. *Gallus-Neu-Ruppin.*

424. K. Stolygwo: Skythenschädel aus Kurganen von Nowossjolk, Kreis Lipowetzk im Regierungsbezirk Kiew. (Russ.) Mit 2 Fig. im Text. Arb. des zootom. Labor. zu Warschau 1903. Bd. XXX, S. 1 bis 9.

Der eine als „skythisch“ bezeichnete Schädel gehörte einem erwachsenen männlichen Individuum an und hatte einen Cephalindex von 71,9. Der zweite soll weibliche Charaktere dargeboten haben; er erschien mit einem L : B.-Index von 77,2 mesokephal. An dem männlichen Skythenschädel findet der Verfasser den Typus der Spy-Neandertalrasse deutlich ausgesprochen in Gestalt von stark nach hinten abfallender Stirn, weit nach vorn tretenden Augenbrauenbögen und hochgradiger Langköpfigkeit. Verfasser nimmt an, daß es sich hier um einen Nachkommen der Dolichokephalen der Diluvialzeit handelt, da solche Schädelformen damals in Europa bereits stark verbreitet waren. Das skythische Weib, dessen Schädel hier vorlag, wird auf eine spätere brachykephale Bevölkerung bezogen, die nach den dolichokephalen Rassen Europa erreichte. Was wir uns danach unter „Skythen“ anthropologisch eigentlich denken sollen, steht dahin. *Richard Weinberg-Dorpat.*

425. U. T. Sirelius: Ornamente auf Birkenrinde und Fell bei den Ostjaken und Wogulen. Helsingfors 1904.

Verfasser schildert auf Grund sehr eingehender Studien die Ornamentik, welche ausschließlich Frauenarbeit ist und unter der Berührung mit dem russischen Volke rasch zurückgeht. Es war ihm daher auch nicht mehr möglich, die Bedeutung aller abgebildeten Ornamente zu erfahren, obgleich sie zweifellos zum Teil alten Besitz bilden; sind doch manche Ornamente über das ganze Gebiet verbreitet und tragen nicht nur in den einzelnen Dialekten, sondern sogar in den einzelnen Sprachen mehr oder weniger übereinstimmende Bezeichnungen. Verfasser begrenzt zunächst das Gebiet, in welchem heute noch die alte Kunst geübt wird und führt die wenigen Gegenstände auf, welche verziert zu werden pflegen: Dosen, Büchsen, Eimer, auch die Wiege u. a aus Birkenrinde, Röcke, Handschuhe, Schuhe, Säcke usw. aus Renntierleder; dazu kommen noch die als Besatz der Frauenröcke dienenden Streifen von Aalraupenhaut. Zur Technik sei erwähnt, daß die Ornamente eingekratzt, aufgemalt, ausgeschnitten, eingeritzt oder eingepreßt werden; letzteres geschieht mittels Stempeln aus Bein oder Horn. Als Farbe dient eine Lösung, deren Hauptbestandteil Lärchenrinde ist, ferner eine rote Erde. Bei der Ausführung der Arbeit findet sich auch hier ein Zug, der weit verbreitet ist; die Frauen arbeiten nach dem Augenmaß ohne vorhergehende Skizze oder Vorzeichnung. Ich habe bereits anderwärts darauf hingewiesen, daß in den hierdurch bedingten kleinen Unregelmäßigkeiten ein Grund dafür

zu suchen ist, daß die Ornamentik der „Naturvölker“ vielfach auch für uns reizvoll ist; die an sich oft kleinlichen Ornamente würden in unserer exakten Maschinentechnik meist recht langweilig wirken.

Dem leider außerordentlich knapp bemessenen Texte sind 49 Tafeln und 21 Textabbildungen beigegeben. Die große Mehrzahl der Ornamente läßt sich aus Quadraten und Rechtecken zusammengesetzt denken; man könnte zunächst annehmen, daß Material und Werkzeug (Messerspitze) die geraden Linien bedingen, aber einzelnen Ornamenten gegenüber fragt es sich doch, ob hier nicht ein altes Flechtmuster zugrunde liegt. Anderseits sind auch Ornamente mit gebogenen Linien vorhanden. Unter den Darstellungen finden sich Bär, Renntier, Mandelkrähe, Lärche, Brombeere usw., meist die lebende Umgebung der Bevölkerung. Wir finden aber auch Teilbilder: Kiefer oder Zähne des Hechtes, Haut des Rochens, Schädel, Speichen des großen Eisfuchses, Hasenohren, weiterhin: halber Mensch, halbes Haselhuhn. Auch die Tierfährte wird, wie anderwärts, zum Vorbild genommen: Renntierweide, Wildspur, Spur des Eisfuchses. Nicht selten ist endlich eine Bezeichnung, wie „Ornament für den Deckel des Birkenrindenmaßes“ und ähnliches.

Es ist mit sehr wenigen Ausnahmen für uns unmöglich, die rein geometrisch erscheinenden Muster auf natürliche Vorbilder zu beziehen; selbst mit Hilfe der angegebenen Bezeichnungen ist es nicht eben leicht, z. B. „Krümchen“ und „Renntierweide“ zu unterscheiden oder auf Tafel III, Fig. 10 und 16 „Zähne des Hechtes“ für gleichbedeutend zu halten. Diese übrigens dem Ethnologen anderwärts wohl bekannte Tatsache stellt sich als eindringliche Warnung dar, das schwierige Gebiet durch europäisierende Interpretationen noch schwieriger zu gestalten und z. B. von einem Wolfszahnornament im Bismarckarchipel zu reden. Unabhängig davon ist die weitere Frage, welche so oft sich aufdrängt: Liegt in dem Ornament ein fast zur Unkenntlichkeit reduziertes Bild eines realen Objektes vor oder haben rein technische Muster sekundär eine Deutung durch den Künstler erfahren, der weiterhin das Muster der Deutung anzupassen versucht? Die Ornamente des Sireliusschen Werkes legen den letzteren Gedanken näher. Überblickt man größere Reihen einander ähnlicher Muster, so scheint die eine oder andere auf eine oder zwei Urformen zurückführbar zu sein, die man individuell variierte, bis schließlich die Varianten allgemeine Anerkennung fanden und konventionell wurden. Auch die Existenz einer Variante als individuelle Form einer Künstlerin oder deren Familie würde nicht unwahrscheinlich sein müssen.

Es bedarf eingehender Vergleichung, um die berührten Fragen einer Lösung entgegenzuführen und der Verfasser wird hoffentlich recht bald weitere ethnographische Ergebnisse ausführlich mitteilen. Die Bedeutung des vorliegenden Werkes liegt jedenfalls darin, daß es nicht einen kasuistischen Beitrag liefert, sondern ein reiches und gesichertes Material, das für die gesamte Lehre von der Ornamentik von Wert ist und insbesondere einzelne Parallelen zu amerikanischen Mustern enthält. *G. Thilenius-Breslau.*

426. F. von Luschan: Einige türkische Volkslieder aus Nordsyrien und die Bedeutung phonographischer Aufnahmen für die Völkerkunde. Zeitschr. f. Ethnol. 1904. Bd. XXXVI, S. 177 bis 202.

427. O. Abraham u. E. von Hornbostel: Phonographierte türkische Melodien. Ebenda, S. 203 bis 221.

428. O. Abraham u. E. von Hornbostel: Über die Bedeutung des Phonographen für vergleichende Musikwissenschaft. Ebenda, S. 222 bis 236.

Diese drei interessanten Arbeiten basieren auf einem Material, das v. Luschan mit seiner Gattin zusammen 1902 während seiner Ausgrabungskampagne in Sendschirli aufgenommen hat. Es besteht aus 20 türkischen Liedern, die nach dem Vortrage eines zwölfjährigen armenischen Jungen aus Aintab phonographisch und handschriftlich aufgezeichnet wurden. Für die beiden Aufnahmen wurden etwa sechs Stunden gebraucht. Bei der Herausgabe der Texte haben einige in Berlin lebende Türken, besonders ein Albanese Hakki Tewfik Bej, geholfen.

v. Luschan teilt zunächst einige Lieder so mit, wie er sie handschriftlich aufgezeichnet hat; danach gibt er sie alle in der verbesserten Form im Urtext und mit Übersetzung wieder. Zum Schluß weist er auf die Bedeutung des Phonographen für die vergleichende Musikwissenschaft hin und hofft auch für die linguistische und rein dialektische Seite der Aufgabe eine stets zunehmende Bedeutung des Apparates annehmen zu können. In Nr. 2 werden die Lieder musikalisch untersucht. Nach den Walzen ist die Höhe eines jeden Tones genau festgelegt und die Lieder sind in unserer Notenschrift wiedergegeben. Nr. 3 handelt eingehend über die Bedeutung des Phonographen für vergleichende Musikwissenschaft. Die Aufgaben einer vergleichenden Musikgeschichte werden bestimmt und dann gezeigt, was bis jetzt zur Kenntnis der Musik der orientalischen Kulturvölker geleistet ist. Diesem schließt sich eine eingehende Beschreibung der verschiedenen angewandten Methoden und Apparate bis zum Phonographen und Grammophon an. Den vom Verfasser hinzugefügten Anhang: Anleitung zur Handhabung des Phonographen für Forschungsreisende und Missionare kann ich allen, die in die Lage kommen, dergleichen Aufnahmen auszuführen, sehr ans Herz legen.

Nach dieser kurzen Inhaltsangabe möchte ich mir nun als Linguist noch einige Bemerkungen und Verbesserungen zum Sprachlichen der einzelnen Lieder erlauben. Ich habe seit Jahren sowohl von hier in Stambul anwesenden Anatoliern als auch in Anatolien selbst ein großes Material an Volksliedern und Erzählungen, von dem der erste Band hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinen wird, gesammelt und glaube daher in diesen Dingen ein Urteil aussprechen zu dürfen. Nach meinen Erfahrungen ist die Beihilfe selbst der gebildetsten Türken für solche Untersuchungen zwar nie zu entbehren, aber nur mit der größten Vorsicht zu gebrauchen. Es wäre auch für die Herausgabe dieser Lieder empfehlenswert gewesen, wenn dem Türken nicht zu viel Freiheit „um die Wiederherstellung des oft sichtlich verderbten Textes" gestattet gewesen wäre. Seine Verbesserungen sind meistens recht unglücklich. So ist Lied XIII, Vers 3 das gehörte aghaunynym richtig und seine Konjektur a hanymym unnötig. Aghawni ist ein gebräuchlicher armenischer Frauenname, der „die Taube" bedeutet. Ebenso zeigen seine Bemerkungen auf S. 187, Anm. 3, wie seine Änderung des Textes terlemiš in gülermiš S. 187, Z. 10 wenig Verständnis. Es läßt sich nun nicht ersehen, ob er gülermiš einfach als eigene Verbesserung einfügt, oder ob er das Lied mit dieser Variante kennt. Hier in Konstantinopel wird es so gesungen, wie Luschans Gewährsmann sang. Es wäre vorteilhafter gewesen, den Text so zu geben, wie er aufgezeichnet war, und die Verbesserungen den Anmerkungen zuzuweisen. Für dialektische Untersuchungen wäre dies bequemer gewesen. Der Gebrauch wird außerdem neben vielen Druckfehlern sehr unsicher durch die verschie-

dene Wiedergabe in den einzelnen Arbeiten. Zu ersteren, um nur einige anzuführen, gehört S. 184, Z. 6 düstün und S. 191, Z. 13 düstüm statt düštü und düštüm. S. 186, Z. 11, 12 u. 14 qumujam, pulujam, qulujam statt qumujum, pulujum, qulujum. Hierher gehört auch wohl S, 195, Z. 16 u. 20 beide Male olsum, während dort Anm. 5 oltsun, ebenso auch S. 185, Z. 11, 12, 13 und 15 und S. 219 ollsum, S. 188, Z. 11 soqaqta, ebenda, Z. 15 soqaqdan und S. 189, Z. 1 soquaqda. Ist S. 195, Z. 16 girmem oder S. 219 girmen richtig? Ist S. 188, Z. 12 olmis wirklich gesprochen, wie leicht möglich ist, oder ist es nur ein Druckfehler? Dies Register ließe sich leider sehr vermehren. Sehr wenig spricht es für den Phonographen, wenn der Verfasser auf S. 185, Anm. 1 angibt: „die phonographische Walze läßt uns da leider im Stich und gestattet keine ganz sichere Entscheidung".

Nun noch einige Verbesserungen.

Die Auseinandersetzung auf S. 182 über mänī und šarkī (nicht schaki, wie dort zweimal angegeben wird), ist nach Kunoš in Radloffs Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme, Bd. VIII, S. 21 ff. zu berichtigen. S. 188, Z. 2 und 3 ist zu übersetzen: Sie ist eine Blume, deren Duft man nicht satt bekommt.

Ebenda, Z. 6 muß es heißen: „am Anfange der Woche", d. h. am Donnerstag Abend, an dem gewöhnlich die Hochzeiten stattfinden.

S. 190, Z. 4 v. u. ff. muß die Übersetzung lauten: Der (Liebes-) Schmerz um dieses graziöse Mädchen hat die ganze Welt in Brand gesetzt; wenn du schon in Brand setzest, so setze nur mich allein in Brand usw.

S. 191, Z. 4 ff. Um dieser Stelle einen Sinn geben zu können, schlage ich vor, das erste Mal mürd statt merd zu lesen. Dann würde die Übersetzung folgende sein: Wer dich liebt, verkommt nicht (eigentlich stirbt nicht. Dieser Ausdruck wird allerdings im feinen Türkisch nie bei einem Gläubigen gebraucht), in seiner Brust ist kein Kummer usw.

S. 192, Z. 5. kor ist unrichtig mit groß übersetzt, es bedeutet dunkelrot und wird ursprünglich von der Kohle gebraucht, bei Samy „charbon ardent". Man sagt z. B. qor gibi ateš ein glühend rotes Feuer, dann aber auch für andere Dinge verwandt.

Ebenda, Z. 2 v. u. muß übersetzt werden: des A. Haus hat Fenster, die wie Spiegel glänzen.

Die Bemerkungen, die ich sonst noch zu diesem ethnologisch am wichtigsten Liede der ganzen Sammlung zu machen hätte, will ich für eine andere Veröffentlichung aufheben.

So ließe sich noch manche Verbesserung anführen. Das Verdienst des Herausgebers wird dadurch nicht geschmälert. Wir sind ihm, dem Nichtlinguisten, vielmehr zu großem Danke verpflichtet, daß er neben der großen Arbeit der Ausgrabungen noch Zeit für derartige Sammlungen gefunden hat und wollen hoffen, daß er das übrige gesammelte Material recht bald veröffentliche. *Dr. F. Giese-Konstantinopel.*

429. C. W. Campbell: Report on a journey in Mongolia. With a map. Presented to both Houses of Parliament, January 1904, London. China, Nr. 1 (1904). 43 S. 4°.

Dies ist ein ungewöhnlich inhaltreicher Parlamentsbericht, der von großer Fachkenntnis, besonders auf archäologischem Gebiete, zeugt und auf wohlverdiente Beachtung Anspruch hat. Campbell (K. brit. Konsul zu Wuchow) berichtet über eine Reise, die er von Juni bis Oktober 1902 von Peking über Kalgan und Dolon Nor in die Mongolei unternahm. Die Route führte ihn

zuerst in nordöstlicher Richtung bis in das Gebiet der Khalkhamongolen, dann westlich am Bur Nor vorbei über Urga bis Erdeni Tsu, das alte Karakorum. Er passierte auch die alte Mongolenhauptstadt Shang-tu, deren Ruinen Bushell und Bretschneider beschrieben haben, und bemerkte, daß der Bogen eines der Haupttore, unter dem Kaiser Kubilai selbst häufig hergegangen sein muß, noch steht, daß aber die Ruinen von den Chinesen leider als Baumaterialien benutzt werden, so daß mit der zunehmenden chinesischen Einwanderung in das Shang-tu-Tal diese interessanten Überreste des mongolischen Altertums in wenigen Jahren verschwinden dürften. Von Dolon Nor aus besuchte Verfasser die Ruinen von Chagan-hota (Weiß-stadt). Die Außenmauern der Ruine, die wahrscheinlich eine kaiserliche Residenz von Kubilai war, von demselben Charakter wie Chagan-Balgas beim Anguls Nor, schließen einen Raum von 350 Quadratellen (Yards) ein. Sie sind noch teilweise erhalten; die Nordwestecke ist intakt und zeigt, daß die Mauern 20 Fuß hoch gewesen sein müssen, 15 Fuß an der Basis, 5 oder 6 Fuß an der Spitze breit. Es waren offenbar drei Tore vorhanden, im Osten, Westen und Süden. 100 Ellen nordöstlich von der Hauptumfassungsmauer sind Spuren einer kleineren, 80 Ellen zu 70. Der Ort enthielt nur wenige Gebäude; niemand lebt jetzt dort. Die Mongolen glauben, daß alle diese alten Paläste und Städte von bösen Geistern bewohnt werden, die Unglück über den Eindringling bringen, daß Gold und Schätze in allen Ruinen zu finden sind, daß aber Nachgraben die Nachbarschaft unfehlbar ins Elend bringen würde durch Viehseuche, Dürre oder Pest. Nicht weit vom Nordufer des Dalai Nor sah Verfasser einen alten niedrigen Erdwall, den er der Zeit der Kin oder Liao zuschreibt.

Die interessanteste Partie des Berichtes ist nun der Versuch des Nachweises, daß sich auf dem Gipfel des Berges Kentei (nordöstlich von Urga, 6600 Fuß hoch) der Grabhügel des Chinghis Khan befindet, dessen Beerdigung nach der offiziellen Geschichte der Yüan-Dynastie auf dem Berge Kinien nördlich der Gobi stattfand, den Verfasser identisch mit dem Berge Kentei hält. Es ist bekannt, daß Potanin 1884 in der Nordostecke des Ordoslandes ein aus zwei Filzzelten bestehendes Grab von Chinghis entdeckt hat, das noch vor einigen Monaten von einem deutschen Reisenden, Graf Wedel, gesehen worden ist; nach der Ansicht von Campbell wäre dies ein von allen früheren Berichten abweichender, rein lokaler Glaube. Der Grabhügel auf dem Kentei ist von ovaler Form, in östlicher und westlicher Richtung 250 Ellen lang und 200 Ellen nach Norden und Süden. Zwei große steinerne Obo stehen auf seinem Gipfel, und auf einem derselben waren die Überreste eines Räuchergefäßes aus Bronze mit dem Fragment einer Manchuinschrift, die das Jahr 1748 ergab. Von dort aus besuchte Verfasser das Grabmal des türkischen Helden Tonyukuk, dessen alttürkische Inschrift sich noch in einem wundervollen Zustande der Erhaltung befindet. Sein letzter Ausflug galt dem Orkhontal und Erdeni Tsu. In bezug auf das Grab des Fürsten Külteghin läßt er folgende Warnung ertönen. 1896 oder 1897 empfingen die Mongolen des Ortes von der chinesischen Regierung Befehl, für die Erhaltung des Inschriftsteins zu sorgen, der auf der einen Seite chinesisch und auf der anderen türkisch beschrieben ist. Als Verfasser am 15. Oktober 1902 das Grab besuchte, war es von einem soliden Ziegelbau chinesischen Modells geschützt. Leider sind nun die Mauern an den Seiten des Gedenksteines aufgebaut und die Fugen zwischen demselben und den Mauern zementiert, so daß es jetzt unmöglich ist, die türkische Inschrift in Augenschein zu nehmen, die natürlich in feuchten Jahreszeiten durch diese Einschließung leiden muß. Die zum

Bau dieses Schuppens gesandten Arbeiter hatten, um ein Fundament aus grauem Granit zu erhalten, von einem großen Opferstein zwei Fuß entlang demselben abgemeißelt.

Des Verfassers übrige Schilderungen, seine Beobachtungen über Land, Leute, Leben, Handel und Produkte in der Mongolei, insbesondere seine Beschreibung eines Rennens und Ringkampfes, sind in gleicher Weise fesselnd.

Dr. B. Laufer-Köln.

430. F. Grenard: Le Tibet. Le pays et les habitants. Avec une carte en couleur hors texte. 387 S. Paris, Armand Colin, 1904 (5 fr.).

Angesichts der englischen Expedition in Tibet wächst das Interesse des großen Publikums am Lande der Lamas. Diesen günstigen Zeitpunkt haben Verfasser und Verleger benutzt, um ein lesbares, fesselndes und belehrendes Buch über das Thema in handlichem Format, gutem Druck und zu billigem Preise auf den Markt zu bringen. Es ist ein teilweiser Wiederabdruck des großen und kostspieligen Werkes „Mission scientifique dans la Haute Asie, 3 vols, 1897—98" desselben Verfassers, und es war in der Tat ein glücklicher Gedanke, auf diese Weise den wertvollen Inhalt desselben allgemein zugänglich zu machen. Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste enthält die Beschreibung der berühmten Reise des Forschers Dutreuil de Rhins, dessen Begleiter Verfasser war, und den bekanntlich 1894 ein tragisches Ende in Tibet zu früh der Wissenschaft entriß. Der zweite Teil gibt in elf Kapiteln eine vortreffliche Gesamtübersicht über das Land und seine Bewohner, ihren physischen und moralischen Habitus, ihre Geschichte, materielle Kultur, soziales und ökonomisches Leben, Viehzucht, Ackerbau, Industrie, Handel und Handelswege, Religion, Organisation der Geistlichkeit, Verwaltung und Politik. Verfasser kann fast als der einzige bezeichnet werden, der tiefer gehende Studien des tibetanischen Gesellschaftslebens gemacht hat, und seine Ausführungen über dasselbe verdienen vollste Beachtung. Seine Beiträge zur Bon-Religion bringen manches Neue und helfen manche früher dunkle Punkte aufklären. Wir wünschen dem inhaltreichen und zuverlässigen Buche die weiteste Verbreitung. *Dr. B. Laufer-Köln.*

431. H. Cordier: Bibliotheca Sinica. Dictionnaire bibliographique des ouvrages relatifs à l'Empire chinois. 2ème édit., revue, corrigée et considérablement augmentée. Vol. I, fasc. I. Paris, Janvier 1904. 416 Spalten.

Die bekannte Bibliographie Chinas, von der das erste Heft vorliegt, erscheint in einer neuen Auflage zu sechs Lieferungen (à 25 Frcs.). Die Haupteinteilung des Werkes in fünf Abschnitte: das eigentliche China, die Fremden in China, Beziehungen der Fremden mit den Chinesen, die Chinesen bei den fremden Völkern, die Tributländer Chinas, kann als eine ziemlich glückliche bezeichnet werden; dagegen laufen bei den Unterabteilungen manche Ungleichmäßigkeiten und Inkonsequenzen unter. So werden in dem Abschnitt „Politische Geographie" bei der Insel Formosa Naturgeschichte, Ethnographie, Reisen, Geschichte der Fremden, Missionen hintereinander abgehandelt, während diese Gegenstände für die anderen Landesteile erst in besonderen Hauptabschnitten rubriziert werden. Die technische Einrichtung läßt vieles zu wünschen übrig; man vermißt empfindlich die Bezeichnung der einzelnen Artikel und Nummern, die ein leichtes schnelles Aufsuchen und Zitieren ermöglichen würden, die Hervorhebung der Autornamen durch

den Druck, die mit denselben Typen wie der Titel gedruckt und in vielen Fällen irgendwo hinter einem langen Titel versteckt sind. In dieser Hinsicht hätte sich Verfasser die von Scherman edierte Orientalische Bibliographie zum Muster nehmen sollen. Die vorliegende Lieferung umfaßt allgemeine Werke, Geographie, Nomenklatur, Ethnographie und Anthropologie, Naturgeschichte. Die neuere Literatur ist mit großer Sorgfalt nachgetragen, doch sind auch noch viele Lücken geblieben, was indessen bei der letzten Hochflut der Chinaliteratur nicht wunder nimmt. Besonders die Bibliographie von Peking und Shantung könnte noch stark ergänzt werden. Die neueren deutschen Pläne von Peking und Tientsin sind nicht erwähnt, auch nicht das Buch von R. Fortune, Yedo and Peking, Lond. 1863. Eine russische Schrift über den Wu t'ai shan (Spalte 226), durch seine lamaistischen Heiligtümer berühmt, ist irrtümlich unter die Provinz Shantung gestellt, anstatt zu Shanhsi, während im Artikel Shanhsi die weitere Literatur über dieses Thema gar nicht zitiert ist. Zuweilen erfährt Verfasser bei der Rubrizierung gewisser Schriften und bestimmter Provinzen oder Ortschaften sehr äußerlich: so erwähnt er z. B. bei der Provinz Shanhsi das Buch eines Missionars mit dem Titel „Days of blessing in Inland China, being an account of meetings held in the province of Shan-si etc.“ Dieser Traktat gehört offenbar in die Missionskunde, aber nicht in die Geographie. Während die Literatur über die Geographie Chinas 249 Spalten füllt, ist die der Ethnographie und Anthropologie auf nur 15 abgetan! Und davon kommen nur $8^1/_2$ auf das eigentliche China, der Rest auf die Urvölker, wie Miaotse, Hakka, Lolo usw. Diese Statistik sollte doch zu denken geben und vor Augen führen, wie gering noch unsere Kenntnisse von der Ethnographie Chinas sind. Zahlreiche Naturvölker sind uns ethnographisch in der Tat besser bekannt als die Chinesen. Bei der Bibliographie der Bronzetrommeln (Spalte 364) sind die Arbeiten von W. Foy gänzlich vergessen. *Dr. B. Laufer-Köln.*

432. Hans J. Wehrli: Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw (Kachin) von Ober-Burma. XVI u. 83 S. m. 1 Karte u. 5 Taf. Suppl. z. Intern. Arch. f. Ethnogr. 1904, Bd. XVI.

Verfasser hat sich die verdienstliche Aufgabe gestellt, die Berichte über das in Ober-Burma lebende Volk der Chingpaw oder Kachin, wie sie sich meist zerstreut in Zeitschriften und Reports an die englisch-indische Regierung finden, zu sammeln und so weit wie möglich aus eigener Erfahrung zu ergänzen sowie kritisch zu verarbeiten. Er behandelt demgemäß in einem einleitenden Kapitel Namen, Wohngebiet und Volkszahl. Das Volk selbst bezeichnet sich als Chingpaw (nach den offiziellen Berichten der englisch-indischen Verwaltung von Burma) oder Singpho (nach der offiziellen Schreibweise der englisch-indischen Verwaltung von Ober-Assam), die Burmaner nennen es Kachin. Das Zentrum seines Wohngebietes liegt am Oberlaufe des Irawaddy und seines Hauptnebenflusses, des Chindwin. Im Zensus von Burma für 1902 wurden rund 66 000 Köpfe gezählt, es ist dies aber nur eine oberflächliche, wahrscheinlich viel zu niedrige Schätzung, die außerdem diejenigen Chingpaw, die außerhalb Burma wohnen, nicht mit einbegreift. — In einem zweiten Kapitel spricht Verfasser über die europäischen Beziehungen zu den Chingpaw, die sich nicht weiter als bis etwa 1800 zurück verfolgen lassen, und im Anschluß daran verbreitet er sich über die Geschichte und Vorgeschichte, die Wanderungen und Herkunftssagen dieses Volkes. Wir ersehen daraus, daß die Chingpaw erst im 18. Jahrhundert in ihre heutigen Gebiete eingedrungen sind, die sie immer weiter nach Süden auszudehnen

wissen. Sie stammen aus nördlicheren Gebieten; während aber die meisten Sprachforscher geneigt sind, eine Wanderung von Nordwesten her anzunehmen, weisen die Stammessagen der Chingpaw eher auf eine solche von Nordosten hin. — Ein drittes Kapitel beschäftigt sich mit der Stammesgliederung (im Anschluß an die Stammesgeschichte der Chingpaw selbst) und ein viertes Kapitel mit der „Physis" des Volkes, das — wenn sich auch kein fester somatischer Typus aufstellen läßt — doch zu den mongolischen Völkern gerechnet werden muß.

Mit den nächsten Kapiteln kommen wir dann zur eigentlichen Ethnographie. Kapitel 5 („Soziologie") und Kapitel 6 („Politische Organisation") widmen sich den sozialen Verhältnissen bei den Chingpaw: es herrscht ein vaterrechtliches Sippenwesen mit Blutrache, Exogamie mit bestimmtem Connubium, Levirat, freie Liebe der Jugend im Junggesellenhaus und keusche Ehe; die Häuptlingschaft ist beschränkt, neben den Dorfhäuptlingen (die alle zu einer großen Familie gerechnet werden) stehen zwei bis drei Beiräte, ja es finden sich sogar demokratische Ortschaften; außer den adligen Häuptlingsfamilien und der freien Masse des Volkes gibt es noch Sklaven. — In Kapitel 7 wird die materielle Kultur mit Einschluß der Wirtschaft behandelt; hervorgehoben seien die auf Pfählen ruhenden und für einen ganzen Familienverband von 20 bis 30 Personen bestimmten Langhäuser, sowie der Handel in Nephrit und Burmit mit den Chinesen, die sich deshalb schon seit dem 13. Jahrhundert in die Kachinberge wagten. — Es folgt die Besprechung der geistigen Kultur, die mit den religiösen Vorstellungen und Gebräuchen in Kapitel 8 und 9 beginnt. Animismus und Ahnenkult, verbunden mit Anfängen einer Naturmythologie bilden die Grundlage der Chingpawreligion. Erde, Sonne und Mond werden besonders durch Opfer verehrt; es gibt Schöpfungs- und Flutsagen ganz der Art, wie sie sonst aus Asien und Ozeanien bekannt sind; die Annahme einer Seelenwanderung und eines Seelengerichts bei den südlichen Chingpaw erinnert an indische Vorbilder, ist aber auch bei zahlreichen Naturvölkern zu finden. Den Verkehr der Menschen mit den Geistern (Nat) vermittelt eine Art von Schamanen: sie leiten z. B. die Opfer, die in großem Maßstabe zur Förderung des Ackerbaues veranstaltet und bei denen vor allem Tiere geschlachtet werden; sie fungieren aber auch als Ärzte und Wahrsager. — In dem nächsten Kapitel „Sitten und Gebräuche" werden die Gebräuche bei der Geburt und Namengebung, bei der Hochzeit (Scheinentführung!) und Bestattung, bei Bündnissen und Schwüren besprochen. — Ein letztes Kapitel beschäftigt sich mit dem Wissen und den Kenntnissen der Chingpaw. Eine Schrift fehlt, aber es gibt Einkerbungen, Knotenschnüre und Zeichnungen als Gedächtnishilfe. Das Zahlensystem und die Zeitrechnung stehen auf einer ziemlich hohen Stufe.

Die der Arbeit beigegebenen Tafeln bringen außer einem Familienhause eine Reihe Eingeborene in mannigfacher Ausrüstung zur Darstellung.

Einige neue Notizen über die Chingpaw (alias Kachin) siehe übrigens bei Jack, The Back Blocks of China, 1904. *W. Foy-Köln.*

433. S. van Ronkel: Over de herkomst van enkele arabische bastaardwoorden in het Maleisch. Tijdschr. voor Ind. Taal-, Land- en Volkenk. 1904, Bd. XLVII, p. 189—194.

Verfasser weist darauf hin, daß der arabische Einfluß sich in Südindien nicht direkt, sondern über Persien und Nordindien geltend gemacht habe, daß hier in Südindien arabische Worte, die schon durch das Persische und

Hindūstānī hindurchgegangen waren, weiterhin drāvidisiert wurden und in dieser Form zahlreich in den westlichen Archipelsprachen angetroffen werden.

W. Foy-Köln.

434. G. A. J. Hazeu: Eine „wajang beber"-Vorstellung in Jogjakarta. Int. Arch. f. Ethn. 1903, Bd. XVI, S. 128 bis 153 m. Taf. XVII u. XVIII.

Es ist dies die deutsche Übersetzung eines schon in den Notulen van de Algem. Vergad. van het Bat. Genootsch. van Kunsten en Wetenschappen 1902 erschienenen Berichtes, jedoch unter erstmaliger Beigabe von Illustrationen, die die verschiedenen Phasen der Schaustellung verdeutlichen sollen.

Wajang beber ist eine besondere Art javanischer Schaustellung, die im Vorzeigen von Bildrollen besteht, wozu eine Prosaerzählung (und zwar eine Pandjierzählung) mit monotoner Stimme vorgetragen wird. Sie ist im Aussterben begriffen und wird nur noch in wenigen Exemplaren angetroffen. Wer jetzt noch eine wajang beber-Vorstellung gibt, tut dies ausschließlich infolge eines Gelübdes, das er z. B. gelegentlich der Krankheit eines Kindes oder des Viehs getan hat; bei Festlichkeiten wird sie verschmäht. Gleichwohl umgibt den Apparat einer solchen Vorstellung, der von Generation zu Generation in derselben Familie vererbt wird, eine ehrfurchtsvolle Scheu; er wird sogar personifiziert und gleich einem Fetisch verehrt.

Der Apparat besteht aus einem 1 m langen, 15 cm breiten, 25 cm hohen Holzkasten mit Deckel und vier niedrigen Füßen (koṭak), in dem die übrigen Utensilien aufbewahrt werden, vor allem sieben Bildrollen von 50 cm Breite und mindestens 2 m Länge mit je einem runden Stab an den Enden. Der Vorzeiger (dalang) nimmt hinter der Kiste Platz und stellt die einzelne Bildrolle, nur zum Teil aufgerollt, mittels der Endstäbe vor sich auf, indem er dazu Ösen auf der Rückseite der Kiste benutzt. Der Text der Erzählung und der sichtbare Bildteil sollen sich nun immer entsprechen, was aber in dem vom Verfasser beobachteten Fall nicht mehr ganz genau zutraf: der Vorzeiger war aus der Übung gekommen. *W. Foy-Köln.*

435. A. W. Nieuwenhuis: Kunstperlen und ihre kulturelle Bedeutung. Int. Arch. f. Ethn. 1903, Bd. XVI, S. 136 bis 154, m. Taf. XIX.

Verfasser hat Gelegenheit gehabt, bei der dajakischen Bevölkerung von Zentral-Borneo die Bedeutung der Kunstperlen genauer zu studieren. Wir erfahren dabei, daß bei den verschiedenen Stämmen verschiedene Arten von Perlen im Umlauf sind. Bei den Bahau und Kĕnja sind es Perlen aus Glas, Porzellan und glasiertem Ton, die neuerdings hauptsächlich aus Singapore eingeführt werden; die Eingeborenen selbst verfertigen nur aus einer einzigen Steinart, einem Syenit, durch Schleifen und Durchbohren zylindrische Perlen. Alte, meist verwitterte Perlen werden vielfach in der Erde gefunden, da die Toten früher ebenso, wie heute, mit ihrem kostbaren Besitz an Perlhalsketten und -Gürteln, mit Mützen und Kleidern voll Perlverzierungen begraben wurden. Soweit die Herkunft dieser Perlen aus Gräbern den Eingeborenen bekannt ist, werden sie von ihnen aus Totenscheu nicht selbst gebraucht, wohl aber an fremde Stämme verhandelt. Auch sonst besteht ein ausgedehnter Handel in diesem Artikel; für die ursprünglichen Dajak bildet der Einkauf von Perlen den wichtigsten Anlaß zu Unternehmungen von monate-, ja selbst jahrelangen Reisen aus dem einen Gebiet ins andere; aber auch von auswärts werden ihnen alte Perlen zugeführt. So konnte Verfasser 1902

konstatieren, daß Eingeborene von Kroé in Benkulen (Sumatra) nach West-Borneo und von dort den Kapuas aufwärts ins Innere zogen, um ihre alten Perlen den Bahaustämmen zu verkaufen; aus dem Kapuasgebiet zogen sie dann sogar über die Wasserscheide zum Mahakam, fuhren den Fluß hinab bis zur Ostküste und kehrten von dort in ihre Heimat zurück, nachdem sie auf dieser Reise quer durch die Insel ihre Perlen sehr vorteilhaft an den Mann gebracht hatten. Gewisse Sorten alter Perlen werden bei den Dajaks sehr hoch bewertet, es gibt Preise von 100 fl. für eine einzige Perle, und der Sultan von Kutei besitzt sogar eine Perle, die er 40000 fl. wert schätzt. Jede der verschiedenen Perlarten führt einen besonderen Namen und hat ihren bestimmten festen Preis, der aber von augenblicklicher Nachfrage und Angebot abhängig ist. Verwendung finden die Perlen zu Schmuck und zu Verzierungen von Schwertern, Kleidungsstücken u. dgl.; die wichtigste Rolle spielen sie aber gelegentlich verschiedener Lebensereignisse und bei religiösen Feierlichkeiten. Dem Kinde werden schon bei der Geburt eine kleine Halskette und ein Armband aus diesen Perlen angelegt; Mann und Frau beschenken sich bei der Eheschließung mit Perlen; dem Toten werden sie in reichem Maße mitgegeben u. dgl. mehr. Wenn die Priesterinnen bei Krankenheilungen oder bei der Feier der Ackerbaufeste die sie beseelenden Geister zur Hilfe herbeirufen, benutzen sie als wirksamste Lockmittel Perlenschnüre und Perlenschmuck, die aber in Form und Zusammenstellung je nach der Feierlichkeit verschieden sind.

Nach der sehr interessanten Schilderung der einschlägigen Verhältnisse bei den Dajaks Zentralborneos geht dann der Verfasser dazu über, das Problem der geschichtlichen Entwickelung der Perlenproduktion zu beleuchten. Er findet ihren Hauptausgangspunkt in Ägypten, wo zur neolithischen Zeit nur Perlen aus Natursteinen hergestellt wurden. Als man dann bereits gelernt hatte, Perlen, namentlich Fayenceperlen, durch eine Glasur zu verschönern (XII. Dynastie), währte es doch noch Jahrhunderte, bevor die Herstellung von Glas für Perlen und andere Gegenstände gelang (XVIII. Dynastie, ca. 1600 bis 1400 v. Chr.). Alle Materialsänderungen überdauerten aber die Formen der Perlen, die sowohl in der alten wie in der neueren Zeit zylindrisch, tonnen- oder doppelt kegelförmig waren. Nach dem Verfasser sind es nun die Phönizier gewesen, die am meisten dazu beigetragen haben, diesen Industriezweig der Ägypter in der Welt zu verbreiten, indem sie die ägyptischen Perlen entweder einfach nur als Händler vertrieben oder auch industriell nachahmten. Wir finden Perlen derselben Art wie die ägyptischen in neolithischen Pfahlbauten Norditaliens und in Gräbern der Bronzezeit von Mittelitalien, wir finden sie aber auch noch weiter nördlich in den Pfahlbauten der Schweiz, sie wurden später von den Etruskern nachgeahmt und auch bei den Griechen der vorhellenischen Zeit sind sie der Anlaß zu eigenen Versuchen gewesen. So ergibt sich, daß die Kunstperlen, die in der vorrömischen Zeit bei den Völkern am Mittelländischen Meere verbreitet sind, einen sehr verschiedenen Ursprung haben, sie stammen aus Ägypten, Phönizien und seinen Kolonien, Etrurien und Griechenland, lassen sich aber, da sie alle einander ähnlich sind, ihrem genaueren Ursprunge nach nicht bestimmen. Mit der Ausbreitung der römischen Herrschaft begegnen wir ihnen auch überall in den römischen Gräbern, daneben kommen aber bestimmte geriefelte Perlen auf, die für die römische Kaiserzeit charakteristisch sind. Lokale Nachahmungen der Perlen lassen sich dann noch bei den Franken und Alemannen des 5. und 6. Jahrhunderts nachweisen. Später war es dann Venedig, das die alte Perlenindustrie wieder aufnahm und zu ungeahnter Höhe brachte; es beherrschte

damit im Mittelalter den ganzen europäischen Markt. Die Industrie nahm einen so großen Umfang an, daß die Glasöfen von der Stadt fort auf die Insel Murano verlegt wurden. Hier werden Perlen im allgemeinen jetzt noch nach den alten Mustern der Ägypter und Phönizier verfertigt und sind bisweilen von den gut konservierten echten alten Perlen schwer zu unterscheiden. In der Gegenwart haben sich dann weitere Zentren für Perlenindustrie in Birmingham und in Gablonz (Böhmen) gebildet. Von diesen drei Orten aus sind in den letzten Jahrhunderten und Jahrzehnten ungezählte Mengen Perlen zu allen unzivilisierten Völkern exportiert worden. Für die ostindische Welt kommt dann noch Cambay (Vorderindien) als ein viertes Fabrikationszentrum in Frage, wie Rouffaer nachgewiesen hat, und auch in Japan und China sind Perlen selbständig angefertigt worden. Die Untersuchungen des Verfassers ergeben aber, daß es sich, soweit es sich um alte Perlen aus Glas, Porzellan oder Fayence handelt, kaum ausmachen läßt, woher die einzelne Perle stammt, besonders nicht, ob sie ägyptischen, phönizischen oder venezianischen Ursprungs ist, da die jüngeren Perlen immer im großen und ganzen den älteren Mustern nachgebildet wurden. Daher können die Kunstperlen nicht, wie Bernstein und Kaurimuscheln, sei es ihrer Form oder ihrem Materiale nach, dazu dienen, alten Handelsbeziehungen zwischen den verschiedenen Teilen der alten Welt auf die Spur zu kommen. Wenigstens ist es mit dem Verfasser für sehr unwahrscheinlich zu halten, daß sich unter dem sehr mannigfaltigen Material, das für die Perlenfabrikation verwendet worden ist, Bestandteile finden lassen, die für bestimmte Zeiten oder bestimmte Orte charakteristisch sind.

Das schwierige Problem der Kunstperlen dürfte somit von der Tagesordnung zu setzen sein, soweit es sich nicht nur um die allgemeine Bestimmung des Weges handelt, auf dem die Perlen zu den einzelnen Völkern gelangt sind. *W. Foy-Köln.*

436. J. H. Hissink: Het pepadonwezen en zijne attributen in verband met de oude staatskundige indeeling in marga's en het huwelijksen erfrecht in de afdeeling Toelang Bawang der Lampongsche districten. Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk. 1904, Bd. XLVII, p. 69—167.

Die eigenartige Bedeutung, die in den Lampongs Titel und Würdeabzeichen haben, wird hier zum ersten Male erschöpfend behandelt. Da von diesem Titelwesen alle Rangunterschiede abhängen, so beeinflußt es auch alle sozialen Einrichtungen, insbesondere Hochzeit und Erbrecht, die dadurch eine verwirrende Mannigfaltigkeit annehmen.

Die Lampongs zerfallen in eine größere Anzahl *mega*'s (sanskritisch *varga*) oder Bezirke, an deren Spitze zunächst immer je ein Nachkomme von den angeblichen Hauptleitern der früheren Wanderungen des Volkes gestanden hat, der sog. *penjimbang mega.* Der *mega* umschließt nun wiederum mehrere Kampongs, Ansiedelungen (*tijoe*'s), und diese setzen sich wiederum aus mehreren Familienverbänden (*soekoe*'s) usw. zusammen. Die Stifter dieser *tijoe*'s, *soekoe*'s usw. und deren Nachkommen im Amte heißen *penjimbang tijoe*, *penjimbang soekoe* usw. Neben diese durch Erfolge erworbenen Ehrenämter, die sich mit einer gewissen patriarchalischen Macht verbanden, trat zu einer nicht näher bestimmbaren Zeit das Wahlhäuptlingstum, das die eigentliche Macht in Händen hatte. Soweit wären die Verhältnisse noch ziemlich einfach, wenn nicht durch die Beziehungen der Lampongs zu Bantam auf Java im 18. Jahrhundert unter den Bewohnern des ersteren Gebietes eine Sucht nach Titeln und Würden ausgebrochen wäre. Diese wurden denn

auch den Penjimbangs und anderen Edlen der Lampongs durch den Sultan von Bantam aus diplomatischen Gründen, gegen Geschenke von Pfeffer und schließlich sogar gegen Bezahlung, in reichem Maße zuteil. Zu den Würdeabzeichen, die damals bei den Lampongern Einzug hielten, gehört auch das Recht, bei besonders feierlichen Gelegenheiten einen erhöhten Sitz, eine Art Sessel (*pepadon*) zu besteigen (die Handlung wird mit *naik pepadon* bezeichnet), der im Versammlungssaal des Kampongs (*sesat*, der auch als Schlafraum der Jünglinge und Fremden dient) aufgestellt blieb. Dieses Recht nahmen zunächst nur die Megahäuptlinge für sich in Anspruch, aber bald verbanden sich mit dem Aufstellen eines *pepadon* Pflichten in Gestalt von festlichen Veranstaltungen und Geldverteilungen an die Megagenossen, so daß es allmählich Sache des Reichtums wurde und von einem Vorrecht der Häuptlinge zu einer allgemein erreichbaren Würde (*pangkat*) herabsank. Schließlich taten sich aber die *pepadon*-Besitzer zusammen und setzten fest, daß nur noch mit ihrer Zustimmung jemand die Würde des *pepadon* sich zulegen durfte und daß sie in der männlichen Linie erblich sein sollte, also immer auf den ältesten Sohn vererbt wurde, zusammen mit dem übrigen Besitztum der Familie. Die Erben der *pepadon*-Würde hießen nun *penjimbang pangkat*, denen die *penjimbang adat*, die Nachkommen der ersten Stifter der *mega*'s, *tijoeh*'s und *soekoe*'s gegenüberstehen. Verschiedene Vorschriften regeln nun die Schritte, die einzuschlagen sind, um beim Fehlen eines regelrechten männlichen Erben doch die *pepadon*-Würde vererben zu können; es kommen Adoptionen in Frage, die aber stets mit gewissen Kosten für den Adoptierenden oder Adoptierten verbunden sind. Die Neuerwerbung der *pepadon*-Würde ist gleichfalls nach ganz bestimmter Preisliste geregelt, und zwar je nachdem man den *pepadon-mega*, *-tijoeh*, *-soekoe* oder zwei noch niedrigere Grade erwerben wollte. Scheinen auch an sich die Kosten sehr hoch zu sein, so sind sie doch schon frühzeitig dadurch gemildert worden, daß der Grundpreis (Geld und Ochsen) mit verschiedenen anderen Gegenständen bezahlt werden konnte und dabei die für das Geld eintretenden Leistungen sehr hoch, die Ochsen aber sehr niedrig bewertet wurden. Außerdem erwarb man sich zugleich mit der *pepadon*-Würde auch nicht immer alle Attribute, die dazu gehörten und die man bei Festlichkeiten u. dgl. anlegen durfte, sondern man verschaffte sich dieselben, wie es die Mittel erlaubten. Es gibt nämlich eine außerordentlich große Reihe von *pepadon*-Attributen, die nach den verschiedenen *pepadon*-Graden zum Teil verschieden und alle mit beträchtlichen Kosten verbunden sind. Und wie der Erwerb der *pepadon*-Würde nur mit großen Geldopfern möglich war, so gebot es die Sitte (*adat*), auch bei jedem neuen Besteigen des Sessels Festlichkeiten zu veranstalten, zu denen sich die Penjimbangs und Großen des Landes glückwünschend einfanden. Das Streben jedes Lampongers war es aber, soweit er überhaupt das Recht der *pepadon*-Würde durch Erbschaft besaß, wenigstens einmal in seinem Leben den Sessel zu besteigen. Auch der Fortzug aus einem *pepadon*-Bezirk in einen anderen ist mit Unkosten für Festlichkeiten u. dgl. gepaart. Anderseits ist der Brautpreis für Töchter von *pepadon*-Besitzern höher als für gewöhnliche Sterbliche, und die Bußen, die für irgend welche Vergehen gegen das *pepadon*-Wesen zu zahlen sind, fallen (oder fielen wenigstens früher) den *pepadon*-Besitzern zu.

Die Rangunterschiede, die durch das *pepadon*-Wesen hervorgerufen wurden, haben nun, wie Verfasser nachweist, auch das Erbrecht in starkem Maße beeinflußt. Schon der Brautpreis, der von dem Bräutigam an den Schwiegervater zu zahlen ist, ist je nach dem Range des Brautvaters ver-

schieden und verhältnismäßig sehr hoch; es muß jedoch berücksichtig werden, daß auch hier wieder mit Gegenständen bezahlt werden kann, die fiktiv hoch bewertet sind. Ja, um bloß den Schein zu wahren, geht man sogar so weit, daß man sich Wertgegenstände von anderen für den Brautpreis leiht und sie dann nach der Hochzeit mit Zustimmung der Brauteltern wieder zurückgibt. Überall kommt bei den Lampongern der Schein zum Ausdruck: auch die Höhe der Bußen bei der Lösung einer Brautschaft richtet sich nur danach, wo die Verlobung publiziert worden ist, und zwar gibt es drei bestimmte Formen. Im Anschluß hieran bespricht dann der Verfasser die sieben Heiratsformen, die im Toelang Bawang-Distrikt gebräuchlich sind (darunter die Leviratsehe und das Dienen um die Braut). Überall bei den Festlichkeiten (z. B. beim Bräutigamszug und bei den Tänzen) machen sich wieder die Unterschiede in der *pepadon*-Würde und ihr Vorrang gegenüber dem gewöhnlichen Volke bemerkbar. Alle Einzelheiten der Hochzeitsformen zu besprechen, würde hier zu weit führen. Erwähnt sei jedoch, daß die dritte Form, die durch „Entführung" (eine Art „Frauenraub"), hauptsächlich stattfindet, um den Brautvater vor ein fait accompli zu stellen und dadurch den Brautpreis herabzumindern. Und auch hier wiederum ein Beleg für das Scheinleben der Lamponger: Oft ist der Brautvater insgeheim mit der Entführung einverstanden, da er dann ohne Scham, ohne das Gefühl der Demütigung einen niederen Preis für seine Tochter fordern und sie auf diese Weise eher oder ohne Standesrücksichten an einen Freier, der ihm gerade paßt, verheiraten kann. Das gibt zu denken für die Beurteilung manches „Frauenraubes", wenngleich auch bei den Lampongern früher ein gewaltsames Entführen (*tindjoek*) gebräuchlich gewesen sein soll.

Heutzutage ist dieser ganze Sittenkomplex unter holländischem Einflusse schon in Verfall gekommen, ohne daß gerade immer ein passender Ersatz dafür geboten würde oder geboten worden wäre. *W. Foy-Köln.*

437. J. H. Neumann: De tĕndi in verband met Si Dajang. Mededeel. v. wege het Nederl. Zendelinggenootsch. 1904, deel XLVIII, 2, p. 101—145.

Ein außerordentlich interessanter Aufsatz über wichtige Teile der Weltanschauung der Karo-Battaks auf Sumatra. Unter *tĕndi* ist die Seele zu verstehen, die zugleich als Lebenskraft, als zweites Ich, als Doppelgänger im Körper wohnt, die ihn zeitweilig verlassen kann und beim Tode endgültig verläßt. Der *tĕndi* des Menschen lebt dann als Geist (*begu*, eigentlich „Schatten"), als Gott (*dibatta*) der Mitte, auf Erden. Oft findet man statt eines sieben verschiedene *tĕndis*, die sich zum teil als individualisierte Hauptträtigkeiten und Charaktereigenschaften des Menschen entpuppen. Verfasser möchte besonders zwei *tĕndis* unterscheiden: einen mehr individualisierten, der später *begu* wird, und einen, der mehr die allgemeine Lebenskraft darstellt und beim Tode als Atem entweicht, Wind wird, zur Weltseele zurückkehrt. Joustra stellt in derselben Zeitschrift, S. 156, das Wort *tĕndi*, das man auch als *tundi* hört und das in der Sprache der Toba-Battak *tondi* heißt, mit dem altjavanischen *tonḍe*, „Gegenstück", zusammen.

Einen *tĕndi* hat nicht nur der Mensch, sondern auch Tiere und Pflanzen sind mit solchen begabt. Unter diesen spielt der *tĕndi* des als Nahrung der Battaks so wichtigen Reises eine besondere Rolle; er führt den Namen Si Dajang, wird weiblich vorgestellt und gilt als Schöpfer der Menschen. Des weiteren erscheint aber Si Dajang überhaupt als die schaffende und erhaltende Kraft in der Welt, als das Alleben, als die gnädige Mutter

Natur — mag dies nun eine spätere Verallgemeinerung ihres ursprünglichen Wirkungskreises sein, wobei die vage sprachliche Bedeutung von Si Dajang (etwa „verehrter Geist") mitgeholfen haben könnte, oder mag Si Dajang von Haus aus eine Individualisierung der Weltseele sein, die sich für den Battak am augenfälligsten im Reis offenbarte. Eine auf vergleichender Basis beruhende Erklärung der vom Verfasser mitgeteilten Mythe, in der Si Dajang die Hauptrolle spielt, könnte hier vielleicht weiterführen; das, was Verfasser S. 139 ff. dazu bemerkt, scheint mir nicht ganz einwandfrei zu sein.

Nicht zu übersehen ist, was Verfasser als Grund der Zahnverstümmelungen, des Schwarzfärbens und Schmückens der Zähne beizubringen weiß (S. 134 f.). Weil der Reis als wichtiger Geist vorgestellt wird, der dem menschlichen Körper Lebenskraft bringt, so will man durch jene Zahnverstümmelungen seinen Eintritt in den menschlichen Körper erleichtern, ihn durch Schmuck u. dgl. freundlich stimmen. Anderseits wird bei Vornahme der Operation dem *tĕndi* des Menschen ein Geschenk dargebracht, damit er nicht ungnädig werde und weglaufe. *W. Foy-Köln.*

438. **J. E. Jasper: Inlandsche methoden van horn-, been-, schildpad-, schelp- en paarlemoerbewerking.** Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkd. 1904, Bd. XLVII, p. 1—54 (mit 6 Taf. u. zahlr. Abbildg.).

Im ostindischen Archipel ist die Horn-, Knochen-, Schildpatt- und Muschel-Bearbeitung weit verbreitet. Verfasser will darüber einen Überblick geben und behandelt zunächst die Bearbeitung von Horn, wie er sie durch eigenes genaues Studium im Kampong Boeboettan (Soerabaja) kennen gelernt hat. Die Hornbearbeitung ist hier, trotz ihres großen Absatzes, eine Hausindustrie, die von ärmeren Eingeborenen meist nur einige Stunden des Morgens ausgeübt wird. Selten trifft man Meister, die, reich geworden, mehrere Gesellen beschäftigen und selbst nur noch zugreifen, wenn es ihnen gerade paßt. Eingehend wird dann die Fabrikation von hörnernen Glasdeckeln und vier Sorten Kämmen geschildert, wobei alle in betracht kommenden Arbeitsgeräte unter Angabe der Preise, die sie dem Fabrikanten kosten, beschrieben und abgebildet werden. Es ist eine überraschende Anzahl von Instrumenten, die wir da kennen lernen und die zeigen, welche große Summe von Arbeit und Geschicklichkeit selbst zu so einfachen Gegenständen, wie es die Glasdeckel und Kämme sind, erforderlich ist. — Des weiteren schildert Verfasser noch die Herstellung einer Reihe anderer hörnerner Gegenstände, als da sind: Handgriffe von Fahrradlenkstangen, Tabakspfeifen, Spazierstöcke, Löffel, Salatgabeln und -zangen, Kratzer beim Jucken des Körpers, Griffe von Wajangfiguren, Uhrketten, Serviettenringe, Zigarrenetuis, Manschettenknöpfe, Kreisel, Halsbänder, Armbänder, Ohrknöpfe u. dgl. —, alles Dinge, die gleichfalls meistens in Soerabaja zu kaufen sind. Daneben werden die verwandten Erzeugnisse von anderen Gebieten des malaiischen Archipels aufgeführt und zum teil auch in besonders charakteristischen Formen abgebildet. Weiter nichts als eine Übersicht über die im malaiischen Archipel auftretenden Formen, die nicht immer auf der Höhe der Wissenschaft steht, ist dann die Besprechung der Knochen- und Muschelindustrie: man merkt, daß hier der Verfasser nicht eigentlich zu Hause ist. Dagegen bringt die Schilderung der Schildpattfabrikation zwischendurch wieder interessantere Angaben.

Erwähnt sei noch, daß die auf Tafel VI abgebildeten „Perlmutterhaken zum Aufhängen erbeuteter Menschenköpfe" von der Westabteilung Borneos (vgl. S. 53) recht verdächtig sind und an polynesische Angelhaken gemahnen.

W. Foy-Köln.

439. B. Hagen: Die Gajos auf Sumatra. Globus 1904, Bd. LXXXVI, Nr. 2, S. 24 bis 30.

In seiner Arbeit über das Gajoland (Batavia 1903) hat Snouck Hurgronje auf Grund linguistischer Studien die Behauptung aufgestellt, daß die Gajos und Bataks keine Verwandtschaft zueinander besäßen, daß die ersteren vielmehr ein älteres, ursprünglicheres Bevölkerungselement Sumatras darstellen. Den zweiten Teil dieser Behauptung bestätigt Verfasser auf Grund seiner eigenen Beobachtungen (s. Zentralbl. f. Anthr. VIII, S. 296), die Richtigkeit des ersteren bestreitet er indessen.

Die Gajos charakterisieren sich als Leute von kleiner, gedrungener Statur mit einem umfangreichen und langen Kopfe, sehr hoher, breiter Stirn, vorstehenden Jochbögen, kurzer, breiter, platter Nase, langem Rumpfe, kurzen Beinen und mittellangen Armen. Die Bataks fallen in ihren Körperproportionen gänzlich in den Rahmen dieses Menschentypus, nur macht sich bei ihnen noch ein zweiter, ein Mischtypus von schlankerer Gestalt und längerem Gesicht, stärker geltend, als Verfasser an den Gajos beobachten konnte. Das ursprüngliche Bevölkerungselement hat sich eben bei den Gajos (und auch den Alas) reiner erhalten, bei den Bataks ist es stärker gemischt. Auch in ethnologischer Hinsicht bieten die beiden Völker keinen generellen, sondern nur graduellen Unterschied, und zwar in der Weise, daß die sozialen und politischen Zustände auf der gleichen Grundlage (Ackerbau mit Beginn von Viehzucht, Geschlechterorganisation) bei den Bataks eine fortgeschrittenere, weiter entwickeltere, zur Stabilisation gelangte Form darstellen, während bei den Gajos noch alles fluktuiert und teils im Zerfall, teils im Werden begriffen ist. Bei den Gajos tritt uns also das alte, ur- oder prämalaiische, ethnische Element Sumatras reiner und unvermischter entgegen als bei den Bataks. Beide Stämme dürften der urmalaiischen oder indonesischen Rasse angehören, zu welcher nicht bloß die Völker im Inneren des malaiischen Archipels (die schon bekannten Stämme auf Malakka und den Philippinen, die Toradjas und Toalas auf Zelebes, Tenggeresen auf Java, Ulu ajar und andere auf Borneo) zählen, sondern die auch den Grundstock der Papuas, Melanesier, Australier und Südsee-Insulaner ausmacht. Diese alle dürften „als Lokalvariationen und Reste einer allgemeinen großen südlichen Urrasse" anzusprechen sein.

Beigegeben sind dem Aufsatze eine Reihe Abbildungen, die sich auf vom Verfasser seinerzeit mitgebrachte Gebrauchsgegenstände der Gajos (Flechtmuster, Metallarbeiten usw.) beziehen. *Buschan-Stettin.*

440. G. W. W. C. van Hoëvell: Mitteilungen über die Kesseltrommel zu Bontobangun (Insel Saleyer). Int. Arch. f. Ethn. 1903, Bd. XVI, S. 155 bis 157 (m. Taf. XX u. XXI).

441. J. D. E. Schmeltz: Einige vergleichende Bemerkungen über die Kesseltrommel von Saleyer. Ebendas. S. 158 bis 161.

Unter den Altertümern Südostasiens und der sich daran anschließenden Inselwelt spielen gewisse Bronzetrommeln eine gewichtige Rolle: ihre Herkunft, ihre Geschichte, ihr Alter sind in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten erforscht worden, zuletzt von Heger in seinem zweibändigen Werke „Alte Metalltrommeln von Südostasien" (1902), wozu aber ein Artikel des Referenten in Mitt. Anthr. Ges. Wien XXXIII (1903), S. 390 ff. zu beachten ist. Eine der wichtigsten, ältesten und am reichsten ornamentierten Trommeln ist diejenige von Saleyer, die nach Zeichnungen von C. Ribbe zum ersten Male von A. B. Meyer in Publ. Kgl. Ethnogr. Mus. Dresden IV (1884)

veröffentlicht wurde. Diese Zeichnungen stellen sich nun aber als ziemlich ungenau heraus. Herrn Baron van Hoëvell, der lange Jahre das holländische Gouvernement von Celebes und den benachbarten Gebieten verwaltet hat, ist es nämlich möglich gewesen, die Saleyertrommel photographisch aufzunehmen und außerdem sie von einem einheimischen Lehrer zeichnen zu lassen. Die photographische Aufnahme ergibt einen 16strahligen Stern in der Mitte der Deckfläche und nicht, wie bei Meyer zu sehen, einen 24strahligen. Außerdem hat sich durch die photographische Aufnahme die Form der Wandung und die Ornamentik der Deckfläche genauer feststellen lassen, während für die Ornamentik der Wandung auch heute noch nur eine Zeichnung, eben die des einheimischen, von van Hoëvell dazu veranlaßten Lehrers, zur Verfügung steht, die auf Taf. XXI reproduziert ist. Hier scheinen denn auch die Ornamente in den Schiffen und zwischen den Längsstreifen des Mittelbandes, die nach Hegers Entdeckung auf Menschen mit großen Kopfaufsätzen zurückgehen, nicht richtig erfaßt zu sein; ohne zu wissen, worauf es ankommt, dürfte eine zutreffende Wiedergabe dieser Ornamentteile überhaupt nicht graphisch gelingen. Aber auch die Deckfläche der Trommel, die nach der Zeichnung des einheimischen Lehrers unter Benutzung der Photographie seitens des Lithographen auf Taf. XX reproduziert worden ist, ist noch nicht über alle Kritik erhaben. Besonders gilt dies für Zone 9, wo die hellen Flecken in den von der fortlaufenden Spirale gebildeten Feldern sicherlich mißverstandene Vogelköpfe sind, wie sie von Ribbe im allgemeinen richtig erkannt wurden. Auch macht es mir den Eindruck, wie wenn von den Zeichnern das Relief und der Fond nicht immer in gleicher Weise und korrekt wiedergegeben wären. So bleiben immer noch eine größere Reihe offener Fragen, wie schon Schmeltz S. 161 hervorhebt.

van Hoëvell bildet auch noch einmal das bronzene Becken ab, das schon Meyer nach einer Zeichnung Ribbes als Altertumsfund von Saleyer veröffentlichte und das, wie sich jetzt herausstellt, in der Nähe der Trommel ausgegraben worden ist. Wenn er aber in diesem Fundumstande die Bestätigung einer Mitteilung de Groots sieht, der einen chinesischen Bericht aus dem 16. Jahrhundert über bronzene Trommeln bei den südlichen Barbaren, den Man, anführt (Versl. en Meded. Kon. Ak. Wet., Afd. Letterk., 4ᵉ Reeks, II, 348), worin großer kupferner oder eiserner Pfannen als Beigabe der Trommeln Erwähnung getan wird, so kann ich ihm hierin nicht folgen. Einmal handelt es sich in dem chinesischen Berichte um Zeiten, die gegenüber dem Alter der Saleyertrommel als ganz moderne gelten müssen und auch um Trommeln, die typologisch viel jünger sind, als das Exemplar von Saleyer, so daß eine Übertragung der Gebrauchsumstände dieser jüngeren Trommeln auf das Exemplar von Saleyer sich nicht rechtfertigen ließe (vgl. Ref. a. a. O., S. 399); zweitens ist die ganze Art und Ornamentik des bronzenen Beckens so grundverschieden von derjenigen der Trommel, daß an eine gemeinsame Herkunft beider — der Fabrikation nach — gar nicht gedacht werden kann. *W. Foy-Köln.*

442. J. Fortgens: Van Sidangoli naar Ibu. Mededeel. v. wege het Nederl. Zendelinggenootsch. 1904, deel XLVIII, 1, p. 1—56 (m. Karte).

Fortgens leitet eine christliche Gemeinde zu Sidangoli an der Westküste Halmaheras. Ein großer Teil seiner Gemeinde besteht aus To Barus, die früher von der Landschaft Ibu im Nordwesten Halmaheras zugewandert sind. Dorthin wiederum sind sie nach ihren Stammessagen aus recht süd-

lichen Gegenden an Batjan, Tidore und Ternate vorbei zu Schiffe gekommen. Der Wunsch, die Stammväter seiner To Barus kennen zu lernen, veranlaßte den Missionar zu einer Reise nach der Landschaft Ibu. Wir erfahren dabei allerlei über die Sitten der dortigen To Baru, die noch Heiden und erst wenig von dem muhammedanischen Ternate, dem sie eigentlich unterworfen sind, beeinflußt erscheinen.

S. 21 bringt einige Angaben über das Ahnenhaus (o sàlu) und über das Gemeindehaus (sibùa oder palabua), das auch den Frauen als Festhaus dient (S. 48 f.); S. 42 ff. wird der Salu von Boròna, wohl der größte auf Halmahera, eingehend behandelt und auch in einer Skizze abgebildet. S. 22 ff. handelt über den Geist Djini, für den in der Mitte eines jeden Hauses, wo ein Medium (gomàtĕre) wohnt, ein vorn durch eine Gardine abgeschlossener erhöhter Aufenthaltsraum angelegt ist. Zu seinen Ehren und zu seiner Versöhnung werden Feste mit Tänzen (siehe besonders S. 30) gefeiert, es ist diese ganze religiöse Sitte jedoch nicht national, sondern von Ternate eingeführt. Auf S. 33 berichtet Verfasser über eine eigenartige Weise, dicke Bäume bei Rodungen 7 m über dem Erdboden zu fällen, S. 38 f. über Rindenstoff (füja)-Bereitung mittels hölzerner Klopfer, S. 43 ff. über Gebräuche bei Todesfällen u. dgl. m. *W. Foy-Köln.*

443. J. P. Karplus: Über ein Australiergehirn, nebst Bemerkungen über einige Negergehirne. Taf. I bis III u. 13 Abbild. im Text. Arbeit a. d. Neurolog. Institut a. d. Wiener Universität 1902, Heft IX.

Ein ebenso seltener, wie bedeutungsvoller Beitrag zur vergleichenden Rassenlehre des Menschenhirns. Das auf 1368 g geschätzte Gehirn des aus Queensland stammenden Mannes, der der Familie der Natives of the Barron falls Boys angehörte, zeigt nach Darstellung von Karplus folgende Besonderheiten: „An der Fissura Sylvii ist die Kürze des Hauptteiles (Ramus horizontalis posterior), besonders auf der rechten Seite, bemerkenswert.“ „Auf der medialen Hemisphärenfläche fällt das doppelte Einschneiden der Mantelkante durch zwei Äste der Fissura parieto-occipitalis auf, wodurch eine Rindenpartie abgetrennt wird, für welche Retzius den Namen Lobulus parieto-occipitalis vorgeschlagen hat.“ An dem rechten Occipitallappen konstatiert Verfasser eine Furchenanordnung, die als Affenspalte gedeutet wird und die auch links andeutungsweise vorhanden ist; es besteht sogar ein operculumartiges Vorspringen des Hinterhauptlappens. Es würde sich empfehlen, das Gehirn an der Hand von Elliot Smiths neuesten Studien über Affenspalte (Anatom. Anz. XXIV, 74) in puncto Hinterhauptlappen nochmals zu prüfen; ist doch nach diesem Autor Affenspaltenbildung bei den ägyptischen Fellah etwas ganz alltägliches. Verfasser glaubt, daß der eigentümlichen Bildung bei seinem Australier „ein über das rein Formale hinausgehendes Interesse zukommt“, hütet sich aber, weitgehende Schlüsse daraus zu ziehen, zumal das übrige Gehirn, besonders das Frontalhirn, „keine Anhaltspunkte zur Annahme einer tiefer stehenden Organisation darbot“, dann aber auch aus dem Grunde, weil es sich ja, wie Verfasser bemerkt, noch um eine vereinzelte Beobachtung hier handelt. — Es lagen dem Verfasser außerdem drei Negergehirne (unbekannter Stammeszugehörigkeit, „Neger“ ist aber ein sehr komplexer Begriff!) zur Untersuchung vor. Hier ist Verfasser die „starke Abknickung des Ramus ascendens posterior und das Fehlen eines aufsteigenden, hinteren Astes besonders aufgefallen“. Auch die Fissura

parieto-occipitalis zeigte an einem der Negerhirne gewisse Besonderheiten, ohne daß diese Furche lateralwärts abnorm weit hinabreichte, wie dies Waldeyer an seinem Material bemerkte. Im übrigen sei auf die vorzüglichen Tafeln und Textbilder hingewiesen, die gewiß zu einem besseren Verständnis der schwierigen Verhältnisse wesentlich beitragen werden.

Richard Weinberg-Dorpat.

444. P. E. Moolenburgh: Extract uit een verslag der Noord Nieuw-Guinea expeditie. Tijdschr. voor Ind. Taal-, Land- en Volkenk. 1904, Bd. XLVII, S. 168—188.

Ein erster Abschnitt handelt über die Humboldtsbai, zählt die einzelnen Kampongs mit ihren Bewohnern auf (zusammen sind es mehr als 1000) und bringt Angaben über die Stellung des Häuptlings (korano) Mamadi oder Hamadi (?) von Taubadi (Tobadi), über gläserne Armbänder und alte Kunstperlen (semboni). Daran schließen sich wichtigere Erörterungen über die Jautefa- (Jautafa-) Sprache, speziell über ihr Zahlensystem. Es folgt ein Abschnitt über die Bevölkerung des Sentani- (Santani-) Meeres landeinwärts der Humboldtbai, hauptsächlich wiederum Angaben über die Seelenzahl der einzelnen Kampongs umfassend (zusammen ca. 10000), und die nicht uninteressante Schilderung eines durch Kriege zurückgekommenen, im Süden Poés herumschwärmenden kleinen Stammes, der Skantas, von etwa 22 Seelen. Den Beschluß macht eine Liste von Wörtern aus der Sprache der Sekas (darunter die Zahlwörter).

Die Abfassung dieses Berichts ist nicht immer klar ausgefallen. Da außerdem das Original voller Schreibfehler war, so erscheinen die fremden Namen und fremden Wörter oft in verschiedener Lautform gedruckt und sind wissenschaftlich nur mit äußerster Vorsicht zu verwerten. Es steht jedoch ein großes Werk über die Nord-Neuguinea-Expedition in Aussicht, das einen genauen zusammenfassenden Bericht geben wird. *W. Foy-Köln.*

445. J. S. A. van Dissel: Landreis van Fakfak naar Sekar. Mit Karte. Tijdschr. van het Kon. Nederl. Aardrijksk. Genootsch. 1904, 2. Serie, Deel XXI, p. 478—517.

Die Bedeutung dieser Reise besteht darin, daß sie zum ersten Male von einem Europäer unternommen wurde und Aufschluß gibt über das Innere des westlichsten Teiles von Holländisch-Neuguinea. Wir erfahren aus dem Reisebericht, daß das gebirgige und bewaldete Innere so gut wie unbewohnt ist, da es an Wasser mangelt und der Papua folglich die Nähe des Meeres vorzieht (S. 492, 497 f.). Nur einzelne Hütten für die Pala-Ernte, für die Ernte der Muskatnuß (Myristica argentea), die einen belangreichen Handelsartikel bildet (vgl. dazu de Clerq u. Schmeltz, Ethn. Beschryving van de West- en Noordkust van Nederl. Nieuw-Guinea, p. 107 und die „Encyclopaedie van Ned.-Indië“ III, p. 38), wurden angetroffen und dienten zum Teil als Nachtquartier; sie finden sich dort, wo die Palaanpflanzungen weit ab vom Wohnhause liegen, und heißen hengi wuri (S. 491 f.; zu wuri vgl. wurè, die Bezeichnung eines hölzernen Nackenkissens von Siébu bei de Clerq und Schmeltz, a. a. O., S. 85). Übrigens kennt das westliche Neuguinea auch sonst keine größeren Ansiedelungen, keine Mehrzahl von Häusern, sondern immer nur ein Haus mit mehreren Kammern, in deren jeder eine Familie wohnt, und dazu kommen nur noch hinter einem nahen Busch kleine Hütten zum Aufenthalt für die Frauen während der Menstruation (S. 510). Erst an der Nordküste des MacCluergolfes begegnen wir den mehrhüttigen Ansied-

lungen. Aus allem ergibt sich, daß die Bevölkerung des nordwestlichsten Teiles von Holländisch-Neuguinea sehr dünn gesäet und in älteren Berichten übertrieben hoch angegeben worden ist (S. 510 f.).

Die ethnographischen Verhältnisse im Süden, im Kapauerland bei Fakfak, und im Norden, bei Sekar, ergaben sich als ganz gleichartige, sowohl in bezug auf die Sprache, wie im Hausbau, in Haushaltungssitten usw. (S. 504). Das ist auch natürlich, da gute Eingebornenwege das ganze Innere von Nord nach Süd durchziehen und bestimmte durch Aschenhaufen kenntliche Rastplätze aufzuweisen haben (S. 480); da die letzteren sich in regelmäßigen Abständen finden, so dienen sie den Eingeborenen direkt als eine Art Meilensteine. Engerer Verkehr besteht dann noch zwischen den Gebirgsbewohnern und den Leuten der benachbarten Küste durch Märkte, die an bestimmten Tagen (bei Sekar alle fünf Tage) abgehalten werden (S. 516).

Im einzelnen erfahren wir durch den Reisebericht näheres über das aus Pandanusblatt geflochtene Täschchen (tomèn, S. 478; siehe auch de Clerq und Schmeltz a. a. O., S. 79 f.), das der Papua immer bei sich trägt und das in erster Linie den Tabak sowie alle Geräte und Bestandteile zum Betelkauen, dann aber auch den Kamm, Sagokuchen, getrockneten Fisch und zahllosen Kleinkram enthält; ferner über einen aus Nashornvogelfedern hergestellten Haarschmuck der Männer (tokma) und über einen aus einem Paar Eberhauern bestehenden, auch sonst verschiedentlich in Melanesien hochgeschätzten Schmuck (hier wono-wandir genannt), der eigentlich nur einem tüchtigen, jungen Krieger von seinen Genossen als Ehrenzeichen übergeben wird (S. 503). Des weiteren (S. 485) wird über das Tabuzeichen, kèrakèra, der Eingeborenen berichtet, das gewöhnlich aus einigen in den Boden gesteckten Stöcken besteht, an denen Blätter, ein Stück Tuch oder ein Lappen, auch wohl eine Muschel oder ein Stück Baumbast mit einer aufgemalten männlichen Figur befestigt sind. Durch Aufstellen eines kèrakèra kann ein Pfad ungangbar gemacht, ein Fruchtbaum vor Beraubung der Früchte geschützt, ein verlassenes Haus vor unwillkommenen Eindringlingen bewahrt werden: jeder Papua achtet das Tabuzeichen, denn er fürchtet — ganz abgesehen von der Rache seitens der Familie des Tabuerrichters — aus religiösen Gründen Krankheit und Tod. In anderer Weise macht sich der Animismus dieser Völker dadurch bemerkbar, daß sich an allen Plätzen, wo sie Geister vermuten, kleine Gaben an Eßbarem, an Tabak und Zuckerrohr, niedergelegt finden (S. 488). Eine Klasse der wichtigsten übernatürlichen Wesen sind die Atitigis (S. 489), von weißer Hautfarbe, riesiger Größe, mit einem Auge vorn und einem zweiten am Hinterkopfe, mit sechs Fingern an jeder Hand und mit besonders langem scharfen Nagel am rechten Zeigefinger. Sie wohnen in unterirdischen Höhlen und leben von Erdfrüchten, am liebsten essen sie aber das Fleisch von selbst erjagten Menschen, jedoch nur solches, das ihnen mundet: zur Probe bohren sie mit dem Nagel ihres rechten Zeigefingers ein Loch in den Körper ihres Opfers; schmeckt das Fleisch nicht, so wird der Gefangene wieder freigelassen, andernfalls aber geröstet und verspeist. Zu töten sind sie nur an den Augenstellen. — An Sitten der Papuas wird S. 501 das Einsammeln von Mitteln für den Brautschatz (hèrèpèrè) erwähnt, zu welchem Zwecke sie tagelang mit allen ihren Hausgenossen bei ihren Blutsverwandten herumziehen, und S. 505 das verschiedene Verhalten der Männer und Frauen beim Betelkauen, von denen die ersteren trocken kauen, indem sie den Speichel ausspucken, während ihn die Frauen im Munde behalten; daher sind auch die Frauen in

bezug auf die Sprache viel schwerer zu verstehen. — Daß an dem Volkstum der Papuas im westlichen Neuguinea nicht nur die europäische Kultur zehrt, ersehen wir daraus, daß bei ihnen durch chinesische Händler die Opiumpfeife eingeführt worden ist (S. 513 f.). *W. Foy-Köln.*

446. J. S. A. van Dissel: Reis van Ati ati onin over Patipi en Degén naar Kajoni. Tijdschr. v. h. Kon. Nederl. Aardrijksk. Genootsch. 1904. 2. Ser., Bd. XXI, p. 617—650.

Der Aufsatz handelt über eine neue Durchquerung des westlichen Teiles von Holländisch-Neuguinea, berichtet vor allem aber (S. 629 ff.) über einige von Seran (Ceram) aus begründete Küstenkolonien: über Ati ati onin als südlichen Ausgangspunkt der Reise und über Roembatti, Patipi und Umgebung im Norden davon, an der Südküste des MacCluer-Golfes. Sie sind in der Hauptsache mohammedanisch, wenn auch stark von der Papua-Religion beeinflußt. An ihrer Spitze stehen Radjas, die dem Sultan von Tidore tributpflichtig sind, jetzt nur noch nominell. Die Schmiedekunst ist in diesen indonesischen Kolonien zu Hause und produziert unter anderen auch eine Art Klewang. Ferner wird S. 637 f. über den *merinu*, eine Art Dorfbüttel, S. 638 f. über Ehe und Erbfolge, S. 639 f. über die Wirtschaft dieser Kolonien gesprochen.

Auf der Überlandreise von Ati ati onin nach Salakili und zwar in der Nähe dieses Ortes wurde die Papua-Ansiedlung Soem besucht, die ethnographisch ganz zum Kapauerdistrikt im Südosten gehört (S. 625). An sonstigen Beiträgen zur Papua-Ethnographie seien erwähnt: Bemerkungen über Pfahldörfer im Wasser (S. 619), über Aufbahrung der Toten und über Totengeschenke (S. 644), über die vaterrechtliche Familienorganisation, *wodor* genannt (S. 646), und über eigenartige Rechtssitten bei einem Totschlag (S. 647 f.). *W. Foy-Köln.*

447. *P.* J. Meier: Kreuz- und Querzüge in Baining (Neu-Pommern). Monatshefte z. Ehren U. L. Frau v. hlst. Herzen Jesu 1904, Bd. XXI, 4, S. 151—161; u. 5, S. 199—204.

Die von den Missionaren vom heiligsten Herzen Jesu zu Hiltrup bei Münster i. W. herausgegebenen „Monatshefte", deren ethnographische Bedeutung Referent schon in seinem Werke über „Tanzobjekte vom Bismarckarchipel, Nissan und Buka" S. 7 und 19 gewürdigt hat, enthalten fortgesetzt lebendig geschriebene Aufsätze, die für die geographische und ethnographische Erforschung Neupommerns und Neumecklenburgs im Bismarckarchipel von Bedeutung sind. Dahin gehört auch der obige Aufsatz. Er berichtet zunächst über einen Ausflug ins Quellgebiet des Karo oder Krau, eines Flusses, der bei der Missionsstation St. Paul in den Baininger Bergen (Gazellehalbinsel, Neupommern) vorüberfließt. Wir erfahren dabei von einer Höhlenwohnung in der Höhe von 800 m, die von einem überhängenden Felsen gebildet wird und von den weiter unten ansässigen Bainingern einst zuzeiten feindlicher Überfälle aufgesucht wurde, heute aber noch bei Gelegenheit von Wildschweinjagden als Obdach dient; Schweineknochen lagen auf dem Boden der Höhle umher. Von dem Fischfang der Baininger hören wir, daß er nur mit Händen und Steinen betrieben wurde: man suchte die Fische unter den im Wasser liegenden Steinen zu ergreifen oder warf mit großen Steinen nach ihnen, wenn sie im Wasser schwimmend erblickt wurden.

Ein zweites Kapitel behandelt eine Exkursion zu den Wir (von den Nord-Bainingern „Cachat" genannt), die im Hinterlande von Mandres am Weber-

hafen wohnen und nach den wichtigsten Sitten und der Sprache zu urteilen, zu den Südost-Bainingern gehören (vgl. über letztere z. B. Ref., Tanzobjekte S. 9 f., Globus LXXIX, 97). Ihre Ansiedlungen erstrecken sich südlich bis etwa in die Mitte der Gazellehalbinsel, und von dort aus wandern sie oft, dem Flußlaufe des Toriu folgend, bis an dessen Mündung an der Westseite der Gazellehalbinsel. Beide Geschlechter sind bei ihnen bekleidet, die Männer tragen beständig Schamgurte aus Rindenstoff, während diese Bekleidung bei den Nordwest-Bainingern nur bei Gelegenheit der Maskentänze üblich ist. Die Dörfer der Wir sind zum Unterschiede von denjenigen der Nordwest-Baininger und des von Neumecklenburg zugewanderten Oststammes der Gazellehalbinsel so angelegt, daß die Hütten eng beieinander stehen. Kokospalmen kennen sie noch nicht. Ihre Sprache gilt den Nordwest-Bainingern als hart und rauh, wie wenn sie den Sprechenden in der Kehle kratze; wissenschaftlich ist sie jedenfalls nur als ein Dialekt der Bainingssprache aufzufassen. Der Tanz der Wir erinnert lebhaft an Nordwest-Baining: „Die Männer bildeten das Orchester", so berichtet der Verfasser. „Mit Bambusstöcken, die einen hohlen Ton erzeugten, stießen sie im Takt auf den Boden und sangen dazu meistens bloße Naturlaute. Regelmäßig schwollen die Stimmen an, wenn der Ton höher wurde. Das Tempo war rasch. Die Frauen und Mädchen, erstere gewöhnlich mit einem Kinde auf den Schultern, trippelten zum Takte der Musik, deren Maß sie genau einhielten, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Zum Tanze hatten alle ein Tragnetz herbeigeholt, das quer übergehängt wurde." In Nordbaining tragen zum Unterschiede davon die Frauen und Mädchen dieses Netz beim Tanze an einem Bande über die Stirne, so daß es den Rücken herabhängt.

Ein drittes Kapitel (Heft 5, S. 200 ff.) berichtet über einen Maskentanz bei den Bainingern von Wuna-Galip (Gawit), im Nordwesten der Gazellehalbinsel. Pater Rascher ist der erste und bisher einzige, von dem wir die Schilderung eines solchen Maskentanzes besitzen und dessen Ausführungen Referent unter Abbildung und Beschreibung einer größeren Reihe von Tanzgegenständen in seinem Werke „Tanzobjekte vom Bismarckarchipel" S. 11 ff. kritisch beleuchtet hat. Aus den jetzigen Ausführungen des Pater Meier erfahren wir zunächst etwas weiteres über den Tanzplatz: Ein mächtiger einheimischer Mandelbaum beschattete den Ort. Der Boden, der eine schiefe Ebene bildete, war sorgfältig gesäubert worden, kein Grashälmchen war darauf zu sehen. Von einer Seite her war ein breiter Zugang zum Tanzplatze ausgehauen, auf dem die Tanzmasken herbeigeschafft werden sollten. Die Zuschauer ließen sich gruppenweise am oberen Ende des Tanzplatzes nieder, links davon befanden sich das Gerüst mit den Speisevorräten, das Orchester und die am Tanze beteiligten Frauen, rechts davon die Masken, die Mitte aber und das untere Ende des Tanzplatzes war für die Tänzer reserviert, die sich bis zum letzten Augenblick verborgen hielten. Die Tanzfeierlichkeit wurde auch diesmal mit einem Reigen der Frauen eröffnet, wozu diese über ihrem gewöhnlichen schmalen Grasschurz noch einen anderen von grünlicher oder gelblicher Färbung aus Blättern angelegt hatten; außerdem trugen sie ihre schönsten Tragnetze, die mit Taros, Steinen und dergleichen beschwert waren, damit es nicht aussähe, als ob sie nur spielten; über den Hinterkopf hatten sie sich ein farbiges, weit auf den Rücken herabreichendes Lendentuch geworfen, das der Mann im Tauschhandel sich erworben hatte; um den Hals liefen Perlen- und Muschelschnüre, auch eine Kette aus aufgereihten einheimischen Mandeln kam vor; im durchbohrten Nasenseptum steckte ein Federkiel vom Kasuar; das Gesicht war mit rotem Ocker bemalt;

am Arme trugen sie einen Muschelring und in den Händen Kräuterbüschelchen oder einen Wedel aus Kasuarfedern. Das Tempo des Weibertanzes ist durchgehends rasch, strenge Tanzregeln gibt es nicht. Ist die Anzahl der Tänzerinnen groß, so können sich drei bis vier Reigen bilden. Längere Pausen werden nicht gemacht; man geht aus der Reihe und tritt in dieselbe ein nach Belieben. Ein neuer Absatz wird nur dadurch gekennzeichnet, daß die ganze Tanzgesellschaft Kehrt macht. Die männlichen Tänzer, die erst vier Stunden danach auftraten, waren glänzend schwarz bemalt; der Glanz rührte davon her, daß dem schwarzen Farbstoffe der ölhaltige Saft der Kokosnuß beigemischt worden war. Was nun Pater Meier über die Masken schreibt, scheint zum Teil von den Berichten Pater Raschers abzuweichen. Teils soll ein mit Rindenstoff überzogenes Maskengerippe (also doch wohl Figuren derart, wie sie von mir „Tanzobjekte" S. 11 f., 18 f. beschrieben sind) vertikal auf die von mir „Tanzobjekte" S. 14 beschriebene und Tafel III, Figur 1a abgebildete Bambusstange aufgesteckt worden sein. Das entspricht nicht den Angaben Raschers, der die langen Kopfaufsätze nur zum Tragen brettartiger Gebilde kennt; für die Richtigkeit dieser letzteren Angabe kommt aber in Frage, daß auf der langen Stange eines Kopfaufsatzes kaum noch eine große Figur hätte befestigt werden können. Ferner sollen nach Pater Meier längliche, horizontale Gebilde (also doch wohl Bretter, Schlangen und phantastische Figuren, wie die bei mir S. 17 f. beschriebenen und Tafel III und IV abgebildeten) direkt auf einen kurzen Tanzhut ohne lange Bambusstange aufgesteckt werden: davon weiß Rascher nichts, er erwähnt vielmehr gerade die langen Kopfaufsätze als Träger der brettförmigen Tanzobjekte. Hier bestehen also noch Unklarheiten, die zu lösen sind. Eine besondere Klasse von Tanzobjekten, die mittels Ösen in den Händen getragen werden und von denen ein Stück bei mir „Tanzobjekte" S. 19b näher beschrieben und Tafel VI, Figur 5 abgebildet worden ist, sind bei Pater Meier zum ersten Male in ihrem Gebrauche festgelegt worden: sie werden an den Henkeln, deren es zum Teil sechs gibt, von mehreren Tänzern so vor dem Kopfe getragen, daß sie das ganze Gesicht bedecken. Über die „Tanzmasken", d. h. über die bei den Tänzen getragenen Figuren, schreibt dann Verfasser noch, daß sie Fledermäuse und fliegende Hunde mit ausgebreiteten Flügeln, die durch eine Scheibe an der Maske gekennzeichnet sind, ferner Hunde, Geister und Menschen darstellen; sie hätten immer eine schwanzartige Verlängerung, oft selbst deren zwei, die mit Kasuar-, Kakadu-, Papageifedern und dergleichen verziert wären. Letztere Angabe wird sich wohl nur auf die brettförmigen, horizontalen Tanzobjekte beziehen, und von den großen vertikalen Figuren, die auf Kopfaufsätzen getragen werden, sind bisher auch nur menschliche Figuren bekannt geworden, während die in der Hand gehaltenen und die horizontal gebrauchten Tanzobjekte eine größere Mannigfaltigkeit verraten. Auch hier bedarf es also noch einer eingehenden Untersuchung, um der Wissenschaft einwandsfreies Material zu liefern. Aber es schien mir nicht unwichtig, ausführlicher über diese neue Schilderung der Bainingtänze zu berichten, da sie sich an einer ziemlich entlegenen Stelle findet und doch mit dazu beiträgt, die Ethnographie des bis vor kurzem noch ganz unbekannten Bainingstammes zu erschließen. *W. Foy-Köln.*

448. **Krämer: Die Ornamentik der Kleidmatten und die Tatauierung auf den Marshallinseln** nebst technologischen, ethnologischen und philologischen Notizen. Arch. f. Anthr. 1904, N. F., Bd. II, S. 1—28.

Ein mehrmonatlicher Aufenthalt auf den Marshallinseln gab dem Verfasser Gelegenheit, Studien auf dem bisher trotz Kubary, Finsch u. A. immer noch recht dunkeln Gebiete der Ornamentik jener Inselgruppe zu machen. Weniger aus den fast gleichmäßig über den Erdball hin verbreiteten Ornamenten selbst, als vielmehr in den Gesetzen ihrer Anordnung ließen sich bestimmte Beziehungen klar und deutlich erkennen und feststellen. Dies gilt sowohl von der Tatauierung — mit Recht hat Krämer dieses Wort anstatt des Anglizismus „Tätowierung“ in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch eingeführt — als auch von der Ornamentik der Prunk- und Kleidmatten. Letztere wurden zwar gelegentlich auch von Männern getragen, in der Hauptsache jedoch bildeten sie die Kleidung der Frauen und Mädchen, bis sie durch den langwallenden Musselinrock verdrängt wurden, aber nur von der Oberfläche, denn unter dem europäischen Kleide fristen sie heute noch ein minder schönes, aber unentbehrliches, vornehmlich Reinlichkeitszwecken dienendes Dasein.

Vorausgeschickt wird eine genaue Beschreibung des Flechtens der feinen Matten mit allen zugehörigen Hantierungen, Instrumenten und Utensilien. Die willkürliche Behandlung der Ornamente ist eine große, ja geradezu eine künstlerisch freie, aber die Anordnung hat sich noch nicht vom Schema losgemacht. Wir haben darum in den marshallanischen Matten eine fortgeschrittene, aber zum Stillstand gekommene Flechtornamentik vor uns. Das ein für allemal feststehende Schema, einerlei wie bedeutend der Unterschied in der Größe der Matten sein mag, ist folgendes: Außen herum läuft die (stets nur angenähte) Borte. Dann folgt das rote und hierauf das schwarze Schmuckband. Diese drei Teile werden durch schmälere Einfassungs- oder Stützbänder (meist drei), die zwischen ihnen verlaufen, getrennt. Der kostbarste Teil einer Matte ist immer das rote Schmuckband (aus den Fasern der Triumfettia procumbens eingeflochten; die Muster der Stützbänder, sowie des schwarzen Schmuckbandes sind mit den schwarzgefärbten Fasern des Hibiscus stets nur eingestickt). Ein und das andere dieser Teile, selbst das Hauptstück, das rote Schmuckband, können fehlen oder verdoppelt sein. — Bezüglich der Ornamente selbst, ihrer Erklärung und Ableitung, die ohne Zeichnung kaum verständlich wären, sei auf den reich illustrierten Artikel selbst verwiesen. Aus der von Krämer erkundeten Tatsache, daß jeder Vorwurf freie Erfindung der Flechterin ist, glaubt derselbe schließen zu dürfen, daß man die Ornamentik der Matten nicht zur Bestimmung ihrer näheren Herkunft verwenden könne. Sollte der allgemein menschliche und gewiß auch auf den Marshallinseln vorhandene Nachahmungstrieb minder erfinderisch veranlagter Frauen nicht doch ein Anhäufen oder Vorherrschen besonders gefälliger Muster auf den einzelnen Tafeln zuwege gebracht haben können?

Der zweite Teil hat die Tatauierung zum Vorwurf. Obwohl man diesen Schmuck sich auf göttlichen Rat hin zugelegt hat, obwohl man sogar zwei eigene Tatauiergötter hat und vor dem Beginn der Prozedur religiöse Gebete verrichtet, leugnet Krämer doch wie für Samoa so auch für die Marshallinseln eine vorwiegend religiöse Bedeutung derselben. Er sieht darin in erster Linie ein Schmuck- und Mannbarkeitszeichen. Auch die Tatauierung geschieht in fester Ordnung nach festen Regeln, die wahrscheinlich für die ganze Ralik-Ratak-Gruppe Geltung haben. So dürfen z. B. nur die älteren Großhäuptlinge das Gesicht verzieren lassen; diese Gesichtstatauierung, die jedoch niemals so schön und kunstvoll ist wie bei den Maoris, soll die Runzeln des Alters glätten oder verdecken. Die Instrumente weichen kaum von den bekannten ab. Die Prozedur selbst heißt: äo, „Linien ziehen“,

denn die schönen Linien eines Fisches (Holacanthus diacanthus) gelten als vorbildlich. — Die Muster bedecken in der Hauptsache Brust und Rücken, und zwar besteht jede Seite aus drei feststehenden Teilen. Auf der Brust sind es zwei mit der Spitze nach unten konvergierende, an einem vom Nabel senkrecht heraufsteigenden „Mast“ aufgespießte Dreiecke. Innerhalb dieser Ordnung kommt auch gelegentlich Narbentatauierung vor. Auf dem Rücken ist zu oberst ebenfalls ein mit der Spitze nach unten zeigendes Dreieck aus Zickzacklinien, das nach unten durch ein handbreites Band dicker horizontaler Striche abgeschnitten wird. Auf dieses Muster folgt ein System senkrechter, zusammengesetzter schmaler Bänder, die der dortigen Feuerhacke nachgebildet sind und über das Gesäß bis in die Hälfte der Oberschenkel gehen. Tatauierung des ganzen Beines, wie auf den Karolinen und Gilbertinseln, kommt bei den Marshallanern nicht vor, wohl als Folge der das Gesäß und ganze Bein bedeckenden Kleidung. Bei den Frauen wird im Gegensatz zu den Männern nicht der Leib, sondern nur Schultern und Arme tatauiert, bei vornehmen Frauen auch Handrücken und Finger. In den Mustern und Namen der Marshall-Tatauierung findet Krämer Beziehungen zu den Karolinen und Gilbertinseln. *Hofrat Dr. Hagen-Frankfurt a. M.*

449. A. Köhler: Verfassung, soziale Gliederung, Recht und Wirtschaft der Tuaregs. Geschichtl. Untersuchg. hrgegeb. v. Karl Lambrecht. XI, 1. Gotha 1904.

Der Verfasser beabsichtigt keine zusammenhängende Darstellung der Tuaregs zu geben, was bei der Spärlichkeit und den vielfachen Lücken der Quellen kaum möglich wäre, sondern er schildert eine tiefe Stufe staatlichen und sozialen Lebens aus den ethnographisch nicht wohl ohne Berücksichtigung von Arabertum und Islam zu trennenden Landschaften der Sahara und des Sudan.

Es scheint sicher, daß die Tuaregs eine einheitliche Nation darstellen; die große Zahl der einzelnen Stämme erklärt sich durch wiederholte Spaltungen von Urstämmen, und diese genealogischen Beziehungen bestimmen die Wertschätzung einzelner Stämme ebenso wie die Hervorhebung aristokratischer Stämme, Geschlechter und Sippen. Freilich ist die alte Einheitlichkeit auch wesentlich gestört worden durch die ungleiche Entwickelung, welche die Abteilungen nahmen; dennoch haben sich „Stämmegruppen“ erhalten, Verbände, welche genealogisch zusammenhängende Stämme unter einem gemeinsamen Namen vereinigen. Verzichtet man auf die räumliche Einheit, so kann die „Stämmegruppe“ wohl als Staat bezeichnet werden, aber ein kontinuierlicher Zusammenhang und eine dauernde und umfassende staatliche Macht ist nicht unbedingt vorhanden. Familie, Sippe, Stamm sind genealogisch verbunden, aber die höheren Einheiten schafft vor allen Dingen der Krieg.

In sozialer Beziehung erscheinen neben den Freien und Sklaven die Halbfreien, unterworfene Stämme verschiedener Herkunft, die seßhaft sind im Gegensatz zu den in Zelten wohnenden freien Tuaregs und entsprechende wirtschaftliche Aufgaben haben. Abgesehen von der größeren Bewegungsfreiheit haben die Halbfreien vor den Sklaven den Vorzug, daß sie nicht einem einzelnen Herrn gehören, sondern ihre Stämme entrichten der Regel nach ihre Abgaben an die Gesamtheit der Freien. Bemerkenswert ist ferner die Gleichstellung der Frau dem Manne gegenüber, die monogame Ehe, das Sondervermögen der Frau und andere Besonderheiten, welche in scharfem Gegensatz zum Islam stehen. Die Spuren des Mutterrechts, die sich hierin

finden, lassen sich auch in dem Erbrecht nachweisen. Für die Rechtsansichten und die Gerichtsübung bildet gleichfalls die Sippe die Basis, ihr Oberhaupt ist höchster Richter, er ist an ein Gewohnheitsrecht gebunden.

Wirtschaftlich besteht eine Art Eigentumsrecht der einzelnen Stämmegruppen an dem Boden, insofern sie nicht unbegrenzt schweifen, innerhalb des Gebietes aber können Stamm und Sippe gewisse Weideplätze nicht für sich allein beanspruchen. Volles Eigentum der Sippe sind dagegen Herden, Zelte mit ihrer Ausrüstung, Gebrauchsgegenstände, Sklaven. Daher bestehen auch Vermögensunterschiede und Überschüsse, welche auf dem Wege des Tauschverkehrs zum Erwerb der in eigener Wirtschaft nicht produzierten Güter dienen.

Die geschilderten Verhältnisse finden sich zunächst bei den Azdjer, gelten aber zum größten Teil auch für die Ahaggar, mithin für die Nordtuaregs. Erwähnt mag unter anderem werden, daß die Ahaggar nur Freie und eher nomadenhaft lebende Halbfreie kennen, Sklaven fehlen. Im letzten Grunde sind hier wirtschaftliche Gründe maßgebend, d. h. dürftige Lebensbedingungen.

Die dritte Gruppe, die Kelowi im Gebirgslande von Air, ist mit Negern stark vermischt; Sitte und Sprache sind entsprechend beeinflußt, und vielleicht hängt mit der gleichen Tatsache die Seßhaftigkeit der Gruppe zusammen.

Eine vierte Gruppe endlich bilden die „Tuaregs des Westens" im Gebiete des Adrar Ahnet-Gebirges. Soziale Gliederung und Rechtsverhältnisse lassen die Verwandtschaft mit den östlichen Gruppen unzweifelhaft erscheinen. Aber an Stelle der Geschlechterverfassung im Osten mit deutlicher Differenzierung der Stämme nach Adel und Abstammung besteht im Westen eine fast monarchische Regierung (Wahlkönigtum), welche die Selbständigkeit der Stämme unterdrückt hat. Trotz diesem politisch fortgeschrittenen Zustande haben sich der nomadische Charakter, Reste des Mutterrechtes, niedere wirtschaftliche Verhältnisse unvermindert erhalten. In sozialer Beziehung sind die Rechte und Pflichten der in der Vierzahl vorhandenen Klassen viel genauer festgelegt als im Osten. Zwischen die Freien und Halbfreien sind hier noch die Verbündeten eingeschoben, schwache Stämme, die in ein geringes Abhängigkeitsverhältnis getreten sind. Auf rechtlichem Gebiete bestehen Anfänge staatlichen Eingreifens, auf wirtschaftlichem dagegen herrscht noch durchaus die „Hauswirtschaft", die aber den Handel natürlich nicht ausschließt.

Mit diesen wenigen Hinweisen ist der Inhalt der Abhandlung weitaus nicht erschöpft. Ihr Wert liegt vor allem in dem Nachweise der Abhängigkeit der einzelnen Tuareg-Gruppen von der Gunst der Umwelt, und dem weiteren, daß bei dem gleichen Volke verschieden hohe Stufen politischer, sozialer oder wirtschaftlicher Entwickelung gleichzeitig nebeneinander bestehen können. *G. Thilenius-Breslau.*

450. R. Karutz: Weitere afrikanische Hörnermasken. Int. Arch. f. Ethn. 1903, Bd. XVI, S. 122—127 m. Taf. X.

Der Verfasser bespricht das ihm seit der Abfassung seiner Monographie über „Die afrikanischen Hörnermasken" (Mitt. Geogr. Ges. Lübeck, Heft 15, 1901) bekannt gewordene neue Material: drei Hörnermasken aus dem Kongostaat, eine von der Loangoküste und zwei von Kamerun. Er glaubt darin weitere Stützen seiner Ansicht gefunden zu haben, daß das Hörnermotiv der westafrikanischen und Kongomasken aus der Hörnertrophäe entstanden sei. Die Richtigkeit dieser Erklärung einmal zugegeben, so ist die Übertragung

des Hörnermotivs auf die Gesichtsmasken doch wohl nicht so zu denken, wie sie Karutz in seiner Monographie S. 80 schildert: „Die Beziehungen, die man zu dem Grabe des Toten durch Auflegen und Anhäufen von Schädeln und Hörnern einging und pflegte, unterhält man auch zu der [den Verstorbenen] darstellenden Maske. Die Hörner an ihr sind die Zeichen der Ehrung und des ehrenden Besitzes, des votierenden Dankes und Respektes, aus der Trophäe zum sakralen Attribut emporgestiegene Krone des erst erlegten, dann geopferten Wildes.“ Das scheint mir zu gesucht, vielmehr ist daran zu erinnern, daß die Ahnen gern mit allem ihrem Schmuck, den sie zu Lebzeiten getragen haben, dargestellt werden, und so würden in unserem Falle die Masken mit Hörnerschmuck der Lebenden verziert sein. Allerdings besteht eine Schwierigkeit für diese Erklärung darin, daß gerade in den Gegenden, wo die Hörnermasken ihre eigentliche Heimat haben, in Senegambien, Kamerun, im Kongobecken, derartiger Hörnerschmuck nicht nachgewiesen zu sein scheint, wenigstens führt Karutz keine Belege an. Die Sache ist also durchaus noch nicht sicher, und die Möglichkeit, daß die Hörnermaske auf einer Kompromißbildung zwischen Tierkopf- und Menschengesichtsmaske beruht, muß weiterhin wohl erwogen werden. Dagegen würden auch nicht die mit Hörnermotiv versehenen Ahnenköpfe und Ahnenfiguren sprechen, da es sich in diesem Falle um eine gleiche, „maskierte“ Darstellung handeln würde, wie sie in Neumecklenburg-Schnitzereien zu finden ist (vgl. Foy, Tanzobjekte vom Bismarck-Archipel 1900, S. 34). Um so mehr ist es geboten, diese Erklärung im Auge zu behalten, als die Deutung, die Karutz von den gehörnten Tiermasken Kameruns gibt, doch recht wenig einleuchtet und gar nicht mit den übrigen Gebräuchen bei den Naturvölkern im Einklang steht. Er sagt S. 90 der Monographie: „Wenn man [Tier-]Schädel zur Ehrung der Verstorbenen auf die Gräber stellte, so war es nicht außerhalb desselben Gedankenkreises, bei den Festen, die man zu Ehren des Verstorbenen feierte, bei den Tänzen, die man bei seiner Beerdigung ausführte, die Tiere wieder erstehen zu lassen in Masken.“ Viel wahrscheinlicher bleibt demgegenüber immer noch, an totemistisch-animalistische Ideen zu glauben. Oder man könnte auch daran denken, daß die Neger durch Verehrung der Tierseelen mittels der Tiertänze sich deren Gunst für Jagd und Viehzucht in gleicher Weise sichern wollen, wie sie die Menschenseelen durch Tänze mit Menschengesichtsmasken sich geneigt zu erhalten suchen.

Es bedarf noch vieler eingehender Untersuchungen, um diese Fragen zu lösen, wenn auch schon viel Material von dem Verfasser in dankenswerter Weise zusammengetragen worden ist. Beiläufig sei erwähnt, daß auch das Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde in Köln eine Hörnermaske von Kamerun besitzt (Inv.-Nr. 2265): es ist eine schwarz angestrichene Holzmaske, ein menschliches Gesicht darstellend, mit einem mittels Zapfen eingesetzten Doppelhorn gleichfalls aus schwarz gestrichenem Holz; letzteres ist an der Spitze defekt, doch scheinen die beiden Hornenden oben einst zusammengestoßen zu sein, so daß das Doppelhorn ein Oval bildete. Es ist dies eine Maske, die zusammen mit Fig. 4, 8 und 9 der Karutzschen Monographie einen allmählichen Übergang der Tierkopfmaske in die gehörnte Menschengesichtsmaske nicht unmöglich erscheinen läßt. *W. Foy-Köln.*

451. J. Combet: De pygmaeis Africanis. Dissert. Nancy 1903, X u. 62 S. mit 2 Karten.

Nach Aufzählung der umfassenden Literatur über die Zwergvölker Afrikas werden zuerst die Nachrichten historisch seit den Zeiten der Ägypter

verfolgt, dann die Notizen bei Homer, Herodot, Aristoteles erläutert und nach Möglichkeit lokalisiert, Strabos Zweifel berührt, endlich die spärlicheren Erwähnungen bei Römern und Byzantinern verzeichnet. Nach dem Schweigen des Mittelalters folgen einige wunderliche Angaben der Folgezeit, bis 1867 und 1868 Du Chaillu und Schweinfurth sichere Kunde von wirklichen Zwergvölkern brachten. Ihre Verteilung über Afrika, auf Karte I mit den von den Reisenden ermittelten Namen eingetragen, beweist zunächst, daß sie auf das Waldgebiet Zentralafrikas beschränkt sind. Sodann läßt sich eine große einheitliche Gruppe, meist Akkas oder Batuas genannt, vom 21. bis 30. Grade östl. L. von Paris und 3. Grade nördl. Br. bis 6. Grade südl. Br. unterscheiden (Karte II) von einer westlichen Gruppe, den Gabonian, zwischen Gabun, Ogowe und Kongo, und ebenso von einer südlichen Masse, den Buschmännern, zwischen Oranje und Limpopo. Andere kleine Bruchteile sind versprengt über verschiedene Länder und oft nur nach Hörensagen bekannt. Auf die Körperbeschaffenheit sind aus den wenig zahlreichen Messungen nur im allgemeinen die Schlüsse zu ziehen, daß die Größe der Zwerge zwischen 1,33 und 1,44 m schwankt, die Schädel zwischen brachy- und dolichokephalen wechseln, die Haare kurz und gekräuselt sind, Bartlosigkeit durchaus nicht die Regel ist, übrigens starke Körperbehaarung und rote Lippen besondere Kennzeichen gegenüber den Nachbarvölkern bilden. Auch die verhältnismäßige Schwäche der Schenkel zwingt nicht zur Annahme einer bloßen Degeneration, sondern die Zwergvölker müssen als selbständige Gruppe betrachtet werden. Über ihre Gebräuche und Sitten ist viel Fabelhaftes, wenig Sicheres berichtet; aber das scheint festzustehen, daß Sprache, Wohnung, Waffen und Staatseinrichtungen durchaus von der Art ihrer Wohnsitze im Walde beeinflußt sind. Sie sind argwöhnisch, dabei schlau und im einzelnen leicht an die Kultur zu gewöhnen, durchaus nicht seßhaft, sondern durch die Angst vor Feinden und die Hoffnung auf Jagdertrag auf das Nomadisieren hingewiesen, meist ohne Haustiere und Getreidebau. Menschenfresserei ist nicht allgemein üblich. Die ehelichen Verhältnisse sind nicht bei allen Stämmen gleich, doch ist Vielweiberei nicht allgemein; einzelne Stämme halten sich streng rein, andere suchen Vermischnng mit benachbarten. Körperbehandlung und -schmuck scheinen überall auf tiefer Stufe zu stehen. Von staatlichen Verhältnissen ist schwer zu reden, da teils einzelne Familien, teils Gruppen, teils Stämme unter Häuptlingen oder gar Königen genannt werden, doch stets suchen sie ihre Freiheit gegenüber den Nachbarn zu wahren; für diese sind sie entweder unbequeme Räuber oder gefährliche Feinde, jedenfalls aber Parasiten. In diesem Zustande kann man wohl bei ihnen trotz einzelner von anderen Völkern entlehnten Waffen mit Stuhlmann von einem hölzernen Alter ihrer Kultur reden. Ihr Ursprung wird heutzutage so erklärt, daß sie weder mit den übrigen Bewohnern Afrikas verwandt noch auch selbst in sich degeneriert sind, sondern als Urbewohner des Landes anzusehen sind, die erst allmählich von anderen Ankömmlingen in die Waldregion gedrängt wurden, und Topinard erklärt den Unterschied der Schädel durch Vermischung mit anderen Völkern. Ähnliche Überreste von schwarzen, zwerghaften Urvölkern sind nach Verneau auch in Asien und Amerika nachweislich.

Schließlich wird die Frage aufgeworfen, ob die Zwergvölker der Kultur gewonnen werden könnten, aber im allgemeinen mit Stanley und Stuhlmann verneint; sie sind zum Aussterben bestimmt, aber um so mehr soll die Wissenschaft diese Reste einer Urbevölkerung beachten.

Prof. Dr. Walter-Stettin.

452. H. Klose: Das Bassarivolk. Globus 1903, Bd. LXXXIII, S. 309 bis 314 u. 341 bis 345.

453. H. Klose: Wohnstätten und Hüttenbau im Togogebiet. Globus 1903, Bd. LXXXIV, S. 165 bis 173 u. 184 bis 192.

Die erste Abhandlung enthält nichts, was nicht schon früher bekannt gewesen wäre, denn sie ist nur ein etwas gekürzter Auszug, und zwar zum Teil ein wörtlicher, aus des Verfassers eigenem Buche „Togo unter deutscher Flagge". Neu sind nur die nach Photographien gefertigten Abbildungen.

Wertvoller ist die Arbeit über den Hüttenbau in Togo, in der der Verfasser außer eigenen Beobachtungen, die zum größten Teil auch schon in seinem oben genannten Buche niedergelegt sind, auch die Angaben einiger anderen Reisenden verarbeitet hat. Es ist jedenfalls die erste Arbeit, die eine einigermaßen vollständige Übersicht der in Togo vorkommenden Hüttenformen gibt, die auch in einer Anzahl guter Photographien vorgeführt werden. Der Verfasser führt die rechteckigen Evhehütten mit Giebeldach auf europäisches Vorbild zurück, die viereckigen Bauten in den Landschaften Boëm, Nkunya und Tribu auf Nachahmung der Aschantibauart. Letzteres ist wohl zweifellos richtig; daß aber die Bauweise der Evhe europäischen Ursprungs sein könnte, erscheint bei der weiten Verbreitung der rechteckigen Giebeldachhäuser in West- und Zentralafrika recht wenig wahrscheinlich. Nicht berücksichtigt sind die nördlichen Landschaften von Togo, wie z. B. Tamberma mit seinen kürzlich bekannt gewordenen merkwürdigen burgartigen Bauten. *B. Ankermann-Berlin.*

454. Minnie Martin: Basutoland: its legends and customs. London, Nichols & Co., 1903, VIII u. 174 S.

Die Verfasserin des vorliegenden Buches hat als Gattin eines englischen Beamten im Basutolande in zehnjährigem Aufenthalt reichlich Gelegenheit gehabt und benutzt, die Eingeborenen und ihre Sitten kennen zu lernen. Das Buch hat insofern Wert, als es ganz auf den eigenen Beobachtungen der Verfasserin beruht und von Beeinflussungen durch die Schriften anderer Autoren wohl ziemlich frei ist. Es würde seinen Wert somit auch behalten, wenn es nichts Neues brächte, sondern nur Bestätigungen bereits bekannter Tatsachen. Viel Neues dürfte nun in der Tat nicht darin enthalten sein, auch ist es nicht frei von Irrtümern. Ein solcher ist es wohl, wenn die Verfasserin behauptet, die Basuto hätten früher das Getreide in der Weise ausgedroschen, daß sie Vieh darüber trieben; wahrscheinlich haben sie es immer mit Stöcken gedroschen wie heute, und wie es auch die andern Kaffernstämme tun. Ebenso beruht es wohl auf einer Verwechselung, wenn die Basuto als das „Volk des Krokodils" (kuena) im totemistischen Sinne bezeichnet werden; die Bakuena, die das Krokodil als Totemtier haben, sind ein anderer Betschuanenstamm. Außer den Abschnitten ethnographischen Inhalts enthält das Buch noch einen Abriß der Geschichte der Basuto, der aus unbekannten Gründen auf die Kapitel I und IV verteilt ist, und in den letzten zehn Kapiteln ebensoviele Märchen und Erzählungen, an denen man nur das eine auszusetzen hat, daß sie nicht so wiedergegeben sind, wie sie der Neger, sondern wie sie der Europäer erzählen würde. *B. Ankermann-Berlin.*

455. Tourdrau: Sur la résistance des Malgaches aux brûlures électriques et particulièrement à l'érythème provenant des rayons Roentgen. Annal. d'hyg. et de méd. colon. 1903, p. 523.

Hunderte von kranken Eingeborenen der Insel Madagaskar wurden im Hospital zu Tananarivo der Einwirkung der Röntgenstrahlen ausgesetzt, ohne daß sich jemals eine derjenigen unangenehmen Erscheinungen an ihrer Haut bemerkbar machte, die man an Europäern oft genug beobachtet.

Buschan-Stettin.

IV. Urgeschichte.

456. Knut Kjellmark: Öfversikt af Sveriges stenålders boplatsers. Ymer 1904, Heft 2, p. 187—225.

Ein dankenswerter und lehrreicher Überblick der bis jetzt sicheren, aber nur erst zum Teil methodisch untersuchten Steinalterwohnplätze in Schweden. Sie liegen, wie eine kartographische Darstellung zeigt, größtenteils an der Küste; von Schonen in westlicher Richtung nach Halland und über Göteborg hinaus; in östlicher Richtung nach Blekinge. An der Westküste Gotlands liegen die bekannten, von Stolpe untersuchten Wohnplätze auf Stora Karlsö, im Innern des Landes außer manchen noch ungenügend aufgedeckten die Siedelungen bei Åloppe, südwestlich von Upsala, und die durch die gründlichen Untersuchungen der Grafen Reventlow bekannten Wohnplätze am Ringsjö in Schonen. Verfasser verzeichnet im ganzen 58 Steinaltersiedelungen. Von Kullen bis nach Ystad gehören sie dem Schluß der sog. Kjökkenmöddingperiode an und dem Anfang der jüngeren neolithischen Zeit. Auch in der Nähe von Göteborg liegt ein Wohnplatz derselben Zeit; andere gleichzeitige am Ringsjö und auf Lindormabacke an der Ostküste von Schonen.

Am ausführlichsten handelt Verfasser von den von ihm selbst aufgedeckten Spuren menschlicher Wohnplätze im Järawall, diesem den Geologen und Prähistorikern bekannten, von Ystad nach Trelleborg ziehenden Strandwall, dem schon Sven Nilsson besondere Aufmerksamkeit widmete. Kjellmark wählte für seine systematischen Grabungen eine Stelle bei Limhamn unweit Malmö, wo in der Nähe einer Soldatenwohnstelle der Wall die höchste Höhe erreicht. Die Schichtung zeigt von oben nach unten Mutterboden, Kies, eine von Kohlen schwarz gefärbte Schicht, Sand, Uferkies. Die Kulturreste fanden sich in der schwarzen Schicht, die Wohnplätze waren auf dem weichen Sande angelegt. Vier Herdplätze wurden konstatiert. Unter den Speiseresten fanden sich Schalen von Mytilus edulis, Cardium edule, Litorina litorea (Auster ist nicht genannt); Knochen vom Edelhirsch, Reh, Seehund und einer vom Schaf (!); viele Fischgräten; an Pflanzenresten: Kohlen von Eiche, Esche und Hasel, auch Haselnüsse. — An Steingeräten (einschließlich aller Splitter, Abfälle und Späne 50000 Stück) sind genannt und zum Teil abgebildet: Axt mit Spaltschneide, die ringsum geschlagene Axt, quer geschärfter Pfeil, Schaber mit gerundeter und mit konkaver Schabfläche, Bohrer und drei primitive Grünsteinäxte von roher Form und Arbeit, aber geschliffen (!). Die irdenen Scherben ließen zwei verschiedenartige Tongefäße erkennen, a) dickwandig mit abgespitztem Boden, b) feinere Schalen mit eingedrückten Grübchen am Rande. In einer Scherbe der letztgenannten Art entdeckte man den Abdruck eines Weizenkornes und Grannen und Halmreste anderer Getreidearten. Dieser Wohnplatz lag unter und hinter dem obersten Kamm des Järawalles und existierte vor dem Maximum der postglazialen Senkung. Durch das Sinken des Bodens wurden die Bewohner vertrieben. — Der Schafknochen, das Weizenkorn, die geschliffenen Grünsteinäxte weisen in eine jüngere Periode der Steinzeit.

In einer tieferen Schicht des Strandwalles unterhalb der hier ge-

schilderten Wohnstätte fand Verfasser wiederum verschiedene Flintgeräte, Bohrer, Schaber, Äxte anderer, gröberer Form, die auch vom geologischen Gesichtspunkte, hinsichtlich ihrer Lagerung, als älter als die der höher liegenden Wohnplätze und wohl als die ältesten Zeugen menschlicher Arbeit in Schweden zu betrachten sein dürften. Eine eingehendere Untersuchung dieses tiefer liegenden Wohnplatzes ist vom Verfasser in Aussicht genommen. *J. Mestorf-Kiel.*

457. British Museum: A guide to the antiquities of the bronze age printed by order of the trustees. London 1904. (10 Taf. u. 148 Illustr.)

Dieser Führer folgt dem über die Funde aus der Steinzeit 1902 veröffentlichten und ist ähnlich eingerichtet. Nach den einleitenden Worten von Charles H. Read soll er nicht nur die englischen Funde aus der Bronzezeit im Britischen Museum erläutern, sondern auch den Zusammenhang mit dem Kontinent vor Augen führen; einzelnes aus der Stein- und Hallstattzeit war schwer davon zu trennen, für irische Funde fehlt es oft an Fundnotizen. Wie besonders die Untersuchungen von Evans, Canon Greenwell, Montelius benutzt sind, so zeigt auch die Einleitung eine gute Übersicht über die allgemeinen prähistorischen Verhältnisse seit Einführung der Metalle. Im einzelnen schließt sich die Beschreibung an die Aufstellung im Museum an; über 30 Wandschränke enthalten britische Funde, acht Beispiele der festländischen Keramik, besonders aus der einst Klemmschen Sammlung in Dresden, die für Sachsen und die Lausitz wichtig bleibt. Bei jedem Lande ist eine kurze Übersicht über seine Verhältnisse während der Bronzezeit hinzugefügt, z. B. bei Deutschland werden die Handelswege und Verbreitungsgebiete gewisser Typen geschildert, und auch hier erwecken Funde von Bronzen der Klemmschen Sammlung besonderes Interesse; doch werden sie nicht alle abgebildet und man bleibt noch immer auf die alten Figuren in Klemms „Werkzeuge und Waffen“, Abb. 169, 170, 268 angewiesen, Abb. 198 daselbst ist sogar noch instruktiver als die neue Fig. 100 des vorliegenden Kataloges. Mit Bronzen sind übrigens auch Ägypten und Asien vertreten; eine Reihe schöner Goldfunde schließt das Ganze. Für den Benutzer auf dem Kontinent dürften die meist guten Abbildungen besonders wichtig sein; unter ihnen seien die schönen Lichtdrucktafeln V und VI mit charakteristischen Typen britischer und festländischer Keramik besonders hervorgehoben, auch die in Fig. 16 vorgeführte Entwickelung der einzelnen Formen des Zeltes ist recht wirksam. Ausführliche Listen der Abbildungen und genaue Register erleichtern die Benutzung des Führers, der die betreffenden Schätze des Britischen Museums auch in der Ferne zu überblicken gestattet. *Prof. Fr. Walter-Stettin.*

458. Marcel de Puydt: Antiquités préhistoriques trouvées sur le térritoire de la ville de Liège. Bull. de l. Soc. d'anthr. de Bruxelles 1903. Tome XXII, p. 9.

L'auteur signale quelques belles pièces préhistoriques trouvées à Liège et dans les environs par des personnes peu initiées aux études archéologiques. Ce sont surtout des haches en bronze et des instruments en pierre se rapportant à l'industrie dite acheuléenne. Malheureusement toutes ces antiquités ont-été trouvées non pas dans leurs gisements naturels mais bien dans des terres fraichement remuées. Au surplus chacune de ces pièces a éte trouvée isolement et malgrè les soins munitieux que l'on a mis pour fouiller les emplace-

ments où on les avait découvertes aucune autre pièce préhistorique n'a été mise au jour. Rien ne prouve donc qu'elles n'ont pas été perdues par un collectionneur et égarées après on on les a trouvées. Elles n'ont en tout cas qu'une valeur archéologique et nous ne voudrioàs pas affirmer qu'elles ont été fabriquées et utilisées en Wallonie. *Ernest Doudou-Seraing sur Meuse.*

459. Georges Moressée: La station néolithique d'Ampsin. Bull. de Cercle artist. et scient. de Seraing s. Meuse 1903. T. IV, p. 57—60.

Dans cette note M. Moressée donne la description des rochers sur lequels se trouve cette station. Au cours des nombreuses excursions qu'il y a faites il y a recueilli les pièces suivantes: 1 hache polie dont la largeur au trachant atteint 7—5 millimètres, 13 fragments de haches polies, 115 lames à 2 et 3 et le pans de 7 à 35 millimètres de largeur mais en général très fines; 5 de ces lames sont épaisses, triangulaires, a point vives dont l'un des pans a souvent conservé la croute naturelle du silex; 2 ont une de leurs extrémités arrondies en arc de cercle; ce sont des lames auquelles j'ai donné le nom de lames-grattoirs; 1 est à dos rabattu, deux autres ont une forme qui rappelle très bien la section médiane d'un botte, elles ont pour ainsi dire un pied très pointu. Ces dernières lames rappellent par la forme les petits instruments que j'ai recueillis dans le même endroit el que j'ai considérés comme ayant servi a pratiquer des operations chirugicales, à tatouer ou à extraire des projectiles introduits dans le corp humain. En résumé les nouvelles recherches que M. Moressée a faites dans la station néeolithique d'Ampsin comfirment celles que j'y avait faites quelques années auparavant. *Ernest Doudou-Seraing sur Meuse.*

460. Emile Hublard et Louis de Pauvr: Notice sur des antiquités préhistoriques découvertes dans la région d'Angre-Roisin. Ann. de cercle archéol. de Mons. 1902. T. XXXII.

L'homme de toutes les époques a laissé de nombreuses traces de son activité dans toute l'étendue d'Angre-Roisin et de ses environs; tel est dumoins l'opinion que l'on se fait en lisant la notice signalée. Récemment encore M. M. Emile Hublard et Louis de Pauvr ont découvert au Caillou-qui-Bique de nombreux vestiges y laissés par l'homme préhistorique et notamment plus de 600 silex taillés rappelant par la forme les instruments en pierre paléolithiques que l'on a découvert dans diverses cavernes belges et que les préhistoriens classent dans l'industrie moustérienne. Ces outils en silex reposaient dans un lambeau de couche limoneuse que M. M. Rutot et Ladrière, geologues de renommée, considèrent comme représentant l'assise superieure des dépots quaternaires. Ce même limon renfermait aussi de nombreux fragments de potérie grossière façonnée à la main, très mal cuite. M. M. Hublard et de Pauvr pensent que cette poterie est contemporaine des silex.

Ce qui me fait croire que ces auteurs ne se trompent pas à cet égard c'est qu'elle est toute à fait semblable a celle que j'ai trouvée engagée dans la brèche incontestablement fossilifère de la très célèbre caverne d'Engis.

Ernest Doudou-Seraing sur Meuse.

461. Dvacet ročníků atd. (Zwanzig Jahrgänge der Zeitschrift des vaterl. Musealvereins zu Olmütz.) Časopis vl. spolku muz. v Olomouci. 1904. T. XXI, No. 1, p. 1—34.

Das erste Heft des XXI. Jahrganges der Zeitschrift des rührigen Musealvereins in Olmütz bringt nebst einer geschichtlichen Übersicht zwei Verzeich-

nisse des reichen Inhalts der ersten 20 Jahrgänge, das eine nach den Namen der Autoren, das zweite nach dem Materiale und den Fundorten alphabetisch geordnet, welche mit Rücksicht auf die zahlreichen prähistorischen Funde Mährens ein stets willkommenes Hilfsmittel bei systematischen Arbeiten und Forschungen vorstellen. Die Zusammenstellung besorgte der ehemalige Redakteur und eifrige Mitarbeiter V. Houdek. *H. Matiegka-Prag.*

462. J. Richlý: Prähist. Funde in Südböhmen (böhm.). Památky arch. 1904. T. XXI, p. 81. M. 1 Taf.

In dem größten Hügel einer bisher unbekannten Steingrabhügelgruppe bei Skalitz (nw. von Sobieslau) wurden zwei Brandgräber gefunden. Das erste enthielt eine gerippte Bronzeziste, eine flache Schüssel, über 60 verzierte Knöpfe, eine Gürtelschnalle, insgesamt von Bronze; weiter ein Kriegsbeil, Messer, sowie Pferdegeschirr- und Wagenbeschläge von Eisen. Das zweite Grab enthielt nebst Urne mit Knöchelchen ein Ton- und ein Bronzegefäß sowie Reste eines aus dünnem Bronzeblech hergestellten, reichlich geometrisch verzierten, turbanartigen Ringes, wie solche bei Rovna unweit Strakonitz auf dem Schädel einer Leiche, sonst in mehreren Brandhügelgräbern (vgl. Píč: Čechy předhist, II, 1900, p. 51 u. Taf. XXIII u. XXX), von Much aber auf den Armen einer Leiche gefunden wurden. Píč vermutete Beziehungen dieser Objekte zu ähnlichen Ringen aus den Schweizer Pfahlbauten, während Undset in ihnen eine Fortbildung gewisser Hallstätter Formen erblickt. Auch Richly sucht Anknüpfungen an die Hallstätter Kultur, wie ja dieser Fund im Ganzen dieser Periode angehört. Die Bronzezisten und Turbane scheinen in Böhmen auf ein bestimmtes Gebiet an der Moldau, Ottawa und Lužnitz beschränkt zu sein, in welchem in früheren Zeiten Gold gewaschen wurde. Es ist möglich, daß letzteres bei dem Handel mit den Einwohnern von Hallstatt ein Tauschobjekt gegen das in Böhmen fehlende Salz abgegeben hat. Verfasser versucht den betreffenden Handelsweg genauer festzustellen. — Weiter berichtet Verfasser über einen Depotfund bei Lhotitz (nicht weit von Lischau), bestehend aus einem Halsringe, zwei offenen, massiven Armringen, einer Nadel und drei Spiralen, insgesamt aus Bronze.

H. Matiegka-Prag.

463. J. L. Červinka: Bronzehalsringe. Einige neue Massenfunde aus Mähren (böhm.). Časopis vl. spolku muz. v Olomouci. 1904. T. XXI, p. 55. M. 1 Tafel u. Abb. im Texte.

Die massiven, zumeist als Halsringe angesprochenen, offenen Bronzeringe mit einfach eingedrehten Enden gehören zu den gewöhnlichsten Objekten der mährischen Massenfunde. Von 55 Massenfunden aus Mähren bestanden 16 bloß aus solchen Ringen, die manchmal in großer Zahl angehäuft erscheinen; so fanden sich bei Göding einmal 600, ein zweites Mal 200, bei Austerlitz 80 Stück usw. beisammen. In acht Depotfunden kamen sie neben Objekten aus der älteren Bronzezeit (Celten, Meißeln, Spiralarmringen usw.) vor. Für die Ansicht, daß es sich wirklich um Halsringe und nicht um Gefäßhenkel oder um eine eigene Form von Bronzebarren (als Handelsobjekte) handelt, wogegen verschiedene Umstände sprechen, zeugen direkt die Funde solcher Ringe in der Halsgegend der Leichen bei den Grabfunden Szombathys in Gemeinelebarn (Niederösterreich) und Píčs bei Tursko (Böhmen). Diesen Funden reiht sich nun der von Trbouschan in Mähren an, bei welchem am Halse eines Skelettes ein solcher Ring, überdies eine Bronzenadel, Bronzedrahtfragmente und ein kugeliges, mit Linien und drei Randbuckeln verziertes

Gefäß gefunden wurden (Abb. S. 60). Zugunsten der angeführten Deutung dieser Ringe führt Verfasser noch andere Eigenheiten einiger seiner Funde an. So weisen die 45 Ringe des Massenfundes von Kostitz einen verschiedenen Grad der Bearbeitung und zwar vom einfachen Zuhämmern bis zur vollkommenen Politur auf (vgl. die Tafel), was wohl bei einfachen Bronzebarren nicht der Fall wäre. — Der Fund von Čejkowitz besteht aus einem Paar massiven, offenen Bronzearmringen, einem Paar Spiralarmringen (mit 16 Windungen) und einem massiven Ring, der als Halsring aufgefaßt werden muß, so daß das Ganze den Schmuck einer Person vorstellt. — Die vier Halsringe von Vlasatitz gehören wohl einem Massenfunde an, in dessen Nachbarschaft sich Hockergräber (kugeliges Gefäß, lappenloses Bronzebeil mit Holzgriffresten) befanden. *H. Matiegka-Prag.*

464. J. L. Píč: Ein neuer Brandgräbertypus in Böhmen (böhm.). Památky arch. 1903. T. XX, p. 467. M. 20 Taf., 1 Mappe und Abbild. im Texte.

Eine an der Mündung des Wolschinkabaches in den Chrudimkafluß gelegene Anhöhe bei Uřetitz unweit Chrudim (O.-Böhmen) ist durch einen Graben zu einem Burgwall umgewandelt, welcher durch die in der Ackerkrume aufgefundenen Scherben als spätslawisch datiert erscheint. Auf dieser Fläche deckte Verfasser ein ausgebreitetes älteres Grabfeld mit 68 Brandgräbern auf. Die an Gefäßen reichen Gräber entsprechen im ganzen den schlesischen Urnenfeldgräbern, welche auch sonst in Böhmen (Mĕnik, Svijan usw.) gut vertreten sind. Außerdem finden sich aber einzelne Gefäße, welche von neuen Kulturströmungen Zeugnis ablegen; es sind dieses vor allem schüsselförmige, bauchige Gefäße mit niedrigem, halbkreisförmig ausgeschnittenem Halse, welche in den Hockergräbern von Bylan und zum Teil auch in den Hügelgräbern bei Vlčí gefunden wurden. Auch andere Gefäßtypen, sowie das eigenartig rastrierte Ornament haben an den beiden genannten Orten ihre Parallelen; neu sind aber die verkehrt birnförmigen, mit Warzen besetzten Gefäße mit konischem Halse, welche ähnlich wie das in einem Grabe gefundene Schwert auf Einflüsse aus den östlichen Alpenländern hinweisen. Zwei offene, innen ausgehöhlte, quer gestrichelte Bronzearmbänder erinnern an jüngere Schweizer oder rhonische Typen.

Diese neuen Kultureinflüsse, welche sich hier vereinzelt bemerkbar machen, überwiegen aber stark auf dem in der Nachbarschaft, d. i. bei Platenitz, über eine Fläche von etwa 3000 qm ausgebreiteten, im ganzen 257 Gräber zählenden Urnenfelde. Neben der erwähnten, verkehrt birnförmigen Gefäßform, dem zahlreich verwandten rastrierten Ornamente, kehren auch andere auffallende Gefäßformen und Ornamente wieder, so schalenförmige Gefäße mit Fuß, hornförmige Gefäße, ein walzenförmiges Töpfchen mit zwei Öffnungen und drei Füßen, ein anderes mit vier Füßen, ein aus drei Schalen zusammengesetztes Gefäß usw. Außerdem sind beachtenswert: die häufig wiederkehrenden halbmondförmigen Tongestelle, Tonscheiben, Glasperlen, ein Bronzeschwert vom Hallstatttypus, bronzene Armringe und Pferdetrensen, endlich an Eisen: zwei Schwerter von Hallstattform, Messer, Beile, Ketten, Nadeln, Armringe, Gürtelspangen von der ungarischen Harfenform usw.

Es handelt sich hier in der Tat um einen außergewöhnlichen, glücklichen Fund, der durch die gewissenhafte Erforschung seinen wahren Wert erhalten hat. Wir sehen daher der für den V. Band der „Starožitnosti České — Čechy předhist." in Aussicht gestellten Beurteilung dieses Fundes mit großem Interesse entgegen. *H. Matiegka-Prag.*

465. L. Šnajdr: Baron de Baye und die sogenannten fränkischen Altertümer in Böhmen (böhm.). Časopis spol. přát. star. č. v. Praze. 1903. Bd. XI, p. 133.

Baron de Baye (Antiquités franques trouvées en Bohème, Caen 1894) hat die nicht sehr zahlreichen, aber typischen Funde der sogenannten merovingischen Kultur in Böhmen als fränkische Erzeugnisse angesehen, welche durch Kaufleute, die unweit von Prag eine Kolonie gründeten, hierher gelangten. Für diese Ansicht sprach angeblich der Umstand, daß diese Funde nicht den älteren, in Ungarn, Rumänien und am Schwarzen Meere gemachten Funden entsprechen, sondern vielmehr den jüngeren, welche am besten in den französischen Gebieten vertreten sind. Fredegars Bericht über Samo und die fränkischen Kaufleute gab einen historischen Anhaltspunkt für diese Deutung ab. — Verfasser spricht sich nun unter Berufung auf eines seiner Referate (Verhandl. d. Berl. Anthr. Ges. 1900, S. 183) und auf gewisse Parallelfunde gegen die Ansichten Baron de Bayes aus und schreibt diese Funde jenen Langobarden zu, welche nach Jornandes' Bericht einige Zeit im Lande der Beowinidi sich aufhielten, bevor sie an die Donau ins Rugiland, in die ungarische Tiefebene, nach Pannonien und endlich nach Nord-Italien zogen. Gegen eine solche Annahme wendet sich Dr. J. L. Píč in einer Besprechung der Schneiderschen Arbeit (Památky archaeol. XX, 1903, p. 588). Als Dr. Weigel das Grabfeld auf der Třebička bei Dobřichow den Langobarden zuschrieb, welche nach Theodorichs Tode († 526) nördlich von der Donau erschienen, war noch nicht bekannt, daß dieser Gräbertypus in Nord-Böhmen weit verbreitet ist (vergl. besonders die Funde auf der Pičhora bei Dobřichov, dieses Zentralbl. III, 1898, S. 145), was für eine länger dauernde Ansiedelung spricht, wovon aber die Geschichte bezüglich der Langobarden nichts weiß. Schneider läßt nun allerdings die Langobarden länger, d. i. im zweiten und dritten Jahrhundert, in Böhmen verweilen, aber die archäologischen Funde (einesteils die Brandgräber von Dobřichow, andererenteils die merovingischen Gräber von Podbaba) lassen sich nicht vereinigen und zugunsten einer solchen Annahme deuten. *H. Matiegka-Prag.*

466. Klim. Čermák: Neue Forschungen in Czaslau, Ost-Böhmen. Spuren eines Totenopfers in einer alten romanischen Kapelle (böhm.). Časopis spol. přátel starož. čes v. Praze. 1903. Bd. XI, p. 97. Mit Abb.

Bei einer Grabung in einer alten, aus dem 11. Jahrhundert stammenden romanischen Kapelle, welche jetzt als Sakristei der angebauten Dekanatskirche zu St. Peter und Paul in Czaslau dient, wurde vor der mit einem Altarunterbau versehenen Apside ein Grab — nach dem Grabsteine das des Herrn Mstislav von Chlum — aus dem Ende des 13. Jahrhunderts weiter ein zweites Grab, vielleicht des Vaters des ersteren, Bleha von Chlum, gefunden. Die Schädel sind kurz ovoid (Index 83.75 und 85.71), haben ein mittelhohes, breites Gesicht. Neben dem Grabe des Mstislav fand sich unter einer Steinplatte ein mächtiger Kohlen- und Aschenhaufen mit Knochen und Scherben, und weiter ein Feuerherd, ein Bronzeleuchter, Hussitenpfennige usw. Verfasser deutet den Fund des Aschenhaufens nicht als Rest eines heidnischen Opferplatzes, sondern unter Berufung auf die historischen Zeugnisse von dem Überleben ähnlicher heidnischer Gebräuche bis in die Christenzeit hinein als das Überleben einer heidnischen Sitte, nämlich eines Totenopfers für den seinerzeit mächtigen Herrn Mstislav von Chlum. — Weiter finden sich unter dem Türmlein zwei Leichen ohne Kopf, also wohl von Enthaupteten. Ver-

fasser vermutet in dem einen den im Jahre 1447 hingerichteten Taboritenhauptmann Vondraček Keřsky von Paběnic. — Auf dem als Hradek (Burglein) benannten ältesten Teile Czaslaus, wo Verfasser seinerzeit spätslawische Reihengräber aufdeckte (Verh. d. Berl. Ges. f. A. E. U. 1886), wurden auch Reste eines Totenopfers aus dem 11. Jahrhundert neben drei Skeletten aufgefunden; hierbei fanden sich besonders zahlreiche Topfscherben vom Burgwalltypus mit Bodenzeichen. *H. Matiegka-Prag.*

B. Literatur-Übersicht des Jahres 1904.

(Fortsetzung.)

I. Allgemeines.

Bartels, P., Bericht über die Herrichtung einer kraniologischen Sammlung, hauptsächlich von Schädeln aus der Steinzeit, im Paulus-Museum zu Worms. Vom Rhein III, Juli, S. 50—53.

Baschin, Otto, Bibliotheca geographica IX. 1900. XVI, 520 S. Berlin, W. H. Kühl.

Hewson, A., Descriptions of a method for preparing brains used in class demonstrations. Amer. Journ. of anat. III, 1, p. XI—XII.

Krämer, Der Neubau des Berliner Museums für Völkerkunde im Lichte der ethnographischen Forschung. Globus LXXXVI, 2, S. 21—24.

Lapouge, V. de, Grundfragen der historischen Anthropologie. Pol.-Anthr. Rev. III, 4, S. 220—229.

Luschan, v., Einige wesentliche Fortschritte in der Technik der physischen Anthropologie. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 465—466.

Museum of general and local archaeology and of ethnology. 19. ann. Report. Cambridge (21 S.).

Stieda, L., Aus der russischen Literatur. [Referate.] Arch. f. Anthr. II, S. 146—158 u. 209—228.

The Internat. Catalogue of scientific literature. P. Physical anthropology. 2. ann. issue. VIII, 229 S. London.

II. Anthropologie.

Bauer, M., Beiträge zur anthropolog. Untersuchung des harten Gaumens. Mit 1 Taf. u. 1 Abb. Arch. f. Anthr. II, S. 159—184.

Bonnet, Der Skaphocephalus synostoticus des Stettiner Webers. Mit 2 Tafeln. Wiesbaden, Bergmann. 52 S.

Cameron, H. C., Notes a case of hermaphroditism. Brit. gynaecol. Journ. LXXVI, p. 347—351.

Casanowicz, J. M., Identification of some Graeco-egyptian portraits. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 361—363.

Caubet, H. et **Mercadé, S.**, Hypertrophie congénitale des orteils (hallomégalie). 9 Fig. Rev. de chir. 2, p. 86—104 u. 3, p. 493—509.

Demage, H., L'hérédité collatérale. Sa valeur et son importance en pathologie. Rev. scientif. I, 24 u. 25.

Detto, C., Die Theorie der direkten Anpassung und ihre Bedeutung für das Anpassungs- und Deszendenzproblem. VI, 214 S., m. 17 Abb. Jena, G. Fischer.

Ehrenfeld, Ch. v., Geschlecht und Entartung. Pol.-Anthr. Rev. III, 5, S. 325—327.

Eijkmann, P. H., Das neue graphische System für die Kraniologie. Handel. v. d. Nederl. Anthr. Vereen. 2, p. 62—80.

Frassetto, F., Le forme craniche degli Antropoidi (Simidae) in rapporto alle umane. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 43—71.

Gayet et **Pinatelle**, Deux cas d'hypertrophie du membre inférieur. 1 Fig. Rev. d'orthop. 1, p. 1—21.

Giuffrida-Ruggeri, La posizione del bregma nel cranio del „Pithecanthropus erectus“ e la tendenza neo-monogenista in Germania. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 20—38.

Grosmolard, M., Les jeunes criminels en correction. Arch. d'anthr. crim. XIX, p. 341—369 u. 455—474.

Günther, K., Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. XV, 460 S. Freiburg i. Br., Fehsenfeld.

Hansemann, D. v., Über die rachitischen Veränderungen des Schädels. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 373—383.

Krauss, F. S., Die Anmut des Frauenleibes. XVI, 304 S. Leipzig, A. Schumann.

Lauertz, Der Kampf um den Darwinismus. Pol.-Anthr. Rev. III, 4, S. 217—220.

Lexis, H., Über die Messung der menschlichen Fruchtbarkeit. Ztschr. f. d. ges. Versichgs.-Wissenschaft IV, 1.

Liebe, A., Zwei Fälle von Hermaphroditismus verus bilateralis beim Schwein. 38 S. u. 2 Taf. Diss. Bern.

Linden, M. v., Einfluß des Stoffwechsels der Schmetterlingspuppe auf Flügelfärbung und Zeichnung des Falters. Ein Beitrag z. Physiol. d. Varietätenbildung. Arch. f. Rass.- u. Ges.-Biol. I, 4, S. 477—518.

Maggi, L., Suture ed ossa intraparietali nel cranio umano di bambino e di adulto. Rend. d. R. Ist. Lomb. di sc. e lett. XXXVII.

Manouvrier, L., Conclusions générales sur l'anthropologie des sexes et applications sociales. Paris.

Padula, F., Un' articolazione sacro-iliaca non vara e fin qui non osservata. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 211—213.

Pearson, K., On the inheritance of mental and moral characters in man and its comparison with the inheritance of the physical characters. Journ. of the Anthr. Inst. XXXIII, p. 171—237.

Petersilie, L., Untersuchungen über die Kriminalität der Provinz Sachsen. Ein Beitrag zur Landeskunde. III, 195 S. Stuttgart, F. Enke.

Petrunkewitsch, A., Gedanken über Vererbung. 83 S. Freiburg i. B., Speyer u. Kärner.

Rohden, G. v., Von den sozialen Motiven des Verbrechens. Zeitschr. f. Sozialwiss. VII, S. 509—531.

Röse, C., Zahnverderbnis und Militärtauglichkeit. Dtsch. Mntschr. f. Zahnhlk. XXII, S. 135—150.

Schneider, K., Über den heutigen Stand der Deszendenztheorie. Wien. klin. Rundsch. XVIII, S. 78—80, 99—101, 119—121.

Schwalbe, G., Sulla sutura metopica nei primati. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 159—181.

Sergi, G., Nuove osservazione sulle forme del cranio umano. Atti di Soc. rom. di antr. X, p. 72—81.

Sperino, G., Ghiandole sebacee della mucosa labiale e della mucosa delle guancie. Atti di Soc. rom. di antr. X, p. 279—288.

Spitzka, E. A., Post-mortem examination of the late George Francis Train. Daily med. Febr. 15.

Spitzka, E. A., The brain-weight of Dr. Taguchi. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 366—367.

Spitzka, E. A., Hereditary resemblances in the brains of three brothers. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 307—312.

Stratz, C. H., Die Rassenschönheit des Weibes. XVI, 400 S., m. 271 Abbild. u. 1 Karte. 5. Aufl. Stuttgart, F. Enke.

Ujfalvy, K. v., Die Ptolemäer. Ein Beitrag zur histor. Anthropologie. Arch. f. Anthr. II, S. 73—123.

Volkov, Th., Les variations squelettiques du pied chez les Primates et dans les races humaines. (Fortstzg.) Bull. d. l. Soc. d'anthr. d. Paris V, p. 1—50.

Walkhoff, Die Architektur des menschlichen Beckens im Lichte der Entwickelungsmechanik. Sitz.-Ber. d. Phys.-med. Ges. Würzburg 1, S. 1—16.

Weygandt, W., Weitere Beiträge zur Lehre vom Kretinismus. Würzburg, A. Stuber.

Wiessner, V. Die Fortschritte der Zahncaries im Freiwaldauer Bezirke. Österr. Ztschr. f. Stomat. II, S. 91—96.

Wilder, H. H., Racial differences in palm and sole configuration. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 244—293.

III. Völkerkunde.

Allgemeines.

Baudouin, M., Contribution à l'étude de la pathologie préhistorique: les fontaines qui guérissent. Culte des eaux et maladies préhistoriques. Gaz. méd. de Paris 1.

Baumgarten, A., Zur Geschichte der griechischen Sternbilder. Basel, C. F. Lendorff.

Beck, P., Über den Glückwunsch bei dem Niesen. Med. Korrespondenzblatt d. Württ. ärztl. Landesver. LXXIV, S. 460—461.

Bertholon, Note sur les marques sincipitales de certains crânes antiques. Bull. d. l. Soc. d'anthr. d. Paris V, p. 55—56.

Ciszewski, St., Die Couvade. Anz. d. Akad. d. Wiss. Krakau, phil. Kl., S. 19—25.

Conradt, L., La extensión geográfica de los animales. An. d. Mus. Nac. de México I, 6, p. 247—259.

Döller, S., Geographische und ethnographische Studien zum III. und IV. Buche der Könige. XL, 355 S., m. 1 farb. Karte. Wien, Mayer & Co.

Dubois, W. E. B., The development of a people. Intern. Journ. of ethics. April.

Ehrenfeld, Ch. v., Der Einfluß des Darwinismus auf die moderne Soziologie. Die Wage. 17—18.

Elbogen, J., Die Religionsanschauungen der Pharisäer mit besonderer Berücksichtigung der Begriffe Gott und Mensch. 22. Ber. üb. d. Lehranst. f. d. Wiss. d. Judents. i. Berlin. 88 S.

Eleutheropulos, A., Soziologie. XIV, 196 S. Jena, G. Fischer.

Engelmann, R., Die antiken Mühlen. Landw. Jahrb. XXXIII, S. 159—162.

Farrand, The significance of mythology. Journ. of Amer. Folk-Lore. Jan.—March.

Fischl, St., Fernsprech- und Meldewesen im Altertum mit besonderer Berücksichtigung der Griechen und Römer. 40 S. Programm. Schweinfurth.

Foy, W., Schemelartige Kokosnuß-Schalen. Mitt. d. Wien. anthr. Ges. XXIV, S. 112—154.

Garnier, J., The worship of the dead; or the origin and nature of pagan idiolatry, and its bearing upon the early history of Egypt and Babylonia. XXXII, 422 S. London, Chapman & Hall.

Graf, J. H., Über Zahlenaberglauben, insbesondere die Zahl 13. 46 S. Bern, K. S. Wyss.

Helmich, Fr., Die Abstammungsfrage des Hausrindes. 89 S. Bern, Stämpfli & Co.

Hermant, Les coutumes et les conditions économiques des peuples primitifs. Bull. d. l. Soc. R. belge de géogr. 1 u. 2.

Herts, Fr., Moderne Rassentheorien. VIII, 354 S. Wien, C. W. Stern.

Herts, Les sources psychologiques des théories des races. Rev. de synthèse hist. Febr.

Hill-Tout, C., Totemism, a consideration of its origin and import. Trans. of R. Soc. of Canada IX, p. 61—99.

Hirn, Y., Der Ursprung der Kunst. Übers. v. M. Barth. Leipzig, S. A. Barth.

Jubainville, d'Arbois de, Le mariage avec la soeur consanguine. Nouv. Rev. hist. de droit franç. Jan.—Febr.

Kewitsch, G., Zweifel an der astronomischen und geometrischen Grundlage des 60-Systems. Ztschr. f. Assyr. XVIII.

Kohler, S., Die Grundlagen des Rechts. Der Tag 335, vom 20. Juli.

Lehmann, Die Pfahlbauten der Gegenwart. Mitteilg. d. anthr. Ges. in Wien XXXIV. 1/2.

Marr, B., Der Baum der Erkenntnis. Eine mythologisch-ethnol. Studie. 143 S., m. Abb. Dux, C. Scheithauer.

Maspero, G., Histoire ancienne des peuples d'Orient. Paris, Hachette.

Michaelis, C., Zur Psychologie des Nomadentums. Völkerschau III, 3 (12 S.).

Michaelis, C., Prinzipien der natürlichen und sozialen Entwickelungsgeschichte des Menschen. Anthrop.-ethnol. Studien. XI, 211 S. Jena, G. Fischer.

Mielke, Alte Bauüberlieferungen. Ztschr. d. Ver. f. Volkskd. 2.

Newell, The ignis fatuus. Journ. of Amer. Folk-Lore, Jan.—March.

Penka, K., Kultur und Rasse. Pol.-Anthr. Rev. III, 4, S. 229—256.

Rostagno, L. R., Sull' origine del totemismo. Torino, Galbizio.

Schaub, W., Über den Ursprung der deutschen Zwergsage. 24 S. Progr. Berlin.
Tönnies, F., Ammons Gesellschaftstheorie. Arch. f. Sozialwiss. XIX, 1.
Ujfalvy, C. de, De l'origine des familles, des peuples et des races. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 7—19.
Urban, M., Pflanzen in der alt- und neuvolkstümlichen Heilkunde. Ärztl. Ztrlztg. XVI, S. 306—308, 322—324, 334—336, 350—351, 362—363, 378—379, 389—395, 406—407, 422—423, 430, 450—451.
Vaeth, J., Die Urgeschichte des Pferdes. Mitt. d. Ver. bad. Tierärzte IV, S. 124—126.
Ward, L. F., Soziologie von heute (a. d. Engl.). Innsbruck, Wagner. 84 S.
Zeitliche und räumliche Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte der Menschheit. Pol.-Anthr. Rev. III, 5, S. 284—297.

Europa.

Annandale, N., The survivals of primitive implements, materials and methods in the Faröer and South Iceland. Journ. of the Anthr. Inst. XXXIII, p. 246—258.
Ardù-Onnis, E., Gli Hethei-Pelasgi in Sardegna. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 119—158.
Bass, A., Kimbrische Sprachproben aus den Sette Communi. Zeitschr. f. hochd. Mundart V, S. 29—37.
Becker, Das Kunstgewerbe in Bosnien. Ztschr. d. Ver. f. Volkskde. 2.
Beddoe, J., The somatology of eight hundred boys in training for the Royal navy. Journ. of the Anthr. Instit. XXXIV, p. 92—99.
Berneker, Das russische Volk in seinen Sprichwörtern. Ztschr. d. Ver. f. Volkskd. 2.
Bilder aus dem pommerschen Weizacker. Trachten, Dorfanlagen, Bauernhäuser, Erzeugnisse des Hausgewerbes. Stettin, Herrcke & Lebeling.
Bordeaux, A., La Bosnie populaire. Paysages, moeurs et coutumes; légendes, chants populaires, mines. 340 S. Paris, Plon.
Bremer, O., Ethnographie der germanischen Stämme. 2. unveränd. Abdr. XII, 225 S., m. 6 Karten. Straßburg, K. J. Trübner.
Fett, H., Blumensternmeister aus Ringebu. Meddel. fr. Nord. Museet 1902. p. 213—225.
Frassetto, F., Crani moderni di Manfredonia (Monte Sant' Angelo). Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 94—118.
Giuffrida-Ruggeri, V., La capacità del cranio nelle diverse popolazioni Italiane antiche e moderne. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 240—278.
Grassl, Die Gebärfähigkeit der bayerischen Frauen. Allg. statist. Arch. VI, 2, S. 282—293.
Hermann, E., Zur Geschichte des Brautkaufs bei den indogermanischen Völkern. Wiss. Beil. z. XXI. Progr. d. Hansa-Schule z. Bergedorf 1904.
Hertz, F., Über den Rassencharakter der Germanen. Öst.-ung. Rev. XXXI, S. 196—228.
Houbron, G., Le type féminin dans la Flandre. Bull. d. l. Soc. de géogr. de Lille. 2—3.
Kohlbrugge, J. H. F., Zur Anthropometrie holländischer Fischer. Handel. v. d. Nederl. Anthr. Vereen. 2, p. 33—44.
Laloy, L., Ethnographisches aus Südwestfrankreich (II. Das Baskenland). Mit 10 Abb. Arch. f. Anthr. II, S. 185—193.
Lullies, H., Zum Götterglauben der alten Preußen. Progr. 20 S. Königsberg.
Meringer, R., Wörter und Sachen. [Aus dem Indogermanischen.] Indogerman. Forschungen XVI, 1/2, S. 101—196.
Meyer, E. H., Indogermanische Pflügebräuche. II. Ztschr. d. Ver. f. Volkskd. 2.
Much, M., Zur Frage der Indogermanen-Heimat. Arch. f. Rass.- u. Ges.-Biol. II, 4, S. 575—579. Dazu Ratzel, S. 579—580.
Nicholson, E. W. B., Keltic researches. Studies in the history and distribution of the ancient Goidelic language and peoples. XVIII, 211 S. London, Clarendon Press.
Osman-Bey, Die Frauen in der Türkei. VII, 256 S. Leipzig, Deutsches Verlagsinstitut.
Pfister, H. v., Kimbern in Oberitalien. Eislebener Zeitung, 26. April.
Raseri, E., La popolazione israelitica in Italia. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 82—93.

Reling, H. und **Bohnhorst, J.**, Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben usw. 4. verm. Aufl. XVI, 416 S. Gotha, E. F. Thienemann.
Salin, B., Die altgermanische Tierornamentik. Typolog. Studie über german. Metallgegenstände a. d. IV. bis IX. Jahrh. usw. X, 383 S., m. Abb. Berlin, A. Asher & Co.
Samzelius, Sagen, Märchen, Aberglaube bei den Finländern und Lappen (schwd.). Medderl. från Nord. Museet. 1902, p. 184—212.
Schaar, Plattdeutsche Rätsel. Ztschr. d. Ver. f. Volkskd. 2.
Schröder, Ortsnamen und Siedelungsgeschichte mit Berücksichtigung von Südhannover und Hessen. Korrespdzbl. d. dtsch. anthr. Ges. XXXV, 6, S. 47—48.
Schrawek, Das typische Bauernhaus im Böhmerwalde. Ztschr. f. österreich. Volkskd. 1—2.
Schultz, W., Das Farbenempfindungssystem der Hellenen. VII, 227 S., m. Abb. u. 3 Taf. Leipzig, J. A. Barth.
Šnajdr, L., Die Urheimat der Slawen (böhm.). Pravěk II, p. 1—6.
Stumme, H., Maltesische Studien. Eine Sammlung prosaischer und poetischer Texte in malt. Sprache. IV, 124 S. Leipzig, J. C. Hinrichs.
Thomas, N. W., Animal folklore from Greece. Man, Aug., p. 119—122.
Töpfer, H., Deutschland im Beginn unserer Zeitrechnung. III. Die Germanen und der germanische Staat. Deutsche Erde III, 3, S. 69—75.
Tschinkel, Die Sage in der Sprachinsel Gottschee. Ztschr. f. österr. Volkskd. 1—2.
Wilser, L., Die Menschenrassen Europas (nach Prof. Dr. G. Kraitschek). Globus LXXXVI, 3, S. 45—46.
Woltmann, L., Ursprung und Blüte der italienischen Malerei. Pol.-Anthr. Rev. III, 4, S. 256—264.

Asien.

Bernard, F., A travers Sumatra (de Batavia à Atjeh). 220 S., m. 52 Gravür. Paris, Hachette.
Besta, E., Le leggi di Hammurabi e l'antico diritto babilonese. Rev. ital. di sociol. VIII, p. 179—236.
Bode, W., Altpersische Knüpfteppiche. 60 S., m. Abb. u. 1 Taf. Berlin, G. Grote.
Böllenrücher, J., Gebete und Hymnen an Nergal. III, 52 S. Leipzig. semit. Studien I, 6.
Brünner, R. E. und **Domaszewski, A. v.**, Die Provincia Arabia. Auf Grund zweier in den Jahren 1897—1898 unternommener Reisen und der Berichte früherer Reisender beschrieben. Bd. I. XXIV, 532 S. Straßburg, K. J. Trübner.
C. R., Légendes du Caucase. Bull. d. l. Soc. de géogr. de l'Est XXV, 1, p. 56—59.
Das, S. Ch., Journey to Lhasa and Central Tibet. 384 S. London, Murray.
Encyclopaedie van Nederlandsch-Indië. Met medewarking van verschillende ambtenaren, geleerden en officieren samengesesteld door P. A. van der Lith en Joh. F. Snelleman. Afl. 36: Thee—Tochten (ondste ontdekkings-) tot 1497. 37: Tochten-Tijdrekening. 's Gravenhage und Leiden 1904.
Franke, O., Beiträge aus chinesischen Quellen zur Kenntnis der Türkvölker und Skythen Zentralasiens. 111 S. Berlin, G. Reimer.
Gernandt, F., Aus dem Hindu-Gesetzbuch des Manu. Pol.-Anthr. Rev. III, 4, S. 264—268.
Golliez, Th., The origines du droit du propriété et le Japon. Rev. soc. cathol. April 1.
Grenard, F., Le Tibet, le pays et ses habitants. 588 S. Paris, Armand Colin.
Hagen, B., Die Gajos auf Sumatra. Globus LXXXVI, 2, S. 24—30.
Hahn, C. v., Neues über die Kurden. Globus LXXXVI, 2, S. 31—32.
Hart, H., Ostasiatische Literaturen. Der Tag I, 312, 313.
Harper, R. F., The code of Hammurabi King of Babylon about 2250. B. C. Autographed text, transliteration, translation, glossary, index of subjects lists of proper names, signs, numerals, corrections, and erasures with map, frontispiece, and photograph of text. 192 S., m. 105 Taf. Chicago, Univ. Press.
Hartshorne, A., Japan and her people. 2 vol., 338 u. 380 S. London, Paul, Trübner & Co.
Hearn, L., Vom Ewig-Weiblichen [Psychologie d. japan. Volkscharakters]. Nord und Süd, Juni.
Henning, Ch. L., Die sumerische Grundlage der vorderasiatischen Schöpfungssage Globus LXXXVI, 3, S. 46—49 u. 4, S. 58—61.

Hervey, D. F. A., Malay games. Journ. of the Anthr. Inst. XXXIII, p. 284—304.
Hindorf, R., Leitfaden zur Erlernung der malaiischen Umgangssprache (Küstenmalaiisch). 3. Aufl., VIII, 96 S. Berlin, C. Heymann.
Joustra, M., Het jaar 1903 onder de Karo-Bataks. Mededeel. v. wege het Nederl. Zendelinggenootsch. XLVIII, 2, p. 150—162.
Joyce, T. A., On the physical anthropology of the Oases of Khotan and Keriga. Journ. of the Anthr. Inst. XXXIII, p. 305—324.
Karutz, R., Ethnographische Wandlungen in Turkestan. Arch. f. Anthr. II, S. 194—201.
Kuroda, S., Mahôyâna. Die Hauptlehren des nördl. Buddhismus. VIII, 49 S., Leipzig, Buddh. Verlag.
Louw, P. F. E., De Java-Oorlog von 1825—30. III. Batavia, Landsdrukkerij.
Lyle, T. H., Notes on the ancient pottery kilns at Sawankakok. Journ. of the Anthr. Inst. XXXIII, p. 238—245.
Mazzarella, G., L'origine del prestito nel diritto indiano. Riv. ital. di sociol. VIII, p. 237—297.
Mury, F., Religions et superstitions siamoises. Rev. d. géogr. Febr. 1.
Neumann, J. H., De tĕndi in verband met Si Dajang [Weltanschauung der Karo-Battaks, Sumatra]. Mededeel. v. wege het Nederl. Zendelinggenootsch. XLVIII, 2, p. 101—145.
Nieuwenhuis, A. W., Quer durch Borneo. Ergebnisse s. Reisen i. d. J. 1894, 1896—97 u. 1898—1900. I., m. 97 Taf. u. 2 Karten. XV, 495. Leiden, E. J. Brill.
Nieuwenhuis, A. W., De levens voorwaarden onder volken op hoogen en op lagen trap van beschaving. Leiden.
Pimoda, Comtesse de, Contes et légendes du vieux Japon, d'après la traduction anglaise de M. A. B. Milford. 135 p. Paris, Plon.
Reports of the Cambridge Anthropol. Expedition to Torres Straits. V. Sociology, magic and religion of the Western Islanders. XII, 378 S., m. zahlr. Abb. Cambridge, Univers. Press.
Saint-Remy, G., Anthropologie et ethnographie. I. Indo-Chine française. Bull. d. l. Soc. de géogr. de l'Est XXV, 1, p. 15—28.
Schapiro, D., Obstétrique des anciens Hébreux d'après la Bible, les Talmuds et les autres sources rabbiniques, comparée avec la tocologie gréco-romaine. 163 S. Paris, H. Champion.
Schlagintweit, E., Verzeichnis der tibetischen Handschriften d. Kgl. württemberg. Landesbibl. z. Stuttgart. München, G. Franz' Verlag.
Seidel, A., Systematisches Wörterbuch der nordchinesischen Umgangssprache (Pekingdialekt). XVI, 208 S. Oldenburg, Schulze.
Seidel, A., Systematisches Wörterbuch der japanischen Umgangssprache. VII, 193 S. Oldenburg, Schulze.
Sergi, S., Un cervello di Giavanese. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 214—239.
Skinner, G. A., „Casco foot" in the Filipino. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 299—302.
Stönner, Steinskulpturen von der Insel Java. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 519—523.
Walleser, M., Die buddhistische Philosophie in ihrer geschichtl. Entwickelung. I. Die philosoph. Grundlage des älteren Buddhismus. XI, 148 S. Heidelberg, C. Winter.
Weulersse, G., Le Japon d'aujourd'hui. 359. Paris, Colin.
Wehrli, H. J., Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw (Kachin) von Ober-Burma. Intern. Arch. f. Ethn., Suppl. zu Bd. XVI.
Whigham, H. J., Manchuria and Korea. 254 S. London, Isbister.
„Widow", Mohammedan marriages in Ceylon. Journ. of the Soc. of compar. legisl. V, 2.
Winkler, H., Die Gesetze Hammurabis in Urschrift und Übersetzung. Dazu Einleitung, Wörter-, Eigennamen-Verzeichnis, die sog. sumer. Familiengesetze und die Gesetztafeln. Brit. Mus. 82—7—14, 988. XXXII, 116 S. Leipzig, J. C. Hinrichs.
Zachariä, Zur indischen Witwenverbrennung. I. Ztschr. d. Ver. f. Volkskd. 2.
Zeltner, F. de, Le monastire souterraine de Goba. L'Anthropol. XV, 2.

Australien.

Bachmann, L. B., Die nordische Rasse und die Eries der Südsee. Pol.-Anthr. Rev. III, 5, S. 281—283.

Courte, Comte de, La Nouvelle-Zélande. 268 S., m. 88 Gravür. Paris, Hachette.
Dalton, O. M., Easter-Island: Script. Man, Aug., p. 115—116.
Dempwolff, Über aussterbende Völker [Die Eingeborenen der „westlichen Inseln" in Deutsch-Neuguinea]. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 384—415.
Dissel, J. S. A. van, Reis van Ati ati onin over Patipi en Degén naar Kajoni [Holländisch-Neuguinea]. Tijdschr. v. h. Kon. Nederl. Aardrijksk. Genootsch. Ser. 2, XXI, 4, S. 617—650.
Festetics de Tolna, R., Vers l'ecueil de Minicoy, après huit ans dans l'Océan Pacifique et Indien. 396 S., m. 174 Grav. Paris, Plon.
Howitt, A. W. and Siebert, O., Legends of the Dieri and kindred tribes of Central Australia. Journ. of the Anthr. Instit. XXXIV, p. 100—129.
Jens, W. L., De Papoea's der Geelvinksbaai. Handel. v. d. Nederl. Anthr. Vereen. 2, p. 45—61.
Laidlaw, G. E., Indian village sites in North Victoria. Ann. Arch. Rep., p. 101—102.
Mathews, R. H., Languages of the Kamilaroi and other aboriginal tribes of New South Wales. Journ. of the Anthr. Inst. XXXIII, p. 259—283.
Mathews, Die Multyerra-Initiationszeremonie. Mitteil. d. anthrop. Ges. in Wien XXXIV, 1/2.
Meier, *P.* **J.,** Kreuz- und Querzüge in Baining (Neu-Pommern). I. Ins Quellgebiet des Karo oder Krau. II. Eine Exkursion zu den Wir. III. Ein Maskentanz bei den Bainingern von Wema-Galip (Gawit). Monatshefte zu Ehren U. L. Frau vom hlst. Herzen Jesu 1904, XXI, 4, S. 151—161; 5, S. 199—204.
Parkinson, R., A stone rice-sheller from Nusa. Man, Aug., p. 117—119.
Schmidt, P. W., Eine Papuasprache auf Neu-Pommern. Globus LXXXVI, 5, S. 75—80.
Schnee, Land und Leute der Marshallinseln. Ztschr. f. Kolonialpol. April.
Schnee, H., Bilder aus der Südsee. M. 30 Taf., enth. 37 Abb. u. 1 Karte. XIII, 394 S. Berlin, D. Reimer.

Afrika.

Bagge, S., The circumcision ceremony among the Naivasha Masai. Journ. of the Anthr. Instit. XXXIV, p. 167—169.
Burght, J. M. van der, Dictionnaire français-kirundi. CXIX, 648 S. Bois-le-Duc, Soc. l'Illustr. cathol.
Cleve, 1. Zahnverstümmelungen und ihre Bedeutung für den Lautwandel. 2. Über die Frauensprache. 3. Die Dorsalen des Sango. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 456—465.
Cummins, S. L., Sub-tribes of the Bahr-el-Ghazal Dinkas. Journ. of the Anthr. Instit. XXXIV, p. 149—166.
Decorse, Du Congo au Tchad par le Chari. Bull. d. l. Soc. de géogr. comm. XXVI, p. 349—362.
Dias de Carvalho, F. C., Apontamentos d'uma viagem no sul d'Angola (p. 76—77 cirurgia e medicina). Bol. da Soc. de geogr. de Lisboa XXII, 2—4.
Erman, A., Ägyptisches Glossar. VIII, 160 S. Berlin, Reuther & Reichard.
Fritsch, G., Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit. IV, 76 S., m. 9 Abb. im Text, 52 Lichtdrucktaf. u. 52 zugeh. Linierg. d. Körperverhältn. auf 13 lith. Tafeln. Wiesbaden, C. W. Kreidel.
Fritsch, G., Vergleichende Betrachtungen über die ältesten ägyptischen Darstellungen von Volkstypen. Naturw. Wchschr. III, 43—44, S. 673—682 u. 690—696.
Hart, H., Ein rätselhaftes Volk [Guandschen]. Der Tag 360 u. 361.
Hobley, C. W., British East Africa: Anthropological studies in Kavirondo and Nandi. Journ. of the Anthr. Inst. XXXIII, p. 325—359.
Hutter, Völkergruppierung in Kamerun. Mit Karte. Globus LXXXVI, 1, S. 1—5.
Kandt, R., Gewerbe in Ruanda. Ztschr. f. Ethnol. XXXVI, S. 329—372.
Lamb, D. S., Some brain-weights in the negro race. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 364—366.
Mathews, Die Sprache des Tyddyuwurrustammes der Eingeborenen von Victoria. Mitt. d. anthr. Ges. in Wien XXXIV, 1/2.
Narbeshuber, Anthropologisches aus Südtunesien. Mitt. d. anthr. Ges. in Wien XXXIV, 1/2.
Pierre, Ch., De Brazzaville au Caire par l'Oubangui et le Bahr-El-Ghazal. Bull. d. l. Soc. de géogr. comm. XXVI, p. 363—384.

Schweinfurth, Eine ägyptische Knallpeitsche „Fergille". Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 517—519.
Senftenberg, O. Parish v., Zwei Reisen durch Ruanda 1902—1903. Globus LXXXVI, 4—5.
Sg., Eine Begräbnishöhle auf der Insel Bussira (Victoria Nyansa). Globus LXXXVI, 5, S. 80—82.
Tate, H. R., Notes on the Kikuyu and Kamba tribes of British East Africa. Mit Taf. II—V. Journ. of the Anthr. Instit. XXXIV, p. 130—148.
Torday, E., Songs of the Baluba of Lake Moero. Man, Aug., p. 117.
Träger, Handwerkszeug eines tunesischen Tätowierers. Ztschr. f. Ethn. XXXVI, S. 469—477.
Velten, C., Praktische Suaheli-Grammatik nebst einem Deutsch-Suaheli-Wörterverzeichnis. X, 308 S. m. 2 Tab. Berlin, W. Bänsch.

Amerika.

A., G. M., Situación de Yucatán antes de su descubriniento. An. d. Mus. Nac. de México I, 6, p. 260—277.
Bandelier, A. F., Aboriginal myths and traditions concerning the Island of Titicaca, Bolivia. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 197—239.
Boas, The folk-lore of the Eskimo. Journ. of Amer. Folk-Lore. Jan.—March.
Chamberlain, Race-charakter in proverbs. Journ. of Amer. Folk-Lore. Jan.—March.
Claval, Folk-lore of the Bahama-Negroes. Journ. of Amer. Folk-Lore. Jan.—March.
Dixon, Some Shamans of California. Journ. of Amer. Folk-Lore. Jan.—March.
Dorsey, G. A., An Arikana story-telling contest. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 240—243.
Ehrenreich, P., Die Ethnographie Südamerikas im Beginn des XX. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Naturvölker. Arch. f. Anthr. 39—75.
Elwang, W. W., The negroes of Columbia-Missouri. A concrete study of the race problem. Dissert. Columbia-Missouri. 8°. 69 S.
Förstemann, Die Stela I von Copan. Mit 1 Abbild. Globus LXXXV, 23, S. 361—363.
Gerard, W. R., The Tapehanek dialect of Virginia. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 313—330.
Grubb, W. B., Among the Indians of the Paraguayan Chaco. XIV, 176 S. London, Murray.
Hill-Tout, Ch., Report on the ethnology of the Ściatl of British Columbia, a coast division of the Salish stock. Mit 1 Taf. Journ. of the Anthr. Inst. XXXIV, p. 20—91.
Kröber, A., Ghost-dance in California. Journ. of Amer. Folk-Lore. Jan.—March.
Latcham, R. L., Notes on the physical characteristics of the Araucanos. Mit Taf. VII. Journ. of the Anthr. Inst. XXXVI, p. 170—180.
León, N., El culto al falo en el México precolombino. An. d. Mus. Nac. de México I, 6, p. 278—280.
Martin, W. B., Religious ideas of American Indians. Cath. Univ. Bull. X, p. 35—68 u. 225—243.
Mason, O. T., Aboriginal American basketry: Studies in a textile art without machinery. M. 248 Taf. Rep. of the Un. Stat. Nat. Mus. f. 1902, p. 171—548.
McGuire, J. D., Reply to „Who made the effigy pipes?" Ann. Arch. Rep., p. 43—46.
Münsterberg, H., Die Amerikaner. 2. Das geistige u. soziale Leben. III, 336 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Nuttall, Z., The book of the life of the ancient Mexicans. Berkeley.
Parkinson, R., Tätowierung der Mogemokinsulaner. Mit 3 Abb. Globus LXXXVI, 1, S. 15—17.
Rieck, Reisebilder aus Patagonien und von der chilenischen Küste (patagon. Stämme). Korrespondenzbl. d. deutsch. anthr. Ges. XXXV, 6, S. 46.
Sapper, K., Der gegenwärtige Stand der ethnographischen Kenntnis von Mittelamerika. Arch. f. Anthr. S. 1—38.
Schmidt, M., Ableitung südamerikanischer Geflechtmuster aus der Technik des Flechtens. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 490—512.
Schmidt, M., Nachrichten über die Kayabi-Indianer. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 466—468.

Simms, S. C., Cultivation of „medicine tobacco“ by the Crows. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 331—335.
Thomas, N. W., Arunta totemism: a note on Mr. Lang's theory. Man, July, p. 99—101.
Tooker, W. W., Indian place-names on Long Island. Brooklyn daily Eagle Almanac, p. 409—410.
Townshend, R. B., The snake-dancers of Mishongnovi. Nineteenth Century (London), p. 429—443.
Vetancourt, Fr. A. de, Arte de lengua mexicana. Bibliot. Mexic., hist. y ling. publ. p. el Mus. Nac. de México. 4, p. 591—620.
Vram, U. G., Crani di Calchaqui. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 182—210.

IV. Urgeschichte.

Athby, Th., Excavation, at Caerwent in Monmouthshire. Man, July, p. 101—107.
Baier, R., Vorgeschichtliche Gräber auf Rügen und in Neuvorpommern. Mit 6 Taf. u. 2 Abb. Greifswald, J. Abel. 34 S.
Beltz, R., Hirschhaken als vorgeschichtlicher Schmuck. Deutsche Jägerzeitung XXII, S. 379.
Béraud, G., Découverte d'un nouvel instrument en pierre polie (galet polissoir), dans les stations néolithiques du nord de l'arrondissement de Bressuire, cantons de Chatillon-sur-Sèvre et de Cerizay, départ. de Deux-Sèvres. Rev. d. l'École d'anthr. XIV, p. 237—239.
Binzer, v., Die Römerwege zwischen der Unterweser und der Niederelbe und die mutmaßlichen Ankerplätze des Tiberius i. J. 5 n. Chr. Globus LXXXVI, 3, S. 37—41.
Boersoenyi, A., Römische Altertümer, gefunden in der Stadt Gyoer (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 251—254.
Brunner, K., Ein Bronzefund vom „Schloßberg“ bei Witzen, Kr. Sorau. Nachr. ü. deutsche Altertumsfd. XV, 3—4, S. 46—50.
Bushnell, D. S., Archeology of the Ozark region of Missouri. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 294—295.
Capitan, L., La question des éolithes. Rev. de l'École d'anthr. XIV, p. 240—246.
Červinka, J. L., Über die neolithische Keramik in Mähren (böhm.). Pravěk II, p. 17—20.
Červinka, J. L., Bronzehalsringe. Einige neue Massenfunde aus Mähren (böhm.). Čas. vl. sp. muz. Olmütz XXI, p. 55—61.
Chatellier, T. du, Sépulture sous tumulus à Berrien (Finistère). Bull. d. l. Soc. arch. du Finistère, 1904.
Chlingensperg, V., Der Knochenhügel am Langacker und die vorgeschichtliche Herdstelle am Eigenbichl bei Reichenhall in Oberbayern. Mitt. d. anthr. Ges. in Wien XXXIV, 1—2.
Colini, G. A., Rapporti fra l'Italia ed altre paese europei durante l'età neolitica. Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 289—322.
Courty, G., A propos d'une industrie quaternaire stampienne formant la transition du tertiaire an chelléen. L'Homme préh. II, 8, p. 258—260.
Cziráky, J., Die alten Befestigungen in der Grafschaft Bács (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 237—241.
Darnay, K. v., Alte Pflüge aus der Gegend von Suemeg (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 196—203.
Deecke, W., Säugetiere aus dem Diluvium und Alluvium der Provinz Pommern. Mit 1 Taf. Greifswald, F. W. Kunike.
Denise, Découvertes d'objets préhist. faites dans les Dragages de l'Oise à l'Isle-Adam. L'Homme préh. II, 8, p. 241—244.
Dittmeyer, Bericht über aufgefundene Trichtergruben. Korrespondenzbl. d. deutsch. anthr. Ges. XXXV, 6, S. 42.
Duff, U. Fr., Some exploded theories concerning southwestern archeology. Amer. Anthropol. VI, 2, p. 303—306.
Finály, G., Römische und pseudo-römische Reste in der Grafschaft Kolozs (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 243—246.
Fortes, S., Fibulas e fivelas. Mit Abb. O Archaeol. Portug. 1—2.
Friedel, E., Neolithe — Palaeolithe — Eolithe. Mit Taf. IV—XVI. Arch. d. Brandenburgia X, S. 42—57.

Friedel, E., Beschreibung u. Erläuterung d. urgeschichtl. Ausstellung des Märk. Provinzialmuseums am 21. April 1902. Arch. d. Brandenburgia X, S. 31—41.
Friedel, E., Verzeichnis d. im Monatsbl. d. Brandenburgia, Jahrg. I—X enthaltenen Vorträge, Aufsätze u. sonstigen Mitteilungen z. Ur- u. Vorgeschichte. Arch. d. Brandenburgia X, S. 28—30.
Garstang, J., Excavations at Beni-Hasan in Upper Egypt (second season). Man, July, p. 97—99.
Geissner, Die im Mainzer Museum befindlichen Sigillatagefäße der nachaugusteischen Zeit und ihre Stempel. 50 S., mit 4 Taf. Progr. Mainz.
Gorjanović-Kramberger, Zur Altersfrage der diluvialen Lagerstätte von Krapina in Kroatien. Glasnik Hrv. Narivosl. družtna. XVI (4 S.).
Gottwald, Ant., Sammlung prähist. Altertümer des Ant. Gottwald in Prossnitz (böhm.). Čas. mor. mus. z. Brünn IV, p. 71—80.
Gottwald, A., Funde von Držovic, Vrahovic und Čechůvky bei Prossnitz (böhm.). Čas. vl. sp. muz. Olmütz XXI, p. 104—109.
Hadaczek, K., Der Goldschatz von Michalkow (poln.). Mit 13 Taf. Museum Dzieduszycky zu Lwow, 1904 (30 S.).
Haller, E., Die prähistor. Verschanzungen zu Pécska (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 235—236.
Herbig, G., Vorarbeiten zum Corpus inscriptionum etruscarum. 14 S., München, G. Franz.
Hilprecht, Die babylonischen Ausgrabungen der Amerikaner im Bêl-Tempel zu Nippur. Mitt. d. Ver. f. Erdkd. z. Leipzig f. 1903. 1, S. 15—20.
Hoernes, M. v., Funde der prähistorischen und der Römerzeit aus Ungarn, die im K. K. Hofmuseum zu Wien aufbewahrt werden (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 204—211.
Houdek, V., Inhaltsverzeichnis (Autoren-, Sach- und Ortsregister) der ersten 20 Jahrgänge des Čas. vlast. spolku muz. v Olomouci (böhm.). Časopis vl. sp. muz. Olmütz XXI, p. 5—34.
Imbert, M., Les monuments archéologiques de Maintenon. L'Homme préh. II, 7, p. 217.
Jósa, A. v., Ohrgehänge aus der Avarenzeit, gefunden zu Buj (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 254—255.
Keane, A. H., Le figure preistoriche del Monte Bego (Alpi Marittime). Atti d. Soc. rom. di antr. X, p. 39—42.
Kemke, H., Die Bedeutung der Ostsee für die Vorgeschichte der Provinz Ostpreußen. Korrespondenzbl. d. deutsch. anthr. Ges. XXXV, 6, S. 44—46.
Knowles, W. J., Stone axe factories near Cushendall, County Antrim. Journ. of the Anthr. Inst. XXXIII, p. 360—366.
Kovách, A., Funde zu Regoly (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 255—261.
Kreutz, R., Bos primigenius domest. in einer präglazialen Schicht (böhm.). Čas. vl. sp. muz. in Olmütz XXI, p. 114—116.
Kumm, Westpreußische Steinkistengräber. Nachr. ü. deutsch. Altertumsfd. XV, 1—4, S. 51—55.
Kučera, J., Bronzemassenfund von Drslavic bei Ung.-Brod (böhm.). Pravěk II, p. 7—11.
Lefèvre, A., Le Latium avant Rome. Rev. d. l'École d'anthr. XIV, p. 220—236.
Lehmann, C. F., Über neugefundene chaldische Inschriften. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 488—490.
Mazauric, Mingaud et Vedel, La grotte de Meyraunes (Gard). Époque néolithique et époque du bronze. Bull. d. l. Soc. d. scienc. de Nîmes.
Melhard, J., Der Fund von Pula (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 241—242.
Mc Guire, J. D., Notes on copper workers. Ann. Arch. Rep., p. 46—47.
Meyer, Neue Mitteilungen über Nephrit. Globus LXXXVI, 4, S. 53—54.
Meyer, A., Tasch-Rabat. Globus LXXXVI, 3, S. 41—45.
Miller, A., Fouilles de kourgans en Russie méridionale. L'Homme préh. II, 7, p. 209—216.
Mills, W. C., Explorations of the Gartner mound and village site. Ohio arch. and hist. Quarterly XIII, 2.
Miske, K. v., Die Bedeutung Velem St. Veits als prähistor. Gußstätte mit Berücksichtigung der Antimonbronzefrage. Arch. f. Anthr. II, S. 124—138.
Möwes, F., Bibliographische Übersicht über deutsche Altertumsfunde f. d. Jahr 1903. Nachr. ü. deutsch. Altertumsf. XV, 2, S. 27—32 u. 3—4, S. 33—46.

Montelius, O., Die Datierung des Stonehenge. Arch. f. Anthr. II, S. 139—141.
Mortillet, P. de, Note sur les menhirs de Seine-et-Oise. L'Homme préhist. II, 8, p. 245.
Myres, J. L., The early pot-fabrics of Asia Minor. Journ. of Anthr. Inst. XXXIII, p. 367—400.
Németh, J., Römische Gräber zu Szilas-Balhás (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 246—248.
Niederle, L., Slawische Altertümer (böhm.). I, 2, p. 209—528. Prag, Bursik u. Kohout.
Nüesch, J., Das Kesslerloch, eine Höhle aus paläolithischer Zeit. Mit 34 Taf. u. 6 Textfig. Neue Denkschr. d. allg. schweiz. Ges. f. d. ges. Naturwiss. XXXIX, 2.
Olshausen, Über einen Ausflug nach den diluv. Fundstätten bei Schönebeck a. E. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 477—486.
Orosz, A., Die letzten Funde der prähist. Station von Petris bei Szamosujvár (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 227—234.
Petrie, Flinders, Beads from Bulawayo. Man, July, p. 107.
Petrie, Fl., Excavations at Ehnasya. Man, Aug., p. 113—115.
Píč, J. L., Geschichte der archäol. Sektion des Landesmusealvereins in Prag und der „Památky archaeol." (böhm.). Památky arch. XXI, p. 3—16, 1904. — Die prähistor. Sammlung des Landesmuseums in Prag. Ib. p. 35—40.
Pilgrim, L., Versuch einer rechnerischen Behandlung des Eiszeitproblems. Jahrschr. d. Ver. f. vaterl. Naturkd. i. Württemberg, S. 26—117.
Procházka, A., Berichte über Funde in der Umgebung von Wischau (böhm.). Pravěk II, S. 12—16.
Procháska, A., Archäol. Berichte (böhm.). Čas. mor. mus. z. Brünn IV, p. 81.
Quénel, Cl., La station préhistorique de Royallien-Compiègne. L'Homme préh. II, 7, p. 224—231.
Rhé, J., Funde aus den römischen Ruinen Rátót (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 248—249.
Richlý, J., Vorhistor. Funde in Südböhmen (böhm.). Památky arch. XXI, p. 81—84.
Rödiger, L., Archäologische Funde aus der Grafschaft Bács (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 261—263.
Rutot, A., Coup d'oeil sur l'état des connaissances relatives aux industries de la pierre. 270 p. Namur.
Sautter, Fr., Weitere Fundberichte über Ausgrabungen von Grabhügeln bei Hundersingen, Geisingen und Bremelau. Präh. Blätter XVI, 4, S. 49—56.
Seger, H., Der Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler. Breslau, Groß, Barth & Co. 25 S.
Scheuffgen, F. J., Der vorgeschichtliche Mensch. 40 S. Hamm, Breer und Thiemann.
Schmidt, H., Der Bronzesichelfund von Oberthan, Kr. Merseburg. Zeitschr. f. Ethn. XXXVI, S. 416—452.
Šnajdr, L., und **Domečka, L.,** Prähistorische Funde im nordöstlichen Böhmen (böhm.). Památky archaeol. XX, p. 533—552.
Squelette humain de Cheddar (Angleterre). L'Homme préhist. II, 8, p. 260.
Station lacustre de Chalain. L'Homme préh. II, 8, p. 261—263.
Steimle, Der Limeswinkel bei Lorch in Württemberg. Mit Abb. Mitt. d. Vereinig. der Saalburgfreunde, S. 106—112.
Steinen, v. den, Ausgrabungen am Valenciasee. Mit 29 Abb. Globus LXXXVI, 7, S. 101—108.
Steinmetz, Hügelgräber in der Oberpfalz, Bayern (Brunn in der Umgegend von Laber). Nachr. ü. deutsch. Altertumsfd. XV, 3—4, S. 59—64.
Strehle, Zierketten aus Manching, Ingolstadt. Deutsche Gaue, S. 77—78.
Stubenrauch, A., Die Maaßsche prähistorische Sammlung im Altertumsmuseum in Stettin. Stettin, Herrcke & Lebeling. 32 S.
Stubenrauch, A., Die Schläfenringe von Lettnin. Monatsbl. d. Ges. f. pomm. Gesch. 7, S. 98—101.
Stubenrauch, A., Der Moorfund von Dumzin, Kr. Kolberg-Körlin. Monatsbl. d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumskd. 8, S. 114—125.
Téglás, G., Antiker Kopf und Denkmal aus dem Steinbruch des Burgberges von Déva (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 242—243.

Téglás, E., Römische Altertümer, gefunden zu Torda (ung.). Arch. Ért. XXIV, p. 249—251.
Teutsch, J., Bemaltes Topfgeschirr der prähistorischen Zeit aus der Nachbarschaft des Flusses Olt (ung.). Mit 4 Taf. Arch. Ért. XXIV, p. 221—227.
Thiot, L., Hache en jadéite, découverte sous un arbre. L'Homme préh. II, 7, p. 222—223.
Tömörkény, E., Funde zu Oroszlámos und bei der Schule von Köröséer in der Umgegend von Szegedin (ung.). Arch. Ért. XXIV, p. 263—271.
Trávněnec, V., Funde von Lulč (böhm.). Pravěk II, p. 21—24.
Ule, F., Römische Werkzeuge von der Saalburg. Mitt. d. Vereinig. der Saalburgfreunde, S. 99—101.
Vasconcellos, L. de, A cava de Viriato. O Archaeol. Portug. 1—2.
Verworn, Neue Funde aus Diemarden. — Steinzeitliche Funde aus Ägypten. — Ein altsächsisches Gräberfeld bei Grone in der Nähe von Göttingen. Korrespondenzbl. d. deutsch. anthr. Ges. XXXV, 6, S. 46 u. 48.
Vorgeschichtliche Funde im Elstertale. Nachr. ü. deutsch. Altertumsfd. XV, 3—4, S. 56—58.
Wilser, L., Pytheas und seine Nordlandsfahrt. Staats-Anzeig. f. Württemberg, Beilage 9 u. 10, S. 139—151.
Wimmer, F-L, A., De Danske Runemindes märker IV, 1. Runelingstene og Mindesmärker knyttede til kirker. København, Gyldendal.
Wosinsky, M., Beiträge zur Kenntnis der prähistorischen Keramik mit Kalkinkrustationen (ung.). Arch. Értes. XXIV, p. 211—220.
Zaborowski, S., Les Protoaryens ont-ils connu les métaux? Rev. de l'École d'anthr. XIV, p. 207—219.
Želízko, J. V., Das Mammut von der Beresowka in Sibirien (böhm.). Čas. vl. sp. muz. Olmütz XXI, p. 35—55.

C. Tagesgeschichte.

Berlin. Die bisherigen Direktorialassistenten Prof. Dr. Grünwedel und Dr. v. Luschan, sowie die bisherigen Dirigenten Prof. Dr. K. v. d. Steinen und Dr. Seler wurden zu Abteilungsdirektoren bei dem Kgl. Museum f. Völkerkunde ernannt.

Freiburg. Otto Ammon wurde von der Universität zum Dr. med. hon. causa ernannt.

Frankfurt a. M. Die ethnographischen Bestände des Historischen Museums, der Anthropologischen Gesellschaft und aus Privatbesitz sind zu einem Museum für Völkerkunde vereinigt worden, das provisorisch in zwei Stockwerken eines alten städtischen Gebäudes (Münzgasse 1) Unterkunft gefunden hat. Ein Neubau ist bereits in Angriff genommen. Die Sammlungen sind der Leitung des Hofrats Dr. B. Hagen unterstellt.

Hamburg. Zum Direktor des neu zu erbauenden Museums für Völkerkunde wurde Prof. Dr. Thilenius aus Breslau berufen.

Heidelberg. Dr. Schötensack habilitierte sich als Privatdozent für Anthropologie.

München. Dr. Birkner habilitierte sich als Privatdozent für Anthropologie.

Prag. Dr. H. Matiegka, dem einzigen Dozenten für Anthropologie und Demographie in Cisleithanien, wurde der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen.

Druckfehler.

Heft 3, Referat Nr. 222, Maßtabelle lies „Länge des rechten Ohres“ anstatt „Gänge“, „Körpergewicht“ statt „Lörpergewicht“ und „Gehirngewicht“ statt „Kehirngewicht“.

Zentralblatt für Anthropologie

in Verbindung mit

F. v. Luschan, H. Seger, G. Thilenius

herausgegeben von

Georg Buschan.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

9. Jahrgang. Heft 6. 1904.

A. Referate.

I. Allgemeines, Methoden.

467. A. Cels: Science de l'homme. Paris, F. Alcan, 1904. (467 S.)

In seinem groß angelegten Buche, welches er bescheiden als einen Versuch zu einem anthropologischen Lehrbuche bezeichnet, ist Cels bestrebt, in übersichtlicher, bündiger Form alles zusammenzufassen, was bisher in der Anthropologie geleistet worden ist. Er versucht nicht nur, die wahren Grenzen der Anthropologie abzustecken, sondern auch jene Ziele und Fragen anzudeuten, welche diese Wissenschaft noch zu erstreben und zu beantworten hat. Unter kritischer Sichtung der bisherigen anthropologischen Forschungsmethoden, sowohl der analytischen als auch der synthetischen, beschäftigt er sich vorzugsweise mit den Grundgesetzen des menschlichen Organismus, und zwar in seiner physischen und psychischen Sphäre. Im Kapitel „Mesologie" bespricht er die Wechselbeziehungen des Menschen zu seiner Umgebung.

Dr. Oskar von Hovorka-Wien.

468. Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker, herausgegeb. von Hans Krämer. Bd. I und III, 492 u. 468 S. Berlin-Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. (ohne Jahreszahl).

Bereits bei der Besprechung der Arbeit von Klaatsch „Über Entstehung und Entwickelung des Menschengeschlechtes" (Zentralbl. VIII, S. 275) nahmen wir Gelegenheit, auf das damals im Erscheinen begriffene glänzend illustrierte Prachtwerk „Weltall und Menschheit" hinzuweisen. Mittlerweile sind zwei weitere Bände erschienen, deren Inhalt durchaus das hält, was Herausgeber und Verleger versprochen haben. Wenngleich nur teilweise in den Rahmen dieser Zeitschrift fallend, wollen wir es doch nicht unterlassen, auf dieses verdienstvolle Unternehmen empfehlend hinzuweisen, das sich zur Aufgabe stellt, die Beziehungen des Menschengeschlechtes zum Weltall und seinen Kräften von der Vorzeit bis zur Gegenwart zu schildern, mit anderen Worten, das eine Weltgeschichte auf naturwissenschaftlicher Grundlage darstellen will. Da das Werk für die breitesten Kreise geschrieben sein soll, hat naturgemäß die gemeinverständliche Darstellung die Oberhand gewonnen, ohne daß in-

dessen dieselbe an wissenschaftlicher Tiefe gänzlich eingebüßt hätte. Ein besonderer Vorzug sind die überaus zahlreichen Illustrationen im Text und besonders die farbigen Beilagen, die ein durchaus neues System origineller Darstellung vorstellen.

Band I bringt aus der Feder von K. Sapper ein Kapitel über die „Erforschung der Erdrinde“ und ein zweites über „Erdrinde und Menschheit“, sodann von A. Marcuse einen Abschnitt über „Erdphysik“. Band III enthält eine Abhandlung von W. Förster über die „Erforschung des Weltalls“ und eine längere Studie von Weule über „Die Erforschung der Erdoberfläche“, die im nächsten Bande eine Fortsetzung erfahren wird. Wir werden daher Gelegenheit haben, noch einmal auf dieselbe zurückzukommen.

Buschan-Stettin.

469. Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Afrika und Ozeanien. Königl. Museum f. Völkerkunde. 3. Aufl. Berlin, Druck von Gebr. Unger. 1904. 128 S.

Im Jahre 1896 hatte Prof. v. Luschan den ersten Versuch gemacht, in bescheidenem Gewande eine instruktive Zusammenstellung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Deutsch-Ostafrika zu geben (vgl. Zentralbl. f. Anthrop. II, S. 30). Die vorliegende 3. Auflage, welche die Beobachtungen auf ganz Afrika und Ozeanien ausgedehnt wissen will, steht weit über der ersten Ausgabe und dürfte auch bezüglich der Reichhaltigkeit und Übersichtlichkeit des Inhaltes andere Zusammenstellungen ähnlicher Art übertreffen. Von 15 Seiten ist sie auf 58 Seiten Druck angewachsen, die im ganzen 911 Fragen in kurzen Stichworten bringen. Die Anleitung ist mit Papier durchschossen, so daß man sie direkt in Gebrauch nehmen kann. Was wir indessen an ihr auszusetzen haben, ist das unhandliche Format (25 : 16 cm). Ein Format, das sich leicht in die Seitentasche stecken läßt und dazu in einem stärkeren Papp- oder noch besser Leinwanddeckel, etwa wie die „Querries in ethnography“ von Keller, würden unseres Erachtens sich als praktischer auf Reisen erweisen. *Buschan-Stettin.*

470. F. v. Luschan: Einige wesentliche Fortschritte in der Technik der physischen Anthropologie. Zeitschrift f. Ethnol. 1904. Bd. XXXVI, S. 465—466.

Demonstration und kurze Beschreibung der Martinschen Tafel zur Bestimmung der Augenfarbe, welche 16 wirkliche Glasaugen enthält, die auf einem elastischen Kissen unter einer im Sandgebläse matt gemachten, dunkel silbergrauen Aluminiumplatte liegen, aus der 16 Öffnungen in Gestalt einer Lidspalte gestanzt sind; ferner der Luschanschen Tafel zur Bestimmung der Hautfarbe, die 36 fortlaufend numerierte Steinchen aus opakem Glase enthält und nur 7 × 18 cm groß und 7 mm dick ist; die Farben sind absolut unveränderlich, können auch durch die Sonne nicht ausgebleicht werden. Beide Tafeln sind demnächst im Handel zu haben. *P. Bartels-Berlin.*

471. W. Fischer: Ein einfaches und praktisches Verfahren für Hand- und Fußabdrücke auf Papier. Korrespondenzbl. der Deutsch. Anthr. Ges. 1904. Bd. XXXV, Nr. 7.

Ein Bogen weißen Papieres, der für die Aufnahme des Abdruckes bestimmt ist, wird mit einem Wattebausch, der mit einer Lösung von Kal. ferrocyanat. (etwa 1 Proz.) getränkt ist, energisch gleichmäßig überwischt, bis er noch gerade feucht ist, und getrocknet. Darauf wird die mit Seife gereinigte Fuß-

sohle oder Handfläche in gleicher Weise mit einer Lösung von Liq. ferri sesquichl. (etwa 1 Proz.) befeuchtet. Die aufzunehmende Person tritt nun mit noch nassen Fußsohlen vorsichtig, aber fest auf den Papierbogen, der noch vorher auf eine feste Unterlage (Platte) zu liegen kommt; bei den Handabdrücken wird entsprechend verfahren. Es bietet sich sodann auf dem Papier der Abdruck scharf in Berlinerblau dar. Die Papierbogen brauchen nicht frisch angefertigt zu werden, sie lassen sich im voraus herstellen und halten sich auf Jahre hinaus in brauchbarem Zustande. Daher ist das Verfahren für Forschungsreisende besonders zu empfehlen. *Buschan-Stettin.*

472. P. H. Eijkmann: Das neue graphische System für die Kraniologie. Handel. v. d. Nederld. Anthropol. Vereeng. 1904, p. 62—80.

Eijkmann macht darauf aufmerksam, daß die relativen Maße von Schmidt den Ausgangspunkt für ein neues graphisches System bilden, welches eine übersichtliche Vergleichung großer Schädelgruppen gestattet. Unter der Voraussetzung, daß das System der Indices dem System der relativen Maße ebenbürtig sei, hat sich Eijkmann eine neue graphische Methode zurecht gelegt, welche der Hauptsache nach aus einem gleichseitigen Dreieck besteht, in welches ein dreiachsiges Koordinatensystem eingezeichnet wird; auf diese Weise können mit einem Punkte gleichzeitig drei absolute Maße graphisch dargestellt werden. Diese neue graphische Methode, welche unstreitig viele Vorteile aufweist, hat Eijkmann zum erstenmal in seiner Arbeit über 537 Schädel aus den elsässischen Ossuarien angewendet. Eijkmann versucht auch mit Hilfe derselben die Verwirrung nachzuweisen, welche sich infolge der verschiedenen Einteilungsprinzipien der Schädelhöhe (nach der Frankfurter Verständigung, Welcker und Schmidt) in die Anthropologie eingeschlichen hat. *Dr. Oskar von Hovorka-Wien.*

473. F. Frassetto: Crani moderni di Manfredonia (Monte Sant' Angelo). Proposte di sistematica antropologica. Atti d. Soc. Rom. di Antrop. 1904. Vol. X, p. 94—118. 1 Fig.

Verfasser hat sein Material nach besonderen Prinzipien durchgearbeitet: einerseits nach der Methode von Sergi. Er verteidigt sie gegen den Vorwurf, daß verschiedene Beobachter denselben Schädel verschieden klassifizieren könnten, und er sucht dies durch folgende Methode der Orientierung zu vermeiden: Die Endpunkte des Längs- und Querdurchmessers werden mit Bleistift markiert und der Schädel dann so orientiert, daß man von oben und hinten auf ihn blickend alle vier Punkte sieht; dann erst wird die Klassifikation vorgenommen. Ein zweites, sehr wertvolles Prinzip der Bearbeitung besteht darin, daß Verfasser die Varietäten bei jedem einzelnen seiner Schädel nach derselben Methode notiert hat. Referent begrüßt dieses Vorgehen mit besonderer Freude, da er selbst vor kurzem bei der Bearbeitung des Materiales des Berliner anatomischen Museums Ähnliches empfohlen hat, und hofft, daß es gelingen möge, eine allgemeine Einigung über die zu untersuchenden Punkte zu erreichen. *P. Bartels-Berlin.*

II. Anthropologie.

474. G. Sergi: Nuove osservazioni sulle forme del cranio umano. Atti d. Soc. Rom. d. Antrop. 1904. Vol. X, p. 72—81. 13 Fig.

Es wird versucht, verschiedene von Sergi aufgestellte Typen gewissermaßen als Ruhepunkte auf einem Wege darzustellen, den der menschliche

Schädel im allgemeinen vom siebenten Monat des Embryonallebens an zu durchlaufen strebt. Der Ausgangspunkt ist die Forma pentagonoide; diese kann während des ganzen Lebens erhalten bleiben; durch Ausbildung der einen oder der anderen Eigentümlichkeit wird sie zuweilen noch modifiziert. Die Ovoidi sind Schädel, die die endgültige Form der Ellissoidi, gewissermaßen das Ziel der Entwickelung, nicht erreicht haben, sondern auf dem Wege stehen geblieben sind. Die Ellissoidi, der dritte große Typus, der, wie eine Statistik über 1692 Schädel zeigt, auch die anderen beiden an Häufigkeit ganz bedeutend übertrifft, ist, wie schon daraus hervorgeht, als die definitive Form, zu der sich der menschliche Schädel entwickeln kann, zu betrachten.

P. Bartels-Berlin.

475. F. Frassetto: Le forme craniche degli antropoidi (Simidae) in rapporto alle umane. Atti d. Soc. Rom. di Antrop. 1904. Vol. X, p. 43—81. 15 Fig.

Nach den von Sergi aufgestellten Prinzipien wurden 26 Schimpansen-, 13 Gorilla- und 23 Orangschädel klassifiziert; außerdem wurden die drei Hauptdurchmesser, der Längenbreiten- und der Höhenindex bestimmt. Die jugendlichen Formen aller drei Anthropoiden sind brachykephal, die ausgewachsenen dolichokephal bei den afrikanischen Anthropoiden, und zwar beim Gorilla in höherem Maße als beim Schimpansen; der erwachsene Anthropoide aus Asien hat die Tendenz, brachykephal zu bleiben in der Weise, daß die Brachykephalie sich beim Weibchen erhält, während die Männchen dolichokephal werden. Die „platykephalen" und „sphäroidalen" Formen kommen dem asiatischen, die „ellipsoidalen" und „byrsoidalen" Formen den afrikanischen Anthropoiden zu; ähnlich verhalten sich nach Sergi die Völker mit asiatischem zu denjenigen mit afrikanischem Ursprung. Doch widersteht Verfasser der Versuchung, darauf eine Hypothese zu begründen, weil der Pithecanthropus, der die den afrikanischen Anthropoiden zukommende Form zeigt, in Asien gefunden wurde.

P. Bartels-Berlin.

476. P. Bartels: Über Rassenunterschiede am Schädel. I. Untersuchungen an Material aus dem anatomischen Museum zu Berlin. Int. Monatsschr. f. Anat. u. Phys. 1904. Bd. XXI, S. 137—194.

Die Ursache für die verhältnismäßig geringen faktischen Meßresultate bei kraniologischen Untersuchungen führt Bartels auf eine irrationelle Anwendung der statistischen Methode zurück. Da genau charakterisierte Rassenunterschiede, wie man sich dies früher vorstellte, am Schädel nicht existieren, so richtet Bartels seine Aufmerksamkeit auf die Unterschiede der verschiedenen Rassentypen und schlägt vor, unter Anlehnung an die Schwalbe-Pfitznersche Untersuchungsmethode und mit Anwendung des von ihm angegebenen „Brauchbarkeitsindex" systematisch festzustellen, wie oft sich in der einen und in der anderen Gruppe gegebener Schädelreihen ein bestimmtes Merkmal findet. Bartels bezeichnet es als einen sehr fühlbaren Mangel der nach den Grundsätzen der Frankfurter Verständigung angefertigten Schädelkataloge der anatomischen Museen Deutschlands, daß in denselben nur die Messungen enthalten sind, daß jedoch darin Schädelbeschreibungen nach bestimmten Grundsätzen fehlen. Er beantragt demnach, daß eine Verabredung über diejenigen Varietäten getroffen werden möge, über welche in jeder einzelnen Beschreibung im Schädelkatalog eine Mitteilung erwünscht wäre. Ferner wünscht er, daß zu den bereits veröffentlichten Schädelkatalogen Nachträge geliefert werden, in denen auf Grund dieser Verabredungen die Varietäten eine Berücksichtigung fänden.

Im speziellen Teil führt er als Beispiel für die von ihm vorgeschlagene Untersuchungsmethode eine Reihe von Schädelvarietäten an und stellt am Schlusse ein Schema für die Bearbeitung derselben auf, welches aus 37 Fragen besteht. *Dr. Oskar von Hovorka-Wien.*

477. V. Giuffrida-Ruggeri: La capacità del cranio nelle diverse popolazioni italiane antiche e moderne. Atti d. Soc. Rom. di antrop. 1904. Vol. X, p. 240—278.

Im speziellen Teil dieser äußerst fleißigen Zusammenstellung finden sich, aus der Literatur zusammengetragen, die durch direkte Messung oder indirekt durch Berechnung erhaltenen Werte für den Cubikinhalt der Schädel der verschiedensten Völkerschaften, die in Italien seit den ältesten Zeiten gesessen haben, in geographischer Anordnung. Der allgemeine Teil behandelt zunächst die Frage des Geschlechtsunterschiedes: von vornherein bedenklich erscheint es jedoch, daß Verfasser von der Hoffnung ausgeht, die von den verschiedenen Autoren bei der Bestimmung des Geschlechtes und des Inhaltes der Schädel gemachten Fehler möchten sich gegenseitig kompensieren. Verfasser wendet sich gegen die von Le Bon u. a. ausgesprochene Ansicht, daß die Differenz zwischen männlichem und weiblichem Schädelinhalt bei den sog. niederen Rassen geringer sei als bei den höheren. Die weiteren Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Körpergröße und Schädelinhalt, sowie die Erörterungen über die Frage, ob die Brachykephalen oder die Mesodolichokephalen einen verhältnismäßig höheren Schädelinhalt besitzen, führen zu keiner sicheren Antwort. *P. Bartels-Berlin.*

478. D. von Hansemann: Über die rachitischen Veränderungen des Schädels. Zeitschr. f. Ethnol. 1904. Bd. XXXVI, S. 373—383; 5 Abb.

Verfasser erörtert die Frage der Rachitis des Schädels mit Rücksicht auf das bekannte Urteil Virchows über den Neandertaler. Nach ihm ist die Rachitis eine Krankheit der Domestizierung; bei unkultivierten Völkern kommt Rachitis nicht vor. Auch Tiere, speziell auch Affen, von denen eine sehr große Anzahl untersucht wurden, bekommen in der Gefangenschaft Rachitis, die analog der menschlichen verläuft. Nur ein gradueller Unterschied besteht darin, daß die Periostrachitis im Gegensatz zur Knorpelrachitis bei den Affen fast immer stärker entwickelt ist als in den gewöhnlichen Fällen beim Menschen. Unter allen Umständen, beim Affen sowohl wie beim Menschen, geht bei der Rachitis des Schädels die Wucherung vom äußeren Periost des Schädels aus, niemals vom inneren, der Dura mater. Alle Verdickungen, die an der Innenfläche des Schädels gefunden werden, sind also, selbst wenn sie bei früher rachitischen Personen vorkommen, nicht rachitischer Natur. Obwohl die Wucherungen die Nähte überziehen können, so kommt es doch nicht zu einer wirklichen Verknöcherung der Nähte. Die beim Menschen vorkommende Craniotabes, eine Folge der Rückenlage, bewirkt mittelbar eine vorzugsweise Entwickelung des Gehirns und Schädels nach vorn hin (Balkonstirn); die Craniotabes muß aber nicht unter allen Umständen vorhanden sein. Die bei der Rachitis auftretenden Verdickungen sind stets gleichmäßige, also Hyperostosen, nie Exostosen. — Die Verdickung des Neandertalschädels nun, die Virchow mit bestimmt hatte, ihn für rachitisch zu erklären, geht von innen aus, ist also sicher nicht rachitischer Natur. Verfasser erklärt sie für Arthritis deformans, die ja Virchow auch an den übrigen Skelettknochen konstatiert hat. Nicht erklären läßt sich die leichte

Ausbuchtung in der Gegend der vorderen Fontanelle, die übrigens auch der Pithecanthropus zeigt; für Virchow war dies der zweite Grund, Rachitis anzunehmen. Doch hat Verfasser sie auch an sicher nicht rachitischen Schädeln gesehen. Die stark vorspringenden Augenbrauenbogen erklärt Verfasser für Rasseneigentümlichkeit; auch solche kommen an sicher nicht rachitischen Schädeln zur Beobachtung. *P. Bartels-Berlin.*

479. A. Francis Dixon: On certain markings, due to nerves and blood-vessels, upon the cranial vault; their significance and the relative frequency of their occurence in the different races of mankind. Journ. of anat. a. phys. 1904. Vol. XXXVIII, Part. IV, p. 377—398. 7 Fig.

Die kommaförmigen Rinnen, welche der Nervus supraorbitalis zuweilen auf dem Stirnbein hervorbringt, fanden sich unter mehreren hundert Rassenschädeln verhältnismäßig selten bei Tasmaniern, Australiern, Eskimo und Melanesiern, häufiger bei Schädeln aus Süd- und Westafrika; die asiatischen und polynesischen Rassen stehen in der Mitte; bei den amerikanischen Schädeln war das Verhalten ein sehr verschiedenes. Verfasser glaubt, daß die Gruben dadurch entstehen, daß der Schädel bzw. das Gehirn in seinem Frontalteil zu stärkerer Entwickelung neigt, und die Nerven, die mit diesem Wachstum nicht Schritt halten, sich als umschnürende Stränge in den Knochen hineindrücken. Das Ganze ist darauf angelegt, aus der Entwickelung dieser Furchen auf den Entwickelungsgrad des Stirnhirns Schlüsse zu ziehen.

P. Bartels-Berlin.

480. R. Bonnet: Der Skaphocephalus synostoticus des Stettiner Webers. Eine Studie. Wiesbaden 1904. 52 S. m. 2 Taf.

Den bekannten, früher bereits von Schade und Davis beschriebenen skaphokephalen Schädel des Stettiner Webers unterwirft Bonnet einer neuen gründlichen Untersuchung. Der Schädel, welcher sich in der Sammlung des Greifswalder anatomischen Instituts befindet, ist ultradolichokephal, mikroprosop, hyperopisthognath und stellt einen asymmetrischen Skaphocephalus synostoticus totalis progenaeus vor. An dem Schädel, welcher einem 38 jährigen, geistig und körperlich gesunden Manne entstammt, sind fast alle Nähte, auch jene des Gesichts, innen und außen synostosiert, so daß der Schädel wie aus einem Gusse erscheint. Indem Bonnet ähnliche Fälle von Skaphokephalen in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, geht er den Entstehungsursachen dieser Schädelform nach und berührt auch die Frage der Verwertbarkeit der Skaphokephalie als Degenerationszeichen oder Inferiorität.

Dr. Oskar von Hovorka-Wien.

481. B. Adachi: Die Porosität des Schädeldaches. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop. 1904. Bd. VII, S. 373—378.

Verfasser beschreibt zwei Fälle von Auftreten hochgradiger Porosität am Schädeldach, die auf zwei schönen Tafeln sehr deutlich hervortritt.

Ein Dajakschädel hat im hinteren Teil des Scheitelbeines, über der Linea temporalis superior, fast symmetrisch, jederseits ein Feld, links längsoval (6 zu 3 cm groß), rechts dreieckig (4 cm groß), das sich aus Poren und Gruben bienenwabenartig zusammensetzt. Die Grübchen sind 0,5 bis 4 mm groß, 1 bis 2 mm tief; nie perforierend, meist mit stufenförmig abgesetztem Rand. Schwach ausgebildete Porosität findet sich auch im oberen Ende der Hinterhauptsschuppe. Daneben bestehen Cribra orbitalia. Der zweite Fall, ein

ägyptischer jugendlicher Schädel, zeigte Ähnliches, die Poren feiner und kleiner. Von diesen ausgeprägten Fällen geht eine kontinuierliche Reihe von Übergangsstufen mit immer feineren und weniger Porositäten bis zu völlig glatten Schädeln. Bei Europäern ist wirkliche Porosität nicht beobachtet. Eine einwandfreie Erklärung für diese Erscheinung steht aus.

Eugen Fischer-Freiburg i. B.

482. V. Giuffrida-Ruggeri: La posizione del bregma nel cranio del „Pithecanthropus erectus" e la tendenza neo-monogenista in Germania. Atti d. Soc. Rom. di Antrop. 1904. Vol. X, p. 20—38. 1 Fig.

Kritik der Ansicht Schwalbes, daß der Gipfel der Protuberantia bregmatica des Pithecanthropus vor dem Bregma gelegen sei, sowie anderer hierauf bezüglicher Äußerungen, und Besprechung der Standpunkte, welche verschiedene deutsche Forscher in der Lehre vom Ursprung des Menschengeschlechtes einnehmen. Unter dem Neomonogenismus wird verstanden die Theorie, daß Homo recens, Neandertaler und Affe (sowie der Pithecanthropus erectus von Java) von einer gemeinsamen, weit zurückliegenden Wurzel ausgegangen seien und unabhängige Ergebnisse getrennter Entwickelungsreihen darstellen. *P. Bartels-Berlin.*

483. G. Schwalbe: Sulla sutura metopica nei primati. Atti d. Soc. Rom. di Antrop. 1904. Vol. X, p. 159—181.

Die alte Frage, ob der Metopismus als eine niedere oder eine progressive Bildung zu betrachten sei, erfährt durch diese, auf ein sehr reiches Material von Affenschädeln gegründeten Untersuchungen eine neue Beleuchtung. Unter 118 Halbaffen zeigten stets Sutura frontalis persistens 7 Arahis, 6 Lepilemur, 1 Perodictis, 2 Microcebus, 6 Chirogaleus; meistens vorhanden war sie bei Nycticebus, Indris, Galago; meistens fehlte sie bei Galeopithecus und Lemur. Bei den amerikanischen Affen, und zwar bei 29 Hapaliden, 11 Mycetes, 8 Ateles, 17 Cebus, fehlte sie stets, war bei 1 Callithrix sciurea und einem jungen Ateles vellerosus noch in einem Rest erhalten. Auffallend häufig ist sie unter den Katarrhinen bei 94 Colobus und Semnopithecus, also gerade den niedersten unter den Affen der alten Welt; bei Cercopithecus und Cercocebus fand sich eine vollständige Stirnnaht nur bei ganz jungen Tieren. Unter 25 Macacus und Inuus kam sie nur einmal zur Beobachtung. 161 Hylobates hatten nur zweimal teilweise Persistenz der Naht. Unter den Anthropoiden ist kein einziger Fall einer Erhaltung der Stirnnaht beim Erwachsenen bekannt; die Stirnnaht schließt sich wahrscheinlich schon vor der Geburt beim Orang (und Hylobates), sofort nach der Geburt beim Gorilla und Schimpansen. Nach all dem berechtigt uns nichts zu dem Schlusse, daß das Fehlen der Stirnnaht bei den Affen den Menschen von diesen scheidet, während er durch das Vorkommen der Persistenz der Stirnnaht mit den Halbaffen verknüpft ist; der Affenschädel kommt eben früher zu seiner völligen Entwickelung als der menschliche. Der Metopismus ist also eine morphologisch niedere Bildung, wenn er auch physiologisch einen Fortschritt bedeutet. *P. Bartels-Berlin.*

484. V. Giuffrida-Ruggeri: Le ossificazioni di spazî suturali e i parietali divisi. Monit. zool. ital. 1904. Vol. XV, No. 5, p. 172—178. 4 Fig.

Verfasser lenkt die Aufmerksamkeit auf die Fähigkeit der zwischen den Schädelknochen liegenden Räume, selbständig zu verknöchern, und besonders

auf einige interessante, schon früher von ihm beschriebene Fälle, wo ein solcher Zwischenknochensaum fast ganz zu einem einzigen Knochenstück wurde. Hierdurch kann, wenn es sich um die dem Scheitelbein benachbarte Gegend handelt, eine Zweiteilung, auch Dreiteilung des Scheitelbeines vorgetäuscht werden, besonders in den Fällen der sog. „schiefen“ Teilung.

P. Bartels-Berlin.

485. Karl Toldt: Die Querteilung des Jochbeines und andere Varietäten desselben. Sitzungsber. d. K. Akad. d. Wiss. zu Wien, math.-naturw. Kl., 1903. Bd. CXII, Abt. III. 90 S. m. 3 Lichtdrucktafeln.

Die ziemlich seltene Varietät der Querteilung des Jochbeines hat Toldt an 17 Menschen- und 7 Affenschädeln verschiedener anatomischer Museen einer genauen Untersuchung unterworfen und auch versucht, dieselbe vom vergleichend-anatomischen, sowie entwickelungsgeschichtlichen Standpunkte zu erklären. Da das Jochbein aus einer einheitlichen Anlage, der Grundplatte, entsteht, auf welcher später eine Furche auftritt, so darf man geringfügige Varietäten des Jochbeins, wie Zwickelknochen, am Margo massetericus oder im Verlaufe der Grenznähte, sowie abnormale, oberflächliche Nähte nicht immer ohne weiteres auf eigene Knochenkerne zurückführen. Man muß jedenfalls einen Unterschied machen zwischen der ursprünglichen Anlage und den sekundären Verknöcherungen. Indem die Jochbeine zur Zeit der Zusammenfügung der Schädelknochen außerordentlichen Druck- und Spannungsverhältnissen ausgesetzt sind, die durch diese Druckverhältnisse verursachten Veränderungen jedoch nur zu einer Zeit auftreten können, in welcher die sekundären Verknöcherungen bereits das Übergewicht über die ursprüngliche Jochbeinanlage erlangt haben, so führt Toldt die Querteilung des Jochbeins auf diese sekundären Verknöcherungen zurück. Das vom vergleichend anatomischen Standpunkte bemerkenswerte Os hypomalare, d. h. den unteren Teil des quergeteilten Jochbeines, sieht Toldt als in Reduktion begriffen an. *Dr. Oskar von Hovorka-Wien.*

486. O. Walkhoff: Die menschliche Sprache in ihrer Bedeutung für die funktionelle Gestalt des Unterkiefers. Anat. Anz. 1903. Bd. XXIV, S. 129—139.

487. Fr. Weidenreich: Die Bildung des Kinnes und seine angebliche Beziehung zur Sprache. Ebenda 1904. Bd. XXIV, S. 545—555.

488. O. Walkhoff: Beitrag zur Lehre der menschlichen Kinnbildung. Ebenda Bd. XXV, S. 147—160.

489. E. Fischer: Nochmals Walkhoffs Lehre von der Kinnbildung. Ebenda S. 286—287.

490. Fr. Weidenreich: Zur Kinnbildung beim Menschen. Ebenda S. 314—319.

Referent hatte bereits in dieser Zeitschrift (1903, S. 273) über die Einwände berichtet, die E. Fischer gegen Walkhoffs Lehre erhoben hatte, daß ein Teil der Ursachen, die den menschlichen Unterkiefer seit der Diluvialzeit in seiner Form verändert haben, in einer Veränderung der Muskelwirkung zu suchen sei, und daß diese wieder als durch die Fortschritte, die das Menschengeschlecht im Gebrauch der Sprache machte und die vermehrten Ansprüche, die dadurch an die betreffenden Muskeln, in erster Linie den Genioglossus, gestellt werden, bedingt gedacht werden müsse.

Walkhoff wehrt sich nun in dem ersten Aufsatz hiergegen und präzisiert seinen Standpunkt dahin, daß er nicht behauptet habe, daß das Kinn, diese spezifisch menschliche Form, einseitig durch den M. genioglossus in jedem einzelnen Falle neu hervorgerufen werde, so daß man auch nicht berechtigt sei, einen Einzelfall, wo die Trajektorien des Genioglossus vorhanden waren, trotzdem die Fähigkeit, zu sprechen, stets gefehlt hatte, gegen ihn ins Feld zu führen. „Der Stumme erhält nicht allein die Anlage seines Trajektoriums schon vererbt, sondern entwickelt es, und erst seine Nachkommen würden im Laufe von Generationen die Trajektorien verlieren, wenn die Muskeln bei den Gliedern der Reihe von Nachkommen nicht mehr funktionierten." Er verlangt Widerlegung seines „Nachweises, daß kein Affe diese Strukturen besitzt und daß deshalb die Kaufunktion nicht allein ein solches Trajektorium des Genioglossus phylogenetisch beim Menschen hervorbringen konnte".

Weidenreich hält die von Walkhoff angewendete Methode der Untersuchung für irreführend. Er durchsägte, einem Rat von Fischer folgend, einen Unterkiefer in frontaler Richtung, entfernte sorgfältig die ganze Spongiosa und durchleuchtete dann die wieder zusammengeleimten Stücke: die dreieckige Schwärzung, die für die Entwickelung der Genioglossustrajektorien charakteristisch sein sollte und hier nun fehlen müßte, trat doch auch hier wieder auf, wenn auch in schwächerem Grade. Nach Weidenreich hat das angebliche Trajektorium des Genioglossus gar nichts mit diesem Muskel zu tun, sondern stellt nur die Wand eines Gefäßkanales dar, der in die Kinngegend von hinten nach vorn oder umgekehrt eindringt und sich in seiner Ausbildung und Lage durchaus nach jenem Gefäß richtet; er verweist auf eine Untersuchung Bertellis, nach welcher dieses Gefäß bei den Säugetieren überhaupt ursprünglich zwischen den beiden Kieferhälften verläuft und mit deren knöcherner Vereinigung in einen Knochenkanal eingeschlossen wird: mit der Reduktion der Schnauze bildet es sich zurück. Weidenreich sucht das Hauptmoment für die Entstehung des menschlichen Kinnes in der Reduktion der Zähne und des Alveolarteiles; er führt dafür auch als analogen Prozeß die Entstehung des Greisenkinnes an. Die Besonderheit der menschlichen Kinnprotuberanz wird dadurch hervorgerufen, daß sich die beiden Unterkieferhälften in der Mitte spitzwinklig vereinigen, so daß die Symphyse kielförmig vorspringt; dazu kommt dann noch die Anlagerung der Ossicula mentalia, so daß die charakteristische Form der Protuberanz mit den Tubercula mentalia entsteht. „Mit dem M. genioglossus hat der ganze Vorgang nichts zu tun, denn der Muskel setzt seitlich an der Symphyse, und zwar im oberen Teil derselben und völlig außerhalb des Bereiches der Schaltknochen an." Auch bei Anthropoiden sah Weidenreich den kielförmigen Vorsprung und die Neigung zur Protuberanzbildung.

In seiner Antwort empfiehlt Walkhoff, das von Weidenreich gemachte Experiment erst anzustellen, nachdem der unverletzte Knochen röntgographiert worden ist: dann würde es nicht gelingen, das scharf umschriebene dreieckige Feld des menschlichen Kinnes auch nur annähernd wie beim unverletzten ganzen Knochen zu erzeugen. Auch weist er darauf hin, daß beim Anthropomorphen die Compacta gerade in der Höhe des Genioglossusansatzes ebenfalls wie beim Menschen am stärksten sei, daß aber doch hier häufig ein helleres Feld konstatiert werden könne. Daß die angeblichen Trajektorien nur die Wände von Gefäßkanälen darstellen, wird ebenfalls bestritten, unter Hinweis auf eigene Abbildungen. Das Greisenkinn wird nach Walkhoff erzeugt durch einen vertikalen, aber ungleichmäßigen Schwund des Kieferkörpers zugleich mit vermehrter Annäherung der Kiefer aneinander und

größerer Resorption der Oberkieferkörper; diese Vorgänge dürfen mit der phylogenetischen Umformung des Unterkiefers nicht gleichgestellt werden. Gegen die Vorstellung Weidenreichs von der Mitwirkung der Ossicula mentalia bei Entstehung der Kinnprotuberanz wendet sich Walkhoff mit der Behauptung, daß in nahezu der Hälfte aller Fälle die Ossicula beim Menschen fehlen sollen. Bezüglich der menschenähnlichen Befunde, die Weidenreich an einzelnen Affenkiefern gesehen, bestreitet Walkhoff die Richtigkeit der Deutung.

Fischer erhält, indem er für seine Person die Debatte abschließt, alle seine früheren Einwände nach Form und Inhalt aufrecht.

Weidenreich hebt in seiner Erwiderung noch einmal hervor, daß das Neue an Walkhoffs Lehre die These gewesen sei, daß die Sprache und die Zungenmuskeln die Kinnbildung bestimmten. Diese These habe er bekämpft, indem er zeigte, daß die „Trajektorien" Gefäßkanalwandungen sind, und indem er sie auch beim Affen nachwies; hier seien im Vergleich zum Menschen nur Unterschiede in Verlauf und Stärke vorhanden. Jetzt fügt er noch das neue Moment hinzu, daß in den meisten Fällen das „Trajektorium" genau in der Mittellinie verläuft, also nicht nur oberhalb, sondern auch zwischen den Stellen, wo man sie dem Muskelansatz entsprechend erwarten sollte; und ferner, daß sich dann eben der medianen Lage wegen nur ein Trajektorium findet, während doch bekanntlich zwei Mm. genioglossi existieren; ebenso beim Digastricus. Weidenreich erklärt, nur dann sich für widerlegt halten zu wollen, falls der Nachweis mittels Präparation und Sägeschnitten, nicht mit der Röntgenmethode geführt werde.

Referent hat bereits, ehe diese hier besprochenen Aufsätze veröffentlicht wurden, in einem mündlichen Bericht über Walkhoffs große Arbeiten in der Sitzung der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin vom 14. März 1903 vorausgesagt, daß eine energische Reaktion gegen die von Walkhoff angewandte Methode kommen müsse: wie es schon öfter in der Geschichte unserer Wissenschaft geschehen ist, so besticht auch hier zunächst die Schönheit der Präparate, die Neuheit der Methode und die Kühnheit der Folgerungen; dabei wird leicht vergessen, daß alle Grundlagen fehlen, solange nicht bewiesen ist, daß die untersuchten Spongiosasysteme von der Wirkung der Muskeln abhängig sind (man denke nur an den Wechsel unserer Vorstellungen über die Beziehungen zwischen Ausbildung des Muskels und Ausbildung seiner knöchernen Insertionsstelle!), und solange die Variationsbreite dieser Bildungen beim Menschen noch so wenig bekannt ist, wie es heute noch der Fall sein dürfte. *P. Bartels-Berlin.*

491. B. Adachi: Über die Knöchelchen in der Symphyse des Unterkiefers. Zeitschr. f. Morphol. u. Anthrop. 1904. Bd. VII, S. 369—372.

Verfasser gibt einen zurzeit recht wichtigen Beitrag zur Anatomie des Kinnes. Er weist auf die früher schon beschriebenen, aber in letzter Zeit völlig vernachlässigten Knöchelchen hin, die in die Symphyse des Unterkiefers übergehen, in dem Dreieck liegen, das von der Protuberantia mentalis und dem unterhalb derselben liegenden Teile gebildet wird. Es sind ein bis vier stecknadelknopf- bis über erbsengroße Knöchelchen, die durch recht ungleiche Nahtbildung allmählich mit dem Kiefer verwachsen. Die Knöchelchen treten erst am Ende des achten Embryonalmonats auf. Unter 66 jüngeren Embryonen fand sie Verfasser nie. Bei neunmonatlichen Föten waren in der Hälfte der Fälle, bei Neugeborenen und Kindern von ein und zwei Monaten

fast immer die Knöchelchen nachweisbar. Die beginnende Verwachsung ist bei drei Monat alten Kindern die Regel, im sechsten oder siebenten Monat ist sie meist vollendet, doch kann man bis zum zweiten Jahre unvollständig getrennte Knöchelchen antreffen; nachher ist jede Spur verschwunden. An Schädeln von älteren Kindern, an 1500 Rasseschädeln, an vielen erwachsenen Affenschädeln wurde nie eine Spur gefunden. *Eugen Fischer-Freiburg.*

492. Louis Bolk: Beziehungen zwischen Hirnvolumen und Schädelkapazität, nebst Bemerkungen über das Hirngewicht der Holländer. Petrus Camper (Nederl. Bijdr. tot de Anat.) 1904. Bd. II, S. 511—536.

Die Kapazität wird mit Wasser bestimmt, der Schädel zu diesem Zweck zersägt, mit Wachs gedichtet, wieder zusammengefügt und gefüllt; durch Wägung wurde das absolute Gewicht, durch Wägung unter Wasser das Volumen des Gehirnes bestimmt und daraus das spezifische Gewicht berechnet; dies fand im allgemeinen 48 Stunden p. m. statt. 90 männliche und 50 weibliche Gehirne und Schädel konnten untersucht werden; Alter und Krankheiten wurden berücksichtigt. Es zeigte sich, daß vor dem 50. Jahre das Gehirn bei Männern durchschnittlich 93 Proz. der Schädelhöhle ausfüllt; daß im sechsten Dezennium die Involution anfängt, und daß im neunten Dezennium die Relation zwischen Hirnvolum und Schädelkapazität bis auf ungefähr 86 Raumprozente gesunken ist: also Verringerung des Hirnvolums infolge seniler Involution = ungefähr 7 Proz. Beim Weibe treten Relationszahlen unter 90 erst im siebenten Dezennium auf. Es scheint, als ob die Verringerung des weiblichen Gehirnvolums infolge seniler Atrophie ungefähr den gleichen Grad wie beim Manne, etwa 7 Proz., erreiche. Was die Beziehungen zwischen Hirngewicht und Körperlänge betrifft, so fand Verf. nach seinen Zahlen eine Zunahme von 100 g für je 15 cm Körperlänge mehr; es kommen durchschnittlich beim Manne 8 g, beim Weibe 7,4 g Hirnmasse auf jeden Centimeter Körperlänge. — Es wäre sehr wünschenswert, daß diese Messungen fortgesetzt und die Resultate auf ein bedeutend größeres Material begründet werden möchten. *P. Bartels-Berlin.*

493. H. Matiegka: Über die Bedeutung des Hirngewichtes beim Menschen. Anatom. Hefte 1904. Bd. XXIII, Heft 73, S. 657—669.

Obwohl Matiegka in seinen Arbeiten über das Hirngewicht dasselbe Material benutzt hat wie Weigner (Gehirne, welche im tschechischen pathologisch-anatomischen Institute des Prof. Hlava zu Prag zur Sektion kamen), ist er zu ganz anderen Resultaten gelangt als letzterer. Diese Verschiedenheit der Forschungsergebnisse führt Matiegka auf eine Verschiedenheit des Vorgehens bei der wissenschaftlichen Bearbeitung des Materials zurück. Er warnt vorerst davor, nicht einwurfsfreie Fälle in die Beobachtungsreihen einzubeziehen, und legt das größte Gewicht auf geeignete, einheitlich zu handhabende statistische Methoden. Unter der Voraussetzung, daß gegen diese elementaren Vorsichtsmaßregeln nicht gesündigt wird, gibt Matiegka zu, daß gewisse Beziehungen zwischen Hirngewicht und anderen somatischen Charakteren nachgewiesen werden können. Auf diese Weise kann man den Zusammenhang zwischen Hirngewicht und Alter, Körpergröße und dem allgemeinen Ernährungszustande leicht auffinden. Den Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Gehirngewicht und psychischer Potenz muß jede anatomische Basis abgesprochen werden. *Dr. Oskar von Hovorka-Wien.*

494. Sergio Sergi: Il solco di Rolando ed il lobo frontale nell' Hylobates syndactylus. Monit. zool. ital. 1904. Vol. XV, p. 273—283; 2 Fig.

Die Untersuchung von 16 Hemisphären von Hylobates syndactylus führte zu folgenden Ergebnissen: 1. Ein konstanter Typus des Sulcus rolandicus besteht nicht. 2. In der Tiefe desselben kommen fast immer accessorische Furchen vor. 3. Die relative Entwickelung des Stirnlappens im Vergleich zum Lobus parieto-occipitalis ist rechts immer bedeutender als links. 4. Diese relative Entwickelung ist bei Hylobates syndactylus bedeutender als bei den anderen Primaten und dem erwachsenen Menschen, aber geringer als beim menschlichen Embryo im siebenten Monat. *P. Bartels-Berlin.*

495. Moritz Bauer: Beiträge zur anthropologischen Untersuchung des harten Gaumens. Arch. f. Anthrop. 1904, N. F., Bd. II, S. 159—184; 1 Taf.

Diese Untersuchungen wurden im Züricher anthropologischen Institut an 214 Schädeln verschiedener Rassen angestellt. Aus den Resultaten, die Verf. in 25 Thesen zusammenfaßt, seien die folgenden hervorgehoben: Bezüglich der Messung des harten Gaumens wird empfohlen, die Spinabasislänge zugrunde zu legen, die Breite zwischen den dritten Molaren zu messen und außerdem noch die Höhe des Gaumens (mit einem von Martin konstruierten Apparat) zu bestimmen; nach letzterem Maße wird unterschieden als Chamaestaphylinie der Index bis 27,9; als Orthostaphylinie 28,0 bis 39,9: als Hypsistaphylinie die Werte über 40,0. Als Hauptformen des Gaumens werden drei anerkannt, die U-förmige, die ellipsoide und die paraboloide; letztere ist die häufigste. Überbrückungen der Gefäßfurchen fanden sich in 20 Fällen und zwar häufiger links als rechts. Als neu wird eine ziemlich häufig am hinteren Ende der medialen Leiste sich findende kleine kugelförmige Verdickung, Colliculus, beschrieben. Spina nasalis bipartita kam 20 mal, tripartita einmal zur Beobachtung. Die Sutura transversa verläuft meist gerade, am seltensten nach hinten gezackt. Als Torus palatinus wird jede noch so geringe Erhebung der Medianlinie angesehen; auch ein „negativer Torus", durch Versenkung der Longitudinalnaht nach nasalwärts, kommt vor. Der Torus zeigt sich oft in Gestalt diskontinuierlicher Bröckchen; er ist weder für bestimmte Rassen charakteristisch, noch als ein spezifisch pathologisches Stigma zu betrachten; es handelt sich um eine durch überschüssige Knochenbildung entstandene Osteophyten- bzw. Exostosenbildung, deren Ursache wir nicht kennen. *P. Bartels-Berlin.*

496. Fabrizio Padula: Un articolazione sacroiliaca non rara e fin qui non osservata. Atti d. Soc. Rom. di Antrop. 1904. Vol. X, p. 211—213; 1 Abb.

Unter der Bezeichnung „Faccetta ungueale" beschreibt Padula eine accessorische Gelenkfläche zwischen Hüftbein und Kreuzbein, die etwas nach hinten und medial von der bekannten Articulatio auricularis gelegen ist und Größe und Form eines Daumennagels hat. Unter einer Anzahl (wieviel?) Becken von Feuerländern fand sie sich in etwa 30 Proz. der Fälle.

P. Bartels-Berlin.

497. O. Walkhoff: Studien über die Entwickelungsmechanik des Primatenskelettes mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Deszendenzlehre. 1. Liefg.: **Das Femur des**

Menschen und der Anthropomorphen in seiner funktionellen Gestaltung. Wiesbaden, Kreidel, 1904. 58 S., 8 Taf. Fol. (Mk. 18,60.)

Ein prachtvoll ausgestattetes Werk, auf dessen acht hervorragende Lichtdrucktafeln besonders hingewiesen zu werden verdient, soll den Reigen einer Serie von Veröffentlichungen bilden, die es sich zur Aufgabe setzen, mit Hilfe der Radiographie uns Kenntnis zu geben von der funktionellen Formgestaltung der Skeletteile, und zwar des Primatenskelettes insbesondere. Walkhoff hat das große Verdienst, schon in früheren Arbeiten die Röntgenstrahlen zur Untersuchung des inneren Aufbaues solcher Knochen zu verwenden, deren Zersägen und damit Zerstörung nicht angängig ist; er hat diese Methode mit Erfolg in die Anthropologie eingeführt (Altersbestimmungen! usw.). — Hier wird zunächst das Femur untersucht, das des rezenten Menschen bzw. Europäers, das einiger Anthropomorphen (auch eines fossilen) und das des diluvialen Menschen.

Nach einigen historischen und technischen Bemerkungen geht Verf. zur Analyse des Aufbaues des Oberschenkels über. Zunächst wird darauf hingewiesen, daß und wie der funktionelle statische Druck wirke, und wie es nötig ist, das ganze Femur und das angrenzende Becken zu betrachten: im menschlichen Oberschenkelkopf und -Hals ist ein über alle anderen Knochenbälkchenzüge weit dominierender Zug vorhanden, das „statische Trajektorium der aufrechten Haltung“, das seine direkte Fortsetzung im Becken und Sacrum hat. Bei Affen sind die Trajektorien geringer, aber die Einzelbalken stärker, kein solches Übergewicht gerade eines Zuges. Im einzelnen fand Verf. folgende Verhältnisse, von denen Ref. nur die Hauptresultate gibt, die Erörterungen und Erklärungen aber hier des Raumes wegen übergehen muß. Am unteren Femurende findet Verf. beim Menschen meist ein quantitatives und qualitatives Überwiegen der Knochenbälkchenzüge des äußeren Condylus, eine Folge der einseitigen Beanspruchung jedes Beines als zeitweilig alleiniger Stützpunkt beim Gang. (Jenes Überwiegen betonte übrigens schon Albert [1900], ohne weitere Erklärung; dem Verf. scheint diese Arbeit entgangen zu sein.) Beim Anthropoiden ist dagegen die ganze Spongiosa dieses Teiles rundmaschig, kräftig; bogenförmige Züge gehen von einem Condylus zum anderen; dann Züge von den Condylen aus schaftwärts, als Ausdruck, daß auch hier Beanspruchung in dieser Richtung; sonst aber wird Beanspruchung in jeder Richtung gefordert, daher gibt es keine Ausbildung eines Hauptsystems wie beim Menschen.

Am oberen Femurende waren schon früher Untersuchungen angestellt, die Krantheorie von Meyer, Culmann und J. Wolff. Diese erkennt Verf. nicht als richtig an, die Bälkchenzüge seien nicht in Rücksicht auf den Bau des Oberschenkels als Kran angeordnet, sondern in Abhängigkeit von der wesentlich den Muskeln zu verdankenden Funktion. Es handelt sich daher wesentlich um ein Drucktrajektorium, entstanden durch die Kräfte — Muskeln und Bänder —, die den Femurkopf in das Becken hineindrücken. Durch die Anordnung der Muskeln wird dieses Haupttrajektorium in seinem Verlauf beeinflußt und bestimmt, ebenso die anderen kleineren Züge hervorgerufen und angeordnet. (Ref. muß für die Einzelbeschreibung der Trajektorien auf das Original verweisen.) Die für den aufrechten Gang nötige sichere Feststellung des Femur im Gelenk — Belastung von abwechselnd einer Extremität! — war der all dies hervorrufende Faktor.

Im Affenfemur ist eine solche Betonung dieses einen Trajektoriums niemals vorhanden, die Beanspruchung ist zu wechselnd! Die Untersuchung

von Resten diluvialer menschlicher Femora, also vor allem Neandertal und Spy, ergab folgendes: Die Spongiosastruktur des Neandertal- und Spyfemur steht der des heutigen Menschen näher als der der Anthropoiden, so daß Verf. für jene Formen die Fähigkeit des aufrechten Ganges als unzweifelhaft vorhanden ansieht. Im unteren und oberen Femurende sind die entsprechenden stark dominierenden Trajektorien wohl ausgebildet, wie alle Bälkchen stark und massiv; auch das Radialsystem gegen die Durchbiegung ist hier besonders stark. Die funktionellen Ansprüche waren offenbar große. Dies und vor allem die Untersuchung der Epiphysenlinie benutzt Verf. zur Bestimmung des Alters des Neandertalindividuums. Er findet noch Reste der Epiphysenverwachsung und fixiert, gestützt auf Untersuchungen anderer Autoren und eigene über die normale Verknöcherung, das Alter des Neandertalers auf 25 bis 28 Jahre, keinesfalls auf älter als 30(?). Er legt dieser Bestimmung viel höhere Gültigkeit bei als der Bestimmung aus dem Verhalten der Schädelknochen und Nähte, wegen des Einflusses von Kaumuskeln, Gehirnwachstum usw. Die Spymenschen hätten nach dem Femurbefund das 30. Lebensjahr überschritten, schwerlich aber das 40., da Alterserscheinungen fehlen. — Zu betonen ist endlich die Gleichartigkeit der Struktur des Spy- und Neandertalfemur, die nochmals jene Individuen als normale und gleichartige dokumentiert; vom heutigen Menschen ist der Unterschied im Femur nicht spezifisch. (Leider vermißt Ref. in vorliegender Arbeit Angaben über die Variationsbreite all der Strukturverhältnisse beim heutigen Menschen und seinen Rassen, ebenso ein Eingehen auf niedere Affenformen; beides hätte allerdings den Rahmen bedeutend erweitert und noch viel, viel Arbeit und Zeit erfordert.)

Die Bearbeitung des Pithecanthropusfemur von anderer Seite in Aussicht stellend, zeigt uns Verf. (neben einer vorzüglichen Oberflächenansicht) noch, daß das Femur des tertiären Eppelsheimer Affen ein wahres Affenfemur eines erwachsenen Tieres ist. Die Mahnung, die Verf. an dieses Stück knüpft, möchte Ref. als besonders wichtig doch auch hier zum Schlusse beifügen, man möge beim Zusammensetzen wertvoller Skelette und Knochenbruchstücke auf diese neue Untersuchungsmethode Rücksicht nehmen, nicht durch Gips usw. die Durchleuchtung unmöglich, durch Eintreiben von Metallstäben sie wertlos machen. *Eugen Fischer-Freiburg i. B.*

498. V. Giuffrida-Ruggeri: L'indice tibio-femorale e l'indice radio-omerale. Arch. di Anat. e di Embr. 1904. Vol. III, p. 546—565.

Vermittelst der in der Literatur vorhandenen Messungen am Lebenden und am Skelett wird die von Calori und anderen vertretene Ansicht nachgeprüft, daß beim Weibe der Vorderarm und der Unterschenkel im Verhältnis zum Oberarm und zum Oberschenkel größer sei als beim Manne. Bezüglich der oberen Extremität sprechen die vom Verf. gesammelten Mittelzahlen sämtlich gegen Calori; bezüglich der unteren Extremität dagegen differieren die Resultate. Eine Untersuchung des Index tibiofemoralis und des Index radiohumeralis bei Riesen und bei Zwergen führt zu dem Resultat, daß sich keine bestimmte Gesetzmäßigkeit in dem Einfluß, den Riesen- oder Zwergenwuchs auf diese Indices ausüben, erkennen läßt. *P. Bartels-Berlin.*

499. Harris Hawthorne Wilder: Racial differences in palm and sole configuration. Amer. Anthropologist 1904. Vol. VI, p. 244—293; 2 Taf.

Es wird der Versuch gemacht, den Verlauf der Papillarlinien der Handfläche und der Fußsohle durch Buchstaben- und Zahlensymbole zu beschreiben

und so die einzelnen Modifikationen durch bestimmte Formeln auszudrücken. Es wurden untersucht 22 Mayas (Yucatan), 24 amerikanische Neger, 100 Weiße, 9 Chinesen. Es sollen bestimmte Rassenunterschiede bestehen, so daß es möglich ist, die Abdrücke von Angehörigen verschiedener Rassen, falls diese nicht näher miteinander verwandt sind, zu unterscheiden.

P. Bartels-Berlin.

500. George A. Skinner: „Casco Foot" in the Filipino. Amer. Anthropologist 1904. Vol. VI, p. 299—302; 1 Taf.

„Cascos" sind die Boote der Bewohner von Luzon. Diese Boote werden durch stangenartige Ruder vorwärts bewegt, die auf den Grund der Flüsse aufgesetzt werden und gegen die sich die Bedienungsmannschaft mit dem ganzen Körpergewicht lehnt. Infolge dieser Beschäftigung bekommen die Leute allmählich eine Fettgeschwulst an der Schulter, ferner eine Deformation des Fußes, die im wesentlichen in starker Abduktionsstellung der großen Zehe besteht. Sie sind imstande, dieselbe sehr ausgiebig zu bewegen, so daß sie mit dem Fuße Dinge vom Boden aufheben können. Diese Geschicklichkeit fand Skinner überhaupt bei den Filipinos, auch bei Kindern, nicht nur bei den Ruderern, verbreitet. *P. Bartels-Berlin.*

501. Giuseppe Sperino: Ghiandole sebacee della mucosa labiale e della mucosa delle guancie. Atti d. Soc. Rom. di Antrop. 1904. Vol. X, p. 279—288.

Wie ein Überblick über die Literatur lehrt, haben verschiedene Autoren auf der Lippen- und der Wangenschleimhaut kleine gelbliche Flecke von 1 bis 2 mm Ausdehnung beschrieben, die als Mündungen von Talgdrüsen gedeutet werden; dieselben sollen erst nach Beginn der Pubertätsjahre zur Beobachtung kommen. Verf. konnte nun 24 Sudanesen und 6 Frauen aus Süd-Oran daraufhin untersuchen. Unter den erwachsenen Sudanesen fand er sie bei 9 Männern und 3 Frauen; bei einem Knaben von sieben Jahren waren auf der Oberlippe einige solche Flecke von 2 bis 3 mm Ausdehnung vorhanden; ein Mädchen von fünf Jahren hatte auf der Plica pterygomandibularis und längs der Linea interdentalis einige kleine, dunkelgelbe, punktförmige Flecke. Von den 6 Frauen aus Süd-Oran zeigte nur eine die beschriebenen Verhältnisse nicht. *P. Bartels-Berlin.*

502. Ferd. Ugolotti: Gigantismo parziale in un epilettico. Arch. di psich. 1904. Vol. XXV, p. 488—496; m. 1 Bild.

23 jähriger Mann, bei dessen Geburt sogleich aufgefallen war, daß die rechte Unterextremität im Verhältnis zur linken voluminöser entwickelt war, spärliche, sich stets gleichbleibende, große rotschwarze Flecke aufwies und sich heißer anfühlte. Mit zehn Jahren begannen sich epileptische Krämpfe einzustellen, die nach weiteren 13 Jahren wegen sehr heftiger Aufregungszustände eine Überführung in eine Irrenanstalt notwendig machten. Hier wurde festgestellt: leichte Mikrokephalie verbunden mit Oxykephalie, übermäßige Hypertrophie der ganzen rechten, sonst aber proportional gebauten Unterextremität, sowohl in der Längen- (93,5 : 88,5 cm links), als auch in der Dickenentwickelung (Umfang des Oberschenkels in der Mitte 54 : 44,5 cm), die sich wahrscheinlich auf alle Gewebe, nachweislich zum mindesten auf die Haut und den Knochen erstreckte, ferner naeviartige Flecken und Hyperthermie der Haut. *Buschan-Stettin.*

503. A. de Blasio: Polimastia perivulvare. Riv. mens. di psich. forense 1904. Vol. VII, p. 177—180; 1 Abb.

Beschreibung und Abbildung zweier überzähliger Brüste: eine wegen dieser Eigentümlichkeit „Zezzenella" genannte Prostituierte aus Neapel hat an jeder großen Schamlippe eine hühnereigroße Mamma von 133 mm Umfang, 25 mm Längs- und 26 mm Querdurchmesser; die Warze selbst ist 10 mm, ihr Durchmesser 4 mm groß. Anfangs waren angeblich nur die Warzen zu bemerken; erst als die Person schwanger wurde, im Alter von 19 Jahren, begannen diese überzähligen Brüste zu schwellen; nach der Geburt sollen sie auch sezerniert haben. *P. Bartels-Berlin.*

504. P. J. Moebius: Geschlecht und Kinderliebe. Mit 35 Schädelabbdg. Halle, C. Marhold, 1904. (72 S.)

Moebius greift aus der Gallschen Phrenologie das „Organ der Kinderliebe" heraus und versucht den Beweis zu liefern, daß Gall dessen Bedeutung richtig aufgefaßt habe. Er untersucht die Oberfläche des Hinterschädels bei den höheren Wirbeltieren systematisch auf jene Stelle am oberen Teile des Hinterkopfes bzw. am hinteren Teile des Scheitelbeines, welche in der Nähe des „Organes für den Geschlechtstrieb" dem Organe der Kinderliebe entsprechen soll. Moebius faßt die Kinderliebe als einen angeborenen, tief in der Organisation wurzelnden Instinkt auf. Ausnahmsweise kommt jene am oberen Teile des Hinterhauptbeines bei den weiblichen Schädeln stärker hervortretende Stelle auch beim männlichen Geschlecht vor; dann ist die Kinderliebe bei demselben stärker entwickelt. Dieser Stelle am Knochen entspricht auch eine stärker entwickelte Stelle des Gehirns, welche Moebius in das hintere Ende des großen Gehirns verlegt. Beim Raubtiergehirn ist es die dritte Bogenwindung, welche oft durch eine sekundäre Furche in einem Gyrus ektolateralis und einen Gyrus suprasylvius posterior zerfällt; ihr hinterstes Stück ist beim Weibchen breiter und reicht weiter nach hinten als beim Männchen. Moebius schlägt zum Schlusse vor, der Lösung dieser Frage durch Tierversuche näher zu treten. *Dr. Oskar von Hovorka-Wien.*

505. F. P. Guiard: Revue critique sur les lois de la formation des sexes. Paris 1903. (96 S.)

Von allen Theorien über Geschlechtsbestimmung des weiblichen Eies, welche er von Hippokrates bis Schenk aufzählt und kritisch sichtet, erscheint Guiard jene von Thury die plausibelste und wissenschaftlich am besten begründet. Nach Thury hängt das Geschlecht von der mehr oder minder fortgeschrittenen Reife des Eies ab: minder reife Eier werden im Momente der Befruchtung weiblich, reife männlich. Daraus würde sich auch bei den Kindern die jeweilig entweder dem Vater oder der Mutter hinneigende Ähnlichkeit der Nachkommenschaft erklären lassen. Guiard, welcher selbst zugibt, daß es von dieser Regel zahlreiche Ausnahmen gebe, führt nicht nur die bisher in dieser Richtung ausgeführten Tierversuche an, sondern auch Ansichten namhafter Forscher, welche dagegen sprechen.
Dr. Oskar von Hovorka-Wien.

506. M. Gräfin von Linden: Der Einfluß des Stoffwechsels der Schmetterlingspuppe auf die Flügelfärbung und -Zeichnung des Falters. Arch. f. Rass.- u. Gesellsch.-Biol. 1904. Bd. I, S. 477—518.

Zahlreiche Versuche haben ergeben, daß die Varietäten- und Aberrationenbildung bei den Schmetterlingen nicht auf die direkte Einwirkung der

Wärme oder Kälte zurückzuführen ist, sondern vielmehr auf die durch Wärme oder Kälte, Frost oder Hitze veränderte Stoffwechseltätigkeit der Schmetterlingspuppe. Je nachdem der Stoffwechsel der Puppe gesteigert oder herabgesetzt ist oder aber mehr oder weniger bedeutend gesteigert wird, entstehen verschieden gestaltete Falter. Die Wärmeformen entspringen gesteigerten Stoffwechselvorgängen; Kälteformen werden durch niedere Temperaturen gezeitigt, vielleicht auch durch Wasserentziehung bei hoher Temperatur und (nach Fischer) auch durch schwache Narkose, also durch Einflüsse, welche auch bei anderen Tieren die Stoffwechseltätigkeit herabsetzen. Hitze- und Frostaberrationen kommen durch jeden Einfluß zustande, der ungenügende Oxydation und Plasmazerfall im Puppenkörper nach sich zieht. Die Aberrationen sind ihrer Entstehung nach den durch sprungweise Entwickelung entstandenen Tier- und Pflanzenformen an die Seite zu stellen; sie sind nicht als Rückschlagsformen anzusehen. *Buschan-Stettin.*

507. Mönkemöller: Geistesstörung und Verbrechen im Kindesalter. Sammlung v. Abhdlgn. a. d. Geb. d. pädag. Psychol. u. Physiol., Berlin 1903. 104 S.

In monographischer Weise und unter Berücksichtigung eigener Beobachtungen bespricht Verfasser zunächst die Zunahme jugendlicher Übeltäter; in Deutschland stieg z. B. die Zahl der Bestraften von 12 bis 18 Jahren vom Jahre 1882 bis 1897 von 30719 auf 45251! Und dabei entgehen der Statistik aus naheliegenden Gründen noch eine unbestimmte Zahl jugendlicher Verbrecher! Der Höhepunkt des jugendlichen Verbrechertums fällt ins 16. bis 20. Lebensjahr, eine Zeit, in der sich mit dem Eintritt ins Erwerbsleben Pubertätsentwickelung und sozialer Zerfall begegnen. Den Lehren der Lombrososchen Schule steht Verfasser ablehnend gegenüber, wenn er auch deren Verdienste anerkennt.

Erleichtern schon gewisse Eigenschaften der kindlichen Psyche das Begehen von Verbrechen, eine Tatsache, welche die volle Verantwortlichkeit des Täters in ein höheres (18. bis 20.) Lebensjahr hinaufsetzen ließ, so noch mehr bestimmte Psychosen, welche Verfasser sodann eingehend bespricht. Von ihnen sind hierbei die wichtigsten zweifellos die angeborenen Schwachsinnsformen mit ihren zahlreichen Abstufungen. Da bei dem geringsten Grade derselben, den sog. Debilen, die Defekte häufig besonders augenfällig auf moralischem und ethischem Gebiet zutage treten und sie zu insozialen Handlungen führen, so werden die Betreffenden oftmals als geistig defekt leider gar nicht erkannt. Hierher gehört z. B. ein großer Teil der Bordellbewohnerinnen.

Bei den Degenerationszeichen, welche nach ihrer Entstehung und an Wert ungleich sind und nur auf abnorme Organvorgänge hinweisen, spielt nicht selten der Zufall mit, z. B. fand sie Mönkemöller gerade dort, wo sie sicher erwartet werden konnten, auffallend wenig. Lombrosos Galgenphysiognomien waren selten vertreten, der schwachsinnige Gesichtsausdruck herrschte vor. Die Degenerationszeichen waren bei den von ihm untersuchten 200 Zöglingen einer Berliner Zwangserziehungsanstalt sehr zahlreich und können nicht alle angeführt werden, nur sei erwähnt: es fanden sich 17 mal exzessives körperliches Wachstum, welches 7 mal unter dem Maß zurückblieb, 4 mal Linkshändigkeit, 1 mal Ambidextrität, 10 mal Schielen, 21 mal Pupillen-, 23 mal Facialisstörungen, 8 mal Stottern, 6 mal Tic convulsif usw. 83 Knaben waren tätowiert, wobei Nachahmung das hauptsächlichste Motiv bildete. Bei 68 dieser 200 Knaben fand sich angeborene, bei 4 durch

Kopfverletzung erworbene geistige Schwäche (unter ersteren 35 mal schwere ethische Degeneration), 24 Knaben litten an epileptischen Krankheitszuständen, 7 an Hysterie, 5 an paranoischen Zuständen, und 13 mal war ethische Degeneration bei genügender Intelligenz verzeichnet, ohne daß äußere Faktoren die verbrecherische Neigung besonders begünstigt hätten. Es sei noch bemerkt, daß manche späteren Psychosen mit ihren ersten Anfängen — wie Paranoia, Katatonie usw. — bis in die Pubertätsjahre zurückgehen, eine Tatsache, welche mehr und mehr gewürdigt werden muß. — Von 300 Zöglingen hatten 157 einen trunksüchtigen Vater oder Mutter, 12 mal waren beide Eltern trunksüchtig; daß ein Teil von diesen allen psychopathisch war, sei nicht vergessen. Als unzweifelhafte Folge dieser alkoholischen Aszendenz zeigten sich bei 69 Zöglingen (36 davon epileptisch!) psychische Schwäche, bei einem großen Teil der übrigen Stillstand der Entwickelung, Charakter- oder Willensanomalien. 45 Knaben von 200 waren unehelich geboren, von den übrigen war je 14 mal Vater oder Mutter, 7 mal eines der Geschwister geisteskrank. — Außer bei einem enormen Prozentsatz vorhandenen endogenen Ursachen fanden sich fast überall als Verbrechen fördernde Momente kümmerliche soziale Lage und daraus resultierende Krankheits- und mißliche Ernährungsstörungen, mangelhafte Erziehung durch zum Teil psychisch defekte Eltern, das vergiftende Beispiel anderer, überhaupt das gesamte Milieu.

Des ferneren bespricht Verfasser die einzelnen Vergehen, deren Häufigkeit und Beziehung zu den einzelnen Krankheitsformen; der Diebstahl steht an erster Stelle. Einen breiten Raum nimmt ein die Besprechung der Bekämpfung des jugendlichen Verbrechertums, die natürlich nur auf genauer Kenntnis der Ursachen desselben basieren kann. Daß die Bekämpfung des Alkoholismus eine wesentliche Rolle spielt, ist auch nach dem hier Gesagten selbstverständlich. — Am Schlusse wird darauf hingewiesen, wie wichtig die Erfahrungen der Schule und Fürsorgeerziehung fürs spätere Leben, wie dieselben besonders für die Militär- und Justizverwaltungen bei Beurteilung des einzelnen Individuums von großem Werte sind, sofern jene ihnen zugänglich gemacht werden können, ein Punkt, auf welchen schon Laquer vor mehreren Jahren hingewiesen hat. *Dr. Kellner-Untergöltzsch.*

III. Ethnologie und Ethnographie.

508. Ch. de Ujfalvy: De l'origine des familles, des peuples et des races. Att. d. l. Soc. Rom. di antr. 1904. Vol. X, p. 7—19.

Der Kenntnis über den Ursprung einer Familie, eines Volkes oder einer Rasse zollt Ujfalvy das gleiche Interesse; das Studium der genealogischen Geschichte einer Familie erscheint deshalb nicht unwichtig für das Studium eines Volkes. Auf diese Tatsache wurde bereits durch die einschlägigen Arbeiten von Lorenz, Devrient, Deniker u. a. hingewiesen. So wie es noch viele Probleme zu lösen gibt in bezug auf den Ursprung der Völker, treten uns auf dem Gebiete des Rassenursprunges noch zahlreiche ungelöste Fragen entgegen. Bei den Ariern sind zwei primitive Rassen zu unterscheiden: homo dolichocephalus und homo brachycephalus. Hieraus ergeben sich folgende Rassen:

1. Weiße Rasse, homo europaeus dolichocephalus, welche aus zwei Varietäten besteht; variatio flava, aus dem Norden stammend (Skandinavien), und variatio mediterranea, welche die Semiten, Berber, Iberer u. a. umfaßt.

2. Schwarze Rasse, homo niger, mit der variatio africana und variatio australis.

3. Gelbe Rasse, homo brachycephalus mit der variatio asiatica und variatio alpina. *Dr. Oskar von Hovorka-Wien.*

509. Paul Bruzin: La médecine et les religions. Paris, I. B. Baillière et fils. 1904. (380 S.)

Wie andere Wissenschaften, so hat auch die Medizin einen mystischen Ursprung; sie entwickelte sich im Zusammenhange mit theosophischen und religiösen Ideen. Die ersten Ärzte waren Priester, und die Hoffnung der ersten Kranken richtete sich auf das Mysterium der geschlossenen Heiligtümer. Verfasser zeigt uns, welche Beziehungen zwischen der medizinischen Wissenschaft und den Religionen bestanden haben, sowie, in welcher Weise und zu welchem Zeitpunkte dieselbe, nachdem sie längere Zeit im Banne der Theurgie gestanden hatte, sich von ihrer Herrschaft frei gemacht hat und ob die Religionen noch Erinnerungen an dieses langdauernde engere Verhältnis aufbewahrt haben.

Dementsprechend beschäftigt er sich in dem ersten Teile seiner Studie mit der priesterlichen Medizin bei den Hindus, den Lamas, in China, Japan, Ägypten, Chaldäa, Assyrien, Babylonien, in der Lehre des Zoroaster, der Bibel, des Talmud, sowie bei den Griechen, Römern, Arabern und endlich mit der Medizin im Mittelalter. Im zweiten Abschnitt schildert er die vielfachen hygienischen Bestrebungen, welche die verschiedenen Religionen vorschreiben; dieselben beziehen sich auf Wohnung, Kleidung, Nahrung, Geburt, Menstruation, Heirat, Begräbnis, Prostitution, Verhütung von ansteckenden Krankheiten u. a. m. Weitere Betrachtungen sind unter anderem der gerichtlichen Medizin in den religiösen Gesetzgebungen, dem Pilgerwesen, dem Mystizismus und dem Fanatismus in ihrer Bedeutung für die Hygiene gewidmet.

Buschan-Stettin.

510. E. Hermann: Zur Geschichte des Brautkaufs bei den indogermanischen Völkern. Wiss. Beil. z. XXI. Progr. d. Hansaschule z. Bergedorf b. Hamburg 1904. (44 S.)

Verfasser stellt die Zeugnisse der verschiedenen indogermanischen Völker für die Sitte des Brautkaufs zusammen und fragt zunächst bei jedem Volke, ob sie hier nicht entlehnt sein könnte. Es ergibt sich, daß der Brautkauf so gut wie gemeinindogermanisch gewesen ist und erst in verhältnismäßig neuer Zeit bei den einzelnen Völkern der Mitgift Platz gemacht hat; besonders läßt er sich bei den Indern, Slaven und Germanen verfolgen, während er bei den Iraniern in alter Zeit durch die zarathustrische Religionsströmung abgekommen zu sein scheint und vielleicht erst wieder aus dem Muhammedanismus oder von den Turkvölkern entlehnt worden ist. Ein gemeinindogermanischer Name für den Kaufpreis der Frau läßt sich nicht nachweisen. Die Höhe des Kaufpreises beträgt vielfach 100 Rinder, doch ist nicht auszumachen, ob wir es hier nur mit einer runden Zahlangabe zu tun haben. Über das Alter der Kaufehe läßt sich natürlich nichts Näheres angeben, da wir die Völkergeschichte der Indogermanen trotz aller Berichte doch nur eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit überschauen. Jedenfalls braucht ihr Vorhandensein bei den einzelnen indogermanischen Völkern nicht auf der Wanderung oder Ausbreitung des indogermanischen Urvolks zu beruhen, vielmehr kann sich die Kaufehe bei den verschiedenen (vielleicht erst später indogermanisierten) Völkern unabhängig voneinander entwickelt haben, da sie

sich bei vielen Völkern der Erde findet. Die Vorbedingungen für die Kaufehe liegen jedoch in der Familienorganisation und Wirtschaftsform begründet, wie sich aus den ethnologischen Forschungen ergeben hat, was aber Hermann nicht richtig hervorhebt, und unter Berücksichtigung dieses Momentes läßt es sich vielleicht eher feststellen, ob sich die Kaufehe erst mit der Ausbreitung eines indogermanischen Urvolkes über die historischen indogermanischen Stämme verbreitet hat, oder ob sie an verschiedenen Stellen dieses Völkerkreises selbständig entwickelt ist, oder ob und inwieweit die Annahme berechtigt ist, daß sowohl die einwandernden Indogermanen wie die Ureinwohner den Brautkauf kannten. Bei einer derartigen Untersuchung kann dann die indogermanische Sprachwissenschaft sehr wohl helfend eingreifen und manche Anhaltspunkte, z. B. durch den Namen des Kaufpreises, bieten. Das ist allerdings ein mühevoller Weg, der aber allein zu irgend welchen brauchbaren Resultaten führt. *W. Foy-Köln.*

511. K. Schirmeisen: Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten. Eine mythol.-prähist. Studie. Brünn, Winiker, 1904. 8°. 38 S.

Gegenüber dem euhemeristischen Standpunkt, nach welchem die Götter ehemalige Könige und Helden waren, und gegenüber dem physikalisch-astronomischen Standpunkt, nach welchem die Götter Naturkräfte oder Gestirne darstellen, begibt sich Verfasser auf den kulturhistorisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt und betrachtet jede einzelne Gottheit als „das getreue Spiegelbild der materiellen, geistigen und sittlichen Kultur des Volkes, von dem sie geschaffen wurde". „Dieser Standpunkt ermöglicht es, aus der Kleidung, dem Schmuck und den Waffen der einzelnen Gottheiten, aus ihren Lieblingstieren und -Pflanzen, aus ihren sittlichen Anschauungen, ihren Fähigkeiten und Gewohnheiten, sowie aus der Art ihrer Verehrung einen Rückschluß auf ihre Entstehungszeit zu ziehen." Mit Hilfe dieser Formel dringt er bis in die paläolithische Zeit vor und ermittelt als deren Hauptgottheit einen Feuergott, der unter der Gestalt einer Schlange verehrt wurde und in den Schlangen und Drachen des germanischen Mythus noch fortlebt. Die Hauptgottheit der mesolithischen Zeit, ein Gott des Fischfangs und der Hundezähmung, ist der Ahn des Ymir. Die frühneolithische Zeit läßt einen Jagd-, Kriegs- und Himmelsgott, Tyr, entstehen, die eigentliche neolithische Zeit aber bei Umwandlung des germanischen Jägervolkes in ein ansässiges Volk von Bauern den Ackerbaugott Thor. Die Spiegelbilder der älteren Metallzeit sind die Wanen mit ihren Hauptvertretern Freyr und Freya, und in der jüngeren Bronzezeit erscheint Odhin. — Eine Kritik dieser mythologischen Phantasien erscheint uns überflüssig. *Dr. A. Götze-Berlin.*

512. G. Kraitschek: Die Menschenrassen Europas. Polit.-anthrop. Rev. 1903/04. Heft 1, 7 u. 9, S. 15 bis 45, 533 bis 547 u. 684 bis 704.

Der gegenwärtige Stand der Rassenfrage in Europa hat gegenüber der Auffassung der letzten Jahrzehnte, besonders nach den Arbeiten Ripleys, Denikers und anderer eine nicht unwesentliche Verschiebung erfahren. Kraitschek liefert uns in vorliegender Arbeit eine ausführliche Übersicht dieses Gegenstandes nebst eigenen kritischen Bemerkungen.

Nach den neueren Untersuchungen über die Farbe der Haare, Haut und Iris, sowie über den Bau der Schädel und Körpergröße, gibt es in Skandinavien ein großes Ausstrahlungszentrum der Dolichokephalie, der lichten

Farbe und der hohen Körpergröße. Neben dieser nordischen Rasse, welche gegen Süden an Zahl und Ausbreitung immer mehr abnimmt, gibt es eine dunkle, kleinwüchsige, langköpfige Bevölkerung Südeuropas, welche der mittelländischen Rassengruppe angehört und ihre nächsten Verwandten in Nordafrika und Südwestasien besitzt. Die dritte europäische Hauptrasse wird durch die Brachykephalen repräsentiert, deren Ausstrahlungszentrum Kraitschek in das mittlere Asien verlegt.

Bei den Brachykephalen sind vorzugsweise drei Haupttypen zu unterscheiden. Bei dem mongoloiden oder turanischen (Hölder) findet man kurze Schädel und kurze Gesichter, welche dem Typus von Grenelle sehr nahe stehen; sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf die österreichischen Slaven, auf fast alle Teile Frankreichs (Hervé), sowie auf das wallonische Belgien, doch kommt er auch in Süddeutschland vor. Dem keltischen oder alpinen Typus begegnen wir fast überall in Frankreich, in der Schweiz, bei den Serbokroaten, südlichen Polen, Kleinrussen und Czechen. Bei diesem Typus besteht auch ein breites Gesicht, doch springen die Backenknochen weniger vor, als bei dem ersteren, die Nase ist länger und feiner. Der dritte brachykephale Typus, welcher eine kurze Schädelform mit einem langen Gesichte verbindet, ist der sarmatische und kommt in Süddeutschland, in den deutschen Alpenländern und bei manchen Slavenvölkern vor; er erinnert zuweilen auch an den Typus der Reihengräberschädel.

Die Frage, warum seit den ältesten Zeiten die Anzahl der Brachykephalen in Europa im steten Wachsen begriffen ist und jene der Dolichokephalen immer mehr abnimmt, ist noch lange nicht beantwortet. Kraitschek findet hierfür drei Möglichkeiten: entweder repräsentieren die in den alten Gräbern vorhandenen brachykephalen Schädel nicht die gesamte Zahl der damals lebenden Brachykephalen, sondern diese waren viel zahlreicher; oder es besitzt die brachykephale Rasse eine größere Vererbungskraft; oder aber es wurde durch verschiedene Umstände eine allmähliche negative Auslese der Langköpfe bewirkt.

Kraitschek wendet sich nun zur Beurteilung aller drei Hauptrassen Europas, deren detaillierte Besprechung sich wegen des allzu mannigfaltigen Stoffes dem Referate entzieht. Zum Schlusse unterläßt es Kraitschek auch nicht, hervorzuheben, daß eine Einheitlichkeit in der Bezeichnung der Farbengrenzen sehr wünschenswert wäre. *Dr. Oskar von Hovorka-Wien.*

513. Nelson Annandale: The survival of primitive implements, materials and methods in the Faroes and South Iceland. Mit 1 Taf. Journ. of the Anthropol. Inst. 1903, Vol. XXXIII, p. 246—258.

Bei verschiedenen Forschungsreisen nach den Faröern und dem südlichen Island in den Jahren 1895 bis 1903 hat Verfasser verschiedene Stein- und Knochenwerkzeuge sehr ursprünglicher Art, aber zum Teil noch im Gebrauch, beobachtet und gesammelt. Es sind dies Hämmer, Handmühlen, Senker für Fischnetze aus Stein, Schlittschuhe, Schalen, Nadeln, Löffel, Spinnwirtel u. dgl. aus Bein. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser Dinge ist eine doppelte: „einmal zeigen sie, daß Werkzeuge von sehr einfacher und ursprünglicher Machart bei hochgesitteten, aber abgeschlossenen Völkern bis auf unsere Tage im Gebrauch bleiben können, dann aber auch, daß die Entwickelung an sehr verschiedenen Orten sich oft in gleicher Weise vollzieht". *Ludwig Wilser-Heidelberg.*

514. H. C. Folmer: De volkomen overeenstemming in anthropologisch type tusschen de vroegste bewoners langs de Noordzee-Kusten met de andere Germaansche stammen uit het Merovingische tijdvak. Handelingen v. d. Neederld. Anthrop. Vereenig. 1904, Vol. I, No. 1, p. 26—32.

Genauere Ausführung seiner schon im Archiv f. Anthrop. in der Arbeit über Groninger Terpenschädel gegebenen Schlußfolgerungen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Fundberichte. Verfasser folgert zunächst, daß diese Berichte, soweit Reihengräberfunde der fränkischen Zeit in den verschiedenen Teilen Deutschlands in Betracht kommen, eine große Übereinstimmung des Schädelbaues erkennen lassen. Aus den Beschreibungen von 39 in Zeeland von de Man, 1 am Merwedekanal von Schoor gefundenen Schädeln, den Groninger und friesischen Terpenschädeln und den 100 alten durch Gildemeister beschriebenen Bremenser Schädeln wird die Übereinstimmung der Nordseeküste mit denen der fränkischen Reihengräberbevölkerung aus dem Schädelbau abgeleitet. *P. Bartels-Berlin.*

515. J. H. F. Kohlbrugge: Zur Anthropometrie holländischer Fischer. Handel. van de Neederld. Anthr. Vereenig. (Haag) 1904, Vol. I, p. 33—44.

Bei dem Umstande, daß in Holland anthropometrische Messungen am lebenden Menschen bisher so gut wie gar nicht ausgeführt wurden, gewinnt Kohlbrugges Arbeit um so mehr an Interesse, als er sich zum Gegenstande seiner Untersuchung ein ziemlich homogen geartetes Menschenmaterial gewählt hat. Es sind dies die zwei Fischerdörfer Marken und Volendam am Zuidersee bei Amsterdam. Im ganzen untersuchte er 209 Personen, und zwar 62 aus Marken (darunter 52 Schulkinder) und 147 aus Volendam (darunter 79 Schulkinder). In beiden Dörfern war die blaue Gruppe am meisten vertreten (Marken 67 Proz., Volendam 45 Proz.); während in Volendam die braune 12 Proz. ausmachte, fehlte sie bei den Markern vollständig; der Rest kam auf die gemischte Gruppe. Der mittlere Längen-Breitenindex des Kopfes ergab in Volendam bei den Männern 82,4, bei den Weibern 82,5; er ist also entschieden brachykephal. Das totale Mittel für die Bewohner von Marken ist hingegen 78,5; die Marker sind demnach mesokephal und neigen zur Dolichokephalie. Mit Rücksicht auf die geringe Zahl der ausgeführten Messungen unterläßt es Kohlbrugge, aus seinen Untersuchungen weitere Schlüsse zu ziehen. *Dr. Oskar von Hovorka-Wien.*

516. A. Hedinger: Die Ligurer. Fundber. aus Schwaben 1903, Jahrg. XI, S. 74 bis 86.

Unsere Kenntnisse über die ursprünglichen Wohnsitze der Ligurer haben sich in der letzten Zeit bedeutend erweitert; den neueren Forschungen können wir entnehmen, daß dieses rätselhafte Volk in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. auch in Südwestdeutschland und am Mittelrhein als vorarische Bevölkerung seßhaft gewesen sein muß, und zwar zu einer Zeit, ehe die Kelten von Norden herdrangen. Hedinger teilt aus diesem Grunde die Ligurer in folgender Weise ein: 1. Ligurer in Italien und Südfrankreich, 2. Ligurer im Rhônegebiet, 3. Ligurer am Mittelrhein.

Im Urvolke der Ligurer haben wir uns mittelgroße, langschädelige Menschen mit schmalem, kurzem und etwas prognathem Gesicht vorzustellen, welche die Kenntnis besaßen, Steine zu Waffen und Werkzeugen zu verarbeiten und demnach von Ackerbau, Fischfang und Jagd lebten. Die von

den Ligurern herrührenden Artefakte gehören der neolithischen Periode an; ein eigentümliches, bereits von Plinius erwähntes Landesprodukt war das Ligurium, eine dem Bernstein ähnliche Masse. Die große, ligurische Völkerstraße, ein Handelsweg ersten Ranges, welcher noch zur Bronzezeit bestand, hörte erst mit dem Vordringen der Etrusker nach Norden auf.

Dr. Oskar von Hovorka-Wien.

517. A. Fischel: Über die Abstammung des Menschen und die ältesten Menschenrassen. Sitzungsber. d. deutsch. naturw.-mediz. Ver. f. Böhmen (Prag) 1903, Nr. 1 (51 S.).

Ausgehend von einer übersichtlichen Schilderung der wichtigsten fossilen Menschenreste (Pithecanthropus, Neanderthal, Spy, Piette, Makovsky usw.) wendet sich Fischel zur Besprechung der Ureinwohner Böhmens. Die Tatsache, daß die ältesten uns bekannten Schädel zumeist Langschädel sind, die Zahl der Kurzschädel in Europa jedoch nicht nur überwiegend, sondern auch im steten Zunehmen begriffen ist, führt Fischel, welcher ein Gegner der Unveränderlichkeit des Schädeltypus ist, zu dem Schlusse, daß dieses fortschreitende Überwiegen der einen Schädelform nicht auf Einwanderung kurzschädeliger Elemente, sondern auf eine langsam, aber stetig fortschreitende Umwandlung des Schädeltypus zurückzuführen sei. Auch in Böhmen herrschten ursprünglich Langschädel vor und wurden erst später allmählich durch Kurzschädel verdrängt. Während die Gräber Böhmens aus dem zehnten Jahrhundert 58,3 Proz. Langschädel aufweisen, beträgt der Prozentsatz im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nur noch 23,5 Proz. und heute nur 1 bis 2 Proz. Im gleichen Maße steigt das Verhältnis der Kurzschädel. Aber auch diese Kurzschädel erfahren innerhalb ihrer Gruppe eine Umwandlung; sie werden sowohl absolut, als auch relativ kürzer und niedriger, und breiter. Ihr Längen-Breitenindex beträgt im Durchschnitte im zehnten Jahrhundert 74,66, steigt bis Ende des elften Jahrhunderts auf 76,19, bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts auf 78,26; im sechzehnten Jahrhundert weist er schon 80,77 und in der neuesten Zeit sogar 83,19 auf. Es wächst demnach die Breite des Schädels auf Kosten seiner Länge. Da diese Breitenzunahme des Schädels durchaus nicht auf Rassenkreuzungen zurückzuführen ist, noch weniger jedoch auf Einwanderungen neuer (slavischer) brachykephaler Elemente, gegen welche die geschichtlichen Tatsachen sprechen, so ist der Grund hierfür in günstigen kulturellen und klimatischen Verhältnissen zur Erhaltung der Kurzschädeligen, demnach in einer progressiven Umwandlung der Langschädel in Kurzschädel zu suchen. Unter demselben Gesichtspunkte sieht sich Fischel veranlaßt, anzunehmen, daß der Mensch im Laufe seiner Entwickelung eine Periode eines förmlich paradiesischen Zustandes durchlaufen haben muß, welcher von dem Paradiese der Schöpfungsmythen allerdings sehr verschieden war.

Dr. Oskar von Hovorka-Wien.

518. E. Raseri: La popolazione israelitica in Italia. Atti d. Soc. Rom. di Antrop. 1904, Vol. X, p. 82—93.

Während die Einwohnerzahl Italiens in den letzten 40 Jahren um über sieben Millionen gestiegen ist, hat sich in demselben Zeitraume die Kopfzahl der israelitischen Bevölkerung weder vermehrt noch vermindert. Sie beträgt rund 36000 Köpfe. Die Juden wohnen hauptsächlich im Westen und im Zentrum des Landes, und zwar vorwiegend in den stärker bevölkerten Orten. Das weibliche Geschlecht ist in der Überzahl vorhanden; die Anzahl der

Kinder ist verhältnismäßig gering, die der Greise verhältnismäßig beträchtlich. Der Bildungsgrad, nach der Fähigkeit zu lesen beurteilt, ist ein durchgehends ziemlich hoher. Den Berufsarten nach betrachtet, stehen die Handel- und Gewerbetreibenden obenan. *P. Bartels-Berlin.*

519. E. Fischer: Die Herkunft der Rumänen. Eine hist.-ling.-ethnogr. Studie. Bamberg, Handelsdruckerei u. Verlagshandl. 1904, m. 1 Karte u. 4 Lichtdrucktaf. (303 S.)

In den letzten Dezennien ist in Rumänien eine starke nationale Bewegung entstanden, deren Haupttendenz in dem Bestreben gipfelt, rumänischer Sprache, rumänischem Volkstum, Kunst und Literatur eine rein „romanische" Richtung zu geben. Nun läßt sich jedoch nicht die historische Tatsache ableugnen, daß aus den einstmaligen Thrakern erst durch die starke Rassenkreuzung mit den Slaven die heutigen Rumänen das geworden sind, was sie tatsächlich sind.

Die heutige rumänische Sprache ist nicht etwa eine einfache aus dem Dazischen und Lateinischen zusammengesetzte Mischsprache; ihre organische Herkunft ist vielmehr weit komplizierter. Hierzu gehören außer dem Dazischen oder Thrakischen (mit illyrischen und bessischen Beimengungen) noch: Lateinisch-Italienisch, Slavisch, Alt-Neu-Griechisch, Türkisch, Magyarisch. Man schätzt in der rumänischen Sprache die Zahl der lateinischen Wörter auf $^1/_5$, der slavischen Wörter auf $^2/_5$, der türkischen Wörter auf $^1/_5$, der magyarischen Wörter auf $^1/_{10}$.

Das Rumänische haben wir uns demnach, trotz aller gegenteiligen Versicherungen der jetzt in Rumänien allgemein herrschenden romanophilen Anschauung, als die Mischsprache eines Mischvolkes vorzustellen; der Geist der rumänischen Mischsprache ist durchaus kein einheitlicher, schlechtweg romanischer; ein Teil ihrer innersten Seele ist durchaus slavisch. Allerdings mischen sich in die heutige wissenschaftliche Forschung in Rumänien auch politische Tendenzen, welche sich von dem Slavischen vollends zu emanzipieren trachten und dem Lande einen rein-romanischen Anstrich zu geben bestrebt sind. Gelehrte (Rösler, G. Weigand und andere), welche sich lediglich von ihrer wissenschaftlichen Überzeugung leiten lassen und einer anderen Ansicht sind, werden als slavophil oder als „Feinde des Rumänentums" angesehen. Daher kommt es auch, daß das eigentliche Volk die moderne rumänische Sprache gar nicht mehr versteht, indem in die letztere eine große Anzahl teils umgewandelter, teils ganz neugebildeter Wörter aufgenommen wurde. Für das ganze staatliche öffentliche und das persönliche bürgerliche Leben mit seinen zahlreichen neuen Begriffen mußten ganz neue Benennungen geschaffen werden. Die heutige rumänische Sprache, welche bis in die jüngste Zeit von ihren westromanischen Schwestern unbeeinflußt geblieben ist, hat demnach ein bedeutendes, neues romanisches Sprachgut aufgenommen und ist somit in eine zweite romanische Periode eingetreten, welche mit der ersten so gut wie gar nichts gemein hat.

Der Lösung der Frage nach der Herkunft der Rumänen ist nun Fischer näher getreten durch deren Erörterung in der historischen, linguistischen und ethnographischen Richtung.

Es besteht ein alter, mit politischen Nebenrücksichten vielfach vermengter Streit, ob die Rumänen innerhalb ihres heutigen Verbreitungsgebietes als autochthon anzusehen sind oder nicht. Er wird charakterisiert durch die zwei diametral sich gegenüberstehenden Theorien über die „Kontinuität der Drako-Romanen in Dazien" und die sogenannte „Wanderungstheorie".

Die erstere, welche der Eigenliebe der Rumänen schmeichelt, direkte Nachkommen der Römer zu sein, verleiht ihnen allerdings den Schein eines historischen Rechtes und ist in Rumänien naturgemäß viel mehr beliebt als die andere. Die namhaftesten Gelehrten, Historiker und Sprachforscher, wie Mommsen, Ranke, Šafařik, Miklosisch, Jireček, Hasden, Rösler und andere, haben dieses komplizierte Problem zu lösen versucht. — Fischer ist zu der Überzeugung gelangt, daß die heutigen Walachen von den Balkanthrakern abstammen, und daß die Balkanvölker, die am längsten und am intensivsten der römischen Kulturwelt ausgesetzt waren, allmählich romanisiert wurden; er versucht hierfür sowohl den historischen als auch den linguistischen Beweis zu liefern. Er führt hierfür vorzugsweise die Tatsache an, daß nahezu die Hälfte des Wortschatzes der rumänischen Sprache vulgärlateinischen und bei weitem mehr als die Hälfte des albanesischen Vokabulariums romanischen Ursprungs ist, d. h. also, daß die alten thrakischen und illyrischen Völkerschaften der Hämusländer mehr oder weniger intensiv latinisiert bzw. romanisiert worden sind. Dafür spricht auch die geographische Verbreitung der heutigen rumänischen Dialekte, welche in vier Hauptgruppen zerfallen: der altertümlichste und konservativste ist der makedo-vlachische (im heutigen Makedonien in der Rhodope und im Pindusgebirge); die Meglo-Vlachen leben im Gebirge nördlich von Saloniki; die Istro-Vlachen in einigen Dörfern des Monte-Maggiore bei Abbazia; die Dako-Vlachen oder Dako-Romanen nördlich der Donau, in Rumänien, Bessarabien. Siebenbürgen, Ungarn und Bukowina. Die Bezeichnung „Dako-Vlachen" ist unrichtig, weil sie weder sprachgeschichtlich noch geographisch den Tatsachen entspricht. Während die Dako-Romanen in Transsylvanien in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen sind und der jetzige rumänische Volksstamm erst später eingewandert ist, stellen die heutigen Makedo-, Meglo- und Istro-Vlachen die romanisierten Nachkommen der thrakischen Hämusvölker dar, gerade so, wie die Albanesen die direkten Nachkommen der alten Illyrer sind.

Die heutige rumänische Sprache stellt sich Fischer aus dem Urrumänischen entstanden vor, welches sich etwa vom siebenten bis zehnten Jahrhundert allmählich entwickelt hat und beiläufig um das Jahr 1000 abgeschlossen war. Das Nordrumänische (Dako-Rumänische), welches heute den Hauptdialekt darstellt und in zwei Untermundarten (das Walachische und Moldauische) zerfällt, muß mit dem Südrumänischen einst eine und dieselbe Sprache gebildet haben. Den Beweis für die thrakische Abstammung der Rumänen versucht Fischer auch auf dem Gebiete der Ethnographie, Ethnologie, Archäologie und somatischen Anthropologie zu liefern. Er führt die Skulpturen von Adamklissi, auf dem römischen Siegesdenkmal in der Dobrudscha, sowie solche an der Basis der Obelisken auf dem At-Meidan (Hippodrom) in Konstantinopel an; eine Anzahl der an diesen Denkmälern abgebildeten Barbaren trägt ganz deutlich eine Haarkalotte, d. h. einen Haarschopf, welcher in Form eines Schneckengehäuses oder Knäuels lose zusammengedreht und über dem rechten Ohr an der Schläfe befestigt ist. Diese Haartracht finden wir nun nicht nur bei den Thrakern von Adamklissi, sondern noch heute bei den Moten in Siebenbürgen, bei den Südwalachen. Ähnlichen chignonartigen Haarkalotten begegnen wir auch unter den Bulgaren und Albanesen.

Zum Schluß fügt Fischer eine ziemlich ausführliche Übersicht der einschlägigen Literatur und Bibliographie, sowie ethnologische Tabellen, Sprachentafeln usw. bei. Ferner befinden sich im Buche gut gelungene Reproduktionen der Volkstypen auf dem für seine Theorie als beweisend angesehenen Siegesdenkmal von Adamklissi. *Dr. Oskar von Hovorka-Wien.*

520. A. Bloch: Origine turque des Bulgares. Bull. et Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Paris 1903, Tome IV, p. 541—546.

Die Bulgaren werden zum erstenmale (als Vulgaren) im Jahre 485 v. Chr. von Moses von Corene, einem armenischen Schriftsteller, erwähnt. Nicephorus Gregoras berichtet sodann auf Grund älterer Autoren, daß die Bulgaren früher Skythen gewesen wären, bevor sie in die Wolgagebiete einwanderten. Wenngleich die Schriftsteller der Alten die Bezeichnung Skythen auf die verschiedensten Völker und Typen angewendet haben, so ist doch aus den Angaben des ältesten derselben, des Herodot, soviel zu entnehmen, daß zu seiner Zeit die Skythen mongolischer (nicht armenischer) Abstammung gewesen sein müssen. Über die äußere Erscheinung der Skythen berichtet uns sodann Hippokrates (4. Jahrh. v. Chr.). Nach dieser Schilderung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Hippokrates hierbei Mongolen vor Augen hatte. Die Bezeichnung „schwarze Bulgaren“, der wir später des öfteren begegnen, spricht dafür, daß dieselben von schwarzem Haare und dunklem Teint gewesen sind, wie die Hunnen, mit denen sie verschiedentlich von frühmittelalterlichen Schriftstellern identifiziert werden. — Die beigebrachten Tatsachen sprechen dafür, daß die Bulgaren uralo-altaischer Herkunft gewesen sein müssen. Es fragt sich nun, welcher der großen Völkerfamilien sie zugezählt werden können. Verfasser macht es sehr wahrscheinlich, daß die Bulgaren türkischen Ursprungs gewesen sind. Wie die arabischen Schriftsteller berichten und die uns hinterlassenen spärlichen Manuskripte erkennen lassen, war die ursprüngliche Sprache der Bulgaren türkisch. Auch die Sitten der Bulgaren weisen mancherlei Übereinstimmung mit denen der Türken auf.

Nach den Nachrichten arabischer Schriftsteller gab es ehemals im „asiatischen Sarmatien“ am linken Ufer der Wolga, nicht weit von ihrem Zusammenflusse mit der Kama, eine bedeutende Handelsstadt, namens Bulâr, später Bulghâr, deren Gründungsjahr unbekannt geblieben ist. Ihre Bewohner lebten vom Handel mit Bronze, Blei, Bernstein, Wachs usw.; die Stadt diente hauptsächlich als Stapelplatz für die vom Norden und Süden hereingeführten Waren. Im Jahre 968 wurde die Stadt Bulghâr von den Russen, die im Norden wohnten, zerstört, sie scheint aber wieder aufgebaut worden zu sein. Noch heutigentages existiert in der dortigen Gegend ein Dorf, namens Bolgary, in und bei dem zahlreiche Überreste von Gebäuden, Befestigungen, Gräben, Grabstätten, türkischen, armenischen und arabischen Inschriften sich nachweisen lassen. Das Königreich, dessen Hauptstadt das alte Bulghâr einst bildete, wird bald das „alte Bulgarien“ (Nicephorus, 9. Jahrh.), bald das „schwarze Bulgarien“ (Konstant. Porphyrogenetos, 10. Jahrh.), bald das „innere Bulgarien“ (arabische Geschichtsschreiber), bald „Großbulgarien“ (Theophanes, 8. Jahrh., und spätere Autoren) genannt. Diese Bezeichnung diente zum Unterschied von „Kleinbulgarien“ an der Donau, wohin die Bulgaren im Jahre 680 ausgewandert waren, dem heutigen Bulgarien.

Trotzdem damals fast ein Viertel der Gesamtbevölkerung nach Mösien ausgewandert, scheinen die Ankömmlinge gegenüber den hier bereits ansässigen Slaven in der Minderzahl geblieben zu sein, so daß sie von diesen, und zwar dieses in relativ kurzer Zeit, absorbiert werden konnten. Von den ursprünglichen Bulgaren ist heutigentages nur noch der Name übrig geblieben. Der physische Typus ist so ziemlich verschwunden. Wenigstens sah Verfasser von ihm nichts mehr in Sofia. Obedanovo indessen beschreibt noch 1883 unter den drei Typen, die er in Bulgarien antraf, einen, der sich

durch kurzen Kopf, Prognathie des Unterkiefers und schief stehende Augen kennzeichnete. Verfasser beobachtete an den bulgarischen Frauen der Hauptstadt und Umgegend ein besonderes Verhalten der Lippe und der Nase als typisch für dieselben: die Oberlippe ist nach oben hin sehr verbreitert, von ihrem freien Rande bis zur Basis der Nase; die Höhe der Nase erscheint hierdurch verkürzt. Bei den Männern ist diese Eigentümlichkeit weniger deutlich, vielleicht wegen des Schnurbartes. *Buschan-Stettin.*

521. J. Batchelor: The Koropok-guru or Pit-Dwellers of North-Japan, and a critical examination of the nomenclature of Yezo. V und 13 S. Yokohama 1904.

Die Frage der Koropok-guru fand in dieser Zeitschrift schon wiederholt Erwähnung (Laufer, Koganei). Teil I der vorliegenden kleinen Schrift des trefflichen Ainuforschers Rev. Batchelor ist dazu ein willkommener Beitrag, wobei diese Frage endgültig gelöst wird. Verfasser weist nämlich in überzeugender Weise nach, ganz wie Koganei und andere annahmen, daß die Koporok-guru nichts anderes waren, als die Vorfahren der heutigen Ainu (Ainos).

Zu Teil II gibt Batchelor eine Liste zahlreicher Wörter der Ainu-toponymie von Yezo, mit deren japanischer Aussprache und Übersetzung ins Englische. Es folgt hieraus unter anderem, daß nicht wenige Ortsnamen, die man auch sonst in Japan findet, wie Aomori, Azabu, Mori, Nishi, Oshima, Satsuma, Shima usw., teilweise auch Ainuursprunges sein können. Batchelors Nomenklatur bildet eine wertvolle Ergänzung der früheren Studien B. H. Chamberlains über Ainuortsnamen, südlich bis zu den Liu-Kiu-Inseln hin. *H. ten Kate, z. Z. Shiobara.*

522. Ferd. Birkner: Beiträge zur Rassenanatomie der Chinesen. Habilitat.-Schrift, 51 S. m. 18 Tab. u. 12 Taf. München 1904.

Eingehende Beschreibung von sechs in Formalin gut konservierten Chinesenköpfen und drei chinesischen Neugeborenen, welche die anthropologisch-prähistorische Staatssammlung zu München von Dr. Mixius in Tsingtau erhalten hat. Von den ersteren sind ausgezeichnet gelungene Porträts (in ziemlicher Lebensgröße), sowohl von vorn als auch von der Seite, dem Texte beigegeben. Es erscheint allerdings etwas sehr gewagt, aus einem so spärlichen Material Schlüsse zu ziehen; dennoch versucht dieses Birkner. Er glaubt unter den sechs Köpfen zwei verschiedene Typen, einen nordchinesischen und einen südchinesischen Typus, unterscheiden zu können, von denen allerdings der letztere nur durch einen einzigen Schädel repräsentiert wird. Im allgemeinen gleichen sich beide Typen, jedoch scheinen die Nordchinesen einen längeren Schädel und ein höheres Gesicht zu besitzen, als die Südchinesen, eine Beobachtung, die auch andere Autoren gemacht haben. Dem Verfasser ist es entgangen, daß Koganei sich gerade mit den Unterschieden am Schädel zwischen Nord- und Südchinesen in einer Arbeit beschäftigt hat, die in diesem Zentralblatt (1902, Bd. VII, S. 3) erschienen ist; dieselbe beruht auf dem stattlichen Material von 84 Chinesenschädeln beider Typen. — Mit dem Gesichte des Europäers verglichen scheinen die Chinesen sich nur durch geringere Entwickelung der Nasenhöhe und Mittelgesichtshöhe, größere Stirnhöhe (Scheitel bis Nasenwurzel) im Verhältnis zur ganzen Kopfhöhe, sowie durch breitere Nase im Verhältnis zur Höhe der Nase (von der Nasenwurzel bis zum unteren Ende der Nase) zu unterscheiden. Hinsichtlich der Breitenverhältnisse lassen sich zwischen Europäer und Chinesen

keine wesentlichen Unterschiede herausfinden. Dagegen scheint der höchste Punkt der Wangenbeingegend bei diesen mehr der Nase zu zu liegen und stärker nach vorn herauszutreten. Das Gesicht der Chinesen scheint sowohl in der Höhe des Wangenbeins wie der Augen weniger von einer senkrecht zur Sagittalebene gedachten Gesichtsebene abzuweichen als das Gesicht der Europäer. *Buschan-Stettin.*

523. Sergio Sergi: Un cervello di Giavanese. Atti d. Soc. Rom. di Antrop. 1904, Vol. X, p. 214—239; 2 Fig.

Beschreibung des Gehirnes einer Frühgeburt; Heimat Java, Geschlecht weiblich, Körpergewicht 3500 g, Körperlänge 57 cm. Die Gyrifikation ist eine reichliche, alle Einzelheiten sind schon gut ausgeprägt; hierin sieht Verfasser eine Bestätigung der von Mingazzini ausgesprochenen Ansicht, daß die Varietäten der Sulci und Gyri sich im allgemeinen schon im Embryonalleben ausbilden. Auf beiden Seiten findet sich der Stirnlappen in vier sagittale Gyri zerlegt; Verfasser erinnert daran, daß dies bei niederen Rassen häufig beobachtet wurde. Weiteres muß in der sehr ins einzelne gehenden Beschreibung nachgelesen werden. *P. Bartels-Berlin.*

524. J. Edge-Partington and T. A. Joyce: Note on funerary ornaments from Rubiana and a coffin from Sta. Anna, Salomon-Islands. Man 1904, No. 86, p. 129—131.

1. Auf Rubiana (Salomonsinseln) wurden in einer Steinkiste zusammen mit einer geflochtenen Miniaturhütte, die in ihrem Innern einen menschlichen Schädel und Muschelringe enthielt, Stäbe gefunden, die an ihrer Spitze, mittels Rotangschnur befestigt, einen aus Tridacnamuschel geschnitzten Aufsatz und ebensolche Ringe trugen. Das verwitterte Aussehen derselben läßt auf ein gewisses Alter des Fundes schließen. Eine an anderer Stelle unter ähnlichen Verhältnissen gefundene, gleichfalls geschnitzte Platte scheint die Tür einer solchen kleinen Grabhütte gebildet zu haben. Ein besonderes Interesse beanspruchen die Zeichnungen dieser Platte, welche aus einer doppelten Reihe anthropomorpher Figuren sich zusammensetzen. Diese sind dargestellt tanzend mit in die Hüften gestemmten Armen und nach auswärts gebogenen Knien, sowie mit großen Ohrbehängen versehen. Wie die Verfasser zeigen, ist der zwischen diesen Figuren offen gebliebene Raum (zwischen den Füßen, den eingestemmten Armen usw.) auf der gleichen Platte und auf den Aufsätzen der Stäbe als Ornamentmotiv mehr oder weniger stilisiert benutzt worden.

2. Die Holzfigur eines Fisches von der Insel Sta. Anna (gleiche Inselgruppe) birgt in ihrem Innern einen menschlichen Schädel. Nach den Berichten von Codrington wird der Leichnam eines Häuptlings oder Mannes, auch wohl eines Lieblingskindes für längere Zeit von den Angehörigen in einem Kanu oder einem bemalten Schwertfisch aus Holz luftdicht eingeschlossen in deren Hause aufbewahrt, sodann der Körper, mit Ausnahme des Schädels und Unterkiefers (Mangite genannt), verbrannt. Der Mangite wird in der hölzernen Figur eines Fisches, wie im vorliegenden Falle, aufbewahrt. *Buschan-Stettin.*

525. G. Fritsch: Vergleichende Betrachtungen über die ältesten ägyptischen Darstellungen von Volkstypen. Naturwissenschaftl. Wochenschr. 1904, Bd. III, Nr. 43 u. 44.

Ein mit reichem Bilderschmuck, zum Teil nach eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers ausgestatteter Aufsatz, aus dem deutlich zu er-

sehen, daß das altägyptische Volk aus der Verschmelzung mehrerer, in ihrer Leibesbildung recht verschiedener Rassen hervorgegangen ist. Wo stammen diese her? Wo haben sie ihr Strahlungszentrum? Die langköpfige, lichthaarige und hellhäutige Rasse von Negada, als „liegende Hocker" wie unsere Neolithiker bestattet, deren „Zugehörigkeit" zu den libyschen Völkern, den alten Libu, nicht „abzulehnen" ist, hat ihr Verbreitungszentrum im Nordwesten des Landes, und „von Westen her" sind auch noch in geschichtlicher Zeit „libysche Stämme" gegen die ägyptischen Reiche vorgedrungen. Champollion hatte daher nicht unrecht, sie geradezu „Europäer" zu nennen; denn wollen wir dieser Rasse einen naturwissenschaftlichen Namen geben, so paßt für sie keiner besser als Homo europaeus, wozu auch die „fein geschnittenen, europäischen Profile" stimmen. Außerdem aber, zweifellos aus Asien stammend, findet sich im alten Ägypten, besonders durch den Dorfschulzen und einige Sphinxköpfe bekannt, eine breitgesichtige, rundköpfige Rasse, Homo brachycephalus. Die Hauptmasse des Volkes hat aber zweifellos eine Rasse von „beduinenhaftem Eindruck" gebildet, der auch in Südeuropa und Westasien weit verbreitete Homo mediterraneus. Dazu mögen noch gelegentliche Beimengungen von Negerblut, Homo niger, gekommen sein. Aus diesem Mischmasch hat sich allmählich das ziemlich einheitliche ägyptische Volk gebildet, das im wesentlichen die Züge der Mittelmeerrasse trug, denn die hellfarbige Rasse mußte in dem heißen Lande „im Kampfe ums Dasein unterliegen", die Rundköpfe und Neger waren wohl von vornherein zu wenig zahlreich. Die durch ein merkwürdiges Schicksal erhalten gebliebenen Mumienköpfe der Könige Thutmosis III. und Ramses II. zeigen fast reine Mittelmeerrasse. *Ludwig Wilser-Heidelberg.*

526. Gentz: Einige Beiträge zur Kenntnis der südwestafrikanischen Völkerschaften. Globus 1903, Bd. LXXXIII, S. 297 bis 301; Bd. LXXXIV, S. 156 bis 159; 1904, Bd. LXXXV, S. 80 bis 82.

527. Gentz: Sänge der Hereros in Deutsch-Südwestafrika. Globus 1903, Bd. LXXXIII, S. 80 bis 81.

Die „Beiträge" beziehen sich hauptsächlich auf die Buschmänner am Westrande der Kalahari zwischen Gobabis und Rietfontijn, nur zum kleinen Teil auf die Herero. Der Verfasser bringt nur Tatsachen, die sich in den Werken von Fritsch und Schinz nicht finden oder die in Widerspruch mit den Angaben dieser Autoren stehen. Die Widersprüche, besonders gegenüber Fritsch, erklären sich wohl größtenteils aus der Beschränkung seiner Beobachtungen auf die westlichen Buschmänner, während Fritsch hauptsächlich die östlichen im Auge gehabt hat. Ob so auch die Differenz bezüglich der Bogenhaltung beim Schießen zu lösen ist, ist fraglich: nach Fritsch wird er horizontal, nach Gentz vertikal gehalten. Vielfach bestätigt Gentz die Angaben seiner Vorgänger, so z. B. in betreff der geringen Treffsicherheit der Buschmänner beim Bogenschießen, die bei einem so ausgesprochenen Jägervolk befremden könnte, wenn nicht der kleine schwache Bogen die Erklärung dafür gäbe. Interessant ist die Angabe über die Art der Bogenspannung: die Buschmänner spannen den Bogen mit dem Daumen und dem zweiten Gliede des gekrümmten Zeigefingers (Morses primary release), die Herero dagegen mit dem ersten Gliede des Zeige- und Mittelfingers (über die Stellung des Daumens wird leider nichts gesagt). Ebenso interessant und manches Neue bietend sind die weiteren Mitteilungen über die Jagdmethoden, die Hausgeräte (merkwürdig der Stampfmörser aus Holz mit einem in den

Boden eingelassenen flachen Stein), die Musikinstrumente, die verschiedenen Tänze, die „Doktoren" und ihre Funktionen usw. Weniger reichhaltig sind die Angaben des Verfassers über die Herero, die ja auch schon besser bekannt sind als die noch so wenig erforschten Buschmänner. Eine Reihe von Abbildungen erhöhen den Wert der Abhandlung.

Der zweite kleine Aufsatz bringt drei interessante Lieder der Herero in deutscher Übersetzung (leider ist der Originaltext nicht beigegeben): eines ein Spottlied auf einen Buren, der sich von einem Hereroweibe hatte überlisten lassen, während das zweite die Niederwerfung des Hottentottenaufstandes durch die Deutschen und das dritte die Einführung von Simmentaler Zuchtbullen zum Gegenstande hat. *B. Ankermann-Berlin.*

528. **George A. Dorsei: The Arapaho Sun dance, the ceremony of the offerings lodge.** Field Columbian Museum Publicat. 75, Anthr. Ser., Vol. IV, 1903.

Der Sonnentanz, die merkwürdigste und wegen der dabei vorkommenden blutigen Riten am meisten besprochene Zeremonie der Prärieindianer war bisher in seinen Einzelheiten nur sehr wenig bekannt, von seiner tieferen Bedeutung wußte man so gut wie gar nichts. Es war dies um so bedauerlicher, als das Fest bereits erloschen zu sein schien, da die Regierung in den letzten beiden Dezennien seine Abhaltung nach Möglichkeit zu unterdrücken suchte. Neuerdings denkt man darüber liberaler, und so bot sich dem Verfasser Gelegenheit, in den Jahren 1901 und 1902 auf der Cheyenne- und Arapaho-Reservation Darlington (Oklahoma) das Fest in allen seinen Phasen zu verfolgen und das Ritual mit seiner ganzen Symbolik unserem Verständnis zu erschließen. Freilich ist das Gesamtbild heute ein wesentlich anderes als zur Zeit, wo Catlin die Okipa-Zeremonie der Mandans beobachtete oder wie es uns O. Dorsey in seinen „Siouan Cults" noch vorführt, da die jetzigen Indianer in ihrem Äußeren völlig modernisiert sind und sich sogar bei den für die Zeremonie nötigen Tieren, wie Büffeln und gewissen Vögeln, mit künstlichen Nachbildungen behelfen müssen. Der Hauptunterschied liegt aber in dem Fortfall der barbarischen Prozeduren blutiger Selbstpeinigungen, die, wie wir erfahren, keineswegs wesentlich sind, sondern zu alten Kriegsgebräuchen in Beziehung stehen, mit deren Aufhören sie von selbst gegenstandslos wurden. Selbst die Ohrdurchbohrung bei Kindern, die man früher gern bei dieser Gelegenheit vornahm, wird heute nur noch symbolisch angedeutet. Unverändert sind nur noch die urwüchsigen Erscheinungen der Tänzer in ihrer phantastischen rituellen Bemalung, die hier zum erstenmale wiedergegeben und erklärt wird. Leider ist die Beschreibung der über acht Tage sich erstreckenden heiligen Handlungen auch im Nebensächlichen so minutiös, daß es ungemein schwierig ist, ein klares Bild des Ganzen zu gewinnen. Weniger wäre hier mehr gewesen. Auch die Zahl der Tafeln geht weit über das erforderliche Maß hinaus und wirkt verwirrend. Von einer ausführlichen Inhaltsangabe muß daher abgesehen werden.

Allgemeineres Interesse beanspruchen die Erklärungen der sakralen Geräte und ihrer symbolischen Dekoration. Der heilige Reifen, der die Sonne, „den Man above", darstellt, die Grabstöcke, der heilige Büffelschädel, die Konstruktion der beiden Zeremonialzelte, der Aufbau und die Ausstattung des Altars, der sehr an die der Puebloindianer erinnert, die Bemalung der Tänzer und ihre Bedeutung werden eingehend beschrieben, Ausführungen, die uns, ebenso wie die zahlreich im Wortlaut mitgeteilten Gebete, tief in die indianische Ideenwelt einführen. Auch die Mythen, die dem Ganzen zu-

grunde liegen, werden zum erstenmale bekannt. Die Hauptmythe ist eine Schöpfungslegende, in der, wie in der Algonkinsage, ein mythischer Ahnherr das Land durch Tiere aus einem Urmeere heraufbringen läßt und den einzelnen Tieren und Pflanzen eine bestimmte Rolle bei den zur Erinnerung daran eingesetzten heiligen Handlungen anweist. Die interessanteste Zeremonie des Festes ist die symbolisch-dramatische Darstellung der sexuellen Kopulation zwischen Sonne und Mond, bei der das Weib des Festgebers, nackt auf einer Büffeldecke liegend, sich den Strahlen des Mondes aussetzt. Die dazu gehörige Mythe illustriert die indianischen Anschauungen über die Beziehung des weiblichen Geschlechts zum Monde und erklärt auch die scheinbare Froschgestalt, die in ihm gesehen wird.

Das ganze Fest ist die Erfüllung eines Gelübdes, das eine oder mehrere Personen wegen irgend welcher impressiven Ereignisse im Vorjahre, wie Krankheiten, Todesfälle in der Familie, Errettungen aus Gefahr, Visionen u. dgl. auf sich nehmen. Da alle Nachbarstämme dazu eingeladen werden, so ist es gleichzeitig ein Friedens- und Freudenfest mit Geschenkverteilungen, geselligen Vereinigungen und Tänzen, wodurch auch für Brautwerbungen Gelegenheit geboten wird. Die Leistungen der eigentlichen Sonnentänzer, die sich zu eigenem oder allgemeinem Besten den sakralen Riten unterziehen, bestehen gegenwärtig im wesentlichen aus längerem Fasten und viele Stunden langen, bis zur Erschöpfung fortgesetzten Tanzbewegungen.

P. Ehrenreich-Berlin.

529. Ugo G. Vram: Craní di Calchaqui. Atti d. Soc. Rom. di Antrop. 1904, Vol. X, p. 182—210; 6 Fig.

Beschreibung von 4 nicht deformierten und 20 deformierten Calchaquischädeln, unter Anfügung von Meßtabellen. Erstere gehörten verschiedenen Varietäten an, hauptsächlich der V. sphenoidalis und der V. sphaeroidalis. Da jeder Schädel, wenn der zur Deformation nötige Apparat entfernt worden ist, wieder zu seiner natürlichen Form zurückzukehren strebte, so ist es möglich, auch einem deformierten Schädel noch anzusehen, zu welcher Varietät er gehört haben könnte. Genauere Angaben über diese Varietäten sollen gemacht werden, wenn ein reichlicheres Material zur Verfügung stehen wird. *P. Bartels-Berlin.*

530. R. L. Latcham: Notes on the physical characteristics of the Araucanos. Journ. of the Anthr. Inst. 1904, Vol. XXXIV, p. 170—180, 1 Taf.

Beobachtungen an 200 Individuen ergaben, daß die mittlere Körpergröße bei den Männern zwischen 1630 und 1635 mm, bei den Frauen zwischen 1420 und 1440 mm liegt; diese große Differenz soll hervorgerufen werden durch die frühen Heiraten und die den Frauen aufgebürdeten schweren Arbeiten. Letztere und die Polygamie vermindern auch die Fruchtbarkeit; Verfasser sah nur eine Familie mit sieben Kindern. Künstliche Deformation des Schädels ist unbekannt. Der Schädel ist im allgemeinen subbrachykephal bis brachykephal, im höchsten Grade hypsi- und akrokephal, phänozyg, chamäprosop, mesosem, mesorrhin, prognath und ellipsoid. Der Schädelinhalt betrug bei 23 ♂ Schädeln 1411, bei 6 ♀ 1361 ccm. Meßtabellen über ein Material von 25 ♂ und 6 ♀ Schädeln sind angehängt. *P. Bartels-Berlin.*

531. R. E. Latcham: Notes on an ancient skull from the Chilian Andes. Man. 1904, June, p. 85—88.

Schädel eines 35- bis 40jährigen Weibes, der in einer Steinkiste an den Abhängen der Anden in der Provinz Coquimbo zusammen mit anderen Knochen und Geschirresten und einer Art Flöte aus dem Knochen eines Guanaco gefunden wurde und wahrscheinlich der Zeit vor der Einwanderung der Inka (letztere Hälfte des 14. Jahrh.) angehört. Ein Vergleich mit anderen Schädeln der eingeborenen Rasse von Chile spricht dafür, daß es sich um einen Mischtypus handelt, vielleicht zwischen Moluchen und der prähistorischen Bevölkerung, deren Reste Verfasser bei Serena aufgedeckt hat. Mit ersteren zeigt er Übereinstimmung in seinem allgemeinen Verhalten, mit letzteren in der Gesichts- und Basilarbildung. Der fragliche Schädel ist gekennzeichnet durch Semimikrokephalie (gr. L. 162, gr. Br. 130 mm), dabei aber durch gute harmonische Entwickelung, ferner durch Subbrachykephalie (Index 80,2), Metrikephalie, Phänozygie, leichte Prosopie, Chamäprosopie, Megasemie, Leptorrhinie und bedeutende Prognathie. Einige Hauptmaße folgen hier: Diam. front. max. 111, min. 91, Diam. bipariet. 127, Bas.-bregm. Höhe 121, Orbt.-L. 38, Br. 36, Nas.-L. 47, Br. 21, Palat.-L. 48, Br. 38, Diam. bijug. 113, bizyg. 128, Oph.-Alveol.-L. 79, Curv. front. 112, pariet. 111, occip. 110, sagitt. 465, (zum Basion) 373, horizont. 470, supra-auricul. 306, naso-mal. 114 mm.

Buschan-Stettin.

532. H. von Ihering: The anthropology of the State of S. Paulo, Brazil. Written on the occasion of the universal exhibition of S. Luiz. S. Paulo 1904. (22 S.)

Es leben im Staate S. Paolo heute noch etwa 10000 eingeborene Indianer, die zu den Stämmen der Guaranis, Cayuas, Caingangs und Chavantes gehören. Aussehen, Lebensweise und Gebräuche werden kurz geschildert. Nach Ihering existierten bereits in prähistorischer Zeit in Südbrasilien zwei Familien von Indianern, deren Abkömmlinge heute noch dort angetroffen werden. Wie weit die ersten Spuren des Menschen zurückreichen, ist zweifelhaft; Ameghino verlegt das Alter der Pampasformation von La-Plata ins Pliocän, während Ihering nach den dort gefundenen Mollusken ihr Alter für posttertiär zu halten geneigt ist. In Brasilien sind menschliche Reste bisher gefunden in Lagôa Santa, zusammen mit Resten ausgestorbener Säugetiere. Die Schädel gleichen bereits völlig denen der Botokuden. Außerdem finden sich meist brachykephale Schädel in den Sambaquis; sie gleichen den Schädeln der Tupis. Auch die von Ihering an Guaraniindianern und von Ambrosetti an Cayuásindianern genommenen Maße ergaben Brachykephalie, so daß nicht daran gezweifelt wird, daß die in den Sambaquis gefundenen Schädel derselben Rasse der Tupi und Guarani angehören, die zur Zeit ihrer Entdeckung die Küste bewohnten.

P. Bartels-Berlin.

533. Effertz: Physiologie und Soziologie des Inzestes zwischen Vater und Tochter unter Indianern. Wiener kl. Wochenschr. 1904, Nr. 21.

Nach Verfasser, der viele Jahre unter den Indianern der Sierre madre in Südmexiko als Arzt praktizierte, ist der Inzest zwischen Vater und Tochter fast alltäglich und nur ein Antragsverbrechen; der Antrag werde aber nie gestellt und es sollen die meisten Indianerinnen durch den Vater defloriert werden. Die dieser durchaus nicht sterilen Kohabitation entspringenden Kinder sollen normal, bei kräftigen Eltern auffallend kräftig sein und keinerlei Degenerationszeichen bieten. Der Grund, daß diese Kinder gesünder seien

als jene dem Inzest zwischen Bruder und Schwester entsprossenen, liegt nach Verfasser darin, daß es sich bei letzteren um gleichartiges Blut handelt, während es dort nur zur Hälfte dasselbe sei. Es decken sich sonach die physiologischen Erfahrungen nicht mit der moralischen Wertung des Inzestes, wie denn überhaupt bei Aufstellung der moralischen Wertung der verschiedenen Inzeste hauptsächlich soziologische Gründe mitsprechen. Unter den ökonomischen Zwecken des Inzestes sind Erbschaftsrücksichten aus dem alten Griechenland und Ägypten bekannt und die ökonomische Ursache des Inzestes ist hauptsächlich Armut, wie z. B. Inzest zwischen Bruder und Schwester dort nicht selten ist, wo die gesamte Familie auf ein Zimmer angewiesen ist. Der Inzest bei den Indianern entspringt auch zweifellos der Armut: sein Eigentum besteht aus oftmals entfernt auseinanderliegenden Landparzellen. Geht er zu deren Bebau auf eine entlegene Parzelle, so bleibt die Frau im Hauptgrundstück, er selbst muß auch dort ein weibliches Wesen haben, das ihm den Mais zu seinen Fladen mahlt, mit einer zweiten Frau würde er nach Gesetz seine Ernte teilen müssen, und deshalb sind diese temporären Konkubinate, die „sociedad agricola“, wie sie in der mexikanischen Gesetzgebung heißen, selten; er nimmt deshalb mit Bewilligung der Mutter die Tochter mit, die auch seinen sexuellen Bedürfnissen genügt.

Ob die vorhandenen Zustände als Begründung des verbreiteten Inzestes in den vom Verfasser beobachteten Gebiete genügen, sei dahin gestellt. Wichtiger sind die Schlußfolgerungen, welche er zieht, daß nämlich auf niederer Kulturstufe die Formen des Sexuallebens von den ökonomischen Verhältnissen abhängen; aus den zum Erwerb der Nahrungsmittel entstandenen Verbänden (Hungergemeinschaften: Familie von fames) entstanden die verschiedenen Formen der Ehe je nach der ökonomischen usw. Lage.

Dr. Kellner-Untergöltzsch.

IV. Urgeschichte.

534. Rathgen und Borrmann: Tränkung von Gipsabgüssen zur Konservierung. Zeitschr. f. Ethnologie 1904, Bd. XXXVI, S. 163 bis 165.

Die Vorteile und Nachteile des Zapons werden erörtert.

Dr. A. Götze-Berlin.

535. A. Götze: Böschungsmesser. Ztschr. f. Ethn. 1904, Bd. XXXVI, S. 115—117.

Verfasser beschreibt ein von ihm konstruiertes Instrument, welches beim Messen von Böschungen aller Art, wie Wallprofilen, Hügelgräbern u. dgl., gute Dienste tut. Es ist leicht und bequem zu handhaben. *Dr. A. Götze-Berlin.*

536. Die natürlichen Ursachen der Eiszeit. Vom Verfasser von „Wie ist die Welt entstanden?“ Stettin, H. Dannenberg & Co., ohne Jahreszahl (1904).

„So manch ein Rätsel ungelöst ragt in die Welt von heute“: in vorliegendem Schriftchen wird ein neuer, in merkwürdiger Weise Richtiges und Verkehrtes, Wahrheit und Dichtung oder vielmehr Einbildung vermengender Versuch gemacht, dasjenige der Eiszeit zur Lösung zu bringen. Der Verfasser, dem Vernehmen nach ein früherer Offizier, geht von der zwar neuen, aber schon im Hinblick auf den Begleiter unserer Erde, den Mond, zweifellos unrichtigen Voraussetzung aus, unser Erdball sei nicht im langsamen Erkalten

begriffen, sondern „als erstarrtes Bruchstück eines größeren Planeten eines Tages zur Sonne gefallen und von deren Strahlen aufgetaut“. Die Ursache der Gletscherbildung „ist nämlich nicht in dem Sinken der Temperatur zu suchen, sondern umgekehrt“ in der tropischen Hitze der Tertiärzeit. Hier ist Ursache und Wirkung verwechselt. Zweifellos — ich vertrete diese Anschauung seit Jahren — gehört zur Bildung großer Gletschermassen „notwendig Wasserdampf, welcher in Form von Regen, Hagel und Schnee zum Niederschlag kommt“, ferner hohe Gebirge, wo der Schnee auch in den Sommermonaten, wegen seiner Menge, der hohen Lage, der Ansammlung in engen Tälern, besonders an der Nordseite, „nur wenig abschmilzt“. Gletscher können sich sicherlich nur da bilden, „wo reichliche Mengen von Niederschlag vorhanden sind und das zum Niederschlag kommende Wasser dauernd als Schnee und Eis sich lagern kann“, und ohne Frage war „die vor der Eiszeit .... auf der ganzen Erdoberfläche“ herrschende Wärme, die ganze Meere von Wasser als Dampf in die Lufthülle erhob, eine unbedingte Voraussetzung dafür. Aber diese Hitze war die Eigenwärme der ursprünglich feurigflüssigen, nicht „als erstarrter Klumpen zur Sonne“ gefallenen und „in deren Strahlen wieder aufgetauten“ Erde. Auch ich bin der — wiederholt ausgesprochenen — Ansicht, daß wir zur Erklärung der Eiszeit keine andere Ursache als den „natürlichen Verlauf der Dinge“ heranzuziehen brauchen, aber dieser besteht nicht in einer Wiedererwärmung, sondern in einer stetig fortschreitenden, allmählich allen Wasserdampf aus der Luft zum Niederschlag bzw. zum Festwerden bringenden Erkaltung des Erdballs. *Ludwig Wilser-Heidelberg.*

537. Ed. Krause: Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuere Vergleichsstücke. Eine vergleichende Studie als Beitrag zur Geschichte des Fischereiwesens. Mit 648 Abbildg. auf 16 Taf. u. im Text. Berlin, Borntraeger, 1904 (168 S.); Sonderabdr. a. Zeitschr. f. Fischerei, Bd. XI.

Mit der Deutschen Fischereiausstellung, welche im Jahre 1896 im Anschluß an die Berliner Gewerbeausstellung stattfand, war auch eine Ausstellung vorgeschichtlicher und ethnographischer Fischereigeräte verbunden, zu welcher hauptsächlich das Museum für Völkerkunde, außerdem aber auch Besitzer von Privatsammlungen einschlägige Gegenstände, Zeichnungen und Photographien beigesteuert hatten. An der Hand dieses überaus reichlich eingegangenen Materials versucht Verfasser unter Zuhilfenahme der in der Literatur zerstreuten Angaben, wobei er eine staunenerregende Belesenheit bekundet, eine Darstellung der vorgeschichtlichen Fischereigeräte zu geben und die aus denselben sich ergebenden Methoden mit den heutigentags bei den Naturvölkern üblichen Verfahren in Parallele zu stellen.

Nach einigen Betrachtungen allgemeinen Inhalts über die Fahrzeuge, welche beim Fischen benutzt werden — die Rinden- und Fellbote scheinen die Vorgänger der Einbäume gewesen zu sein — läßt sich Verfasser eingehend über die Methoden des Fischfanges aus. Er unterscheidet den Fischfang mit der Hand, der Keule, mittels Schlingen, mit Speeren und Harpunen (Wurfspieße mit Widerhaken, Harpunen und Speerspitzen aus Stein, Fischgabeln und Dreizack), mit Pfeil und Bogen (spindelförmige Pfeilspitzen, Pfeilspitzen mit Widerhaken, weidenblattförmige Pfeilspitzen, breite blattförmige Pfeilspitzen mit und ohne Widerhaken, Pfeilspitzen mit einer Reihe Widerhaken, mehrzinkige Pfeilspitzen, Pfeilspitzen mit Querschneiden), mit der Angel (Angelhaken mit glatter Spitze, mit Widerhaken, mit zwei und mehr Spitzen, Knebelangeln, Angelsenker, Haken zum Aufholen

von Angelleinen und Reusen, Hauangeln), mit dem Netz (Senknetze, Netzschwimmer, Netzsenker, Steindraggen und Ankersteine, Netznadeln, Strickhölzer), mit Reusen (Reusengestelle, Stellnetze, Korbreusen, Stülpkorb), mit Wehren, durch Betäuben, mit dem Drachen und mittels der Eisfischerei. Aus dieser Zusammenstellung geht deutlich hervor, daß bereits in der Vorzeit die gleichen Methoden üblich gewesen sind wie heutigentags noch. Wie auf anderen Gebieten der Künste und Technik gilt auch für die Fischerei der alte Ausspruch: Nichts Neues unter der Sonne. Noch überraschender tritt die große Übereinstimmung der alten und neuen Formen an drei Hilfsmitteln zutage, mit denen sich Verfasser weiter beschäftigt: an den Pfeilstreckern, den Fischmessern (zur Herrichtung der Fische) und den Handspinngeräten (eigenes Spinnen des Garnes für die Netze). Hieran schließt er eine Betrachtung über die Zubereitung der Fische für Nahrungszwecke (durch unmittelbare Einwirkung des Feuers, Rösten zwischen heißen Steinen in einer Grube, Kochen, Räuchern). Den Schluß bildet ein Exkurs über die sog. Otterfallen, jene rätselhaften vorgeschichtlichen Holzgeräte, welche man verschiedentlich in Torfmooren angetroffen hat. Verfasser zieht die verschiedenen Erklärungen, die für sie versucht worden sind, in Erwägung, kommt indessen, was uns auch einleuchtet, zu der Überzeugung. daß es sich hierbei keineswegs um Fallen für größere Tiere, wie Fischottern oder Biber, gehandelt haben kann, sondern er erblickt in denselben Vogel-, im besonderen Entenfallen.

Die Abhandlung wird durch die stattliche Anzahl von 648 Abbildungen illustriert. *Buschan-Stettin.*

538. Olshausen und Rathgen: Untersuchungen über baltischen Bernstein (Succinit) und andere fossile bernsteinähnliche Harze. Ztschr. f. Ethnol. 1904, Bd. XXXVI, S. 153—163.

Die Verfasser unterwerfen die bisher angewendeten Verfahren zur Unterscheidung des Succinits von fossilen bernsteinähnlichen Harzen anderer Herkunft einer eingehenden Prüfung. Diese ergibt, daß da, wo bestimmte Zahlenangaben Helms vorliegen, diese durchweg zu niedrig sind.

Dr. A. Götze-Berlin.

539. Lissauer: Die Sammlung der „Tertiärsilex" des Herrn Klaatsch. Ztschr. f. Ethnol. 1904, Bd. XXXVI, S. 299—317.

Die durch Lissauer eingeleitete Diskussion sollte vornehmlich den in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft zahlreich erschienenen Geologen Gelegenheit geben, sich zur Sache zur äußern.

Zunächst spricht Keilhack seine Überzeugung dahin aus, daß zwar, was den artifiziellen Charakter anlange, ein Teil der belgischen und französischen und der von Hahne bei Magdeburg gesammelten Stücke künstlich bearbeitet sei; weniger sicher sind ihm die Funde vom Plateau von Kent, und vollkommen skeptisch steht er den Stücken aus der Umgegend von Berlin (Britz, Rixdorf und Rüdersdorf) gegenüber. In betreff des Alters sei es aber noch zweifelhaft, ob die französischen Fundschichten tertiär seien, und noch unsicherer seien die Verhältnisse in Kent. Die Funde von Magdeburg sind auch nicht tertiär, sondern gehören dem jüngeren Interglazial an. Hierauf referiert Hahne über seine Studien. — Wahnschaffe steht den Berliner Funden ebenfalls zweifelnd gegenüber, erkennt aber die Bearbeitungsspuren der (allerdings diluvialen) Magdeburger Stücke an und erörtert die dortigen stratigraphischen Verhältnisse. — Jentzsch schließt sich den Äußerungen Keilhacks voll-

kommen an und führt einige Punkte näher aus, namentlich bezüglich der Zweifel über das Alter der französischen Funde. — Branco ist der einzige der anwesenden Geologen, welcher für das tertiäre Alter der französischen Schichten eintritt, freilich geht er damit gleich bis in das Miocän zurück. Die einfachen Benutzungsspuren (Rutots ältere Stufe) sieht er aber nicht als Zeugnisse menschlicher Tätigkeit an, da sie auch von Affen herrühren können. Nur die entwickeltere Industriestufe Rutots erkennt er als menschliches Produkt an. — Nötling erkennt die Magdeburger Diluvialfunde an, bezweifelt aber den artifiziellen Charakter der Stücke von Britz und Rüdersdorf, sowie das tertiäre Alter der Schichten von Puy Courny. Er weist auf Feuersteinsplitter und einen abgeschliffenen Knochen in Tertiärschichten in Ober-Birma hin.

Das Resultat dieser Diskussion kann man dahin resümieren, daß die Magdeburger Diluvialfunde zwar Anerkennung fanden, daß aber bezüglich der Tertiärfunde von den meisten Rednern Zweifel bezüglich des Alters oder des artifiziellen Charakters geäußert wurden. *Dr. A. Götze-Berlin.*

540. A. Rutot: Le préhistorique dans l'Europe centrale. Coup d'oeil sur l'état des connaissances relatives aux industries de la pierre à l'exclusion du néolithique, en 1903. (Compte rendu du Congrès d'archéol. et d'hist. Dinant 1903.) Namur, Ad. Wesmael-Charlier, 1904.

Einen Überblick nennt der Verfasser sein neuestes Werk; es ist ein sehr wertvolles Hilfsmittel, um sich zurechtzufinden auf dem Gebiete, welches es behandelt. Wertvoller wäre es noch, wenn umfangreichere Literaturangaben vorhanden wären. Das Studium der ältesten Steinindustrien liegt uns Deutschen immer noch etwas fern, da wir bisher an einschlägigen Funden wenig beteiligt gewesen sind. So ist es im wesentlichen ein Stück Geschichte der französischen, englischen und belgischen Wissenschaft, was uns vorgeführt wird. Mit des Abbé Bourgeois Entdeckungen und Veröffentlichungen beginnt die Kenntnis der ältesten Steinindustrien; in Frankreich erhoben sie zuerst Boucher de Perthes, dann G. de Mortillet und Hamy zu wissenschaftlicher Bedeutung. Im engen Rahmen Mortilletscher Systematik verlor jedoch ihr Studium bald an frischer, vorwärts schreitender Entwickelung. Der Belgier Neyrincks, dann Delvaux, Cels u. a. und gleichzeitig die Engländer Harrison und Abbot, welche von vornherein die starre und einseitige französische Systematik ablehnten, blieben nicht stehen beim Sammeln typischer, auffälliger Stücke, deren Urbild das berühmte mandelförmige Chelles-„Beil“ ist. Es ist klar, daß jene zweifellosen Menschenartefakte bereits eine hohe Stufe von Können bezeichnen, und es war anzunehmen, daß in geologischen Schichten, die älter sind als diejenigen, die das sogenannte Chelléen bergen, die Vorstufen zu finden sein müssen für jene schon recht entwickelte „Industrie“, ebenso wie die Kulturüberreste der späteren Diluvialkulturen ihrerseits anknüpfen an die vorhergehenden. Für diese Studien war es von größter Wichtigkeit, daß die Geologen sich ihnen zuwendeten, da viele Fragen geologischer und mineralogischer Art hineinspielen. Zuerst war es Prestwich in England, der Harrisons Untersuchungen unterstützte und der schließlich auch das tertiäre Alter der Funde vom Kalkplateau von Kent anerkannte.

Mit den Fortschritten der Geologie, besonders der Diluvialgeologie, gewann auch das Studium jener ältesten Stein-„Industrien“ mehr und mehr exakte Grundlagen. Mit diesen Bestrebungen aufs engste verknüpft ist Rutots

Name. Als belgischer Landesgeolog hatte er reichlich Gelegenheit, den betreffenden Fragen näher zu treten. Gemäß seiner ursprünglich ablehnenden Haltung suchte er anfangs eifrig nach Beweisen, daß alles das, was als primitivste diluviale Menschenartefakte, ja als Hinterlassenschaft einer tertiären Steinzeit gelten sollte, „natürliche Vorkommnisse“ seien. Hierbei kamen ihm jedoch gerade die Beweise für jene bekämpfte Meinung in die Hände, und er ist jetzt der eigentliche Vertreter der Idee von den vorpaläolithischen oder „eolithischen“ Stein-„Industrien“, die hinabreichen tief ins Tertiär.

Eine ungeahnte Fülle von Material bot ihm gerade Belgien für diese Fragen, sowohl an einschlägigen Funden aus allen vorneolithischen Kulturperioden, als besonders an stratigraphischen Aufklärungen über die Schichten des Diluviums von Zentraleuropa. Belgien ist nicht berührt von den diluvialen Eisausbreitungen, wohl aber lag es ihnen so nahe, daß der Einfluß ihrer einzelnen Abschnitte unverkennbare Spuren im Gefüge seines geologischen Aufbaues hinterlassen hat. Und hier liegt gerade der Schwerpunkt der zahlreichen Arbeiten Rutots, deren Zusammenfassung die vorliegende ist. Die Diluvialgeologie Zentraleuropas erfährt durch sie eine wesentliche Bereicherung und die bezüglichen Errungenschaften geben wieder den Untergrund für die Erforschung der Hinterlassenschaften der „Steinzeiten“, die vor dem Neolithicum liegen, d. i. der paläolithischen und eolithischen Kulturepochen des Menschen.

Ein reiches kritisches Material, vorzüglich illustriert, bringt das Buch zunächst für das Problem der „Eolithen“. Es wird dazu beitragen, dasselbe allgemeinerem Verständnis, ausgiebigerer wissenschaftlicher Bearbeitung und endlicher Lösung zuzuführen. Der Hauptteil ist eingehendster Kritik aller bisheriger kultureller und stratigraphischer Einteilungen und Bearbeitungen des Paläolithicums gewidmet. Auch hier sind viele paläontologische und geologische Belege und wertvolle Illustrationen beigegeben nach dem großen Material des Königlichen Museums für Naturwissenschaft in Brüssel, dessen Konservator Rutot ist.

Rutot hat es sich hierbei angelegen sein lassen, innerhalb der längst anerkannten „Industrien“ (Chelléen, Acheuléen usw.) neben den bekannten Paradestücken auch die unscheinbareren Instrumente zu erkennen, deren Existenz ja von vornherein wahrscheinlich war und die nun wichtige Schlüsse auf primitivere Steinkulturen zulassen. Von besonderer Wichtigkeit ist der Nachweis eines Überganges von den „eolithischen“ zu den paläolithischen „Industrien“ (transition au Chelléen oder Strépyen), sowie die Erörterung etwaiger Übergänge vom Paläolithicum zum Neolithicum.

Eine Zusammenfassung und die Begründung einer wenn auch nicht ganz neuen, so doch von den genannten Gesichtspunkten aus „revidierten“ Einteilung der Stein-„Industrien“ vor dem Neolithicum schließt das sehr lesenswerte Buch. *Dr. H. Hahne-Magdeburg.*

541. W. J. Knowles: Stone axe factories near Cushendall, County Antrim. Journ. of the Anthr. Inst. of Gr. Brit. and Ireland 1903, Vol. XXXIII, p. 360—366.

Bei Cushendall wurden auf einer erst kürzlich in Kultur genommenen Fläche rohe Flintgeräte und Klopfsteine in großer Anzahl aufgesammelt, aber keine sonstigen Anzeichen von Ansiedelungen, wie Gefäßscherben oder Speiseabfälle, beobachtet. Ähnliche Werkstätten wurden auch an anderen Orten entdeckt, waren aber durch längere Bodenkultur schon mehr oder weniger zerstört. Eine besonders wichtige Stelle dieser Art befindet sich bei Tieve-

bulliagh. Dort liegen die Artefakte unter einer Torfschicht in der obersten Lage des unmittelbar darunter befindlichen Tones. Es sind hauptsächlich Äxte, ferner Picken, Hacken, Schaber, Meißel aus Flint, Behausteine, eine Axt (? Schaber) aus Bergkristall; eine Kjökkenmöddingaxt sei besonders hervorgehoben. Die Äxte sind in jedem Stadium der Bearbeitung vorhanden, von den rohesten, an paläolithische Typen erinnernden Entwürfen bis zur feinsten Dengelung; fertig geschliffene Exemplare sind jedoch nicht darunter, nur solche mit erstem Anschliff in geringem Umfange. Abgebrochene Stücke von Äxten wurden zu kleineren Geräten verarbeitet. Nach den Typen und den Lagerungsverhältnissen von Tievebulliagh datiert Knowles die Funde in eine frühe Epoche der jüngeren Steinzeit. *Dr. A. Götze-Berlin.*

542. M. M. Charleson: Notice of the excavation of a chambered Mound near Breckness, Stromness, Orkney. Proceed. of the Soc. of antiq. of Scotland 1903, Vol. XXXVII, p. 352—359.

Nach dem Abfahren von Steinen zu Bauzwecken zeigten sich in dem Hügel aufrecht stehende große Steine. Bei der darauf durch Charleson in den Jahren 1900 und 1902 vorgenommenen Ausgrabung legte er einen Steinbau mit zwei Kammern frei, von denen je ein Gang in einen großen gepflasterten Vorraum führt. Die Kammern haben unregelmäßig polygonale Gestalt und messen im Lichten 9 Fuß × 9 Fuß 10 Zoll bzw. 8 × 9 Fuß. Die geringfügigen Funde beschränken sich auf etliche Gefäßscherben, Tierknochen, die Zacke eines Hirschgeweihes und ein rohes, $1^1/_2$ Zoll langes Gerät aus Claystone, welches an dem einen Ende beiderseits abgeschrägt ist. Die eine Kammer enthielt eine brunnenartige Vertiefung, die andere eine Feuerstelle. Charleson nimmt nach dem Befund an, daß es sich nicht um ein Grab, sondern um eine Wohnung handelt. Über das Alter kann er keine bestimmte Angabe machen, glaubt aber wegen der Bauart und wegen der Form des Steingerätes eine weit zurückliegende Zeit ansetzen zu können. *Dr. A. Götze-Berlin.*

543. F. R. Coles: Report on the stone circles of North-Eastern Scotland, chiefly in Auchterless and Forgue, with measured plans and drawings, obtained under the Gunning Fellowship. Proceed. of the Soc. of antiq. of Scotland 1903, Vol. XXXVII, p. 82—142.

Fortsetzung der Zusammenstellung der Steinkreise im nordöstlichen Schottland (vgl. Zentralbl. 1902, S. 46; 1904, S. 44). Jetzt werden 39 Steinkreise und ähnliche megalithische Bauten beschrieben, davon acht aus dem südlicher gelegenen Kintoredistrikt, die übrigen aus der Gegend zwischen Ellon und Rothiemay. Es sind hier folgende Typen vertreten: 1. Monolithen. 2. Frühere Steinkreise, von denen nur noch ein oder zwei Steine erhalten sind. 3. Steinkreise mit dem „Recumbent Stone". 4. Steinkreise ohne diesen. Lokale Differenzen zeigen sich darin, daß hier kein einziger Steinkreis so hoch gelegen ist, daß man mehrere andere übersehen könnte, wie dies z. B. beim Candle Hill der Fall ist. Auffällig ist der Mangel an Fundstücken, auch sind keine alten Berichte von solchen erhalten. In dem einen Falle, wo eine eingehende Untersuchung stattfand, hat man nach Coles keine Anhaltspunkte für die Annahme sepulkralen Charakters gewonnen. (? Allerdings befanden sich in dem Steinhaufen, der den Steinkreis trägt, eine Steinkiste, welche angeblich drei Urnen, und ein Hohlraum, welcher Bronzefragmente enthielt.) *Dr. A. Götze-Berlin.*

544. Thomas H. Bryce: On the cairns of Arran. A record of further explorations during the season of 1902. Proceed. of the Soc. of antiq. of Scotland 1903, Vol. XXXIII, p. 36–67.

Bei Fortsetzung seiner interessanten Untersuchungen (vgl. Zentralbl. 1903, S. 287 f.) beschreibt Bryce fünf weitere Gräber, welche der a. a. O. besprochenen Gruppe der Megalithgräber angehören. Bemerkenswerte Artefakte wurden dabei nicht gefunden, wohl aber war das eine Grab besser als alle anderen dieser Gruppe erhalten, so daß Bryce erst hierdurch in die Lage versetzt ist, den Typus dieser Gräber zu fixieren. Er beschreibt ihn folgendermaßen: Ein großer rechteckiger Steinhügel mit Randsteinen markiert. An dem einen Ende eine halbkreisförmige Fläche, welche zu der Tür der am Ende des Steinhügels liegenden Kammer leitet. Bei der Kammer sind zwei Teile zu unterscheiden, ein tieferer, aus hochkantig gestellten Steinen gebaut und in mehrere Räume geteilt, und ein oberer Teil aus kleinen, horizontal gelagerten Platten. Der Zweck des oberen Teiles ist ein doppelter: einmal einen höheren Raum innerhalb der Kammer zu gewinnen, und dann, eine gleichmäßig ebene Unterlage für die Decksteine zu schaffen. Die Zugangstür liegt etwas höher als der Boden der Kammer. Die Abteilungen der Kammer sind durch Überkragen gebildete Gewölbe, in welchen die manchmal unverbrannten, manchmal verbrannten Überreste der Toten niedergelegt sind.

Ferner werden zwei megalithische Gräber in Argyleshire, bei Kilmartin und Kilchoan, beschrieben. Im Grundriß gleichen sie denjenigen in Arran, aber der Oberbau ist anders: während bei den letzteren zwischen dem Deckstein und den senkrechten Trägern eine Zwischenschicht aus horizontalen Platten eingeschoben ist, ruht bei den ersteren der Deckstein unmittelbar auf den großen Trägern.

Ein am Schluß beschriebener „Steinkreis“ bei Aucheleffan, Kilmory Water, besteht aus vier genau in den Himmelsrichtungen gesetzten Steinen. Eine Nachgrabung ergab keine Funde. *Dr. A. Götze-Berlin.*

545. J. Graham Callander: Notice of a collection of perforated stone objects, from the Garioch, Aberdeenshire. Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland. 1903. Vol. XXXVII, p. 166—177.

Die Kollektion besteht aus 65 durchlochten Steinscheiben, die als Einzelfunde beim Pflügen an acht verschiedenen Lokalitäten aufgesammelt wurden. Das Material ist Schiefer und der gewöhnliche „heathen“-Stein. Verfasser unterscheidet drei Gruppen: 1. Unregelmäßige Platten mit exzentrischem Loch, welches von beiden Seiten her konisch gebohrt ist; es sind Anhänger, die vielleicht als Schmuck dienten. 2. Runde Scheiben mit eben solchem, aber zentralem Loch, nach Callanders Deutung teils Knöpfe zum Befestigen der Kleidung, teils Schmuckperlen. 3. Scheiben von unregelmäßiger Form mit zentralem, teils gebohrtem, teils gepicktem Loch; die größere Zahl sieht Callander als Widerlager für rotierende Spindeln an. Für die Datierung sind in keinem Falle sichere Anhaltspunkte vorhanden.

Dr. A. Götze-Berlin.

546. L. Maclellan Mann: Prehistoric pile-structures in Pits in Wigtownshire. Proceed. of the Soc. of antiq. of Scotland 1903, Vol. XXXVII, p. 370—415.

Es sind in mehrfacher Hinsicht interessante Untersuchungen bei Stonekirk, Wigtownshire, welche Verfasser ausführlich bespricht. Man wurde

dort auf fünf in einer Reihe liegende seichte Vertiefungen aufmerksam, von denen drei, Nr. 1, 3 und 5, ausgegraben wurden. Es waren brunnenartige Schächte, in deren Tiefe Pfahlroste und Überreste von Astgeflecht zutage kamen. Die Gruben wie auch der etwas geringere Umfang der Pfahlroste bildeten Ovale. Diese maßen bei Nr. 3: $7 \times 4^1/_2$ Fuß (72 Pfähle), bei Nr. 5: $7^3/_4 \times 4^1/_2$ Fuß (55 Pfähle), während in Nr. 1 der ovale Raum nur etwa zur Hälfte mit 23 Pfählen besetzt war. Diese bestehen aus frisch gefällten Rundhölzern, und zwar hauptsächlich Birke und Erle, wenig Haselstaude und nur vereinzelt Pappel oder Weide und Eiche. Der Technik ihrer Bearbeitung — durch Steinbeile — ist eine eingehende Erörterung gewidmet. Zwischen den Pfählen wurden eine Menge Artefakte gesammelt: eine Anzahl Tongefäßscherben, zum Teil mit Ornamentlinien, „die mit einem kammartigen Instrument eingedrückt" sind (nach den Abbildungen zu urteilen, handelt es sich teils um das sog. Rädchenornament der Zonenbecher, teils anscheinend um Schnurverzierung); ferner Schaber, Späne, Nuclei und unverarbeitete Knollen aus Feuerstein, Klopfsteine mit ihren Unterlagsteinen, Reib- und Poliersteine, Mörserkeulen usw. Verfasser sieht in diesen merkwürdigen Anlagen weniger eigentliche Wohnungen als vielmehr Werkstätten und Kochplätze. Der alte Fußboden, d. h. die Plattform, lag nur $1^1/_2$ bis 2 Fuß über den Pfahlenden, also weit unter dem heutigen und auch dem damaligen Niveau. Nach dem Befund wird die Anlage folgendermaßen rekonstruiert: in der Tiefe einer brunnenartigen Grube eine Plattform auf Pfählen; die Wände des Schachtes sind durch Flechtwerk abgesteift; die obere Bedeckung kann nur leicht und vergänglich gewesen sein. Nach angewehten Sandspuren zu urteilen, führte eine schräge Zugangsrampe hinab. Das Einsenken der Hütte in den Boden gewährte Schutz gegen feindliche Entdeckung, es nötigte aber anderseits wegen der Nässe zur Errichtung von Pfahlkonstruktionen. Verschiedene Merkmale, wie die ovale Form der Hütten, die Keramik und die Art der Holzbearbeitung, veranlassen den Verfasser, die Anlagen in die jüngere Steinzeit zu datieren. *Dr. A. Götze-Berlin.*

547. F. R. Coles: Notices of (1) the Camp at Montgoldrum and other antiquities in Kincardineshire; (2) a stone circle called the Harestones in Peeblesshire; (3) a cairn and standing stones in Midlothian and Five; (4) some hitherto undescribed cup- and ring-marked stones; and (5) recent discoveries of urns. Proceed. of the Soc. of antiq. of Scotland 1903, Vol. XXXVII, p. 193—232.

1. The Camp of Montgoldrum ist ein viereckiger umwallter Raum mit abgerundeten Ecken, welcher nur 40 Fuß Durchmesser hat, für ein Lager also viel zu klein wäre. Ringsherum liegen Steine und vor der Südseite ein sehr großer, jetzt gesprengter Block. Verfasser hält die Anlage für einen zerstörten Steinkreis mit Recumbent Stone und verweist auf eine ähnliche Anlage bei Whitehill. Es folgt die Beschreibung folgender Punkte: The Moray Stone, ein Steinpfeiler; ein Recumbent Stone in einem Steinkreise bei Millplough; ein Steinkreis mit zentralem Steinhaufen bei Cotbank.

2. Stone Circle called the Harestones, Peeblesshire: ein unregelmäßiger Kreis aus fünf großen und einem kleineren Stein.

3. Cairn and Standing Stones (etc.): a) Ein Hügel und Steinpfeiler bei Old Liston; bei früheren Ausgrabungen wurden ein Bronzedolch, Kohle und kleine Knochenfragmente gefunden. b) Steinpfeiler bei Liberton Glebe. c) Mehrere Steinpfeiler bei Gala Braes, Bathgate, bei denen früher menschliche

Knochen gefunden wurden. d) The Kel, or Caiy, Stone zu Comiston, ein großer Monolith mit Näpfchen. e) The Gowkstone bei Auchencorth, ein Monolith. f) Drei Steinpfeiler bei Lundin, vielleicht Überreste eines Kreises.

4. Undescribed Cup- and Ring-Marked Stones. Es werden eine Anzahl Näpfchensteine von sechs Lokalitäten beschrieben und eine Liste schon veröffentlichter beigefügt. Die Vertiefungen sind teils einfache Näpfchen, teils Ringe, Punktringe, konzentrische Ringe, zum Teil mit radialen Linien, eine Doppelspirale und einige geradlinige Figuren.

5. Recent Discoveries of Urns. 1. Im Cuning Hill, einem Hügelgrab in Inverurie, fand man in der Spitze des Hügels ein zerbrochenes Trinkgefäß, mit einfachen Horizontallinien verziert. 2. Bei Kinsteary, Nairnshire, wurde eine vier Fuß lange Steinkiste aufgedeckt, welche ein Skelett enthielt. In einiger Entfernung lag eine schön verzierte Aschenurne.

Dr. A. Götze-Berlin.

548. J. Pagès-Allary, J. Déchelette et Ant. Lauby: Le tumulus arverne de Celles près Neussargues (Cantal). L'Anthropologie 1903, T. XIV, p. 385—416.

Der Tumulus, welcher in der westlichen Grenzzone des großen mitteleuropäischen Hügelgräbergebietes mit Hallstatt- und La Tène-Inventar liegt, zeigte bei einer Höhe von 1,80 m und einem Durchmesser von 25 × 20 m folgende Schichtung von unten nach oben: eine starke Lage Basaltsteine, Asche und Kohle, gebrannter Ton, ungebrannter Ton, ein Schutzlager von Phonolithplatten, Humus. In der Aschen- und Kohlenschicht lagen die Brandknochen und Beigaben. Die Verfasser nehmen an, daß der Leichnam an Ort und Stelle verbrannt wurde, und zwar in einer Art Ofen, dessen Überreste die gebrannte Tonschicht bilden. Bei dem Interesse, welches eine derartige Anlage beansprucht, wäre ein genaueres Eingehen auf die Details der Ausgrabung, namentlich auch Angaben über Form und Verlauf der Schichten in der Horizontale, erwünscht gewesen. Unter den Beigaben stehen die Eisensachen an erster Stelle; sie sind nach der Art ihrer Zusammensetzung so bezeichnend, daß die vollständige Liste hier wiedergegeben werden soll: eine Lanzenspitze, Fragmente eines Schildbuckels, zwei Messer verschiedener Form, eine Hippe, zwei Sägen, zwei Raspeln, ein Ziehmesser, ein Zirkel, drei verschiedene Meißel, ein Riemenmesser (?), ein Locheisen, ein Hohleisen, zwei Bohrer, zwei Hämmer, davon einer mit gezähnter Schneide, sieben Punzen oder Pfriemen, zwei offene und zwei geschlossene Ringe, zwei Schieberinge, ein Sensen- oder Sichelfragment und eine Öse. Also außer Lanze und Schildbuckel das umfangreiche Instrumentarium eines nicht näher zu bezeichnenden Handwerkers, während Schmucksachen gänzlich fehlen; an Bronzen fand man nämlich nur zwei kleine Ringe und zwei durchbohrte Lamellen. Die Verfasser nehmen deshalb an, daß die Schmucksachen und sonstige persönliche Ausstattung mit dem Toten auf den Scheiterhaufen kamen und durch die große Hitze, welche sogar die Basalte der unteren Schicht geschmolzen hatte, völlig vernichtet wurden. Die keramischen Beigaben waren stark zertrümmert, doch ließen sich 20 Gefäße wieder zusammensetzen; sie sind zum Teil bemalt und gehören der Spät-La Tène-Zeit an. Ferner wurden gefunden eine Rotationshandmühle von einer noch nicht bekannten Form, zwei Tonwirtel, geschliffene Gneisstückchen, Silex- und Basaltsplitter, fünf Schleifsteine und zwei Webegewichte.

Trotz des Mangels an charakteristischen Metalltypen, wie Fibeln, ist der Tumulus mit Sicherheit in die Spät-La Tène-Zeit zu setzen. Ganz abgesehen von

der Keramik ist hierfür der Reichtum an Handwerkszeug maßgebend, da derartige Werkzeugfunde erst am Ende der mittleren La Tène-Zeit auftreten.

Dr. A. Götze-Berlin.

549. G. Chauvet: Vieilles lampes Charentaises. Bull. d. l. Soc. arch. et hist. de la Charente (Angoulème) 1904, févr. (15 S.)

Eine kurze Skizze über die prähistorische Lampe mit einer Zusammenstellung des geringen Fundmaterials aus der Charente. Die ältesten gehen hier ins Solutréen zurück (Grotte de Mouthe); aus den folgenden Perioden fehlen sie noch, sie kommen erst wieder in der gallo-römischen Epoche vor. Die antike Form hat sich in dieser Gegend bis in die Gegenwart erhalten.

Dr. A. Götze-Berlin.

550. G. Chauvet: Deux excursions en Périgord. Périgueux-Grottes de Teyjat. 1903. Bull. d. l. Soc. arch. et hist. de la Charente (Angoulême). 1904/05. (13 S.)

Der erste Teil enthält ein kurzes Referat über eine Besichtigung mehrerer meist mittelalterlicher Punkte in und bei Périgueux. Interessanter ist der zweite Teil über die Höhlen von Teyjat. Die Grotte de la Mairie enthält Wandzeichnungen wie die bekannten Höhlen von Mouthe und Combarelles. Während aber in diesen die Zeichnungen unmittelbar auf der Höhlenwand angebracht sind, befinden sie sich in Teyjat auf einer dicken Stalaktitenschicht, welche seitdem nicht weiter gewachsen ist. Die Erklärung für diese auffällige Erscheinung findet Chauvet in Sand- und Kiesmassen, welche auf das frühere Vorhandensein eines Flusses in der Höhle hinweisen. Nach dessen Verschwinden war zunächst noch genügend Feuchtigkeit zur Bildung der Stalaktiten zurückgeblieben. Erst nach dieser Zeit war die Höhle besiedelt worden und seitdem trocken geblieben.

Andere Höhlen bei Teyjat sind die Cave Mège mit Geräten aus Knochen und Renntiergeweih und Zeichnungen auf Knochen; ferner die Cave de la Marion, bei deren kürzlich vorgenommener Untersuchung Eisenschlacken und Topfscherben zutage kamen, sowie die Cave Francillon, welche als unterirdischer Zufluchtsort diente. *Dr. A. Götze-Berlin.*

551. L. Chassaigne et G. Chauvet: Analyses de bronzes anciens du dép. de la Charente. Collection de M. G. Chauvet. Ruffec, Impr. Picat. 1903. 8°. 67, LIII, a—i Seiten.

Während die prähistorische Literatur an Bearbeitungen des Fundmaterials nach der formalen Seite keinen Mangel leidet, hat das Stoffliche noch immer nicht die genügende Berücksichtigung gefunden, wenn es damit in letzter Zeit auch etwas besser geworden ist. Einen wertvollen Beitrag in dieser Richtung bildet die Arbeit, zu welcher sich jetzt Classaigne als Chemiker und Chauvet als Archäologe vereinigt haben. Nach einer Besprechung früherer Analysen prähistorischer Metallsachen, namentlich einer Kritik der Kröhnkeschen Arbeit, wird die von den Verfassern angewandte Untersuchungsmethode beschrieben; die Färbung der Bronzen blieb als zu variabel unberücksichtigt, dagegen wurde die Dichtigkeit ermittelt, weil die in Betracht kommenden vier Hauptmetalle, Kupfer, Zinn, Blei und Eisen, verschiedenes spezifisches Gewicht haben. Insgesamt wurden 36 Gegenstände analysiert: zwei Flachkelte, sechs Absatzkelte ohne Öhr, ein solcher mit Öhr, zwei Randkelte, ein Lappenkelt, ein Tüllenkelt, drei Schwerter, zwei Lanzenspitzen, zwei Gußkuchen, sechs Armringe, eine Bleiröhre und neun verschiedene Gegenstände.

Auf Grundlage dieses Materials kommen die Verfasser zu folgenden Resultaten: die metallurgische Entwickelung geht der industriellen parallel; die Mischung wird komplizierter in dem Maße, wie die Form vollendeter wird. So wird hier wie auch sonst das Material der Flachkelte als ziemlich reines Kupfer angegeben (vgl. aber S. 41 den Flachkelt von Luçon mit über 3 Proz. Zink (!) und die in dieser Arbeit nicht erwähnten analogen trojanischen Bronzen mit $7^1/_2$ bis $10^1/_2$ Proz. Zinn). Mit dem Auftreten der Lappen- und Tüllenkelte beginnt der Bleizusatz. In der gallischen Periode tritt Zink auf. Zwei Fälle zeigen, daß man die Bronze nicht durch Zusammenarbeiten der Minerale, sondern durch Mischung der einzeln erzeugten Metalle gewann; auf diese Weise können Ungleichheiten in der Masse eines einzelnen Objektes entstehen, ohne daß man mit Kröhnke zur Erklärung ein nachträgliches stellenweises Ausscheiden von Zinn anzunehmen braucht. Für die Herstellung gleicher Typen hat man nicht immer die gleiche Mischung benutzt. Trotz kommerzieller Beziehungen zu Mitteleuropa und trotzdem hier wie dort analoge Typen vorkommen, hatten die Metallgießer der Charente eine eigene Industrie; denn hier trifft man in der Bronze das Blei bis über 20 Proz., in Mitteleuropa aber nur in Spuren an, während anderseits das Antimon in der Charente fehlt, in Mitteleuropa aber bis 3 Proz. vorkommt.

Es folgt eine von Chauvet zusammengestellte Tabelle von 473 Analysen aller Bronzen aus verschiedenen Ländern, bei denen leider die neuen Analysen trojanischer Bronzen, die Referent im IV. Abschnitt von „Troja und Ilion“ mitgeteilt und besprochen hat, fehlen, während die alten irreführenden Analysen aus Schliemanns „Ilios“ angeführt sind.

Den Beschluß bilden einige Hauptdaten aus der Geschichte der Verwertung von Gold, Kupfer, Antimon, Arsenik, Bronze, Blei, Zink, Nickel und Eisen. *Dr. A. Götze-Berlin.*

552. A. Götze: Ein Hügelgräberfeld der Bronzezeit bei Zedlin, Kreis Stolp. Nachr. üb. deutsche Altertumsf. 1904, Jahrg. XV, S. 17—22.

Von einer Gruppe von 15 Hügeln wurden fünf untersucht. Vier von ihnen sind ganz aus Steinen aufgebaut, der fünfte und größte hat unter Erdbedeckung einen Steinkern und in der Peripherie einen Steinkreis. Die Brandknochen liegen teils in einer Urne, teils frei zwischen den Steinen. Die Beigaben sind Tongefäße, ferner aus Bronze ein Rasiermesser, einige Nadeln (unter anderem eine Ösennadel mit gebogenem Hals), einige Armringe und kleinere Ringe sowie ein kleiner Knopf mit Öse. *Dr. A. Götze-Berlin.*

553. A. Götze: Slawische Hügelgräber bei Rowen, Kr. Stolp. Nachr. üb. deutsche Altertumsf. 1904, Jahrg. XV, S. 15.

Eine seltene Erscheinung sind die vom Verfasser untersuchten kleinen Grabhügel mit gestrecktem Skelett und geringen Beigaben slawischen Charakters. *Dr. A. Götze-Berlin.*

554. A. Götze: Monolithgräber. Zeitschr. f. Ethnol. 1904, Bd. XXXVI, S. 112—115.

In der Uckermark wurden einige Gräber untersucht, die einen besonderen neolithischen Grabtypus repräsentieren. Die Leiche (Hocker) nebst den Beigaben wird mit einem sehr großen, schweren Findling überdeckt, ohne daß an den Seiten des Grabes irgendwie eine Umrandung bemerkbar wäre. Man kann vermuten, daß diesem brutalen Gebrauche, einen Steinblock auf den

Leichnam zu wälzen, die Idee des Vampyrismus zugrunde liegt. (Nachträglich macht Herr Schumann mich aufmerksam, daß er schon ein ähnliches Grab beschrieben habe. Nachrichten 1896, S. 95. Es besteht aber ein gewisser Unterschied, indem bei jenem der Stein als eine Platte beschrieben wird, unter welcher mehrere Skelette lagen.) *Dr. A. Götze-Berlin.*

555. H. Heß von Wichdorff: Spuren ehemaliger Eisenerzgewinnung und alter Eisenschmelzhütten im Kreise Naugard i. Pommern. Zeitschr. f. Ethnol. 1904, Bd. XXXVI, S. 237—243.

Beschreibung einer ziemlich gut erhaltenen Eisenschmelzhütte, deren Alter durch eine aufgefundene Scherbe als mittelalterlich bestimmt ist.

Dr. A. Götze-Berlin.

556. A. Götze: Hügelgräber der römischen Zeit von Selgenau, Kr. Kolmar i. Posen. Nachr. üb. deutsche Altertumsf. 1904, Jahrg. XV, S. 3—5.

Große Steinhügel mit darunter liegendem zentralen Kohlennest, welches die Brandknochen und Beigaben (Bronzefibel, Eisennägel und andere Eisenfragmente von Schildbeschlägen) enthält. Die Brandgrube war wahrscheinlich mit dem Schild zugedeckt worden, bevor der Hügel aufgetragen wurde.

Dr. A. Götze-Berlin.

557. Oskar Mertins: Steinzeitliche Werkzeuge und Waffen in Schlesien. Beitr. z. Urgeschichte Schlesiens. 1904. Bd. II, S. 1—26. Mit 78 Fig.

Der Verfasser stellt es sich zur Aufgabe, die in Schlesien vorkommenden Steingeräte (ausschließlich aus der jüngeren Steinzeit und ältesten Metallzeit) typologisch zu ordnen und womöglich ihre Verbreitung und Zeitstellung zu bestimmen. Nach dem Gebrauchszweck werden unterschieden: I. Messer und Sägen, II. Schaber, III. Bohrer und Pfeilspitzen, IV. Lanzenspitzen und Dolche, V. Beile, Hacken und Meißel, VI. Äxte, VII. Keulen. Unterabteilungen bilden die primitiven und die entwickelten Typen in ihren verschiedenen Arten. Die sehr sorgfältige Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, daß Schlesien auf dem Gebiete der Steinindustrie in der eigentlichen Steinzeit keine eigenartigen Formen geschaffen hat. Fremdartige Fundstücke weisen darauf hin, daß es wenigstens zweimal von einem Durchgangsverkehr berührt worden ist, der sich in nordwestlicher und in südöstlicher Richtung bewegte: zur Zeit der bandkeramischen Kultur, welche auf Grund gewisser Analogien mit der nordischen Dolmenkultur in Verbindung gebracht werden muß, und dann zur Zeit der nordischen Riesenstuben als Feuersteindolche mit kantigem Griff und Streitäxte mit knopfartigem Bahnende Handelsartikel bildeten. Einen eigenen Typus hat erst die beginnende Bronzezeit in den zierlichen Streitäxten des „Zobtener Typus" geschaffen, für welche die abgeplattete obere Seite, die nach unten hängende Schneide und Bahn und die elegante Schweifung des Körpers charakteristisch ist. Derartige Äxte sind wiederholt in Grabfunden des Annjetitzer Typus vorgekommen. *Hans Seger-Breslau.*

558. Wilh. Blasius: Die megalithischen Grabdenkmäler im westlichen Teile des Kreises Salzwedel in der Altmark. XIII. Jahresbericht des Ver. f. Naturwiss., Braunschweig, S. 49—62.

Wilh. Blasius: Megalithische Denkmäler der Altmark zwischen Neumühle und Mellin im Westen und Immekath im Osten. XIV. Jahresber. (8 S.)

Eine praktische Anweisung zum Besuch der Megalithgräber mit einer kurzen Beschreibung ihres derzeitigen Erhaltungszustandes. Darüber hinaus beanspruchen die beiden Aufsätze Beachtung wegen der genauen Angabe über die Lage der Gräber, auch macht Verfasser auf einige in der Liste von Krause und Schötensack fehlende Gräber aufmerksam und erörtert einige Inkongruenzen der dort gemachten Angabe. *Dr. A. Götze-Berlin.*

559. Lüdemann: Neolithische Funde von Kricheldorf (Kreis Salzwedel). Nachr. üb. deutsche Altertumsf. 1904. Jahrg. XV, S. 1—3.

Eine Feuersteinschlagstelle mit Pfeilspitzen verschiedener Typen, Messern, Schabern usw. aus Feuerstein und neolithischen Scherben.

Dr. A. Götze-Berlin.

560. Wilh. Blasius: Fortsetzung der Ausgrabungen in den neuen Teilen der Baumannshöhle bei Rübeland am Harze im Jahre 1901. XIII. Jahresbericht des Ver. f. Naturwiss. zu Braunschweig, S. 72—74.

Es fanden sich im Höhlenlehm wiederum eine Menge zerbrochener Höhlenbärknochen vor, dabei auch scheinbar vom Menschen geglättete und auf andere Art bearbeitete Knochenstücke. Ferner wurde das Vorkommen von Felis spel. und Canis spel. festgestellt. Unter der Sinterdecke fand man ein abgeplattetes Stück Limonit oder Brauneisenerz, dessen Vorkommen Blasius der Mitwirkung des Menschen zuzuschreiben geneigt ist. In einer Nachschrift gibt er jedoch die Möglichkeit zu, daß es auf natürlichem Wege durch Einschwemmen in die Höhle gelangt ist. *Dr. A. Götze-Berlin.*

561. Wilh. Blasius: Die Hünengräber im Flögeler Holze bei Fickmühlen im Amte Bederkesa. XIII. Jahresber. des Vereins f. Naturwiss. zu Braunschweig. Sonderabdruck.

Blasius hat die beiden schönen Hünengräber besucht und beschreibt sie nach eigener Anschauung. Sie sind übrigens schon früher von Bohls ausführlich veröffentlicht worden. *Dr. A. Götze-Berlin.*

562. F. Hertlein: Der Burgstall bei Finsterlohr, ein gallisches Oppidum. Fundberichte aus Schwaben 1903, Bd. XI, S. 7—21.

Ein halbinselartiger Vorsprung der fränkischen Muschelkalkhochebene von 111 ha Fläche ist in seinem ganzen Umfange von 4875 m mit einer Befestigung umgeben, welche auf etwa 2600 m Länge noch deutlich erhalten ist. Der Wall birgt in seinem Innern einen Steinkern und dokumentiert sich so als eine zusammengesunkene Mauer von ursprünglich etwa 6 m Höhe. Sie besteht aus einer 2 m breiten Steinmauer und — nach der Rekonstruktion — einer nach innen sich anschließenden $6\frac{1}{2}$ m breiten Erdmasse, das Ganze durch jetzt vergangene Holzriegel versteift, welche erst hinter der vordersten Steinlage begannen. Diese Rekonstruktion, welche den Bau als ein keltisches Werk erscheinen läßt, dürfte nach den mitgeteilten Daten im wesentlichen richtig sein. Als Bindemittel ist Letten verwandt worden. An der Westecke befindet sich das „alte Tor", ein alter Torweg mit nach innen eingebogenen Mauerenden. Ein zweites Tor scheint an der Ostecke gelegen zu haben, ist aber nicht mehr deutlich erkennbar. In dem Wege des Westtores fand man in $\frac{1}{2}$ m Tiefe eine Steinschotterung. Einen nach unten führenden Damm sieht Hertlein als einen aus großen Kalksteinen erbauten befestigten Weg an. Die bisherigen Funde sind sehr spärlich: eine durchbohrte Steinkugel

(Keulenkopf), ein Kalkstein mit zwei Rillen, ein mühlradförmiger Stein mit rundem Loch in der Mitte, eine Pfeilspitze (Material?), angeblich eine Goldmünze mit drei Löchern, schließlich außerhalb der Befestigung viele Lanzenspitzen und Hufeisen. In der umwallten Fläche befinden sich eine runde Vertiefung und ein rechteckiger Steinbelag. *Dr. A. Götze-Berlin.*

563. H. Schmidt: Die spätneolithischen Ansiedelungen mit bemalter Keramik am oberen Laufe des Altflusses. Ztschr. f. Ethnol. 1904, Bd. XXXVI, S. 145—146.

Schmidt nimmt die mitgefundenen Tonstempel als Hinweis dafür in Anspruch, daß die Gefäßmalerei als eine Übertragung der Körpertätowierung auf die Gefäßtechnik aufzufassen sei. Er ist entgegen der Annahme des Finders der Ansicht, daß die betreffende Keramik nicht zur mykenischen, sondern zur ägäischen Kultur Beziehungen habe. *Dr. A. Götze-Berlin.*

564. Kofler: Ein eigentümliches Hügelgrab aus der Bronzezeit. Ztschr. f. Ethnol. 1904, Bd. XXXVI, S. 108—112.

Der im Kranichsteiner Parke gelegene und von Kofler untersuchte Sandhügel enthält zahlreiche dunkle Stellen, anscheinend von vergangenen Holzpfosten herrührend, die in zwei konzentrischen Kreisen und in einer durch die Mitte gehenden Reihe standen. Der Zweck der Anlage ist nicht ersichtlich. *Dr. A. Götze-Berlin.*

565. v. Miske: Die ununterbrochene Besiedelung Velem St. Veits. Arch. f. Anthrop. 1904, Bd. II, S. 29—41.

v. Miske hat seinen zahlreichen Veröffentlichungen über die ergiebige Fundstelle von Velem St. Veit, die er schon seit vielen Jahren mit Geschick und Erfolg untersucht, eine neue folgen lassen, in welcher er die ununterbrochene Besiedelung dieses Platzes nachweist; allerdings mit einer Ausnahme. Zwischen der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit lassen sich keine Übergänge erkennen, so daß v. Miske unter Berücksichtigung noch anderer Umstände zu der Ansicht kommt, daß mit Beginn der bronzezeitlichen Besiedelung eine neue Bevölkerung erschienen sei. Es sind alle vor- und frühgeschichtlichen Perioden vertreten, von der jüngeren Steinzeit an bis in die Völkerwanderungs- und slawische Zeit. v. Miske begnügt sich nun nicht, nur für die Hauptperioden Belege mitzuteilen, er sucht vielmehr eine wirkliche Kontinuität der Besiedelung dadurch nachzuweisen, daß er einerseits aus den Unterperioden Beispiele gibt und anderseits den Übergängen aus der einen Periode in die andere nachspürt. Ein besonders interessanter Punkt in seiner Beweisführung und zugleich ein schlagender Beleg für die Möglichkeit der Mischung zeitlich verschiedener Typen sind die Hütten, deren Feuerherde aus Gefäßscherben und Lehm aufgebaut sind. In diesen Herdbauten wurden noch nie Scherben zweier Zeitstufen vermischt aufgefunden, dagegen enthält die zugehörige Wohngrube auch häufig Scherben der folgenden Periode. Das sind sichere Beweise dafür, daß beispielsweise eine Wohnung, welche zur Hallstattzeit errichtet worden war, noch in der La Tènezeit bewohnt wurde.

Ein nicht geringer Anreiz für die dauernde Besiedelung dieses Platzes mag in den benachbarten Antimonlagern, welche man zur Herstellung von Bronze ausbeutete, zu suchen sein. *Dr. A. Götze-Berlin.*

566. v. Miske: Gepunzte Bronzemesser aus Velem St. Veit. Mittlg. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1904, Bd. XXXVI. Sitzungsber. S. 8—10.

Unter den in Velem gefundenen 24 Bronzemessern befinden sich fünf ornamentierte Exemplare, welche beschrieben und abgebildet werden. Bei zwei Messern ist der Griff bzw. Hals ornamentiert, bei den drei anderen der dicke Rücken und bei einem derselben außerdem die Klinge.

Dr. A. Götze-Berlin.

567. E. Lemke: Vorgeschichtliche Funde in Siebenbürgen. Nachr. üb. deutsche Altertumsf. 1904, Jhrg. XV, S. 6—10.

Lemke berichtet über neolithische Funde von Großau und über prähistorische Sammlungen in Salzburg, Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg und Klausenburg. *Dr. A. Götze-Berlin.*

568. Jakob Nüesch: Das Keßlerloch, eine Höhle aus paläolithischer Zeit. Neue Grabungen u. Funde. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Th. Studer in Bern u. Dr. O. Schoetensack in Heidelberg. Mit 34 Taf. u. 6 Textfig. Neue Denkschr. d. allg. schweiz. Ges. f. die ges. Naturwiss. 1904, Bd. XXXIX, 2. Hälfte. (128 S.)

Mit seltenem Eifer setzt J. Nüesch seine Ausgrabungen um Schaffhausen herum fort, seit nunmehr 30 Jahren, und das Glück ist ihm dabei hold, wie wohl keinem; denn stets fördert er neue, hochinteressante Dinge zutage. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Höhle zum Keßlerloch bei der erstmaligen Untersuchung 1874 durch Merk noch nicht vollständig ausgebeutet worden war, sondern daß der nur an seiner alleroberstenSpitze angeschnittene Schutthügel vor dem südlichen Eingange derselben in seinen weiter unten liegenden Partien noch völlig unverletzt war, machte er sich an die Durchforschung dieser Lagerstätte. Das Resultat der langjährigen Ausgrabungen ist nunmehr in der vorliegenden Arbeit niedergelegt, die ebenso wie die früheren Publikationen des Verfassers verschwenderisch mit prächtig gelungenen Tafeln ausgestattet erscheint.

Nüesch bietet uns eine eingehende Schilderung der anthropologischen Ausbeute insgesamt (S. 1 bis 72), Studer sodann eine Beschreibung der aufgefundenen Knochenreste (S. 73 bis 114) und Schoetensack endlich eine zusammenfassende Darstellung der Kunst der Thaynger Höhlenbewohner.

Nachdem Nüesch eine Schilderung der örtlichen und stratigraphischen Verhältnisse vom Keßlerloch vorausgeschickt hat, beschäftigt er sich zunächst mit den dort gefundenen Tierknochen, die nach den Bestimmungen von Rütimeyer und besonders von Studer (45 Spezies) zum größten Teile mit der Steppenfauna der gelben Kulturschicht vom Schweizersbild übereinstimmen. Außerdem waren auch Vertreter der Waldfauna (Edelhirsch, Reh, Bär) nachweisbar; besonders wichtig ist aber das Vorkommen des wollhaarigen Mammuts (darunter Skeletteile von jungen Mammutkälbern) und des Rhinozeros. Hierdurch dürfte auch für die Schweiz die Anwesenheit des Mammutjägers erwiesen sein.

Das nächste Kapitel ist den menschlichen Skelettresten gewidmet, unter denen das interessanteste Stück ein rechtes Oberschenkelbein von höchstens 32 cm Länge ist, was wiederum einer Körpergröße von nur 120 cm am Lebenden entsprechen würde. Durch diesen Fund erfährt die Annahme von dem Vorhandensein einer Pygmäenrasse um Schaffhausen eine neue Bestätigung. Im ganzen sind bisher die Überreste von acht Rassenzwergen von dort her bekannt geworden.

Die ausführlichste Darstellung läßt Verfasser den Artefakten vom Keßlerloch zuteil werden, von denen 600 gesammelt werden konnten. Die-

selben bestehen in Skulpturen aus Geweih, mit Zeichnungen und Linienornamenten verzierten Knochen und Geweihstangen, Pfeilen und Schnitzereien aus fossilem Elfenbein, bearbeiteten Mammutknochen mit Verzierungen, gespaltenen Renntierstangen, Renntierpfeifen, Pfeilspitzen, Lanzen, Lanzenspitzen, Speeren, Pfriemen, Nadeln, Glättern, Spateln aus Knochen und Geweih u. a. m. Die ganze Kunstentwickelung der diluvialen Zeit kommt in den Funden vom Keßlerloch zum Ausdruck. Die Rundplastik (Skulpturen), mit welcher die Entwickelung der prähistorischen Kunst beginnt, ist in den neuen Ausgrabungen durch die Darstellung eines Menschen und eines Fisches aus Renntiergeweih und durch bearbeitetes fossiles Elfenbein vertreten, in den früheren Funden durch den sog. Moschusochsenkopf und den Kopf eines Alpenhasen, beides ebenfalls aus Renntiergeweih geschnitten. Sehr zahlreich finden sich weitere Fortschritte der Bildkunst, die figuralen Zeichnungen. Die früheren Ausgrabungen hatten die Zeichnungen des weidenden Renns, des Pferdes bzw. Wildesels, der vorwärts schreitenden verschiedenen Renntiere, der Pferdeköpfe und anderer Tiere mehr zutage gefördert; die neuesten Ausgrabungen brachten die Darstellung von zwei Cerviden, sowie von Pflanzen. Die Ornamentik endlich, die letzte und höchste Stufe der diluvialen Kunst, ist auf den mit erhabenen und vertieften, oft in Reihen angeordneten Rhomben versehenen gespaltenen Geweihstangen der verschiedensten Art vertreten, auf den jetzt und auch schon früher gefundenen kleineren und größeren Harpunen, auf den mit Blutrinnen und Eigentumsmarken versehenen Speeren, Lanzen und Lanzenspitzen und auf zwei, bei den letzten Ausgrabungen zutage geförderten bemerkenswerten Stücken, einem mit Kreisen, Ellipsen, Ovalen, Rhomben und Voluten reich verzierten Kommandostab und einer auf allen Seiten verzierten Harpune von großen Dimensionen, die Verfasser als das Endstück eines Wurfstockes (wie sich eines solchen die eingeborenen Australier bedienen, um die Durchschlagskraft des Speeres zu erhöhen) deutet. Anklänge an die erhabenen geometrischen Rauten bieten Funde aus der Dordogne und der Diravicahöhle in Mähren, was Nüesch nicht als Zufälligkeit ansieht, sondern auf Beziehungen der Völker untereinander zurückgeführt wissen will. Zahlreiche Knochennadeln und Pfriemen weisen darauf hin, daß die Höhlenbewohner des Keßlerloches sich in Felle kleideten; nicht minder zahlreiche Versteinerungen, wie Belemniten, Ammoniten, Terebrateln, Rynchonellen, durchbohrte Zähne, Pectunculusschalen, Gagatperlen u. a. m., daß sie auch Wert auf Schmuck des Körpers legten, und Bohnerzstücke, sowie Ocker, daß sie diesen auch bemalten. Viele Werkzeuge, welche bei der Ausübung der Jagd Verwendung fanden, wie Speere, Lanzen, Lanzenspitzen, Pfeile, ferner Harpunen und Pfeifen, von denen die meisten beim Hineinblasen einen schrillen Ton von sich geben, lassen auf diese ihre Hauptbeschäftigung schließen. Die Feuersteinartefakte, mit denen sich Verfasser in einem weiteren Kapitel beschäftigt, stimmen in der Bearbeitung mit denen vom Schweizersbild überein und gehören zum größten Teile dem Typus von Madeleine und Eyzies an. Das Material zu den großen und kleinen, den flachen und gewölbten, drei- und mehrkantigen, ganz verschiedenfarbigen Messerklingen und Sägen, zu den einfachen und Doppelbohrern, den Zentrumsbohrern, Sicheln und Gravierwerkzeugen, den einfachen konvexen und konkaven Hohl- und Rundschabern und den übrigen größeren und kleineren Werkzeugen aller Art lieferten die Feuersteinknollen des oberen Weißen Jura vom Randen, in unmittelbarer Nähe der Station. Im ganzen fand Nüesch gegen 10000 Stück Steinartefakte.

Den Schluß bildet eine Erörterung der Frage nach dem Alter der

Stationen von Schweizersbild und Keßlerloch. Den geologischen Untersuchungen zufolge kann kein Zweifel darüber walten, daß beide Niederlassungen postglazial sind. Das Keßlerloch ist indessen älter als das Schweizersbild. Denn das erstere war bereits am Ende der Mammutszeit und im Anfang der Renntierzeit bewohnt, hingegen das letztere erst gegen Ende der Renntierperiode und von da an bis zur Gegenwart; die paläolithischen Schichten desselben fallen in das Bühlstadium, die von Keßlerloch in die mittlere, etwas wärmere Zeit der Achsenschwankung, während welcher sich die Gletscher soweit in das Gebirge zurückgezogen hatten, wie später im Gschnitzstadium.

Im Anhange läßt sich Schoetensack über die Kunst der Höhlenbewohner von Thayngen (d. i. Keßlerloch) im Zusammenhange aus. Er macht aufmerksam auf den Unterschied in den künstlerischen Darbietungen von Keßlerloch und Schweizersbild, die deutlich erkennen lassen, daß die erstere Station älter ist, als die letztere. Er bespricht weiter die Parallelen zwischen diesen Funden und den Darstellungen der glyptischen Periode in den Funden aus der Dordogne und den Pyrenäen, woraus sich, auch in Anbetracht der übrigen gleichartigen Kulturreste, auf einen ethnologischen Zusammenhang schließen lasse und kommt zum Schluß auf die sog. Kommandostäbe zu sprechen, für deren Deutung als Vertikalfibeln er von neuem eintritt (vgl. Zentralbl. IX, Nr. 272 u. 273). *Buschan-Stettin.*

569. Arthur J. Evans: The palace of Knossos. Provisional report for the Year 1903. Repr. of the Annual of the British School at Athens 1902—1903, No. IX. 153 S.

Die Ausgrabungen des Jahres 1903 (über die früheren vgl. Zentralbl. 1903, S. 55; 1904, S. 62) haben überraschend großartige Resultate gehabt. Was die Baulichkeiten anlangt, so wurde die Ausgrabung des Südosthauses vollendet. Von Interesse sind besonders eine breite theaterartige Freitreppe, ein Gebäude, welches Evans königliche Villa benennt, und ein Heiligtum mit kellerartigen Repositorien. Letztere waren eine Fundgrube der wichtigsten Sakralaltertümer. Vor allem erregen wunderbar ausgeführte Fayencefiguren weiblicher Schlangengottheiten die Aufmerksamkeit, nicht minder kleine Votivgewänder aus Fayence. Andere ebenda gefundene Fayencefiguren stellen fliegende Fische dar, Muscheln, Blätter, Früchte, Miniaturgefäße der verschiedensten Form, unter denen das Ornament eines Henkelbechers, ein in Relief ausgeführter leicht hingeworfener Zweig, ganz modern anmutet. Ferner enthielten die genannten Repositorien ein Marmorkreuz und andere kreuzförmige Symbole, verschiedene Gegenstände aus Elfenbein und Knochen, eine große Anzahl Tonabdrücke von Siegeln mit ornamentalen und figuralen Darstellungen, darunter auch Gottheiten und einen auf einem Schiff stehenden und mit einem Seeungeheuer kämpfenden Mann (das Motiv hat eine auffällige Parallele in der nordischen Kunst auf dem Bronzemesser von Borgdorf. G.); ferner Tontafeln mit Schriftzeichen, bemalte Tongefäße, zum Teil Import aus Melos, bemalte Muscheln, eine über 10 cm große schwach konvexe Scheibe aus Bergkristall (ein Analogon zu der allerdings nur halb so großen plankonvexen Linse aus Troja, II. Stadt) u. a. m. Äußerst wichtige Funde sind ferner eine Grube mit altminoischer Keramik, welche die unmittelbar auf die neolithische Periode folgende Zeit repräsentiert, sowie ein Depot von schönen Bronzegefäßen, einer Henkelkanne und vier großen Becken, deren größtes 39 cm im Durchmesser hat. *Dr. A. Götze-Berlin.*

570. W. L. H. Duckworth: Excavations at Palaikastro. Annual of the British School at Athens, 1902—1903, No. IX, p. 343—355.

Bei der Kirche Hagios Nikolaos (ungefähr fünf Meilen landeinwärts von der Küste der großen Buchten) auf der Insel Kreta, förderte Verfasser unter einem höhlenartigen Felsenvorsprung zusammen mit vorgeschichtlichem Topfgeschirr die Überreste von 10 Skeletten zutage. Die Schädel weisen die Merkmale der mittelländischen Rasse auf: lange, schmale Form mit vorgewölbtem Hinterhaupt und langes, schmales Gesicht. Aus der Länge der aufgefundenen Röhrenknochen berechnet würde die Körperlänge, vorausgesetzt, daß es Weiber waren, die hier bestattet lagen (was sehr wahrscheinlich erscheint), sich auf 1520 mm, falls es Männer waren, auf 1560 mm stellen. Sie steht weit hinter der Körpergröße der heutigen Bevölkerung zurück, die nach den Messungen des Verfassers an den Bewohnern von Sitia, einer Provinz im Osten der Insel, 1677 mm beträgt. — Bei Roussolakkos in der Nähe von Palaikastro deckte Verfasser zwei Ossuarien aus dem Zeitalter von Mykenä auf; diese enthielten 85 ♂ und 20 ♀ Schädel. Dieselben stimmen mit denen von Hagios Nikolaos überein. Es herrscht bei ihnen der dolichokephale Typus vor. 65,3 Proz. der männlichen Schädel sind langköpfig, 8,55 Proz. kurzköpfig und 26,15 Proz. von mesokephalem Charakter; unter den weiblichen Schädeln ist die Langköpfigkeit noch häufiger vertreten (70,6 Proz. dolicho-, 5,77 Proz. brachykephal). Heutigentags ist die Bevölkerung auf Kreta kurzköpfig. Die mutmaßliche Körpergröße der alten Bewohner von Roussolakkos dürfte sich auf 1625 mm stellen. Die Schädel von Hagios Nikolaos und Palaikastro sind sicherlich älter als die von Boyd Dawkins beschriebenen aus Zakro und die von Sergi beschriebenen aus Erganos. Die ältesten Bewohner von Kreta scheinen demnach hinsichtlich ihrer Schädelform und Körpergröße der mediterranen Rasse anzugehören.

Buschan-Stettin.

571. v. Luschan: Beobachtungen an Kieselmanufakten in Ägypten. Ztschr. f. Ethnol. 1904, Bd. XXXVI, S. 317—321.

v. Luschan vermutete früher, daß Kameltritte, plötzliche Abkühlung und die Schlagwirkung etwa eines Gießbaches in gewisser Weise auf Kieselsteine einwirken könnten. Durch dahingehende Versuche ist er jetzt zu der Anschauung gekommen, „daß ein wirklicher Bulbus, eine wirkliche Schlagnarbe und eine wirkliche Schlagfläche niemals durch irgend welche Zufälligkeiten entstehen können". Von diesem Gesichtspunkte ausgehend ist er überzeugt, daß es bei Theben Kieselartefakte gibt, die älter sind als die dortigen lakustrinen Bildungen und daß sich unter den die Höhlen von Theben bedeckenden Kieseln zahllose Artefakte befinden. Die Fundstellen bei Heluan überraschen durch ihren Reichtum an prismatischen Spänen, die stellenweise nach der Größe sortiert sind. v. Luschan erklärt diese eigentümliche Erscheinung damit, daß sie am Abhang hinabgeschwemmt und dabei die kleineren und leichteren weiter geschwemmt wurden als die großen und schweren.

Dr. A. Götze-Berlin.

572. Jean Capart: Des débuts de l'art en Egypte. Ann. d. a. Soc. d'archéol. de Bruxelles 1904. Bruxelles, Vromant & Co. (316 S.)

Nachdem durch die ausgiebigen Ausgrabungen von Flinders Petrie, Quibell, Morgan, Mac Iver u. a. sich ein so überaus reichliches Material in den Museen angehäuft hat, war es ein sehr glücklicher Gedanke, an diesem die Anfänge der Kunst zu studieren. Capart, Konservator der ägyptischen

Altertümer an den Königl. Museen in Brüssel, ist dieser Aufgabe, soweit ich dieses zu beurteilen vermag, vollkommen gerecht geworden. Das Zeitalter, mit dem er sich beschäftigt, ist die vorpharaonische Periode, d. h. die vorgeschichtliche Zeit, die ihren Abschluß spätestens im 4. Jahrtausend v. Chr. findet; es gehören dieser hauptsächlich die Nekropolen von Naqada, Diospolis, Abydos, Hierakonpolis und El Amrah an.

Der erste Abschnitt ist dem Körperschmuck der primitiven Ägypter gewidmet, dem „ersten Anzeichen für ästhetisches Empfinden“. Soweit uns die Funde unterrichten, bemalten die Ägypter ihren Körper und tätowierten ihn. Sie schmückten ihn mit Ohrgehängen, Armbändern, Fingerringen aus Knochen, Elfenbein, Muscheln, Gestein usw., mit Anhängseln aus dem gleichen Material sowie aus Tierzähnen oder Nachbildungen von Hörnern und Krallen bestehend. Das Haupthaar, in das man Straußenfedern, Kämme, Nadeln aus Knochen und Elfenbein steckte, wurde bald lang, bald kurz, auch in Zöpfen getragen, gegen Ende der prähistorischen Periode kamen für die Frauen auch Zöpfe auf. Im allgemeinen ging man nackt, höchstens trug man um die Hüften einen Gürtel, der an den vorderen Partien mit herabhängenden Bändern garniert war; auch Schürzen wurden getragen. Die Krieger hatten am hinteren Ende des Gürtels einen Tierschwanz herabhängen. Die Geschlechtsteile hatten die Männer in Etuis verborgen; auch die langen Bärte findet man in solcher Umhüllung. Einige Male begegnet uns auch bereits ein mit Verzierungen (Stickereien?) versehener Mantel. Eingehender beschäftigt sich Verfasser sodann mit der ornamentalen und dekorativen Kunst der alten Ägypter. Mit gutem Rechte weist er die frühere Ansicht, welche alle primitiven Figuren von ornamentalem Aussehen als reine Fantasiegebilde auffaßt, zurück, vielmehr vertritt auch er den neueren Standpunkt, daß alle Ornamente als inspirierte anzusehen sind, jedes Muster seine Bedeutung habe. Er zeigt dieses nicht nur an den Beispielen der alten Chiriqui und Polynesier, sondern auch im Laufe seiner Darstellung an der ganzen ursprünglichen ägyptischen Kunst. Stets ist hier deutlich zu erkennen, wie die ursprünglich dargestellten Tiere und Menschen mehr und mehr die Form einfacher schematischer Figuren annehmen und schließlich in die extremste Stilisierung übergehen. In diesem Sinne werden die Verzierungen auf den Löffelgriffen, Kämmen, Haarnadeln, Anhängseln, Paletten, Keulenköpfen, Szeptern und Gefäßen vorgeführt. Besonders mannigfaltig und kompliziert sind die Gefäße. Hiervon sind bemerkenswert die Gefäße aus hartem Stein, die in reichlicher Anzahl vorkommen und wie auch andere aus dem gleichen Material hergestellte Gegenstände eine große Fertigkeit der alten Ägypter in der Bearbeitung von hartem Gestein verraten. Diese steinernen Gefäße sind teils einförmig, teils verziert mit menschlichen und tierischen Darstellungen, auch in erhabenen Reliefs. Die Formen und Verzierungen der Steingefäße kehren wieder in den keramischen Erzeugnissen. Die ältesten Tongefäße, die mit der Keramik der Kabylen Verwandtschaft aufweisen, sind glänzend rot, an den Rändern geschwärzt, mit weißen Ornamenten versehen, deren Linien oft Flechtwerk nachahmen, nebenbei auch floristische, tierische und menschliche Darstellungen aufweisen. Um die Mitte der vorgeschichtlichen Zeit tritt eine zweite Gruppe von Gefäßen in die Erscheinung, die „dekorierten Gefäße“, die Beziehungen mit der syrischen Küste vermuten lassen. Diese Gefäße sind oft Nachahmungen der steinernen Gefäße (aus Trümmergestein, verschiedenem Marmor, Nummulitenkalk). Auf anderen finden sich menschliche Figuren, Tiere, Pflanzen, Barken mit Segel und ganze Szenen dargestellt. Eine Anzahl Gefäße besitzt eingeritzte Zeichen (nach Art von Grafiti), die kaum dekorativen

Zwecken gedient haben mögen, sondern als Eigentums- oder Fabrikmarken zu deuten sind.

Unter den hier dargestellten Figuren gibt es auch einige, welche nach hieroglyphischen Zeichen aussehen; andere wieder als Uranfänge eines wirklichen Schriftsystems, wie die alphabetiformen Zeichen der französischen Megalithen und der Kiesel von Mas d'Azil.

Der nächste Abschnitt behandelt die Skulptur und Malerei der vorgeschichtlichen Ägypter. Bemerkenswert sind hiervon in erster Linie die Tierdarstellungen aus Feuerstein, die ihr Analogon nur in Funden aus Russland und Nordamerika finden. Die zahlreich aufgefundenen Statuetten aus Ton, Elfenbein, Emaille und Blei geben teils menschliche Gestalten, bald bis ins feinste Detail ausgearbeitet, bald nur roh zugeschnitten, teils Tiere, wie Hippopotamus, Löwen, Hunde, Affen, Rinder, Schweine, Vögel, Krokodile, Skorpione, Fische u. a. m. wieder. Zwei natürliche Feuersteinknollen, die in ihrer Form an Affen auf den ersten Blick erinnern, sind nur am Kopfe leicht bearbeitet worden. Weiter ergab die Ausbeute der Grabkammern Modelle von Boten, Befestigungen, Häusern usw. — Die Zeichnungen, die Verfasser bespricht, bestehen, außer den bereits oben zur Sprache gekommenen Zeichnungen, in Graffiti der Felsen und in Malereien an den Wänden eines Grabes in Hierakonpolis.

In dem nun folgenden Kapitel, das den ersten Denkmälern der Pharaonenzeit gewidmet ist und eigentlich nicht in den vom Verfasser sich gesteckten Rahmen fällt, wird gezeigt, daß, wenn der Stil der Denkmäler sich umbildet, dieser Vorgang sich ganz langsam vollzieht, so daß man diese Umwandlung Schritt für Schritt verfolgen kann. Zum Schluß streift Verfasser noch die Kunst in der Bewegung, Tanz, Musik und Poesie in der Vorzeit Ägyptens.

Es erübrigt sich noch, die Ansichten des Verfassers über die Zusammensetzung der Bevölkerung des alten Ägypten hier wiederzugeben. Zur präpharaonischen Zeit lebte hier eine einheimische, nomadisierende schwarze Bevölkerung, die vor den von Westen und Südwesten her vordringenden Völkern weißer Hautfarbe allmählich nach Süden zurückweichen mußte. Es dürften diese Ankömmlinge Angehörige des mittelländischen Stammes, lybische Völker gewesen sein. Ihnen muß man die neolithische Kultur in Ägypten zuschreiben, die uns in den Nekropolen entgegentritt und die mancherlei Beziehungen zur mittelländischen (ägäischen) Kultur aufweist. Gegen Ende der prähistorischen Zeit machte sich ein Rückgang der Kunst bemerkbar, wofür Verfasser die Einwanderung neuer Elemente aus Asien (besonders der Anus) verantwortlich macht. Diese Einwanderung muß sich langsam und progressiv vollzogen haben und erfolgte nicht direkt aus Arabien, sondern über Abessynien und die übrigen Länder im Süden Ägyptens. Diese neuen Einwanderer brachten die Hieroglyphen, ferner entwickeltere religiöse Begriffe und eine neue Richtung der Kunst mit sich, die in ihren Uranfängen zurzeit uns noch nicht bekannt ist.

Das Werk ist mit 191 Figuren im Text ausgestattet, welche die Beläge aus den verschiedensten Museen, die Verfasser persönlich studiert hat, für seine Ausführungen bilden. *Buschan-Stettin.*

573. J. B. N. Želízko: Das Mammut von der Beresowka in Sibirien. (böhm.) Casopis vl. spolku muz. v Olomoucier 1904, Bd. XXI, p. 35. M. 5 Taf. u. 5 Abb. im Texte.

Ausführliche Schilderung auf Grund des äußerst interessanten „Berichtes des Leiters (Otto Herz) der von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zur Ausgrabung eines Mammutkadavers an die Kolyma-Beresowka ausgesandten Expedition St. Petersburg 1902" und der Arbeit J. P. Tolmatschoffs: „Bodeneis vom Flusse Beresowka (N.-O.-Sibirien). Petersburg 1903". Hinzugefügt sind zwei neue Originalabbildungen, nämlich des montierten, 2,84 cm hohen, 3,24 m langen Skeletts und des ausgestopften Tieres, und zwar in der Lage, in der es verendete und aufgefunden wurde.

H. Matiegka-Prag.

574. M. Alsberg: Die ältesten Spuren des Menschen in Australien. Globus 1904, Bd. LXXXV, Nr. 7. S. 108—112.

Die im Dünenkalk von Warrnambool in Australien aufgefundenen und von den englischen und australischen Gelehrten als menschliche Fußspuren gedeuteten Abdrücke begegnen unter den deutschen Anthropologen einer starken Skepsis. Alsberg wendet sich gegen diese „überskeptische Haltung gewisser Forscher" und tritt warm für die Bedeutung dieser Fundstücke als eines der ältesten Dokumente des Menschen in Australien aus der Spättertiärzeit (Pliozän), bzw. aus der pleistozänen Epoche (Übergang vom Pliozän zum Diluvium) ein. Er weist auch die Möglichkeit einer Täuschung oder selbst den Gedanken an einen betrügerischen Vorgang mit Entschiedenheit zurück und bringt Belege für weitere Beweise der menschlichen Spuren aus denselben Zeitabschnitten bei. *Dr. Oskar von Hovorka-Wien.*

B. Literatur-Übersicht des Jahres 1904.

(Fortsetzung.)

I. Allgemeines.

Balfour, H., Address to the anthropol. section of the Brit. Assoc. f. the adv. of science. Cambridge 1904. (12 S.)

Castex, E., Nouveaux dynamomètres pour le membre supérieur. Journ. de physiol. VI, 3, p. 417—425.

Congrès de l'Association française à Grénoble. (Section d'anthropologie.) L'Homme préh. II, 9, p. 285 ff.

Thomas, N. W., Der Internat. Katalog d. naturwissenschaftl. Literatur. Abt. P: Physik. Anthropologie. Globus LXXXVI, 11, S. 185—187.

II. Anthropologie.

Abderhalden, E., Neuere Versuche über künstliche Parthenogenesis und Bastardierung. Arch. f. Rass.- u. Gesellsch.-Biol. I, 5, S. 656—663.

Accinelli, F., Le stimmate degenerative negli uomini illustri. Ann. di freniatr. XIV, 1.

Adachi, B., Über die Knöchelchen in der Symphyse des Unterkiefers. Zeitschr. f. Morph., Bd. VII, S. 369—372.

Adachi, B., Die Porosität des Schädeldaches. Zeitschr. f. Morph. VII, S. 373—378.

Bartels, P., Rassenunterschiede am Schädel. I. Internat. Monatsschr. f. Anat. XXI, 4/6. S. 137—194.

Bertachini, P., Un caso di doppio-pollice bilaterale nell' uomo e alcune considerazioni sul valore morfologico dell'iperdattilia nell' uomo. Internat. Monatsschr. f. Anat. XXI, S. 126—135.

Blasio, de, Polimastia perivulvare. Riv. mens. di psich. for. VII, 5, p. 177—180.

Blécourt, J. de, Fünflingsgeburten. Ein Fall von Fünflingsgeburt usw. 75 S. m. 17 Abb. Groningen, J. B. Wolters.
Bolk, L., Beziehungen zwischen Hirnvolum und Schädelkapazität nebst Bemerkungen über das Hirngewicht der Holländer. Petrus Campus, IV, 4, S. 511—536.
Bölsche, W., Die Abstammung des Menschen. 11. Aufl., 99 S. Stuttgart, Franckh.
Bradley, O. Charnock, The mammalian cerebellum: its lobes and fissures. 5 Taf. Journ. of anat. XXXVIII, 4, p. 448—475.
Burne, R. H., The posterior part of the left cerebral hemisphere of a male Egyptian aged 34 years (Simian sulcus: sulcus lunatus Elliot Smith). Proc. of the anat. Soc. of Gr. Britain. May.
Buschan, G., Kultur und Gehirn. Arch. f. Rass.- u. Gesellsch.-Biol. I, 5, S. 689—701.
Buser, E., Sind der hohe Gaumen, Schmalheit und V-förmige Knickung des Zahnbogens, sowie Anomalien der Zahnstellung eine Folge der Mundatmung und des Wangendruckes? 514 Gesichtsschädel- und Gaumenmessungen. Diss. Basel. 91 S. mit 6 Fig. u. 2 Tab.
Castex, E., Recherches dynamométriques sur le membre supérieur chez les écoliers et les étudiants. Journ. de physiol. VI, 3, p. 443—451.
Choumkow, G. E., Über dritte Dentition (russ.). Zoubovratch. Vestn. Febr. p. 87.
Daniel et Philippe, Sur Dóbos Janos, un nain exhibé à Bruxelles. Bull. d. l. Soc. d'anthr. XXI, p. LXVII—LXXIV.
Dixon, A. F., On certain markings, due to nerves and blood-vessels, upon the cranial vault; their significance and the relative frequency of their occurrence in the different races of man kind. 1 Fig. Journ. of anat. XXXVIII, 4, p. 377—398.
Dwight, Th., A bony supracondyloid foramen in man. With remarks about supracondyloid and other processes from the lower end of the humerus. 1 Taf. Amer. Journ. of anat. III, 3, p. 221—228.
Effertz, O., L'immunité héréditaire. Janus IX, p. 331—340, 369—374 u. 452—458.
Friedenthal, H., Weitere Versuche über die Reaktion auf Blutsverwandtschaft. Berl. klin.-ther. Wochenschr. 12.
Friedländer, H., Die Bißarten und einige andere anthropol. Eigenschaften bei 1500 Berlinern. Diss. Berlin. 132 S. m. 4 Taf.
Gerstenberg, W., Über Trichterbrust. Diss. 22 S. m. 3 Abb. u. 1 Taf. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.
Giuffrida-Ruggeri, V., Le ossificazioni di spazî suturali e i parietali divisi. 4 Fig. Monit. zool. ital. XV, 5, p. 172—178.
Giuffrida-Ruggeri, V., Il canale infrasquamoso di Gruber e altre particolarità morfologiche nella regione temporale (canale interstiziale e processo ensiforme). Monit. zool. XV, p. 298—303, 1 Fig.
Grober, J., Die Bedeutung der Ahnentafel für die biolog. Erblichkeitsforschung. Arch. f. Rass.- u. Gesellsch.-Biol. I, 5, S. 664—681.
Günther, K., Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. 2. Aufl., XV, 460 S. Freiburg i. B., Fehsenfeld.
Hannema, L., On an uncommon form of Musculus sternalis. Petrus Campus II, 4, S. 537—545; 1 Fig.
Houzé, Un cas intéressant de microcéphalie. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. LVI—LVII.
Landau, Mann oder Weib. Zentralbl. f. Gynäkol. 6.
Lindenau, H., Beruf und Verbrechen. Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch. 3 u. 4.
Lombroso, G., Influenza della libertà e della razze sul genio. Arch. d. psich. XXV, 4, p. 544—545.
Lombroso, G., I vantaggi della degenerazione. Torino, Fr. Bocca.
Macdonell, W. R., A study of the variation and correlation of the human skull, with special reference to English crania. 50 Taf., 8 Tab., 4 Textfig. Biometrica III, 2—3, p. 191—244.
Marcour, R. O., Polymazia among enlisted men of the marine corps. Med. Rec. LXVI, 13, p. 498.
Mariani e Mannini, Intorno al alcune note teratologiche della mani e dei piedi. c. 4 Fig. Arch. di psich. XXV, 4, p. 437—452.
Matiegka, H., Die Gebeine des Dichters Jan Kollár (böhm.). Sitzungsber. d. kgl. Gesellsch. d. Wissensch. in Prag XVII, S. 1—6.
Mochi, A., La forza della mano in rapporto a quelle di trazione verticale. Riv. mens. di psich. VII, 7—8, p. 269—279.

Neugebauer, Fr. v., 103 Beobachtungen von mehr oder weniger hochgradiger Entwickelung eines Uterus beim Manne (Pseudohermaphroditismus masculinus internus) usw. — 58 Beobachtungen von period. genitalen Blutungen menstruellen Anscheins, pseudomenstruellen Blutungen usw. bei Scheinzwittern. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen VI, S. 215—276 u. 277—326.
Pearson, K., On the laws of inheritance in man II. On the inheritance of the mental and moral characters in man, and its comparison with the inheritance of the physical characters. 13 Fig. Biometrica III, 1—3, p. 131—190.
Penta, P., Anomalie mammarie nei delinquenti minorenni. Riv. mens. di psich. 5.
Penta, P., Anomalie mammarie nei delinquenti minorenne. Note ed appunti. 10 Abb. Riv. mens. d. psich. for. VII, 5, p. 181—198.
Plate, L., Gibt es ein Gesetz der progressiven Reduktion der Variabilität? Arch. f. Rass.- u. Gesellsch.-Biol. I, 5, S. 641—655.
Renda, H., Il destino delle dinastie. Saggio sull' eredità morbosa nella storia. c. 6 tav. Torino, Fr. Bocca.
Römer, A. M. v., Vorläufige Mitteilungen über die Darstellung eines Schemas der Geschlechtsdifferenzierungen. Jahrbuch f. sex. Zwischenstufen VI, S. 327 —357.
Sältzer, R. M., Theorien und Forschungen über die Erblichkeit der Talente. Pol.-anthr. Rev. III, 7, S. 423—427.
Schultze, B. S., Zum Problem vom Geschlechtsverhältnis der Geborenen. Zeitschr. f. Gynäkol. XXVIII, S. 721—726.
Sergi, S., Il solco di Rolando ed il lobo frontale nell' Hylobates syndactylus. 2 Fig. Monit. zool. XV, p. 254—283.
Serviss, G. P., The geography of genius. New York Amer. Journ. Mai 8.
Sewell, R. B. Seymour, A study of the astragalus; 7 Taf. Journ. of anat. XXXVIII, 4, p. 423—434.
Smith, Harland J., Methods of collecting anthrop. material. Science of man VII, 6, p. 95—96.
Swoboda, Über Zwitterbildung. Münch. med. Wochenschr. 27, S. 1226.
Tenchini, L., Sulla presenza di canali emissari nella squama frontalis dell' uomo adulto. Mon. zool. XV, p. 254—273; 2 Taf.
Thurnwald, R., Stadt und Land im Lebensprozeß der Rasse. Arch. f. Rass.- u. Gesellsch.-Biol. I, 4, S. 550—574 u. 5, S. 718—735.
Ugolotti, F., Gigantismo parziale in un epilettico. Arch. di psich. XXV, 4, p. 488—496.
Uhlenhuth, Ein neuer biologischer Beweis für die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen- und Affengeschlecht. Arch. f. Rass.- u. Gesellsch.-Biol. I, 5, S. 682 —688; Die Umschau VIII, 39, S. 761—764.
Vries, H. de, Ein Vergleich zwischen natürlicher und künstlicher Zuchtwahl. Umschau VIII, 41, S. 801—803.
Weidenreich, Zur Kinnbildung beim Menschen. Anat. Anz. XXV, S. 314—319.
Woltmann, L., Der physische Typus Immanuel Kants. Pol.-anthr. Rev. III, 7, S. 419—423.

III. Völkerkunde.

Allgemeines.

Cordenone, F., La casa ariana dei tempi più remoti all' epoca storica. Riv. d. storia ant. VIII.
Engel, F. J., Ethnographisches zum Homerischen Kriegs- und Schützlingsrecht. I. Allgem. Teil. Programm. Passau. 42 S.
Grassl, A., Herodot als Ethnologe. 77 S. Sulzbach i. O., v. Seidelsche Buchdrk.
Kalluis, Künstler. Verunstaltungen des menschlichen Körpers. Korrespondenzbl. f. Anthr. XXXV, 8, S. 62.
Kempf, E. J., Primitive medicine. Med. Record LXVI, 8, p. 288—296.
Kohler, J., Seelische Erscheinungen bei den Naturvölkern. Der Tag (illustr. Ztg.) 431 u. 432 v. 14. u. 15. Sept.
Krämer, A., Der Wert der Südseekeulen für Völkerbeziehungen. Globus LXXXVI, 7, S. 125—128.
Lasch, R., Wachtumszeremonien der Naturvölker und die Entstehung des Dramas. Globus LXXXVI, 8, S. 137—138.
Maire, A., Les matériaux sur lesquels on écrivit, depuis l'antiquité jusqu'à la découverte de l'imprimerie. Rev. scientif. II, 7, p. 193—196 u. 8, p. 234—239.

Meyer, A. B., Alte Südseegegenstände in Südamerika. Globus LXXXVI, 12, S. 202—203.
Neupauer, P. v., Der Kulturwert der Mischrassen und reinen Rassen. Pol.-anthr. Rev. III, 6, S. 370—389.
Nieuwenhuis, A. W., De levensvoorwaarden onder volken op hoogen en op lagen trap van beschaving. Leiden, Brill. 43 S.
Öfele, F. v., Zwei medizinische Keilschrifttexte in Urschrift, Umschrift u. Übersetzung. Mitt. z. Geschichte d. Med. u. Naturw. III, 3—4, S. 217—224.
Pearson, Ch., Die unveränderlichen Grenzen der höheren Rassen. Pol.-anthr. Rev. III, 7, S. 409—414.
Ratzel, F., Geschichte und Völkerkunde. Hist. Zeitschr. 1.
Ratzenhofer, Die Probleme der Soziologie. Umschau VIII, 40, S. 781—785.
Ratzenhofer G., Die Rassenfrage vom ethischen Standpunkte. Arch. f. Rass.- u. Gesellsch.-Biol. I, 5, S. 737—748.
Weule, K., Das Meer und die Naturvölker. Festschr. z. Fr. Ratzels Gedächtnis. Leipzig, Dr. Seele & Co., S. 413—426.
Woltmann, L., Rassenpsychologie und Kulturgeschichte. Pol.-anthr. Rev. III, 6, S. 350—357.

Europa.

Adrian, Hausprüche und Haussegen aus dem salzburgischen Flachgau. Zeitschr. f. österr. Volkskd. 3.
Annandale, N., A modern instance of trial by ordeal in Scotland. Man, Oct., p. 148—149.
Arbois de Jubainville, H. d', La famille celtique. Rev. celt. April.
B(auck), L., Ein deutscher Volksstamm am Fuße des Monte Rosa. Schles. Ztg. 244, v. 8. Apr.
Bjelokositche and **Thomas, N. W.,** Animal folklore from the Herzegovina. Man, Sept., p. 132—136.
Bordier, A., La démographie de Grénoble. Bull. d. l. Soc. Dauph. d'ethn. XI, 1, p. 23—48.
Broeck, van den, Observations ethnographiques et ethnologiques faites dans la région d'Alken et de Cortessem. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, p. LXXXVII—XCVII.
Chervin, Statistique du bégaiement dans l'Isère et dans le Dauphiné. Bull. d. l. Soc. Dauph. d'ethn. XI, 1, p. 63—80.
Claerhout, Sur l'origine des populations de la West-Flandre. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. XCV—XCIX.
Claerhout, Sur un ornement frison trouvé à Dudzule. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, p. CVII—CXI.
Czechenherz, v., Beiträge zur Volkskunde von Mähren und Schlesien. Zeitschr. f. österr. Volkskd. 3.
Fischer, Max, Unser Schwarzwald-Bauernhaus. 38 S. Freiburg i. Br, Speyer u. Kärner.
Flébus, Notes de folklore agricole en Bretagne. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. CXXVIII—CXXXII.
Flébus, A., L'outillage agricole en Portugal. Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, 5. (22 S.)
Fuchs, K., Die Eigenart der deutschen Stämme Ungarns und ihr Verhältnis zum Madjarentum. Deutsche Erde III, 4, S. 102—104.
Giuffrida-Ruggeri, V., I dati dell' antropologia e il criterio cronologico dei Siculi e degli Hethei-Pelasgi. Riv. di stor. ant. VIII, p. 97 ff.
Hermann, Ed., Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit im Herzogtum Koburg. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskd. XIV, S. 279—289.
Hirt, H., Über den Ursprung der Verbalflexion im Indogermanischen. Ein glottogonischer Versuch. Indogerm. Forschg. XVII, 1/2, S. 36—84.
Höfler, M., Die Gebäcke des Dreikönigstages. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskd. XIV, S. 257—278.
Hoffmann-Krager, Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz. — Volksmedizinisches. Schweiz. Arch. f. Volkskd. VIII, 2.
Jegerlehner, J., Deutsche Hausinschriften im Eivischtal (Wallis). 164 S., 55 Abb. Bern, A. Francke.
Kern, H., Jets over de ondotbekende aardrijkskundige namen in Nederland. Tijdschr. van het Kon. Nederl. Aardrijksk. Genootsch., 2. Serie, XXI, 5, p. 773—786.

Kirchhoff, A., Was bedeutet „Hillehille"? Mitteil. d. Ver. f. Erdkd. z. Halle a. S. 1904, S. 90—92.

Kresmárik, J., Beiträge zur Beleuchtung des islamitischen Strafrechts, mit Rücksicht auf Theorie und Praxis in der Türkei. Zeitschr. d. deutsch. Morgenl. Gesellsch. LVIII, S. 316—362.

Matthias, F., Über die Wohnsitze und den Namen der Kimbern. 49 S. Progr. Berlin.

Meringer, R., Wörter und Sachen. II. (A. d. Indogermanischen.) Indogerm. Forschg. XVII, 1/2, S. 100—166.

Meyer-Lübke, W. Roman, Namenstudien. I. Die altportugiesischen Personennamen germanischen Ursprungs. 102 S. Wien, C. Gerolds Sohn.

Neckel, G., Zu R. Meringers Ableitung von got. laþōn. (Volkskundliches.) Indogerm. Forschg. XVII, 1/2, S. 175 f.

Niederle, L., Slovanské starožitnostò I, 1 u. 2. Prag, Bursik u. Kohut.

Pittard, E., L'indice céphalique chez 837 Tsiganes. L'Anthropol. XV, 3/4, p. 333—349.

Pittard, E., Ethnologie de la péninsule des Balkans. Le Globe XLIII, p. 1—93.

Sachssendahl, J., Das Gerichtssystem des XI. u. XII. Jahrhunderts in Liv-, Est- und Kurland. Sitzungsber. d. Gelehrt. Estn. Gesellsch. f. 1903, S. 34—70.

Schlüter, W., Über M. Muchs Werk: Die Heimat der Indogermanen. Sitzungsber. d. Gelehrt. Estn. Gesellsch. f. 1903, S. 1—26.

Schnippel, E., Fischermarken und Giebelkronen aus Hela. 31 S. m. 4 Taf. Danzig, L. Saunier.

Schrader, O., Über Bezeichnungen der Heiratsverwandtschaft bei den indogermanischen Völkern. Indogerm. Forschg. XVII, 1/2, S. 11—36.

Štrekelj, K., Zur slawischen Lehnwörterkunde. 89 S. Wien, C. Gerolds Sohn.

Tobler, Der Volkstanz im Appenzellerlande. (Forts.) Schweiz. Arch. f. Volkskd. VIII, 2.

Westberg, Frdr., Zur Wanderung der Longobarden. Leipzig, Voß' Sort.

Wilser, L., Die Wanderungen der Angeln und die Ortsnamen auf -leben. Deutsche Erde III, 4, S. 104—107.

Witte, H., Wendische Bevölkerungsreste im westlichen Mecklenburg. Deutsche Geschichtsblätter V, 9, S. 219—235.

Asien.

Anderson, J. H., A method of induring artificial sleep in children in India. Man, Sept., p. 132.

Annandale, N., The peoples of the Malay peninsula. Scottish geogr. Magaz., July.

Avadānaçataka. A Century of edifying tales belonging to the Hīnayāna, ed. by Prof. Dr. J. S. Speyer. II, III, p. 97—288, m. 1 Taf. — Mūlamadhyamakakārikās (Mādhyamikasūtras) de Nāgārjuna, avec la Prassannapadā, commentaire de Candrakīrti. publ. p. Prof. Louis de la Vallée-Poussin I, IV, 113 S. Biblioth. buddhica III, 2, 3 u. IV. Leipzig, Voß' Sort.

Barth, A., Note sur les dates de deux inscriptions de Campā. Bull. d. l'École d'Extr.-Orient IV, 1—2, p. 116—119.

Batchelor, J., The Koropuk-guru or Pit-Dwellers of North Japan. Yokohama.

Brandes, J., Het dak van Tjandi Pawon, en de daken der Hoofdtempels te Prambanan. Not. v. h. Batav. Genootsch. v. Kunst. en Wetensch. XLII, 1, p. XIX—XXII.

Broekveldt, F. L., Mededeeling aan het Bataviaasch Genootschap [über Hindu-altertümer bei Bolangdoekoen, Distrikt Djaboeng, Java]. Not. v. h. Batav. Genootsch. van Kunst. en Wetensch. XLII, 1, p. XXIII—XXVII.

Cadière, L., Vestiges de l'occupation au Quang-binh. Bull. d. l'École d'Extr.-Orient IV, 1—2, p. 442.

Chavannes, Ed., Notes additionelles sur les Ton-kine (Turcs) occidentaux. T'oung po, sér. II, t. V, p. 1—110.

Chavannes, Ed., Les neuf neuvaines de la diminution du froid. Bull. d. l'École franç. d'Extr.-Orient IV, 1—2, p. 66—74.

Chavannes, Ed., Notes sinologiques. I. L'itinéraire de Ki-ye. II. Un passage d'un édit de Bouiantu Khan (1314). Bull. de l'École franç. d'Extr.-Orient IV, 1—2, p. 75—82.

Demontès, V., Le Laos français. Bull. d. l. Soc. de géogr. d'Alger VIII, 1, p. 221—233.

Duroiselle, Ch., Upagutta et Māra. Bull. d. l. École d'Extr.-Orient IV, 1—2, p. 414—428.
Edwards, Ch., The Hammurabi code and the Sinaitic legislation. 184 S. London, Watts.
Erbstein, A., Die Bevölkerung der Philippinen. Arch. f. Rass.- u. Gesellsch.-Biol. I, 5, S. 788—790.
Dan, Glaube und Gebräuche der Armenier bei der Geburt, Hochzeit u. Beerdigung. Zeitschr. f. österr. Volkskd. 3.
Dores, R. da, Linguas de Timor. Diccionario de teto (contin.). Bol. da Soc. de geogr. de Lisboa XXII, 3, p. 95—115.
Dvórák, R., Chinas Religionen. II. Lao-Tse und seine Lehre. Münster, Aschendorff.
Finot, L., Inscriptions du Quang-nam. Bull. d. l'École d'Extr.-Orient IV, 1—2, p. 83—116.
Foy, K., und **Meißner, B.,** Westasiatische Studien. V, VII, 283 S. Mitteil. d. Sem. f. orient. Sprachen zu Berlin VI, 2.
Franke, O., Beiträge aus chinesischen Quellen zur Kenntnis der Türkvölker und Skythen Zentralasiens. Akad. Schrift. Berlin. 111 S.
Gilbert, O., Babylons Gestirndienst. M. 2 Abb. Globus LXXXVI, 14, S. 225—231.
Gonzalez-Blanco, E., La evolución religiosa del pueblo japonès. España med. Mai 1.
Hauser, O., Die japanische Dichtung. M. 2 kol. Kunstbeilg. u. 12 Vollbild. 69 S. Berlin, Bard, Marquardt & Co.
Henne am Rhyn, R., Die Malaien Sumatras als Jägervolk. Neuland d. Wissens II, 6, S. 182—187.
Henry, V., Précis de grammaire pâlie, accompagné d'un choix de textes gradués. XXVI, 190 S. Paris, Ernest Leroux.
Hertel, J., Über das Tantrākhyāyika, die kasmirische Rezension des Pañcatantra. VII, XXVIII, 154 S., m. 1 Taf. Abhdl. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl., XXII, 5.
Hübschmann, H., Die altarmenischen Ortsnamen. M. 1 Karte. Indogerman. Forschg. XVI, 3—5, S. 197—490.
Jacques, Le Japon dans la haute antiquité d'après le livre „histoire de l'art du Japon". Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles. XX, p. LXIX—LXXX.
Landor, H. S., The gems of the east: sixteen thousand miles of research travel among wild and other tribes of Enchanting Islands. 2 Vol. 328 + 439 pp. London, Macmillan.
Lange, R., u. **Forke, A.,** Ostasiat. Studien. V, VII, 262 S. Mitt. d. Semin. f. orient. Spr. zu Berlin VI, 1.
Laufer, B., Religiöse Toleranz in China. Globus LXXXVI, 13, S. 219—220.
Leclère, A., La fête des eaux à Phnom-Penh. Bull. d. l'École franç. d'Extr.-Orient IV, 1—2, p. 120—129.
Lijsten en tabellen vermeld in de voorloopige mededeelingen over de verhouding van de Javaansche en de Balische Wajang poppen naar nanleiding van de opgave ontvangen van den Heer H. J. E. F. Schwartz. Not. v. h. Batav. Genootsch. v. Kunst. en Wetensch. XLII, 1, p. I—XVIII.
Longworth, Denes N., The Baloch race: a historical and ethnolog. sketch. London. Roy. Asiat. Soc. 20 S.
Meyer, A. B., u. **Richter, O.,** Das indonesische Webgestell. Globus LXXXVI, 10, S. 172.
Moschkoff, V., Mundarten der bessarabischen Gagausen, gesamm. u. übers. m. 2 Beilag. Text: X, XXXII, 343, 23 u. 114 S. Übersetzung: X, 346 S. Leipzig, Voß' Sort.
Mury, F., Populations de la Mandchourie et de la Corée. Rev. de géogr. Mai 1.
Niehus, H., Die Zuckerfabrikation der indischen Bauern. Globus LXXXVI, 10, S. 167—171.
Pelliot, P., Notes additionnelles sur la secte du lotus blanc et la secte du nuage blanc. Bull. d. l'École d'Extr.-Orient IV, 1—2, p. 436—440.
Pelliot, P., Deux itinéraires de Chine en Inde à la fin du VIII[e] siècle. Bull. d. l'École d'Extr.-Orient IV, 1—2, p. 131—413.
Pischel, R., Neue Bruchstücke des Sanskritkanons der Buddhisten aus Idykut-Fari, Chin.-Turkestan. 8 S. m. 3 Taf. Berlin, G. Reimer.
Revon, M., Le Shintoisme. Rev. de l'hist. d. relig. Janv.-Févr.
Rosen, K. v., Die Orientalin. Wartburgstimmen II, 10, S. 648—652.

Sachs, Th. B., Tuberculosis in the Jewish district of Chicago. Journ. of the Amer. und Assoc. Aug. 6.
Takakusu, S., La Sāṃkhyākarikā, étudiée à la lumière de la version chinoise (Introduct). Bull. d. l'École franç. d'Extr.-Orient IV, 1 u. 2, p. 1—65.
Thurnwald, R., Staat und Wirtschaft in Babylon zu Hammurabis Zeit. Jahrb. f. Nationalökonomie XXVII, 1—2.
Vernadet, Huit jours en Corée. Bull. d. l. Soc. de Géogr. d'Alger VIII, 1, p. 200—208.

Australien, Südsee.

Cameron, A. L. P., Notes on a tribe speaking the „Boontha Marra" language. Science of man. VII, 6, p. 91—92.
Dissel, J. S. A. van, Beschrijving van een tocht naar het landschap Bahaam [Niederl.-Neuguinea]. Tijdschr. van het Kon. Nederl. Aardrijks-Genootsch. Ser. 2. XXI, 5, p. 787—821.
Die Bewohner der westlichen Torresstraße-Inseln. M. 3 Abb. Globus LXXXVI, II, S. 177—181.
Edge-Partington, J., and **Joyce, T. A.,** Note on funerary ornaments from Rubiana and a coffin from Sta. Anna, Salomon Islands. Man, Sept., p. 129—131.
Fritz, G., Chamorro-Wörterbuch in 2 Teilen, auf der Insel Saipan, Marianen, gesammelt. V, 124 S. Berlin, G. Reimer.
Gray, H. St. G., Another type of „domestic idol" from Easter Island. Man, Oct., p. 148.
Leney, G. K., Aboriginal dialects and place names (Queensland). Science of man VII, 5, p. 72—76.
Rascher, *P.* **M.,** Erste Durchquerung Neu-Pommerns von der Mündung des Toriu nach Mandres am Weberhafen. Monatshefte zu Ehren U. L. Frau vom hlst. Herzen Jesu XXI, 7 (Juli), S. 295—304; 8 (August), S. 341—347; 9 (Sept.), S. 391—395.
Roth, W. E., Domestic implements, arts and manufactures. North Queensland ethnogr. Bull. 7 (34 S.).
Spencer, B., and **Gillen, F. J.,** The northern tribes of Central Australia. XXXV + 784. London, Macmillan.
Walker, Chritchett, Aboriginal place names. Science of man VII, 6, p. 88—90.

Afrika.

Bertholon, L., L'Année anthropologue Nord-Africaine 1903—1904. Rev. Tunis. 1904. (16 S.)
Bieber, Fr. S., Aus Äthiopiens Vergangenheit und Gegenwart. Pol.-anthr. Rev. III, 6, S. 359—370.
Crosson-Duplessix, Notes ethnographiques sur la côte d'Ivoire. Bull. d. Comité de l'Afrique franç. Juin.
David, Notizen über die Pygmäen des Ituriwaldes. M. 3 Abb. Globus LXXXVI, 12, S. 193—198.
Griffith and **Thompson,** The demotic magical Papyrus of London and Leiden. London.
Huguet, S., La valeur physique générale des indigènes Sahariens. Rev. d. l'École d'anthr. XIV, p. 263—282. 11 Fig.
Merker, M., Die Masai. Ethnogr. Monographie eines ostafrik. Semitenvolkes. M. 89 Fig., 6 Taf., 61 Abb. u. 1 Karte. XVI, 414 S. Berlin, D. Reimer.
Öhring, L. E., Die weiße Rasse in Ägypten. Pol.-anthr. Rev. III, 7, S. 414—419.
Petrie, Flinders, Animal worship in Egypt. Publ. of the Soc. of bibl. archaeol. XXVI, 3.
Seidel, A., Die Dualasprache in Kamerun. VIII, 119 S. Heidelberg, J. Groos.
Spieß, C., 40 Personennamen und 60 Sprichwörter d. Evher Togos und ihre Bedeutung. Mitt. d. Semin. f. orient. Sprach. z. Berlin VII, Abt. 3.
Velten, C., u. **Lippert, J.,** Afrikanische Studien. V, VII, 416 S. Mitt. d. Semin. f. orient. Sprach. z. Berlin VI, 3.

Amerika.

Breysig, K., Die Entstehung des Staates aus der Geschlechtsverfassung bei Tlinkit und Irokesen. Jhrb. f. Gesetzgebung. 2.

Cubas, A. G., Galindo y Villa, S. y Urbina, M., Mapa jeroglifico de la peregrinación de los Aztecas. Bol. del Mus. Nac. de México I, p. 333—341.
Dorsey, G. A., Traditions of the Osage. 60 S. Field Columb. Mus. publ. 88. Anthr. Ser. VII, 1.
Jones, W., Some principles of Algonquian word-formation. Amer. Anthropol. VI, 3, p. 369—11.
Léon, N., Los Tarascos. — Notes al estudio „Los Tarascos". Bol. d. Mus. Nac. de México I, p. 305—320, 321—333.
Léon, N., Un instrumento de suplicio de la época colonial inventado en México. Bol. del Mus. Nac. de México I, p. 342—343.
Matiegka, H., Über Schädel und Skelette von Santa Rosa (Santa Barbara-Archipel b. Kalifornien). M. 3 Tab. u. 16 Abb. i. Text. Stzb. d. K. böhm. Ges. d. Wiss. V, 8. Jan. 1904. (121 S.)
Preuß, Der Ursprung der Menschenopfer in Mexiko. M. 1 Abb. Globus LXXXVI, 7, S. 108—119.
Preuß, Der XIV. Intern. Amerikanistenkongreß in Stuttgart, 18.—23. Aug. 1904. Globus LXXXVI, 12, S. 199—202.
Rutot, Les Séries, d'après M. le marquis de Nadaillac. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, p. LXXX—LXXXII.
Schmidt, M., Aus den Ergebnissen meiner Expedition in das Schingùgebiet. Globus LXXXVI, 7, S. 119—125.
Steinen, K. v. d., Diccionario Sipibo. Abdruck der Handschrift eines Franziskaners mit Beiträgen zur Kenntnis der Panostämme am Ucayali. Berlin, D. Reimer. 128 S.
Stockum, A. J. van, Verslag van de Saramacca-expeditie [Suriname]. Hoofdstuk VI u. VII. Met kaartenillust. Tijdschr. v. h. Kon. Nederl. Aardrijksk. Genootsch. 2. Serie, XXI, 4, p. 651—721 u. 5, p. 822—878.
Zuccarini, C., Los exponentes psicologicos del caracter argentino. Evolución del gaucho al atrobante. Arch. de psiquiatr. y criminil. März-April.

IV. Urgeschichte.

Abbott, W. S. L., Stone implements from the frozen gravel of the Yenisei. Man, oct., p. 145—147.
Antze, G. Der diluviale Mensch in Europa. Polit.-anthr. Rev. III, 6, p. 345—350.
Anoutchine, L'archéologie en Russie. L'Anthropol. XV, 3/4, p. 351—358.
Apostolo, L., Sulle origine di Bellinzago Novarese. Gazz. d. Novara, p. 665—666.
Ardu-Onnis, E., Restes humaines préhistoriques de la grotte de San Bartolomeo, près Cagliari. L'Anthropol. XV, 3/4, p. 313—331.
Ausgrabungen auf der Stätte von Theben (Ägypten). Globus LXXXVI, 8, S. 140—141.
Bardou, L., et Bouyssonie, A., Monographie de la grotte de Noailles (Corrèze). Rev. de l'École d'anthr. XIV, p. 283—294. 8 Fig.
Blasio, A. de, Tombe preistoriche di Colle Sannita, Benevento. Boll d. Soc. d. natural. in Napoli XVIII.
Blümlein, C., Eine Reise am Pfahlgraben 1807. M. Abbildg. Mitt. d. Vereing. d. Saalburgfreunde, S. 103—106.
Boni, G., Bimbi romulei (tombe di bambini del sopelcreto nel Foro Romano). Nuov. Antologia. XXXIX, p. 577 ff.
Brown, Ch. E., The native copper ornaments of Wisconsin. M. Taf. 13—17. Wisc. Archeolog. III, 3, p. 101—121.
Broeck, van d., A propos de nouvelles fouilles exécutées dans la grotte de Remouchamps et de la découverte d'un collier préhistorique en coquilles d'origine étrangère. — Découvertes nouvelles à Furfooz. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. XXXV—XLIV u. LXXXII—LXXXIII.
Buschan, G., Die ältesten Bewohner der Schweiz im Kesslerloch bei Thayngen. Umschau VIII, 41, S. 803—808.
Bushnell, D. J., The Catokia and surrounding mound groups. Pap. to the Peabody Mus. III, 1.
Capert, La préhistoire égyptienne. Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, 7. (19 S.)
Capitan, Les débuts de l'art en Gaule. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. LXI—LXIV.

Cartailhac, E., Les anneaux-disques préhistoriques. L'Anthropol. XV, 3/4, p. 359—368.
Carter, H., and **Newberry, P.,** The tomb of Thoutmôsis. IV, VII, 150 S., m. Abb. u. 28 Taf. Leipzig, K. W. Hiersemann.
Černý, E., Das Renntier in Mähren. (böhm.) Pravěk II, p. 33—48.
Červinka, J. L., Über die neolith. Keramik in Mähren. (böhm.) Pravěk II, p. 60—68.
Chavero, A., El monolito de Coatlinchan. An. del Mus. Nac. de México I, 7, p. 281—305.
Claerhout, Les stations néolithiques de Pitthem. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. LXXV—LXXXI.
Claerhout, Les habitants de la station néolithique de Ter Heest. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, p. LXIV—LXVII.
Cumont, Exploration au point de vue du néolithique de quelques collines situées à la limite du Brabant, du Hainaut et de la Flandre orientale. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. XLV—XLVI.
Dahm, O., Antike Rauchpfeifen. Mitt. d. Vereing. d. Saalburgfreunde. S. 97—99.
Deyrolle, Sanctuaires à poteries pseudo-néolithiques et dolmen moderne en Tunisie. L'Anthropol. XV, 3/4, p. 373—375.
Droop, Fd., Die römische Festung Vetera am Rhein. Mitt. d. Vereing d. Saalburgfreunde, S. 101—103.
Doudou, E., Étude géologique et archéologique des environs d'Ombret. Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, 6. (10 S.)
Doudou, Notice sur la situation préhistorique de Flémalle-Haute. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. CXI—CXVI.
Flébus, Ces nouvelles recherches sur les briquetages de la vallée de la Seille. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. XXII—XXVIII.
Friedel, Das Königsgrab von Stubbenkammer. Der Tag. 391. 2. Beiblatt.
Galli, G. A., Tombe della 1ª età del ferro scoperto a S. Fermo in comune di Vergosa. Rev. arch. d. prov. di Como, p. 48—49.
Gatti, G., Notizie di recenti trovamenti di antichità in Roma e nel suburbio. Bull. d. commiss. arch. com. d. Roma XXXII, p. 75 ff.
Gatti, G., Scoperte recentissime al Foro Romano. Bull. d. commiss. arch. com. d. Roma XXXII, p. 174 ff.
Ghirardini, G., Gruppi di tombe atestine scoperto nel 1902. Bull. di paletn. ital. XXX, 4—6, p. 107—130.
Gottwald, A., Wohnstätte bei Domamyslitz. (böhm.) Časop. vl. sp. mus. in Olmütz XXI, p. 151—154.
Gottwald, A., Funde aus Prossnitz (Mähren). (böhm). Pravěk. II, p. 75—78.
Grempler, W., Die Bronzegeräte von Klein-Zöllnig. Beitr. z. Urgesch. Schles. II, S. 40—45.
Helmke, P., Die Altertumssammlung des Friedberger Geschichtsvereins und ihre Verwertung in der Schule. I. Die prähistor. Altertümer. 29 S., m. 4 Taf. Programm Friedberg.
Houzé, Les ossements humains d'Yortan Kelemto. — Ossements du cimetière franc de Villers-Devant-Orval. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. CVI—CXVI u. CXXXII—CXXXV.
Houzé, Ces ossements francs de Trivières (Hainaut). Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. XXIX u. XXX.
Hüsing, Nachträgliches zur Ophirfrage. Orient. Lit.-Ztg. S. 87.
Jacques, La question de l'homme tertiaire de Thenay, d'après MM. Mahoudeau et Capitan. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, p. XLIX—LVI.
Jahrbuch d. Kaiserl. Deutsch. archäol. Instituts. Register zu Bd. I—X, 1886—1895, bearb. v. Dr. Reinhold. III, 151 S. Berlin, G. Reimer.
King, G., Tertiary man. Tracing palaeolithic man in Australia and Tasmania before the glacial periods. Science of man VII, 5, p. 77.
Knies, J., Glockenförmige Gefäße (Zonenbecher) aus Klobouk und Schlapanitz bei Brünn. Pravěk II, p. 78—81.
Krause, E., Der Fund von Höckricht, Kr. Ohlau. Beitr. z. Urgesch. Schles. II, S. 46—50.
Krause, E., Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuere Vergleichsstücke. Mit 648 Abb. Ztschr. f. Fischerei. XI, 3. (168 S.)
Kučera, J., Bronzemassenfund von Drslavic. (böhm.) Pravěk. II, p. 48—60.

Lacau, P., Sarcophages, antérieurs au nouvel empire. I, 2, p. 169—238, m. 28 Taf. Leipzig, K. W. Hiersemann.

Lamprecht, H., Aufdeckung eines römischen Friedhofes zu Regensburg in den Jahren 1872—1874. 40 S., m. 4 Taf. Programm Regensburg.

Lehmann, S., Die Pfahlbauten der Gegenwart, ihre Verbreitung und genetische Entwickelung. 51 S., m. 14 Fig. u. 2 Kart. Diss., Leipzig.

Loë, de, La station préhist. belge-romaine et franque de le Tanne, com. d'Adinkerke (Flandre occid.). Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, 2. (8 S.)

Loë, de, et **Raeymaerkers**, Sur l'existence, aux environs de Tirlemont, d'un affleurement de blocs de quartzite du Landenien supérieur utilisés par l'homme aux âges de la pierre. — Le gisement des quartzites utilisés de Wommersom. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, p. XXI—XXIII u. XXXIII—XXXIV.

Loë, de, D'ossements provenant de la nécropole de Yortan Kélemto (Asie Mineure). Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. XCIX—C.

Magni, A., Notizie archeologiche della provincia di Como. Riv. arch. d. prov. di Como 48—49, p. 129 ff.

Magni, A., L'antico lago Eupili. Le armi di selce di Bositio. c. 4 tav. Riv. arch. d. prov. di Como 48—49, p. 3 ff.

Mayr, A., Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Sardinien. Globus LXXXVI, 8, S. 133—137.

Mertins, O., Steinzeitl. Werkzeuge u. Waffen in Schlesien. Beitr. z. Urgesch. Schles. II, S. 1—26.

Miller, A., et **Mortillet, A. de**, Sur un bandeau en or avec figures scythes découvert dans un Kourgan de la Russie méridionale. L'Homme préhist. II, 9, p. 273—284.

Mortillet, A. de, Les tumulus. Rev. de l'École d'anthr. XIV, p. 247—262. 6 Fig.

Muller, Présentation d'objets des époques du bronze et du fer trouvés en Dauphiné. 2 Taf. Bull. d. l. Soc. Dauph. d'ethn. XI, p. 48—62.

Munck, de, Sur quelques séries de silex paléolith. et néolith. recueillies dans le bassin de Paris. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, p. CXXIV—CXXVII.

Munck, de, Un nouveau gisement à silex Reuteliens découvert au lieu dit Beau-Vol (Mons-Havré). Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. CIII—CV.

Naue, J., Dr. Arthur J. Evans Ausgrabungen bei Knossus, Kreta. Präh. Blätt. XVI, 5, S. 65—70.

Orsi, P., Siculi e Greci a Caltagirone. Not. d. scavi, p. 65 ff.

Pallat, L., Das Kastell Holzhausen. (Der obergerm.-rät. Limes.) 43 S., m. Abb. u. 8 Taf. Heidelberg, O. Petters.

Patroni, G., Antichità del Vogherese. Note intorno alla raccolta Giuletti in Casteggio. — Antichità dei dintorni di Pavia. Boll. d. Soc. pavese di stor. pat. 1904.

Pauw, L. de, et **Hublard, É.**, Compte-rendu des fouilles pratiquées au Caillou-Qui-Bique à Angre (Hainaut). Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, 1. (16 S.)

Peabody, Ch., Explorations of mounds, Coahoma county, Mississippi. Pap. to the Peabody Mus. III, 2.

Pigorini, Pani di rame provenienti dall' Egeo scoperti a Serra Ilixi in provincia di Cagliari. Bull. di paletn. ital. XXX, 4—6, p. 91—107.

Pinza, G., Gabii et i suoi monumenti. Bull. d. commiss. arch. com. di Roma XXXI, p. 321 ff.

Piroschel, M., Nouvelles fouilles de tumulus aux environs de Salin (Jura). L'Anthropol. XV, 3/4, p. 297—312.

Puschi, A., Scavi di Nesazio. Atti e mem. d. Soc. istr. di arch. XIX, p. 266 ff.; L'Indipendente, Juli 1.

Puydt, M. de, Fonds de cabanes néolithiques du Niva et de Bassenge. — Notes sur quelques découvertes d'objets préhistoriques. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXIII. Mai 30.

Puydt, Fonds de cabanes néolithiques de la Hisbaye. Mém d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, 1, p. 1—23.

Reinach, S., La Crète avant l'histoire II. L'Anthropol. XV, 3/4, p. 357.

Rellini, U., Dell' officine neolitiche nell' Alta Marca. Bull. d. paletn. ital. XXX, 4—6, p. 85—90.

Rutot, A., Le gisement de Wommerson. — Sur l'existence de l'homme préquaternaire sur la crête de l'Artois. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX p. LVI—LIX.

Rutot, Instruments paléolith. réemployés à l'époque néolithique. Note sur un petit broyeur néolithique. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, p. CXLIV—CLIII.

Rutot, Étude géologique et anthropologique du gisement de Oergy (Seine-et-Oise). Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, 4. (57 S.)

Rutot, Les industries primitives. Défense des éolithes. Les actions naturelles possibles sont inaptes à produire des effets semblables à la retouche intentionelle. Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XX, 3 (68 S.).

Rutot, Sur les antiquités découvertes dans la partie belge de la plaine maritime, et notamment sur celles recueillies à l'occasion du creusement du nouveau canal de Bruges à la mer. Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, 2, p. 1—36.

Rutot, Sur un peson néolithique. — Nouvelles découvertes à Soignies. — Note préliminaire sur les silex palaeolithiques de la vallée du Nil. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, p. LIV—LV, LV—LVI u. CXLIX—CL.

Rutot, Ces „cailloux" de M. Thieullen. Mém. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles XXI, 3, p. 1-33.

Rutot, A., Essai d'évaluation de la durée des temps quaternaires. Bull. d. l. Soc. belge de géol. XVIII, p. 13—23.

Rutot, A., Sur la cause de l'éclatement naturel du silex. pl. I et II. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles, séance du 21. janv. 1904.

Rutot, A., Sur les gisements paléolithiques de Loess éolien de l'Autriche-Hongrie. Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles, séance du 28 déc. 1903.

Rutot, A., Note préliminaire sur les nouvelles découvertes faites aux environs de Ressaix, près Binche (Belgique). Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles, séance du 25 mai 1903.

Rutot, A., A propos du squelette humain de Gallevey-Hill (Kent). Bull. d. l. Soc. d'anthr. de Bruxelles, séance du 21 Janv. 1904.

Sarre, Frdr., Denkmäler persischer Baukunst. Lfg. 6. Berlin, E. Wasmuth.

Schliz, Neue Forschungen in der Gegend von Heilbronn. Korrespondenzbl. d. Gesamtver. LII, 9, S. 360—366.

Schlüter, W., Ausgrabungen in Jess und Wrangelshof. Sitzungsber. d. Gelehrt. Estn. Ges. f. 1903, S. XV—XVI.

Schötensack, O., Beiträge zur Kenntnis der neolithischen Fauna mit besonderer Berücksichtigung der Funde am Mittelrhein. Verhdl. d. Naturw.-med. Ver. Heidelberg VIII, 1. (118 S.)

Schumacher, Über Besiedelungsgeschichte und Straßenwesen Rheinhessens in vorrömischer und römischer Zeit. Korrespondenzbl. d. Gesamtver. LII, 9, S. 347.

Seger, H., Das Gräberfeld von Marschwitz, Kr. Ohlau. — Einige prähist. Neuerwerbungen. Beitr. z. Urgesch. Schles. II, S. 27—39 u. 51—58.

Seurat, L. G., Sur les anciens habitants de l'île Pitcairn. L'Anthropol. XV, 3/4, p. 369—371.

Smyčka, D. J., Tropfsteingrotten u. urgeschichtl. Funde in Lautsch (Mähren). (böhm.) Čas. vl. sp. mus. in Olmütz XXI, p. 141—151.

Šnajdr, L., Einige Bemerkungen zu Prof. Dr. Pičs Publikation über den Stradonitzer Burgwall. Čas. spol. přát. star. Prag XII, p. 1—5.

Stalin, G., Découverte d'un mégalithe à sépulture au Bernard (Vendée). — Grande hache en jadéite. — Vestiges gallo-romains à Mers (Somme). L'Homme préh. II, 9, p. 295—297.

Sticotti, P., Schiarimenti intorno al valore scientifico dei cimelii ritrovati a Nasazio. Atti e mem. d. Soc. Istr. di arch. XIX, p. 271 ff.

Taramelli, A., Esplorazioni archeologiche e scavi nel promontorio di S. Elia in prov. di Cagliari. Not. d. scavi, p. 19 ff.

Taramelli, A., Le importanti scoperte archeolog. di Nebida in prov. di Cagliari. L'Unione Sarda, Juli 11.

Thomas, L., Die Ringwälle im Quellengebiet der Bieber im Spessart. Korrespondenzbl. des Gesamtver. LII, 9, S. 314—320.

Thompson, Edw. H., Archaeological researches in Yucatan. Mem. of the Peabody Mus. III, 1. 20 S. m. 11 Abb. u. 9 Taf. Cambridge.

Weinberg, R., Prähistorische Feuersteine und der neolith. Mensch in Baltisch-Russland. M. 21 Abb. Globus LXXXVI, 14, S. 231—235.

Weinberg, R., Der erste Steinzeitschädel im Ostbalticum. Sitzungsber. d. Gelehrt. Estn. Ges. f. 1903, S. 82—85.

Weinzierl, R. v., Hervorragende Neuerwerbungen des urgeschichtlichen Zentralmuseums für Nordböhmen zu Teplitz. M. Taf. I u. II. — Die La Tène-Kultur im nordwestlichen Böhmen. M. Taf. II. Tätigkeitsber. d. Mus.-Ges. Teplitz 1903/04. S. 25—29 u. 31—37.
Windle, C. A., Remains of the prehistoric age in England. XV, 320 S. London, Methuen.
Wolff, G., Die Erforschung des römischen Heddernheim. Korrespondenzbl. d. Gesamtver. LII, 9, S. 320—328.
Zschiesche, Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung. M. 1 Karte u. 3 Taf. 35 S. Erfurt, Keysersche Buchhdlg.

C. Tagesgeschichte.

Alger. Der XIV. Orientalische Kongreß wird während der Osterferien zu Alger tagen. In das Programm werden sich sieben Sektionen teilen: I. Indien, arische u. ind. Sprachen. II. Semit. Sprachen. III. Muselm. Sprachen (arab., pers., türk.). IV. Ägypten, afrik. Sprachen; Madagascar. V. Extreme Orient. VI. Griechenland u. Orient. VII. Afrik. Archäologie u. muselm. Kunst. Beitrag beträgt 20 Fr. Präsident des Vorbereitungskomitees ist R. Basset, Direktor d. Hochschule; das Sekretariat befindet sich 46 rue d'Isly in Alger.

Berlin. Am 22. Oktober verstarb im 62. Jahre der Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. Max Bartels, der langjährige Schriftführer der Berlin. Anthrop. Gesellschaft und Verfasser von „Medizin der Naturvölker", „Das Weib" und anderer anthropologischer und ethnologischer Arbeiten.

Freiburg. Dr. Eugen Fischer, Privatdozent für Anatomie, einschl. phys. Anthropologie, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

Hamburg. Die Nederlandsche anthropolog. Vereeniging ernannte Prof. Dr. Thilenius zum korrespondierenden Mitgliede.

Kiel. Fräul. Prof. Dr. Johanna Mestorf, die langjährige Leiterin des Museums schleswig-holsteinischer Altertümer, erhielt vom Kaiser die kleine goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Leiden. An Stelle von G. Schlegel wurde auf den Lehrstuhl für Chinesisch J. J. M. de Groot berufen.

Leipzig. Am 1. April verstarb im Alter von 89 Jahren Prof. Otto von Böhtlingk, ein bekannter Sanskritforscher. — Am 9. August verstarb im Alter von noch nicht ganz 60 Jahren am Herzschlage Geheimrat Prof. Dr. Fr. Ratzel, der Verfasser der „Anthropogeographie" und der „Völkerkunde".

Neapel. An der Facoltà di lettere habilitierte sich Dr. Giov. Pinza als Dozent für Palethnologie.

Paris. Dr. Chervin wurde vom Ministerium des öffentl. Unterrichts zum Mitglied der Commission des voyages et missions scientif. et litér. ernannt.

Rom. An der Facoltà di lettere habilitierte sich Dr. Angelo Colini als Dozent für Palethnologie.

Stuttgart. Am 2. Aug. verstarb im Alter von 47 Jahren Prof. Dr. Sixt, Inspektor d. Kgl. Münz- u. Medaillensammlung, der Herausgeber der „Fundberichte aus Schwaben".

Santiago. Im Alter von 96 Jahren verstarb am 26. Juli Prof. Dr. Philippi, der Leiter des dortigen naturhist. Museums, der durch seine Forschungsreisen in das Innere von Südamerika auch der Ethnologie große Dienste geleistet hat.

Wien. Privatdozent Dr. R. Much wurde zum a. o. Professor d. german. Sprachgeschichte u. Altertumskunde a. d. Univers. ernannt.

Druckfehler.

Seite 312, Zeile 13 von oben streiche „Senegambien".

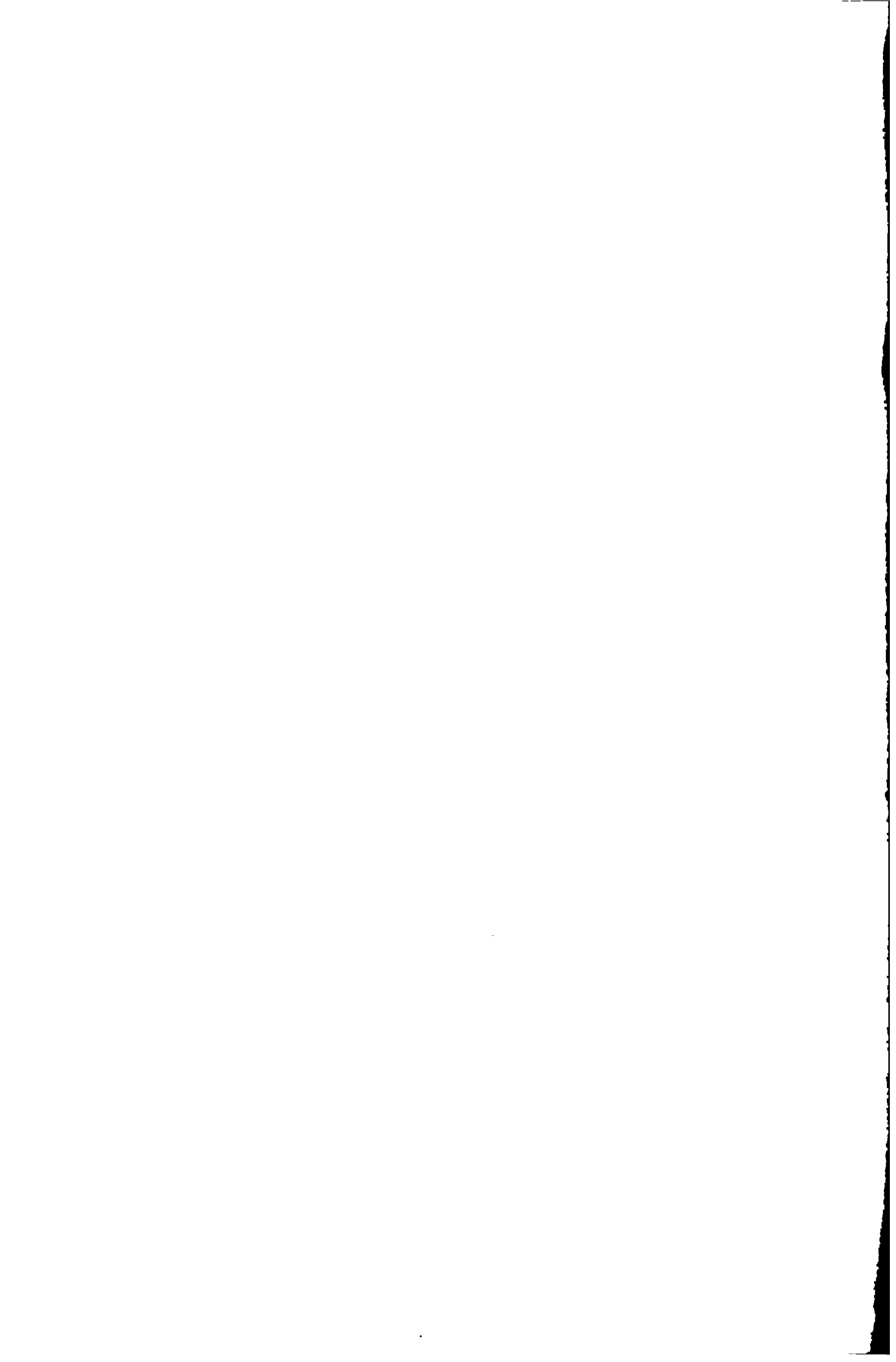
Register.

1. Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen bezeichnen die Seite.)

2. Sachregister.

3. Mitarbeiter-Verzeichnis.



ZENTRALBLATT

FÜR

ANTHROPOLOGIE

IN VERBINDUNG MIT

F. v. LUSCHAN * H. SEGER * G. THILENIUS

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG BUSCHAN

IX. JAHRGANG 1904

HEFT 1

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN

1904

Inhalt:

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt das Zentralblatt für Anthropologie seinen 9. Jahrgang. Der Inhalt des Blattes hat insofern eine Abänderung erfahren, als fortan die Originalarbeiten in Wegfall kommen werden, um dadurch noch mehr Raum für die Referate zu gewinnen. Das Zentralblatt tritt gleichzeitig zu dem im gleichen Verlage erscheinenden Archiv für Anthropologie, herausgegeben von Joh. Ranke und Georg Thilenius, in Verbindung, das seinerseits auf Referate und Zusammenstellung der Literatur verzichten und nur noch Originalarbeiten bringen wird. Beide Zeitschriften werden somit fortan einander ergänzen.

Noch mehr als bisher soll bei der Berichterstattung im Zentralblatt auf möglichste Schnelligkeit, Kürze und Objektivität Gewicht gelegt werden. Außer diesen Referaten der neusten Fachliteratur (Anthropologie im weitesten Umfange) wird das Zentralblatt die in früheren Jahrgängen bereits vorhanden gewesene, wegen Raummangels aber wieder aufgegebene Bibliographische Übersicht der allerneusten Literatur enthalten. Auch hierbei wird grundsätzlich weniger eine absolute Vollständigkeit, als vielmehr eine möglichste Schnelligkeit der Berichterstattung angestrebt werden. Zu diesem Zwecke ist eine Reihe neuer Mitarbeiter, im besonderen Forscher auf Spezialgebieten, gewonnen worden. Schließlich wird noch der Abschnitt „Tagesgeschichte", der bisher sehr beifällig aufgenommen wurde, die Leser über Ereignisse aus Fachkreisen, wie Todesfälle, Auszeichnungen, zu veranstaltende Kongresse usw., unterrichten.

In allen diesen Bestrebungen bitten wir uns durch Einsendung von Sonderabzügen, Mitteilungen usw. gütigst unterstützen zu wollen. Alle Einsendungen sind an den zuletzt Unterzeichneten (Stettin, Friedrich Carlstraße 7) zu richten.

Die Herausgeber:

Felix v. Luschan. Hans Seger. Georg Thilenius.

Georg Buschan.

☞ Diesem Hefte liegen bei: Ein Prospekt von **Gustav Fischer** in **Jena**, betr. **„Natur und Staat"**. — Ein Prospekt von **Erwin Nägele** in **Stuttgart**, betr. **„Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie"**. — Ein Prospekt von **Friedr. Vieweg & Sohn** in **Braunschweig**, betr. **„Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun"**.

ZENTRALBLATT

FÜR

ANTHROPOLOGIE

IN VERBINDUNG MIT

F. v. LUSCHAN * H. SEGER * G. THILENIUS

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG BUSCHAN

IX. JAHRGANG 1904

HEFT 2

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN

1904

Inhalt:

ZENTRALBLATT

FÜR

ANTHROPOLOGIE

IN VERBINDUNG MIT

F. v. LUSCHAN * H. SEGER * G. THILENIUS

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG BUSCHAN

IX. JAHRGANG 1904

HEFT 3

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN

1904

Inhalt:

ZENTRALBLATT

FÜR

ANTHROPOLOGIE

IN VERBINDUNG MIT

F. v. LUSCHAN * H. SEGER * G. THILENIUS

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG BUSCHAN

IX. JAHRGANG 1904
HEFT 4

BRAUNSCHWEIG
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN
1904

Inhalt:

ZENTRALBLATT

FÜR

ANTHROPOLOGIE

IN VERBINDUNG MIT

F. v. LUSCHAN * H. SEGER * G. THILENIUS

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG BUSCHAN

IX. JAHRGANG 1904

HEFT 5

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN

1904

Inhalt:

☞ Diesem Hefte liegt bei: Ein Prospekt von **Karl W. Hiersemann** in Leipzig, betreffend „Katalog 298. Praehistorik“.

ZENTRALBLATT

FÜR

ANTHROPOLOGIE

IN VERBINDUNG MIT

F. v. LUSCHAN * H. SEGER * G. THILENIUS

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG BUSCHAN

IX. JAHRGANG 1904

HEFT 6

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN

1904

Inhalt:

